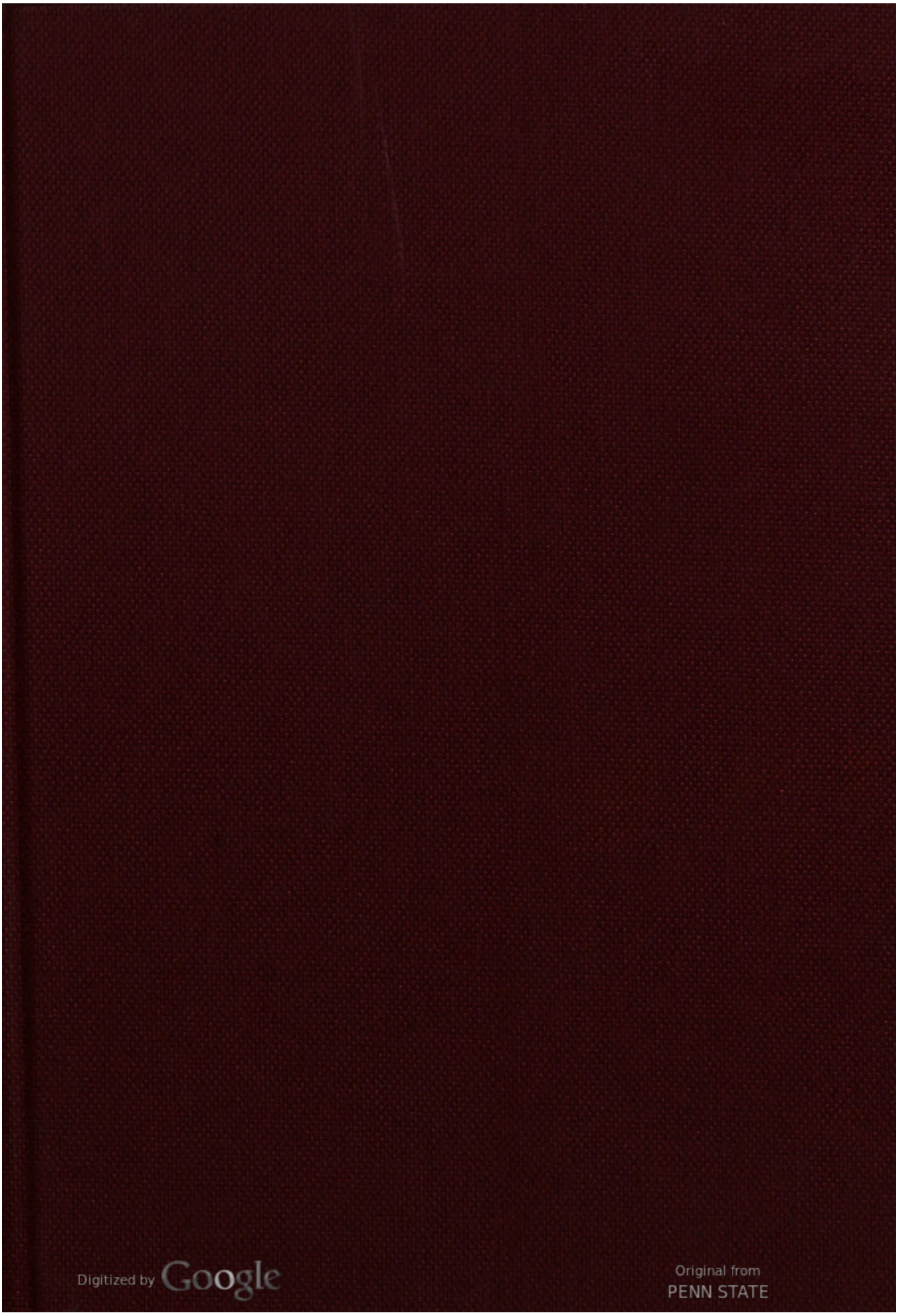

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-10-26 22:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Generated on 2019-10-26 22:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Generated on 2019-10-26 22:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

März

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-10-26 22:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

März

Halbmonatsschrift für deutsche Kultur

Begründet von Albert Langen

Herausgeber:
Ludwig Thoma, Hermann Hesse, Kurt Aram

Vierter Jahrgang 1910

Erster Band
(Januar bis März)

MÜNCHEN 1910

KRAUS REPRINT
Nendeln/Liechtenstein
1969

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Generated on 2019-10-26 22:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Reprinted by permission of Albert Langen Georg Müller Verlag GmbH, München
KRAUS REPRINT
A Division of
KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED
Nendeln/Liechtenstein
1969
Printed in Germany
Lessingdruckerei Wiesbaden

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Inhalt des ersten Bandes 1910

Hauptteil

Politik

	Seite
Hermann Bahr, Österreichisches, 7	260
Eduard Bernstein, Ein Staatsmann der deutschen Sozialdemokratie	121
Alexis Freiherr von Engelhardt, Das bedrängte Finnland	254
Karl Figdor, Pest, Hunger und die Briten in Indien	383
Paul Frühauf, Deutsche Eisenbahngemeinschaft	12
Conrad Haußmann, M. d. R., Die englischen Wahlen	169
Die geeinigte Volkspartei	412
Wolfgang Heine, Das Wahlgesetz des Philosophen	332
Dr. Heinrich Hutter, Die preußische Wahlrechtsvorlage	249
Friedrich Naumann	409
Anna Lindemann, Die verheiratete Beamtin	374
Oskar Müller, Die deutsche Regierung in Elsaß-Lothringen	426
Friedrich Payer, Zur Jahreswende	1
G. H. Perris, Die Bedeutung der englischen Wahlen	176
Was wird König Eduard tun?	341
Otto Persius, Der württembergische Personaladel	220
Camille Piccioni, Luftschiffe und Völkerrecht	99
Graf Posadowsky, Innere Reichspolitik	329
Dr. Heinz Potthoff, M. d. R., Beamtenpflichten und Staatsbürgerrechte	417
Ludwig Thoma, Der Dreier	7
Die Affäre Oldenburg	252
An einen Freund	338

Volkswirtschaft

Otto Corbach, Kiel und Tsingtau	17
Dr. Hans Träger, Innere Kolonisation	207

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seite

Wissenschaft

Dr. James Baumann, Schulwege 205
Hans Dominik, Schöpfungstrümmer 293
Richard Hennig, Hypnotische Suggestion und Verbrechen. . . 49, 146
Professor Lassar-Cohn, Die Ausnutzung des Stickstoffs der Luft und ihre Bedeutung für die Zwecke der Landwirtschaft . . . 467
Robert Lewin, Jesus und die Monisten 361
Monistische Rassezüchtung 459
E. Lund, Akklimatisierungs- und Züchtungsversuche im stellinger Tierpark 41
Dr. Julian Marcuse, Zur Psychologie der Wunderheilungen . . 215
Carl Vogt, „Weltanschauungen“ 89, 183, 305

Kunst und Kultur

Albin A. Baeumler, Impressionismus 140
H. von Beaulieu, Die Dame 451
Heinrich Driesmans, „Modernistische Klöster“ 289
Hermann Hesse, Schweizer Bürgerhäuser 108
Gute neue Bücher 281
Der junge Dichter 441
Robert Hessen, Hundert Sorten Realismus 61
Norbert Jacques, Hamburger Märztagebuch 444
Bernhard Ihringer, Basler 25
Eugen Kalkschmidt, Kopie und Reproduktion 54
Dr. phil. Karl Nötzel, Vincent van Gogh 369
Jakob Schaffner, Basel und die Basler 201
Ein katholischer Outsider, Das entweihte Mysterium oder Christentum und Sexualität 134

Erzählungen

W. Berenstam, Im Feuer der Verteidigung 224
Willy Rickmer Rickmers, Die Anbetung der Hirten . . . 68
Jakob Schaffner, Der Bote Gottes, . . 29, 112, 189, 268, 350, 431

Gedichte

Alfons Paquet, Die Wolkenfahrt, ... 301

Generated on 2019-10-26 22:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Illustrationen

Fünf Abbildungen zu dem Artikel „Akklimatisierungs- und Züchtungsversuche im Tellinger Tierpark" von E. Lund 41 bis 48
Drei Abbildungen zu dem Artikel „Schweizer Bürgerhäuser" von Hermann Hesse . . . . . 108 bis 110
Zwei Abbildungen zu dem Artikel „Die Ausnutzung des Stickstoffs der Luft und ihre Bedeutung für die Zwecke der Landwirtschaft" von Professor Lassar-Cohn . . . . 468 bis 472

Rundschau

Politik

Anna Baader, Mutterschaftsversicherung und Säuglingsschutz . . . 482
Otto Corbach, Die Zukunft Chinas 231
Moderne Kolonialpolitik 314
Neoslawismus 394
Hermann Gottschalk, Die Reaktion in Hessen 480
Gustav Hein, Politisches Elend 155
L., In memoriam! 479
v. S, Türkisches 395
Ferdinand Tönnies, Preußische Reformen 391
Friedrich Freiherr von Treuberg, Marokkanische Gedanken und algerische Erinnerungen 150
Albrecht Wirth, Die Yankees 312
Wittkopp, Kanada und die britische Seemacht 312
Die Fremden in China 474

Wissenschaft

Erhard, Farbenlehre 396
Frithjof, Vom Niedergang der politischen Geschichtschreibung . . . 157
Rudolf Wassermann, Nietzsche und die Geschichte 484
Professor Dr. Wilhelm Weygand, Fürsorge für schwachsinnige Kinder 233

Kunst und Kultur

Edgar Steiger, Aus dem münchner Theaterleben 75
Theaterfasching 315
Rob. Stiassny, Der akademische Nachwuchs 153

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Glossen

	Seite
Post festum	79
Nobelpreise	79
Glossen zur Kriminalpolitik	81
Schlagende Wetter in Zechen und in der Justiz	83
Der Nibelungen-Obelisk	84
Des Knaben Wunderhorn	85
Gedichte einer Toten	86
Goldene Worte	86
Aristophanes in München	87
Urteil	158
Nochmals die Nobelpreise	159
Im Lichte der Sterbekerze	159
Im Jahrhundert des Kindes	160
Pressesensationen	161
Westöstliche Dichtungen	161
Eine saubere Schulreform	163
Eine Rarität	164
Vom Nuntius bis zum akademischen Senat	165
Betrogene Betrüger	167
Bibliothekssteuern	168
Spreekosaken	238
Bagatellen zum „Fall Kattowitz“	239
Die schwarze Krankheit	240
Von der neuen Astrologia	241
Ars mihi non tanti est!	243
Die Hochzeit des Mönches	244
Nochmals Wahrmund	245
Baron de Schoen	247
Titelunfug und Prägnanz	247
In Mecklenburg approbiert	248
Preußische Imponderabilien	317
Kaiserlegenden	319
Veradelte Bürger	321
I. N. R. I.	322
Der unheilige Gral	322
Wilhelm Busch in der literarhistorischen Mausefalle	324
Charles de Coster	325
Otto Julius Bierbaum †	325
Blinder Eifer schadet nur!	326
Prüfungswitz	327
Gargantua und Pantagruel	328
Der heilige Maulkorb	398
Protest	400
Gespräche mit Goethe	401
Auch eine Demonstration	402
Die Borowska	403
Die Toilette der Theaterdamen	404
Sprüche und Widersprüche	406
Die Religionsprüfung	406
Münchener Französisch	407
Von der geistigen Mittelstandsbewegung	408
Die moderne Tarnkappe	486
Die offenen Fenster am Schlosse zu Berlin	488
Im Namen der Vernunft	489
Der Dreißigjährige	490
Umfragen	491
Der Rezensent	491
Das Zölibat der Lehrerin	492
Der verfolgte Khan	494
Das Unmögliche auf der Bühne	495
Schultyrannen in Österreich	496
Trauerkunde	496

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zur Jahreswende / Von Friedrich Payer

Das Jahr 1909 wird in der innern Entwicklungsgeschichte des Reiches eine Bedeutung haben, die weit darüber hinausgeht, was zunächst in die Augen sticht. Das deutsche Volk mag sich freuen, daß in dieses Jahr der erste aussichtsreiche Ansatz zu einer wirklichen Gesundung unserer heillos verwirrten politischen Zustände fällt.

Eine klägliche Zersplitterung und gegenseitige Zerfleischung der liberalen Parteien, die ganz unfruchtbare Oppositionshaltung der Sozialdemokratie und die Taktik des Zentrums, das zwar nach wiederholten, fast eidesstattlichen Versicherungen keine konfessionelle Partei ist, aber von jedermann mit seltner Hartnäckigkeit als eine solche angesehen wird, haben es zusammen fertiggebracht, daß die unter dem beherrschenden Einfluß des altpreußischen Junkertums stehenden Konservativen seit Jahrzehnten für die innre Politik des Reiches ausschlaggebend waren. Das mag an sich befremden, da das preußische Volk schon in den sechziger Jahren aus guten Gründen trotz dem Dreiklassenwahlrecht die preußischen Konservativen so in den Hintergrund gedrängt hatte, daß nach dem bösartigen Witzwort die konservative Fraktion in einer Droschke hätte zum Landtag fahren können. Inzwischen aber hatten die kriegerischen Ereignisse der Jahre 1864 bis 1871 die Herren wieder hochgebracht, höher als je, weil ihr beherrschender Einfluß sich nun auf ganz Deutschland erstreckte.

Sie verstanden es, ihre kriegerischen Verdienste — die ihnen so wenig abgesprochen werden sollen, wie man der klanglosen, aber oft mit mehr Mühe und Entbehrungen errungenen Verdienste der andern Kriegsteilnehmer vergessen darf — aufs zweckmäßigste zu fruktifizieren. Mit respektvoller Subordination blickten der Soldat und hinter ihm drein die von Jahr zu Jahr sich militärischer fühlende Bevölkerung zu den Trägern der stolzen Namen auf. Diese sonnten sich in der Gunst der Kaiser, deren einzig treue Vasallen sie sich nannten. Je höher in dem besitzenden Bürgertum allmählich die Wertschätzung der Reserveoffizierstellung stieg, um so mehr verlor dieses das Gefühl

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der eignen Bedeutung gegenüber den gebornen Vertretern der Offiziersaristokratie. Die Träger von vornehmen Namen, Orden und Titeln, gesellschaftlich gut erzogen, stiegen in der Schätzung, als zunehmender Reichtum auch in bürgerlichen Kreisen das Bedürfnis der Repräsentation durch üppige Häuslichkeit und verschwenderische Geselligkeit erweckte.

Zu diesen Momenten kamen andre sehr realer Art. Die preußische Verwaltung war von den Konservativen in Erbpacht genommen worden, die einiger kleineren Staaten nicht minder. Die höchsten Stellen im Reich, im Heer wie im Zivildienst, blieben selbstverständlich für sie so gut wie reserviert. Die deutschen Bauern glaubten unter dem Einfluß des Bundes der Landwirte — merkwürdigerweise, aber hartnäckig — im preußischen Großgrundbesitzer den einzig wahren Vertreter der kleinbäuerlichen Landwirtschaft zu finden. Alle Elemente aus dem Mittelstand, die das Heil für diesen in reaktionären Maßregeln erblickten, schlossen sich mit richtigem Instinkt den Konservativen an; auch die oft wenig reinlichen kleineren Bewegungen, wie die antisemitische, nahmen diese nachsichtig unter ihre Protektion.

Das vom Landrat mit oder gegen den Willen der Regierung klug und rücksichtslos unterstützte Wahlglück blieb ihnen treu, und Ende 1906 standen sie auf dem Höhepunkt ihres Einflusses: politisch hatten sie im Reich, und in Preußen erst recht, abgesehen von dem ihnen abgerungnen Vereinsgesetz, den Fortschritt zum Stillstand gebracht, den Rückschritt angebahnt; wirtschaftlich hatten sie die Nation zum Vorteil verhältnismäßig weniger, zu denen in erster Linie sie selbst zählten, mit fast unerschwinglichen Lasten beschwert.

Sie haben in der Tat Grund, sich über den Fürsten Bülow zu beklagen, daß er sie aus dem sichern Port der stillen Macht zwischen die Klippen der Blockpolitik hinauswarf. Nun wagte man es, weil es schon nicht anders ging, Ansprüche auch an sie zu stellen: zuerst sollten sie ein freies Vereins- und Versammlungsrecht schaffen helfen, dann kam die Ankündigung, daß das preußische Wahlrecht, das sicherste Bollwerk ihrer Bedeutung, wenn auch in bescheidnen Grenzen, eben doch moderniſiert werden solle, und schließlich verlangte man auch noch von ihnen, sage von ihnen, daß sie Steuern zahlen sollten wie ein gewöhnlicher Bürgerlicher. Sie fühlten, von ihrem Standpunkt aus mit Recht, daß es so nicht länger fortgehen könne, und sie ließen es auf die Entscheidung ankommen. Sie gewannen nach

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

heißem Ringen die Schlacht, sie brachten den Mann, der ihnen solche Zumutungen gemacht hatte, zu Fall, aber sie verloren dabei den Boden unter den Füßen.

Ihre Macht beruhte bei den durchschnittlich etwa fünfzig Sitzen, über die sie im Reichstag verfügten, auf der Fügsamkeit der deutschen Regierung, auf der Zerfahrenheit der linksstehenden Parteien, auf der etwas spießbürgerlichen Überschätzung der hohen Herren durch das Publikum und auf der mißbräuchlichen Ausnützung der bäuerlichen und mittelständlerischen Bewegung. Die Regierung haben sie zur Verzweiflung gebracht, die liberalen Parteien rücken einander näher als je, und bei ihnen wie bei den Sozialdemokraten wächst das Verständnis für ein taktisches Zusammengehen aller links Stehenden; der Respekt in der Bevölkerung ist angesichts der gar zu deutlich gewordnen Rücksichtslosigkeit erloschen, und Kleinbürger und Kleinbauern fühlen entsetzt, wie die Lasten drücken, die ihre seitherigen Gönner ihnen unbarmherzig auferlegten, um sich selber zu schonen. Dazu tritt die allgemeine Erbitterung über die Zentrumspolitik, — eine Bewegung, deren Stärke die Wahlen von 1907 bewiesen haben, und die sich nun unmittelbar, womöglich noch verstärkt, gegen die Konservativen als die jetzigen Bundesgenossen und Geschäftsführer des Zentrums richtet.

Es wäre ein Irrtum, anzunehmen, daß diese ganze Veränderung nur auf die Abstimmung über das Nachlaßsteuergesetz zurückzuführen sei. Das ist so wenig richtig, als wenn jemand annehmen wollte, der Grund für den Kampf, den im Dezember 1906 Regierung und Volk gegen das Zentrum aufnahmen, habe allein in der Abstimmung des Zentrums über die Rückberufung unsrer Truppen aus Südwestafrika gelegen. Derartige Anlässe lassen nur an das Tageslicht treten, was längst unter der Decke vorbereitet war.

Auch was jetzt gegen die Konservativen im Gange ist, bereitet sich seit langem vor. Durchschlagend zu Ungunsten der Konservativen ist schon, daß im politischen Leben neue Generationen an die Stelle deren getreten sind, die, aufgewachsen unter dem Eindruck der deutschen Siege und der Gründung des Reichs, nur zu willig die Notwendigkeit einer fortschreitenden innern Entwicklung des Volks den Rücksichten auf äußere Macht und äußere Erfolge unterordneten. Den jetzt an die Reihe kommenden Politikern imponiert weniger, was vor vierzig Jahren geschehen ist; ihr Idealismus und ihre

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Energie wenden sich, angesichts der gegen außen befestigten Machtstellung des Reichs, dem Ausbau des Innern, der Erfüllung der liberalen und sozialen Forderungen zu.

Der Bauer merkt, daß hohe landwirtschaftliche Zölle allein für ihn das Heil noch nicht bedeuten: wohl steigt der Preis aller landwirtschaftlichen Produkte, nicht minder aber auch der aller andern, die öffentlichen Lasten wachsen unter dem Einfluß der Zollpolitik ins Unerhörte, und die künstliche Steigerung der Grundstückpreise durch Maßnahmen der Gesetzgebung bedeutet zwar für den ersten Besitzer ein Geschenk, kann aber schon für den zweiten zur drückenden Last werden. Der Kleinbauer kann sich der Einsicht nicht länger verschließen, daß die Interessen des Großgrundbesitzes andre sind als die seinigen, und daß im Konfliktsfall die andern vorgehen. Er hat das Vertrauen zu seinen bisherigen Führern verloren.

Auch das gewerbliche Kleinbürgertum ist allenthalben — und das tut nach den Berichten über den konservativen Parteitag der Partei am wehesten — stutzig geworden: die Erfahrung hat gezeigt, daß der Handwerkerstand sich gut halten kann, aber nicht durch staatliche Maßregeln und Flickversuche allein, sondern in erster Linie durch verbesserte Ausbildung, Ausnützung des Genossenschaftswesens und Anpassung an die sich stets ändernden Verhältnisse, — lauter Mittel, die im konservativen Rezept keine Rolle spielen.

Entscheidend aber ist die Haltung der Kreise, die man unter der Bezeichnung Handel und Industrie zusammenzufassen gewöhnt ist. Die Welt, voran unsre Konkurrenten auf dem Weltmarkt, weiß, was die Angehörigen dieser Kreise technisch und kommerziell in den letzten Jahrzehnten geleistet, wie sie unsern Handel und unser Großgewerbe mit in die vorderste Reihe gestellt haben. Damit war aber auch zumeist ihre Tätigkeit erschöpft, Zeit für andre Dinge blieb ihnen kaum; und es galt als Kennzeichen eines tüchtigen Geschäftsmannes, der Politik, überhaupt dem öffentlichen Leben, fernzubleiben. Selten, daß man sich auch nur die Mühe gab, die Interessenvertretungen mit den Fähigsten zu besetzen. Lieber arbeitete man unter der Unbill einer einseitig agrarischen Gesetzgebung, als daß man sich bemühte, sie zu verbessern. Und jetzt? Die Organisation und Tätigkeit des Hansabundes zeigen am besten, wer sich jetzt gegen die konservative Wirtschaftspolitik erhoben hat, in welcher Richtung, mit welchen Mitteln und mit welcher Aufopferung gearbeitet wird.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nicht in letzter Linie ist endlich der berufnen Hüter der geistigen Schätze der Nation, der Gelehrten, zu gedenken. Auch sie beginnen, erschreckt durch den erwiesenen innren und äußren Zusammenhang zwischen den Konservativen und den Klerikalen, besorgt um die geistige Entwicklung der Nation, sich ihrer Führerrolle im Kampf um Bildung und Fortschritt wieder bewußt zu werden.

Alle diese einzelnen Gegnerschaften könnten aber die Konservativen vielleicht noch ertragen. Was ihnen verhängnisvoll werden muß, sind die geistigen Fäden, die sich, und zwar jetzt zum erstenmal, zwischen allen diesen verschiednen Bewegungen anzuspinnen begonnen haben. Jede fühlt, daß der Kampf gegen Vorrechte, die in der preußischen Tradition und Verwaltung einen so starken Boden haben, nur durch gemeinsame Arbeit erfolgreich werden kann.

Politisch sind die Linksliberalen im Begriff, sich aus ihrer Zersplitterung auf Grund eines Programms, dem das Zeugnis eines besonnenen und doch entschiednen Fortschritts mit Recht wohl kaum versagt werden kann, zu einer stärkeren und einflußreicheren Einheit zusammenzuschließen. Weite Kreise erwarten diesen Augenblick, um sich am politischen Leben zu beteiligen. Zwischen den Links- und den Nationalliberalen, die das einseitig agrarische Fahrwasser verlassen haben, sind die Beziehungen wesentlich besser geworden; noch nie war auf beiden Seiten das Gefühl einer gewissen Zusammengehörigkeit so stark wie jetzt. Und selbst die Sozialdemokratie wird nach menschlichem Ermessen dem Kampf der Liberalen, wenn er sich gegen die Konservativen und Klerikalen richtet, wohl weniger Hindernisse bereiten als bis jetzt. Das alles kann man aus jeder Kundgebung der letzten Monate entnehmen.

Wirtschaftlich ist es dem Hansabund gelungen, Handel und Gewerbe, die Großen wie die Kleinen, zu einer einheitlichen Kampforganisation zusammenzufassen, die sich gegen die ausschließliche Berücksichtigung der Interessen Einzelner wendet und das gleiche Maß von Rücksicht für Alle beansprucht. An ihn lehnt sich im Bauernbund die Vereinigung der Vertreter der Landwirte, die die Befriedigung ihrer Interessen gleichfalls nicht auf Kosten der übrigen, sondern nur im Einklang mit der Allgemeinheit suchen.

Das Hoffnungsreichste in allen diesen Erscheinungen aber ist, daß sie alle mit bürgerlichem Geiste durchtränkt sind, nicht im Gegensatz gedacht zu dem Geiste der arbeitenden Klassen im engeren Sinne, sondern im Gegensatz zu

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dem Herrengeiste, der sich besser dünkt als die gewöhnlichen Staatsbürger, allüberall Bevorzugung vor diesen in Anspruch nimmt und so recht eigentlich der Ausdruck der preußisch-konservativen Weltanschauung ist. Dieses Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Nichtbevorrechteten ist es, was uns bisher vor allem gefehlt hat; das ist es, was die Lauen tätig, die Säumigen pflichtbewußt macht. Ihm entspringt es, wenn auf den Versammlungen des Hansabundes unter dem Beifall der Repräsentanten unserer Geschäftswelt das Gelöbnis abgegeben wird, daß die Ideale des deutschen Bürgertums, seine geistigen Bestrebungen nicht minder hochgehalten werden sollen als seine wirtschaftlichen. Wie früher der waffenfähige Bürger, wenn Kampfluft wehte, sich seines Wertes erst recht bewußt wurde, so holt jetzt im Gefühl dieser Zusammengehörigkeit mancher seinen so lange zur Seite gestellten Bürgerstolz, etwas verstaubt zwar, aber gut erhalten, hervor und freut sich, daß er und seinesgleichen jetzt nicht weniger gelten sollen und wollen als die Angehörigen der seither bevorzugt gewesenen Klassen.

Die Bewegung hat zweifellos mit Macht angesetzt; und wenn auch niemand in die Zukunft blicken kann: mehr als ein Grund spricht dafür, daß sie Erfolg haben wird. Das Zentrum ist für die Konservativen ein zwar starker, aber verhängnisvoller Bundesgenosse. Anders als sonst im Ansturm der Parteien gegeneinander, wo der Unterliegende von heute der Sieger von morgen sein kann, liegen in diesem Kampf die Dinge: nicht eigner Kraft, um wenigsten der Kraft ihrer Ideen, verdanken die Konservativen ihre vorherrschende Stellung, sondern der geschichtlichen Entwicklung, die sie weniger durch ihre Leistungen als durch ihre persönliche Einwirkung auf die maßgebenden Stellen über andre emporhob. Ihre Zahl ist klein, und ihre Macht kann in dem Lande des allgemeinen Stimmrechts nur so lange währen, wie eine gewisse Pietät, Duldsamkeit und Zaghaftigkeit der Andern vorhalten. Haben sie ihre Stellung einmal preisgeben müssen, kann man sich höchstens äußere Ereignisse als Grund einer Wiedereinsetzung vorstellen.

Und endlich hat die Bewegung Aussicht, weil sie auf dem richtigen Weg ist: was sie erstrebt, die Gleichberechtigung aller, die Beseitigung bestehender, wenn auch nicht verbriefter Vorrechte, ist eine gerechte und demokratische Forderung, die durch die Programme der schärfsten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Radikalen wie durch die der mildesten Liberalen läuft. Das zwanzigste Jahrhundert hat mehr Sinn und Verständnis für demokratische Forderungen als die letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts. Nicht bloß in Deutschland. Wenn schon die demokratische Axt an die Wurzel des englischen Oberhauses, des heiligsten der konstitutionellen Heiligtümer, gelegt wird, — weshalb sollte es dem norddeutschen Feudaladel anders gehen? Er hat sich selbst demaskiert und muß die Folgen tragen.

Ewig kann er seine Stellung ohnedies nicht wahren. Die Kraft des demokratischen Gedankens ist stärker. Ein Volk, das allgemein und richtig lesen und schreiben gelernt hat, muß im Lauf der Zeit seinen eignen Wert erkennen, und dann wird es im ganzen immer demokratisch denken; besitzt es dazu noch das allgemeine Wahlrecht, so wird es im Laufe der Zeit auch demokratisch handeln.

Es ist für den Freund des Fortschritts ein gutes Zeichen, daß die Vorbereitungen für den Wahlkampf in zwei Jahren, der entscheiden soll, ob künftig Zentrum und Konservative miteinander Herr sein sollen oder die andern, schon jetzt so kräftig einsetzen.

Der Dreier / Von Ludwig Thoma

Eine Verfügung des bayrischen Justizministers von Miltner hat berechtigtes Aufsehen erregt und viele Staatsdiener in hohe Bestürzung versetzt. Es sollen Juristen, die das Staatsexamen mit Note III bestehen, nicht mehr als Richter angestellt werden, und diese Bestimmung soll rückwirkende Kraft haben. Das heißt: einer großen Anzahl von Leuten sollen Aussichten, die sie nach bisherigem Brauche hegen durften, mit einmal genommen werden.

Sogar in der Kammer der Reichsräte, wo man Heftigkeiten vermeidet, ist die Neuerung als hart und unbillig verurteilt worden; und man kann sich in der Tat kaum eine rechte Vorstellung davon machen, wie viel Elend diese Theorie des Ministers über zahlreiche Familien bringt.

Herr von Miltner hat bei der Verteidigung seiner Maßregel den schön klingenden Satz ausgesprochen, daß ihm für die Rechtsprechung das Beste

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dem Herrengeiste, der sich besser dünkt als die gewöhnlichen Staatsbürger, allüberall Bevorzugung vor diesen in Anspruch nimmt und so recht eigentlich der Ausdruck der preußisch-konservativen Weltanschauung ist. Dieses Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Nichtbevorrechteten ist es, was uns bisher vor allem gefehlt hat; das ist es, was die Lauen tätig, die Säumigen pflichtbewußt macht. Ihm entspringt es, wenn auf den Versammlungen des Hansabundes unter dem Beifall der Repräsentanten unserer Geschäftswelt das Gelöbnis abgegeben wird, daß die Ideale des deutschen Bürgertums, seine geistigen Bestrebungen nicht minder hochgehalten werden sollen als seine wirtschaftlichen. Wie früher der waffenfähige Bürger, wenn Kampfluft wehte, sich seines Wertes erst recht bewußt wurde, so holt jetzt im Gefühl dieser Zusammengehörigkeit mancher seinen so lange zur Seite gestellten Bürgerstolz, etwas verstaubt zwar, aber gut erhalten, hervor und freut sich, daß er und seinesgleichen jetzt nicht weniger gelten sollen und wollen als die Angehörigen der seither bevorzugt gewesenen Klassen.

Die Bewegung hat zweifellos mit Macht angesetzt; und wenn auch niemand in die Zukunft blicken kann: mehr als ein Grund spricht dafür, daß sie Erfolg haben wird. Das Zentrum ist für die Konservativen ein zwar starker, aber verhängnisvoller Bundesgenosse. Anders als sonst im Ansturm der Parteien gegeneinander, wo der Unterliegende von heute der Sieger von morgen sein kann, liegen in diesem Kampf die Dinge: nicht eigner Kraft, um wenigsten der Kraft ihrer Ideen, verdanken die Konservativen ihre vorherrschende Stellung, sondern der geschichtlichen Entwicklung, die sie weniger durch ihre Leistungen als durch ihre persönliche Einwirkung auf die maßgebenden Stellen über andre emporhob. Ihre Zahl ist klein, und ihre Macht kann in dem Lande des allgemeinen Stimmrechts nur so lange währen, wie eine gewisse Pietät, Duldsamkeit und Zaghaftigkeit der Andern vorhalten. Haben sie ihre Stellung einmal preisgeben müssen, kann man sich höchstens äußere Ereignisse als Grund einer Wiedereinsetzung vorstellen.

Und endlich hat die Bewegung Aussicht, weil sie auf dem richtigen Weg ist: was sie erstrebt, die Gleichberechtigung aller, die Beseitigung bestehender, wenn auch nicht verbriefter Vorrechte, ist eine gerechte und demokratische Forderung, die durch die Programme der schärfsten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Radikalen wie durch die der mildesten Liberalen läuft. Das zwanzigste Jahrhundert hat mehr Sinn und Verständnis für demokratische Forderungen als die letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts. Nicht bloß in Deutschland. Wenn schon die demokratische Axt an die Wurzel des englischen Oberhauses, des heiligsten der konstitutionellen Heiligtümer, gelegt wird, — weshalb sollte es dem norddeutschen Feudaladel anders gehen? Er hat sich selbst demaskiert und muß die Folgen tragen.

Ewig kann er seine Stellung ohnedies nicht wahren. Die Kraft des demokratischen Gedankens ist stärker. Ein Volk, das allgemein und richtig lesen und schreiben gelernt hat, muß im Lauf der Zeit seinen eignen Wert erkennen, und dann wird es im ganzen immer demokratisch denken; besitzt es dazu noch das allgemeine Wahlrecht, so wird es im Laufe der Zeit auch demokratisch handeln.

Es ist für den Freund des Fortschritts ein gutes Zeichen, daß die Vorbereitungen für den Wahlkampf in zwei Jahren, der entscheiden soll, ob künftig Zentrum und Konservative miteinander Herr sein sollen oder die andern, schon jetzt so kräftig einsetzen.

Der Dreier / Von Ludwig Thoma

Eine Verfügung des bayrischen Justizministers von Miltner hat berechtigtes Aufsehen erregt und viele Staatsdiener in hohe Bestürzung versetzt. Es sollen Juristen, die das Staatsexamen mit Note III bestehen, nicht mehr als Richter angestellt werden, und diese Bestimmung soll rückwirkende Kraft haben. Das heißt: einer großen Anzahl von Leuten sollen Aussichten, die sie nach bisherigem Brauche hegen durften, mit einmal genommen werden.

Sogar in der Kammer der Reichsräte, wo man Heftigkeiten vermeidet, ist die Neuerung als hart und unbillig verurteilt worden; und man kann sich in der Tat kaum eine rechte Vorstellung davon machen, wie viel Elend diese Theorie des Ministers über zahlreiche Familien bringt.

Herr von Miltner hat bei der Verteidigung seiner Maßregel den schön klingenden Satz ausgesprochen, daß ihm für die Rechtsprechung das Beste

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gerade noch gut genug sei, und dem oberflächlichen Bewunderer einer Phrase kann damit gedient sein.

Wer sich aber mit der Sache eingehender beschäftigt, wird bald erkennen, daß eine Qualifikation der Richter nach der Examensnote in jeder Hinsicht von zweifelhaftem Wert ist; und daß ein Justizminister, der sich nur nach dem Ergebnisse eines vierzehntägigen Abschreibens seine Richter aussucht, nach der Schablone handelt, ja sich selber zwingt, höchst taugliche Leute auszusperren.

Die Tätigkeit zeigt jedenfalls besser als das Examen, ob jemand sich zum Richter eignet.

Man muß zunächst wissen, wie sich diese entscheidende Prüfung abspielt. Alljährlich im Dezember versammeln sich die bayrischen Rechtspraktikanten, die einen dreijährigen Vorbereitungsdienst erledigt haben, in den Kreishauptstädten, um binnen vierzehn Tagen eine entsprechende Anzahl von Aufgaben schriftlich zu lösen.

Schon vor Beginn des Examens ergeben sich schwer wiegende Unterschiede zwischen den Examinanden, die in einer großen Stadt, und denen, die auf dem Lande praktiziert haben.

Die Städter haben in einer Presse das Schema gelernt, nach dem die verklausulierten Fragen beantwortet werden, sie sind mit dem krausen Stil bekannt geworden, den die Korrektoren lieben, und sie können den Ereignissen unbefangner entgegensehen.

Zudem verfügen sie über reichhaltige Bibliotheken, was eine große Rolle spielt; sie haben auch gelernt, nachzuschlagen und mit ein bißchen andern Worten abzuschreiben. Die Handgriffe des Juristen, welche Tüchtigkeit und ehrliches Können vollauf ersetzen, sind ihnen vertraut.

Ein dritter Vorteil ist, daß sich verschiedne Herren zur Arbeitsteilung verabreden können, was wiederum der Examensnot viel von ihren Schrecknissen nimmt.

Der arme rusticus steht aller Hilfsmittel bar vor den verkünstelten Fragen, in denen er zu seinem Schaden mehr Weisheit sucht, als sämtliche Ministerialräte aufbringen können.

Er hat in den schlichten Prozessen der Bauerngerichte kaum mehr gelernt als Formalien; er weiß wenig oder nichts von den mechanischen Kunstgriffen, mit denen man die Aufgaben anfaßt, er hat nur die magern Bücher-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schätze eines ländlichen Gerichtes, Notars oder Rechtsanwaltes zur Verfügung, und er steht allein.

Natürlich weiß er, wie ungleich die Waffen sind, und er tritt darum befangen auf die Mensur.

Dann beginnt also diese allerwichtigste Prüfung, von der die Laufbahn abhängt.

Die Aufgaben sind ausgeteilt; zu dritt und viert blättern die präparierten Städter in den neuesten Kommentaren herum und finden als kluge Spatzen jedes Korn im Roßmiste der reichsgerichtlichen Entscheidungen. Es handelt sich ja nicht darum, selbst etwas Folgerichtiges zu denken; die eigentliche Kunst des Juristen, den feuchten Lehm auseinanderzutreten, muß hier zum erstenmal geübt werden, und wer aus einem kurzen Paragraphen lange Bandwürmer zieht, hat das Beste getan.

Der Korrektor lächelt gnädig, denn er sieht, daß der Examinand alle Fußangeln und Selbstschüsse vermieden hat, welche der Examinator in dem Gärtlein der Rechtsfragen aufgerichtet hat, und er sieht natürlich nicht, daß dies kein Kunststück ist, wenn drei oder vier ausgelernte Kommentardiebe dabei zusammengeholfen haben. Er schreibt womöglich die Note I über diese abgeschriebene Weisheit und schenkt damit dem Justizminister einen Roßkäfer für eine goldne Arbeitsbiene.

Dahingegen schwitzt der arme Bauernpraktikant mit redlichem Mühen, um Vernunft in dem Unsinn zu finden, der ihm vorgelegt worden ist.

Der Respekt, von dem er sich in keiner Presse freigemacht hat, hindert ihn, auf eine dumme Frage eine dumme Entscheidung des Reichsgerichts als Antwort hinzuschmieren. Er will eignes bieten und sieht bald ins Leere; und was er zuletzt zusammengekocht hat, serviert er ohne die lange Sauce, die dem korrigierenden Baalspriester immerdar die Hauptsache bleibt.

Dieser Prüfling mag noch froh sein, wenn ihm ein fetter Dreier über das Elaborat gemalt wird. Ungefähr im Mai des darauffolgenden Jahres kommt das Gesamtergebnis heraus, und da hat nun der Justizminister die nach Vierzehntelsteilen abgestufte Tüchtigkeit der heranwachsenden Rechtsgelahrtheit vor sich. Nur, wenn er vergißt, wie ers selbst gemacht hat, kann er darin die abschließende Qualifikation von jungen Männern sehen, die jetzt erst ins öffentliche Leben treten.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ich will gerne glauben, daß Herrn von Miltner das Beste gerade noch gut genug ist, aber auf dem Wege findet er es nicht.

Wir brauchen gerechte und kluge Richter, nicht Gelehrte. Selbst wenn man annehmen könnte, daß der Absud aus einem Dutzend Kommentaren den vollgiltigen Beweis für profundes Wissen liefert, wäre noch nichts für die Brauchbarkeit eines exzerpierenden Juristen dargetan.

Denn Menschenkenntnis, Lebenserfahrung, Wohlwollen, rasche Auffassung, Sicherheit, Ruhe sind Eigenschaften, die den guten Richter machen; das gelahrte Wesen steht im Bücherschrank, zusammengetragen von den viel zu Vielen.

Ein Mann von stätem Charakter und unbeirrbarem Rechtsempfinden bleibt als Richter auch dann noch preiswürdig und wertvoll, wenn er gegen die leipziger Infallibilität verstößt, indessen ein weltfremder Paragraphenfresser immer und überall ein Übel ist.

Gerade die Eigenschaften, die so oft den Konkurseinser machen, die in Relativsätze verschachtelte Eitelkeit, das mit Ziffern und Seitenzahlen belegte Besserwissen, die Sucht nach dem Absonderlichen, hindern einen Menschen, ein tüchtiger Richter im Volke zu werden.

Man muß dem Herrn Justizminister die haarsträubenden Geschichten nicht erst erzählen, die über unsre Einser im Schwange sind. Auch die nicht verbürgten zeigen zum mindesten, wie absprechend man über die Buchgelehrten urteilt. An ihrer Rechtsprechung kranken wir ja in Deutschland! Da ist ein Kasten angefüllt mit den Bänden der leipziger Auslegungskunst. In dreißig Jahren haben die Auserlesenen der Zunft so ziemlich über alles und jedes eine verworrne Erklärung abgegeben, haben in alle lebendigen Interessen des Volkes ihre abgestorbnen Ideen gelegt, haben nirgends gefördert, doch vielerorten gehemmt, haben niemals dem Rechtsempfinden des Volkes durch prägnante Sätze glücklichen Ausdruck gegeben, doch es mit verschlungnen Satzgedärmen erdrosselt. Auf einer Seite von Jakob Grimms Rechtsaltertümern steht mehr rechtsbildende Spruchweisheit als in den aberhundert Bänden der leipziger Rechtsprecher. Hätte ein gütiges Geschick unter diese argen Spintisierer einige Dreierjuristen geworfen, denen die Fähigkeit mangelt, aus jedem simpeln Begriffe Scharpie zu zupfen, dann hätten wir weniger Erklärungen, die aus dem Recht eine Geheimwissen-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schaft machen, und die deutsche Sprache wäre nicht auf den leipziger Satzbau heruntergekommen. Ein Justizminister kann heute sagen:

„Gott schütze mich vor meinen Einsern,
Vor meinen Dreiern schütz ich mich schon selber."

Wenn es ihm nur gelingt, die mit der besten Note prangenden Herren in die Isolierzellen des Ministeriums einzusperren, wo sie niemandem schaden können, dann mag er unter den übrigen brauchbare Leute heraussuchen.

Wenn Herr von Miltner den Grundsatz aufstellt, daß die dienstliche Qualifikation nichts und die Note alles gelten solle, schafft er ein unicum. Der richterliche Beruf wird das mit jedem andern gemeinsam haben, daß er seine Leute erst erzieht.

Die jungen Herren schreiben im Staatsexamen Schulaufsätze nieder über Formeln, deren Anwendung sie in der Vorbereitungspraxis kaum kennen gelernt haben; sie müssen darum, alle ohne Ausnahme, von vorn anfangen und lernen, die Gesetze anzuwenden, was nicht bloß schwieriger, sondern auch wichtiger ist, als sie zu kommentieren. Mancher kommt nun erst dazu, ein Wissen zu schätzen, das Leben gewinnt, und mit dem Interesse wachsen ihm Gewandtheit, Verständnis und Tüchtigkeit.

Binnen kurzem hat er in angewandtem Können jeden Brucheinser überflügelt und zeigt Eigenschaften, die sein Vorgesetzter und eigentlicher Lehrer rühmend anerkennt. Zudem reift erst jetzt sein Charakter aus; er legt ein paar leichtherzige Meinungen ab, wird ernst, gefaßt und pflichttreu und sieht im Richteramt die schwere Verantwortung, die ihm anhaftet.

Er unterscheidet sich vielleicht gerade darin rühmlich von dem eingebildeten Bücherwurm, der vom ersten Tag an die Lebenserfahrung seiner Vorgesetzten gering achtete.

Aber dem armen Dreier hilft alle Redlichkeit nichts mehr; er hat sich als Springinsfeld die Kappe verschnitten, indem er seinerzeit nicht alles zu finden wußte, was zehn Dumme über einen Paragraphen geschrieben hatten. Vielleicht gerade darum, weil er ein tüchtiger Kerl war, hatte er die zusammengestopselte Weisheit gering geschätzt, und weil er ein vernünftiges Deutsch schrieb, hatte er seine Arbeit nicht dem leipziger Gallimathias angepaßt.

Das macht den tüchtigen Mann für immer untauglich zum Richter in den Augen eines Ministers, dem das Beste gerade noch gut genug ist.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Deutsche Eisenbahngemeinschaft

Von Paul Frühauf

Der Reichstagsabgeordnete Bassermann hat in seiner groß angelegten Etatrede vom neunten Dezember dieses Jahres die im Reichstag noch niemals gehörte Aufforderung an Preußen gerichtet, in der jetzt brennenden Frage der deutschen Eisenbahnreform die Initiative zu ergreifen, auch wenn es selbst dabei Opfer zu bringen hätte. Ein Ruf, der in den weitesten Kreisen volles Verständnis und uneingeschränkte Zustimmung gefunden hat. Der Reichskanzler hat eine Erklärung darauf nicht abgegeben, und der Abgeordnete Bassermann wird die sofortige Abgabe einer solchen in diesem Falle auch nicht ohne weiteres erwartet haben. Dagegen erscheint es als eine dringende Aufgabe, diese jetzt ausstehende Erklärung der preußischen und Reichsregierung bei jeder Gelegenheit in Erinnerung zu bringen, denn ad Kalendas graecas verschieben läßt sich die Beantwortung dieser Frage nicht mehr. Wie heiß der Boden in der deutschen Eisenbahn- und Wasserstraßenpolitik allgemach geworden ist, beweist das mit Bassermanns Anfrage fast gleichzeitige Pronunziamiento, das Sachsen und Baden wegen des preußischen Schiffahrtsabgabenprojekts dem deutschen Volk unterbreitet haben. Schon im Interesse der allseitigen Beleuchtung darf man diesen beiden Staaten für die Betonung dankbar sein, die sie dem engen Zusammenhang jenes Projekts mit Tarifpolitik und Rentabilität der deutschen Staatseisenbahnen in ihren vortrefflichen Darlegungen gewidmet haben.

Noch eine dritte Erscheinung der letzten Monate verdient es, in diesem Zusammenhang erwähnt zu werden. Ein hoher badischer Eisenbahnbeamter, der durch seinen Dienst als badischer Delegierter zur preußisch-hessischen Eisenbahndirektion Mainz für ganz besonders eingeweiht in alle diese Fragen gehalten werden darf, Regierungsrat Endreß, hat diesen seinen Posten vor kurzem aufgegeben und ein Lehramt an der Handelshochschule

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mannheim übernommen, getrieben von dem Wunsche, in voller Unabhängigkeit für die von ihm vorgeschlagne deutsche Eisenbahngemeinschaft auf föderativer Grundlage öffentlich in Rede und Schrift einzutreten. Seine Vorträge über diesen Punkt sind in verschiednen süddeutschen Städten ausnahmslos beifällig aufgenommen worden und verdienen in der Tat die ernstlichste Beachtung.

Seine Vorschläge gehen dahin, daß alle süddeutschen Staaten — und wohl auch Sachsen — an Preußen mit der gemeinsamen Forderung herantreten sollen, unter Aufrechterhaltung der jetzigen Eigentumsverhältnisse eine deutsche Eisenbahngemeinschaft und als deren Organe einen Bundeseisenbahnrat mit zwanzig nichtpreußischen und neunzehn preußischen Stimmen, daneben ein deutsches Eisenbahnparlament aus Delegationen der sämtlichen Einzellandtage zu bilden und die Geschäfte dieser Gemeinschaft von einem Bundeseisenbahnamt aus Mitgliedern aller Bundesstaaten mit dem preußischen Eisenbahnminister an der Spitze führen zu lassen. Die Überschüsse, schlägt Endreß vor, sollen zunächst nach dem Maßstab der Durchschnittserträge der letzten fünf oder zehn Jahre, der Rest soll zur einen Hälfte unter Berücksichtigung des Anlagekapitals, zur andern Hälfte unter Berücksichtigung der geforderten Betriebsleistungen unter die Gemeinschaftsgenossen verteilt werden. Diese Vorschläge enthalten eine in großen, aber deutlich erkennbaren Umrissen gezeichnete Substanziierung der von Bassermann ganz allgemein aufgestellten Forderung, und sie ermöglichen glücklicherweise — was ihren größten Vorzug bildet — ein aufrichtiges und offnes Eintreten für sie vonseiten deren, welche die von Bismarck vor mehr als dreißig Jahren, leider vergeblich, geforderte Reichseisenbahn auch heute noch als die einzig ideale Lösung der deutschen Eisenbahnfrage betrachten.

Wenn Endreß der Meinung ist, daß Preußen sich solchen Vorschlägen gegenüber im Hinblick auf seine nationalen Traditionen nicht ablehnend verhalten werde, und wenn Bassermann die Hoffnung ausspricht, daß Preußen diesem Ziele zuliebe sich sogar zu Opfern werde bereitfinden lassen, so sprechen zugunsten solcher auf den ersten Blick sanguinischer Auffassungen sehr gewichtige Gründe, die nur den oberflächlich Urteilenden an dem endlichen Erfolg verzweifeln lassen dürften. Der künftige Ausbau der deutschen Wasserstraßen und die Einigung über die hierfür zu bringenden Opfer bilden neben der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nationalen Zusammenfassung des Betriebs der deutschen Eisenbahnen ein heute hochaktuelles Problem, dessen Lösung nur durch gleichzeitige Beantwortung beider Fragen in einer alle Teile gleichmäßig befriedigenden, zugleich mit Sinn und Wortlaut der Reichsverfassung in Einklang zu bringenden Weise erwartet werden darf. Die in der Eisenbahnfrage aus bekannten Gründen (höheres Anlagekapital infolge der Gebirgsbahnen, größere Entfernung von der See und die durch beide Ursachen bedingte geringere Rentabilität) schwächere Stellung Süddeutschlands gegenüber dem Norden wird erheblich gestärkt durch den Hinweis auf die Tatsache, daß Süddeutschland, und namentlich Bayern und Baden, das für ewige Zeiten unerschöpfliche Lager des größten Teils der täglich wertvoller werdenden Wasserkräfte bilden, welche die keineswegs unerschöpflichen Kohlenlager Norddeutschlands in wirksamer Weise zu ergänzen und vielleicht dermaleinst zu ersetzen geeignet erscheinen. Wir Süddeutschen kommen also auch nicht mit leeren Händen.

Nur im Rahmen einer nationalen Einigung über diese beiden großen Fragen dürfte es möglich sein, dem preußischen Schmerzenskind, den Schiffahrtsabgaben, die antinationalen Giftzähne auszubrechen. Der schlimmste dieser Giftzähne ist die durch nichts zu begründende Zumutung, daß die Beteiligten, anstatt nach gleichem und gerechtem Maß zu den Kosten des Unterhalts und weiteren Ausbaus unsres deutschen Wasserstraßennetzes wie bis jetzt herangezogen zu werden, künftig durch Anwendung des zentrifugal und dadurch antinational wirkenden Entfernungstarifs gezwungen werden sollen, Abgaben zu bezahlen, die im Verhältnis zur Entfernung von den Anschlußpunkten an die Weltverkehrsstraße, die hohe See, größer und dadurch für die seeentfernten oberdeutschen Bundesstaaten drückend bis zur Vernichtung ihrer Konkurrenzfähigkeit bemessen werden sollen. Kann man sich in Preußen entschließen, von dem verkehrsmörderischen Prinzip der Entfernungstarife abzugehen und zu einer alle Beteiligten gleichmäßig belastenden Zonen-, oder besser noch zu einer einheitlichen Portoabgabe überzugehen, so wäre dem Gedanken der Schaffung auch einer deutschen Wasserstraßengemeinschaft der Weg geebnet. Ihre Eingliederung in die vorgeschlagne Eisenbahngemeinschaft wie die Ausgestaltung einer auf der föderativen Grundlage der Reichsverfassung errichteten deutschen Eisenbahn- und Wasserstraßen-Verkehrsgemeinschaft werden damit in den Bereich der Möglichkeit gerückt,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und es könnte der die Grundlagen der Reichsverfassung erschütternde häßliche Streit, der jetzt zwischen den Einzelstaaten offen zum Ausbruch zu kommen droht, den aber im Keime zu ersticken jeder Vaterlandsfreund den glühenden Wunsch hegen muß, alsbald zu Grabe getragen werden.

Fragen wir nun, welche Faktoren in Betracht kommen, wenn dieser unser Volk täglich schwerer drückende Stein endlich ins Rollen gebracht werden soll, so darf der national und wirtschaftlich gewiß hochpolitische Charakter dieser Fragen nicht dazu verleiten, sich etwa nur an die eine oder die andre der politischen Parteien wenden zu wollen. Vor diesen Fragen verblassen glücklicherweise die Unterschiede der Parteien bis zur Unkenntlichkeit. Alle erscheinen hier gleichmäßig berufen, und einer jeden von ihnen wird es vertrauensvoll überlassen werden dürfen, ob und wann sie sich die Rolle der auserwählten zu übernehmen entschließen will. Mit besondrer Genugtuung wäre es sicherlich zu begrüßen, wollten die liberalen Parteien aller Schattierungen das Wort Bassermanns alsbald zum Anlaß nehmen, ihm in Form geeigneter Anträge sowohl im Reichstag als auch in den Einzellandtagen den erforderlichen Nachdruck zu verleihen. Von diesen erscheinen die badische und die sächsische Volksvertretung wohl vor allen berufen, ihre Stimme schon jetzt zu erheben.

Die Bedeutung und Tragweite der Schaffung einer „durchgreifenden Verbesserung und Erweiterung der bestehenden Verkehrswege zu Wasser und zu Lande", ferner „die gerechte Verteilung der Staatslasten unter sämtliche Erwerbsstände und unter die einzelnen nach Maßgabe ihres Besitzes und ihrer Leistungsfähigkeit", endlich die Vertretung des Grundsatzes: „bei einem etwaigen Gegensatz die nationalen Interessen allen einseitigen gewerblichen Interessen ohne weiteres und bedingungslos voranzustellen", — das sind die Grundsätze und Forderungen, von denen aus im vorliegenden Fall das deutsche Volk an die Arbeit zu gehen und Hand anzulegen haben wird, wenn es ihm mit der Erreichung des von uns allen mit Sehnsucht erhofften, bei seiner künftigen Verwirklichung mit Jubel und Begeisterung begrüßten Zieles ernst ist. Daran zu zweifeln, hat aber niemand mehr das Recht.

Nun finden sich diese Forderungen und Grundsätze wörtlich im Programm des über ganz Deutschland verbreiteten und mit sympathischen Erwartungen aufgenommenen Hansabundes enthalten, der es außerdem in seinem Programm „für seine Pflicht erklärt, über die Bedeutung von Gewerbe, Handel

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und Industrie im Staate, über ihre Stellung in der Gesamtwirtschaft, sowie über Inhalt und Charakter der für sie wichtigen Gesetzgebung in allen Schichten der Bevölkerung volle Aufklärung zu verbreiten, das erwerbstätige Bürgertum von der unabweisbaren Pflicht aktiver Mitwirkung an den Aufgaben des Staats zu überzeugen".

Im Hinblick auf diese zum erstenmal nach drei Jahrzehnten politischer und wirtschaftlicher Reaktion die Hoffnung und das Vertrauen auf endliche Wendung zu einer glücklicheren Zukunft in der Brust von Hunderttausenden erweckenden Worte darf heute an den Hansabund die Aufforderung gerichtet werden, seine verheißungsvollen Worte nunmehr in die erlösende Tat umzusetzen, für die Forderung Bassermanns, für die Schaffung einer einheitlichen, großzügigen deutschen Verkehrspolitik auf der ganzen Linie mobil zu machen und in die Agitation einzutreten.

Welche tiefgehende, die Massen eines Volkes unwiderstehlich mit sich fortreißende Wirkung die Agitation für eine Lebensfrage der nationalen Wirtschaftspolitik zu entfalten vermag, dafür bietet die Geschichte des deutschen Zollvereins, der wirtschaftlichen Grundlage des Deutschen Reiches, ein Beispiel, das gleichermaßen zu unser aller Kopf und Herzen spricht.

Kein Zweifel, daß auch heute wieder mit denselben Mitteln dieselbe Wirkung erzielt werden wird. Hat doch das schweizer Volk gezeigt, wie keine politische Bewegung, einschließlich der um die Verfassungsfrage, jemals zuvor und nachher die Wähler in Palast und Hütten bis in die abgelegensten Gebirgstäler hinein so intensiv ergriffen, jemals so ungeheure Ziffern der Wahlbeteiligung erreicht hat wie das um die Jahrhundertwende kühn geforderte und freudig gegebene Referendum für die Schaffung einheitlicher schweizer Bundesbahnen.

Der Hansabund setze es sich zum Ziel, das deutsche Volk zu einem Agitationsreferendum für Schaffung einheitlicher deutscher Verkehrspolitik zu rufen, und er wird sich als ein politischer Magnetberg erweisen, der alle Freunde nationaler Großtat mit unwiderstehlicher Kraft zu seinen Fahnen zieht.

Generated on 2019-10-26 22:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Kiel und Tſingtau / Von Otto Corbach

Auf der kieler Werft hat eine beſchämende Verderbnis geherrſcht. Mit Reichseigentum iſt in empörender Weiſe gewüſtet worden. Werte, die in die Millionen gingen, wurden verſchleudert. Es wurde geſtohlen und unterſchlagen, und eine Reihe von Beamten erwies ſich als unfähig, auch nur zu ahnen, daß die Verwaltung fortgeſetzt von geriſſenen Händlern in völlig geſetzmäßiger oder doch geſetzlich nicht faßbarer Form übers Ohr gehauen wurde.

Für all das hat der kieler Werftprozeß eine Fülle von unzweideutigen Beiſpielen an den Tag gebracht; und weil das nun gerichtsnotoriſch iſt, machen ſich die Zeitungen darüber her und verarbeiten es zu Leitartikeln voll zornigen Verlangens nach grundſtürzenden Reformen. Sollte jedoch nicht manches deutſche Blatt, das auf die Feſtſtellungen eines Königlichen Landgerichts gewartet hat, um ſeine Vorwürfe gegen die Oberwerftdirektion zu ſchleudern, ſchon viel früher Gelegenheit gehabt haben, jene an ruſſiſche Beiſpiele erinnernden Zuſtände aufzudecken? Denn warum pflegen in andern Ländern, wo es rührigere, findigere und mutigere Journaliſten gibt als bei uns, ſolche Dinge eher durch die Preſſe als durch Gerichtsverfahren enthüllt zu werden? Nur in Deutſchland fühlt ſich auch die Preſſe im allgemeinen als öffentliche Anklägerin niedrigeren Ranges im Vergleich zur Staatsanwaltſchaft; ſonſt würde ſie bei Prozeſſen, die die Allgemeinheit angehen, ſich nicht in der Regel mit der Ausrede, ſie wolle nicht „in ein ſchwebendes Verfahren eingreifen", um ein Urteil herumdrücken, bis der Spruch des Gerichtes vorliegt; denn das heißt unter Umſtänden warten, bis das Kind in den Brunnen gefallen iſt.

Unſer oſtaſiatiſches Schutzgebiet wird, wie die kieler Werft, vom Reichsmarineamt verwaltet. Kiel liegt gewiſſermaßen vor unſerer Tür, Tſingtau weit hinten im fernſten Oſten. Was in Kiel möglich war, kann doch in Tſingtau nicht unmöglich ſein, um ſo weniger, als die Gründung, Entwick-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lung und Verwaltung einer Handelskolonie Marinebeamten doch viel ferner liegen muß als der Betrieb einer Werft.

Eine unabhängige Zeitung, die im deutschen ostasiatischen Schutzgebiet erschien, die „Deutsch-Asiatische Warte", brachte im Oktober 1902 einen Artikel, worin gegen die Verwaltung der Kolonie die schwersten Anklagen erhoben wurden. Gegen den verantwortlichen Redaktör wurde vom Kaiserlichen Gericht in Tsingtau sofort ein Verfahren „wegen Beleidigung von Gouvernementsbeamten" eingeleitet. Er hatte für die völlig unabhängige Herausgabe des Blattes mit einer schanghaier Firma einen Vertrag abgeschlossen, der noch fast zwei Jahre hätte laufen sollen. Die Firma wurde jedoch veranlaßt, den Vertrag sofort für aufgehoben zu erklären, und bevor noch der Redaktör Gelegenheit gehabt hatte, seine Behauptungen als Angeklagter zu vertreten, wurde die einseitige Lösung vom Gericht als gültig anerkannt und jeglicher Entschädigungsanspruch verneint. Gleich am ersten Verhandlungstage im Strafverfahren konnte der Angeklagte schweres Geschütz auffahren. Er machte sich namentlich anheischig, durch Dutzende von Anträgen zu beweisen, daß tatsächlich in der Kolonie, wie er behauptet hatte, „Millionen durch amtlichen Ehrgeiz und Unverstand nutzlos verschleudert" worden wären. Für die zweite Sitzung lagen die Beweisanträge schriftlich vor. Jedoch bei ihrem Beginn erklärte der staatsanwaltspielende Referendar, der Kaiserliche Oberrichter, der die Verhandlung leitete, habe sich geirrt. Die Sätze, die sich auf Millionenverschleuderung bezögen, hätten garnicht inkriminiert werden sollen. Der Oberrichter gab zu, den Strafantrag falsch verstanden zu haben. Mehrere Beweisanträge des Angeklagten bezogen sich auf Bestechlichkeit und andre Untugenden gewisser Beamten. Daß es solche schwarze Schafe gebe, wurde nicht bestritten. Die in den Anträgen angerufnen Zeugen und Sachverständigen brauchten folglich garnicht erst geladen zu werden; und man begnügte sich damit, den Angeklagten wegen fahrlässiger Beleidigung, die in der Form seiner Ausführungen gefunden wurde, zu einer Geldstrafe von hundertfünfzig Mark zu verurteilen.

Der „Oberrichter", der diesen sonderbaren Prozeß leitete, war, bevor er nach Tsingtau kam, Amtsrichter in — Schwedt. Er war noch recht jung; seine Laufbahn hatte kaum begonnen, er hatte jedoch eine schon bejahrte Dame geheiratet, die Schwester eines Unterstaatssekretärs. Über das ungleiche

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Paar wurde in Tsingtau viel gelächelt. Nach dreijährigem Kolonialdienst kehrte der Oberrichter nach Deutschland zurück, um hier, ganz ungewöhnlich frühzeitig, bald Oberkammergerichtsrat und Landgerichtsdirektor zu werden.

In dem Urteil befand sich eine Stelle, wo es hieß, das Gericht sei zu der Überzeugung gelangt, daß der Angeklagte „kein auf Verleumdung ausgehender Zeitungsschreiber" sei, daß er habe „Mißstände aufdecken wollen". In um so merkwürdigerm Lichte mußte der frühere Gerichtsbeschluß erscheinen, durch den man dem Angeklagten seine Waffe, die Zeitung, aus den Händen wand, ehe der Strafprozeß verhandelt wurde.

Kurz bevor der besagte Anklageartikel erschien, hatte der Gouverneur des Kiautschaugebiets, Kapitän zur See Truppel, der inzwischen zum Admiralsrang aufgerückt ist, den Redaktör der „Deutsch-Asiatischen Warte" in Gegenwart seines ersten Adjutanten zu überreden gesucht, die Unabhängigkeit seiner Feder auf dem Altar einer Subvention zu opfern, die er jenem Blatte aus den Mitteln deutscher Steuerzahler verschaffen wollte.

Es gab damals schon manch einen in Tsingtau, den die kaufmännische Unfähigkeit der Verwaltung zum reichen Manne gemacht hatte; und nach der ganzen Art und Weise, wie mit einem Redaktör verfahren wurde, der eine solche Mißwirtschaft ans Licht der Öffentlichkeit zerren wollte, ist kaum anzunehmen, daß die Verhältnisse sich seitdem gebessert hätten.

Zu jener Zeit befand sich seit fünf Jahren an der Spitze der Bauverwaltung ein Beamter, dem die gröbsten Fahrlässigkeiten und Mißgriffe nachgesagt wurden. Er hatte den Titel Baurat, aber fast alles, was unter seiner Oberleitung gebaut wurde, erwies sich als Pfuschwerk. Der kleine Hafen, den er als Provisorium für den großen baute, erhielt eine Brücke, an der, kaum daß sie fertig war, die Fundamente und die Sockel der Pfeiler vom Seewasser fast gänzlich weggewaschen wurden, weil der Mörtel, der, nach Angaben des Baurats gemischt, dazu verwandt worden war, allen fachmännischen Regeln widersprach. Zudem war die Brücke an einer falschen Stelle angelegt, und man hatte, als man das einsah, das erste Projekt nur ausgeführt, weil sonst die damit betraute Firma ein Reugeld hätte beanspruchen dürfen. Die ganze Anlage, die Millionen kostete, hat nie dem Zwecke dienen können, für den sie bestimmt war. Einer Brücke, die der oberste Leiter der Bauverwaltung in der Außenbucht von Tsingtau bauen ließ, widerfuhr das

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Unglück, daß ein Pfeiler während eines Sturmes völlig unterwaschen wurde, weil er nicht richtig fundiert war. Von einer Riesenanlage, die Unsummen verschlang: der Regenwasserkanalisation in Tsingtau, behaupteten die verständigsten Leute, daß ihr praktischer Nutzen gleich Null sei. Unsinnig ist vor allen Dingen der ganz gewaltige Umfang der Siele, was auch in amtlichen Berichten nach Berlin nachträglich zugestanden wurde. Man entschuldigte sich damit, daß die Chinesen von unheimlichen Wassermengen erzählt hätten, die im Sommer von den Bergen zu Tal strömten. Nachher habe es sich herausgestellt, daß es damit so gut wie garnichts auf sich habe. Noch unsinniger war die Herstellung riesiger Sammelbehälter für Wasser, die zur Besprengung der Straßen dienen sollten. Sie sind, trotzdem sie Unsummen kosteten, nie dazu verwandt worden; Schmutz und Unrat haben sich in ihnen angesammelt. In der Bauverwaltung ging es überhaupt merkwürdig zu. Es ist vorgekommen, daß ein Unterbeamter einen Bau wegen schlechter Ausführung nicht abnehmen wollte, und daß dann der Abteilungsvorsteher, ein Regierungsbaumeister, die Abnahme vollzog.

Der große Hafen wurde von einem privaten Unternehmer, C. Vehring, gebaut. Zur Beaufsichtigung aber hatte die Bauverwaltung eine besondre Abteilung eingerichtet, mit einem Königlichen Bauinspektor an der Spitze, mit einem Werftbuchhalter, zwei Bauschreibern, zehn Technikern und fünfzehn Bauaufsehern. Dieser ganze Beamtenkörper hat aber kaum irgendwelchen, jedenfalls keinerlei geistigen, Einfluß auf die Ausführung der Anlage ausgeübt. Die Zeichnungen wurden durch einen von der Firma Vehring angestellten Ingenieur angefertigt, natürlich so, wie es deren Vorteilen entsprach. Bauinspektor Born, der Leiter der Hafenbauabteilung, setzte seinen Namen unter die Zeichnungen, und die gingen dann nach Berlin ins Reichsmarineamt. Bei den Zeichnungen für die Kaimauer fand man nun in Berlin heraus, daß die Entwürfe einseitig zugunsten des Unternehmers zurecht gemacht waren. Man schickte sie, gründlich berichtigt, zurück, und Bauinspektor Born ward kurz darauf, nach vierjähriger Anwesenheit in der Kolonie abberufen. Wozu hatten nun all die Jahre hindurch die zehn Techniker gedient, die bei der Hafenbauabteilung angestellt waren? Für Nebenarbeiten, Ausführung von Privatbauten und so weiter hatten sie stets Zeit gehabt.

Überhaupt: die Nebenarbeiten! In allen Büros der Bauverwaltung

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wurde ein Teil der Dienststunden damit ausgefüllt. Bei einem Regierungsbaumeister war es an der Tagesordnung, daß der eine oder der andre seiner Techniker, dem er eine Arbeit übertragen wollte, ihm erklärte, er sei für dringende Nebenarbeiten in Anspruch genommen. Der Vorgesetzte wandte sich dann an einen andern Untergebenen, wobei er unter Umständen wieder einen Korb bekam, so daß er es bei einem dritten versuchen mußte.

Im kieler Werftprozeß erklärte ein Assessor der Marine-Intendantur hochmütig, die kaiserliche Werft habe nicht in kaufmännischer Weise einen Gewerbebetrieb zu verwalten, sondern für eine schlagfertige Flotte zu sorgen. Daß dem Reichsmarineamt die Schlagfertigkeit der Flotte über alles gehen soll, versteht sich von selbst. Natürlich enthebt sie das keineswegs der Verpflichtung, dafür zu sorgen, daß in ihren Betrieben mit der Sorgfalt eines ordentlichen Kaufmannes gewirtschaftet werde und nicht auf Kosten der Steuerzahler Millionen verschleudert werden. In Tsingtau geht die souveräne Mißachtung kaufmännischer Erwägungen bei den Beamten aber noch viel weiter. Da stellt man sich auf den Standpunkt, daß man in Tsingtau für ein prächtiges, schneidiges Stadtbild zu sorgen habe, und nicht dafür, eine Kolonie mit den Mitteln deutscher Steuerzahler nach kaufmännischen Grundsätzen zu entwickeln. Dafür ein drastisches Beispiel: Ein Kaufmann in Tsingtau hatte die Absicht, sich an einer der Hauptstraßen ein dreistöckiges Wohn- und Geschäftshaus bauen zu lassen. Er ließ auch damit beginnen. Während des Baues trat aber eine wirtschaftliche Krise im ostasiatischen Geschäftsleben ein, die auch ihm starke Verluste brachte. Um seine flüssigen Mittel zu schonen, ließ er sein Haus zunächst nur zweistöckig mit flachem Dach ausführen und suchte dafür nachträglich die baupolizeiliche Genehmigung nach. Er erhielt darauf folgenden Brief:

Tsingtau, 3. November 1902

Herrn G. Landmann,

Hier!

Auf Ihr an die Baupolizei gerichtetes Gesuch vom 25. vor. Mon. erkläre ich mich damit einverstanden, daß Ihr Neubau an der Prinz Heinrichstraße in der jetzigen Ausführung als Provisorium bis spätestens zum 31. Dezember 1903 geduldet werden soll. Ist bis zu diesem Zeitpunkt das jetzt fehlende dritte

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Geschoß nebst hohem Dach gemäß den früher genehmigten Bauzeichnungen nicht mindestens im Rohbau fertiggestellt, so fällt nach der Verordnung betreffend den Landerwerb vom 2. September 1898, Ziffer 3, Absatz 4, das Eigentum an Ihrem Grundstück*) dem Gouvernement zu, welches Ihnen nur die Hälfte des von dem ersten Eigentümer gezahlten Kaufpreises zurückzahlen wird.

Der kaiserliche Gouverneur
in Vertretung:
(gez.) Hofrichter.

Man wird die Psychologie dieses Briefes völlig begreifen, wenn man überlegt, daß die amtlichen Denkschriften über die Entwicklung des Kiautschaugebiets, die auch den Reichsboten jährlich vor Beratung des Etats überreicht werden, immer sehr reichlich mit Bildern ausgestattet sind. Ein Bild von der Prinz Heinrichstraße, das ein Haus mit flachem Dach zeigt, müßte das ästhetische Gefühl des Betrachters verletzen, könnte also unter Umständen das günstige Vorurteil eines Reichstagsabgeordneten für das kolonisatorische Geschick des Reichsmarineamts beeinträchtigen. Die baupolizeilichen Vorschriften der Verwaltung Tsingtaus entsprechen überhaupt denen moderner Großstädte. Vom kaufmännischen Standpunkt aus ist das nie zu rechtfertigen gewesen. Ohne den Zwang zum Bau eines repräsentativen Gebäudes würde gleich im Anfang manches ostasiatische Handelshaus, das dort noch heute nicht vertreten ist, eine Zweigniederlassung in Tsingtau errichtet haben. Es wäre möglich gewesen, in einem kleinen, unansehnlichen, billigen Gebäude einen Vertreter unterzubringen, der abgewartet hätte, wie sich die Kolonie entwickeln würde. Wer sich in eine junge Kolonie begibt, will mit seinen Mitteln in erster Linie Geschäfte machen, nicht pomphaft wohnen. Hat er erst einige Jahre hindurch gut verdient, so stellt sich bei ihm von selbst der Wunsch ein, auch ein stattliches Wohnhaus zu besitzen. Ein Kolonist, der heute große Werkstätten, Schlossereien, Gießereien, eine Anstalt zum Bau von Booten und so weiter besitzt, konnte, als er, ein unansehnlicher, mittelloser Schlosser, zuerst nach Tsingtau kam, zunächst keine Stätte finden, wo es ihm erlaubt gewesen wäre, eine kleine Schmiede zu errichten. Er würde der

*) Selbstverständlich mit dem Gebäude. Anmerkung des Verfassers

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kolonie wahrscheinlich wieder den Rücken gekehrt haben, hätte er nicht ein Handschreiben des Prinzen Heinrich an den Gouverneur in der Tasche gehabt. Damit hatte es folgende Bewandtnis: Franz Oster, so hieß der Mann, hatte auf dem Kriegsschiff Wörth gedient, als Prinz Heinrich dessen Kapitän war. Er brachte es zum Marinegeschützmeister. Das letzte Dienstjahr führte ihn nach Ostasien, wo er nach Ablauf der Militärzeit im Jahre 1896 in Hongkong Beschäftigung fand. Im November 1897 erfolgte die Besitzergreifung Kiautschaus, aber die Gerüchte, die bald über die neue deutsche Kolonie an der Küste umliefen, waren wenig geeignet, an den älteren Plätzen ansässige Deutsche zu bewegen, dort ihr Glück zu versuchen. Es hieß allgemein, Zivilisten würden in der Kolonie nur geduldet; an den maßgebenden Stellen sehe man in Tsingtau lediglich einen Stützpunkt für die Marine. Deshalb dachte auch Oster nicht im entferntesten daran, nach Tsingtau überzusiedeln. Durch einen Zufall wurde jedoch im Jahre 1898 Prinz Heinrich auf seinen ehemaligen Marinegeschützmeister wieder aufmerksam. Er gewahrte, als er sich in Hongkong aufhielt, in einem Schaufenster eine wunderschöne Kunstschmiedearbeit, die, wie auf dem Etikett vermerkt stand, aus einer Schraube vom untergegangnen „Iltis" hergestellt worden war. Prinz Heinrich erkundigte sich nach dem Verfertiger, und man nannte ihm Franz Oster. Er erinnerte sich seiner sofort, suchte ihn auf und empfahl ihm, doch nach Kiautschau zu gehen, wo ein so tüchtiger Kerl wie er gewiß hoch willkommen sein würde.

Kurz darauf wurde Oster ein Empfehlungsschreiben des Prinzen an den damaligen Gouverneur des Kiautschaugebietes, Kapitän zur See Rosendahl, überbracht. Er hatte es jedoch garnicht eilig, der Aufforderung Folge zu leisten, sondern siedelte zunächst nach Schanghai über, wo er sich als Werkmeister in einer Baumwollspinnerei anstellen ließ. Etliche Monate später fuhr er, nachdem er vorher eine Aufklärungsreise unternommen hatte, mit den Materialien für eine Bretterbude, einigen Drehbänken, Bohrmaschinen und andern Werkzeugen nach Tsingtau. Ein Hotelbesitzer stellte ihm sein Grundstück für die fliegende Schmiede zur Verfügung. Kaum aber hatte der oberste Baubeamte, Baurat Gromsch, den Neuling am Schmiedefeuer entdeckt so erhielt dieser den baupolizeilichen Befehl, die Bude wieder abzubrechen und zu warten, bis ihm ein Platz dafür angewiesen würde. In der Bucht von

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Tsingtau lag damals ein Hulk. Kurz entschlossen verlegte Oster seine Werkstatt dorthin. Es dauerte, trotzdem er inzwischen das Handschreiben des Prinzen Heinrich vorgezeigt hatte, länger als drei Wochen, bis ihm ein ganz entlegnes Plätzchen „am Strandlager", bezeichnet wurde, wo er sein höchst verdächtiges und bedenkliches Handwerk ausüben durfte. Heute haben die Osterschen Werke wie gesagt eine stattliche Ausdehnung und genießen in ganz Ostasien einen ausgezeichneten Ruf. Ohne die persönliche Vermittlung des Prinzen Heinrich wäre es dem tüchtigen Mann aber kaum möglich gewesen, in Tsingtau überhaupt Fuß zu fassen.

Man müßte ein dickes Buch schreiben, wollte man auf die kaufmännische Unfähigkeit der Verwaltung des deutschen Schutzgebietes in Ostasien gründlich eingehen. Diese Verwaltung hat es, um nur noch ein Beispiel anzuführen, fertig gebracht, sich vertraglich zu verpflichten, für einen Zeitraum von fünfzehn Jahren ihren gesamten riesigen Bedarf an Ziegeln von einer einzigen Firma decken zu lassen. Für die ersten fünf Jahre wurde der ungemein hohe Preis von vierunddreißig Mark für das Tausend festgesetzt, obgleich der Marktpreis nie dreizehn mexikanische Dollar, etwa vierundzwanzig Mark überstieg. Für die folgenden je fünf Jahre sollte ein neuer Preis bestimmt werden, das heißt die mit der Lieferung betraute Firma hatte es in der Hand, einen beliebigen Preis festzusetzen.

Mit der Geschäftsführung der kieler Werft hat sich inzwischen der Reichstag befaßt und, nur etwas zaghaft, „Garantieen" dafür gefordert, daß in Zukunft keine solche Schlamperei mehr möglich sei, wie sie im Werftprozeß enthüllt wurde. Was Kiautschau anlangt, so wäre es natürlich am besten, wenn wir den Platz möglichst bald wieder an China abträten. Vielleicht sind die Chinesen heute noch geneigt, uns für das, was dort mit deutschem Gelde an dauernd Nützlichem geschaffen ist, einigermaßen anständig zu entschädigen. Die Millionen, die dort durch amtlichen Ehrgeiz und Unverstand nutzlos verschleudert wurden, werden sie uns aber sicher nicht ersetzen. Kann sich der Reichstag nicht dazu aufraffen, die Aufgebung unseres ostasiatischen Besitzes zu verlangen, so möge er wenigstens dafür sorgen, daß in Tsingtau ebenso wie in Kiel künftig eine wirklich kaufmännische Geschäftsführung eingerichtet werde.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Basler / Von Bernhard Ihringer

Wer in Basel für ein paar Stunden aussteigt, geht zum Münster, auf die „Pfalz", eine vorgeschobne Terrasse am Rhein, oder besucht Böcklin und Holbein im Museum, mit einem Seitenblick auf das Haus des Erasmus in der Rittergasse. Und setzt sich dann in den berner oder den Gotthardschnellzug. Er hat sich sein Urteil über Basel gebildet: eine sehr belebte Stadt, mit weniger alten Häusern, als man in einem alten Nest erwartet, mit sehr viel reichen Leuten und Seidenbandfabriken, mit ein paar Traditionen, anknüpfend an Amerbach, Oekolampad, Erasmus, Holbein, Nietzsche, Jakob Burckhardt und Böcklin. Im übrigen nicht sonderlich großstädtisch.

Wirklich, darin hat dieses schnell gesprochene und schnell erprobte Urteil Recht: von einer Großstadt hat Basel nichts, höchstens im Winter hat es ein wenig mondänen pariser Anstrich. Da kommen die reichen Dandys und Weltbummler auf ein paar Wochen „nach Hause", die sonst in Paris, Berlin und London die Schweiz nicht eben hervorragend vertreten. Ihr Erscheinen bringt einen gewissen „Odeur d'une fleur française" mit (wenn auch nur im Taschentuch), der sich bald auch der biedern Verwandtschaft mitteilt. Man hats ja dazu, und die Mama merkt allmählich, daß es wirklich nicht nötig ist, jeden Sonntag in St. Elisabethen mit der ganzen Schar heiratsfähiger Töchter den Worten des Herrn Pfarrers D. zu lauschen (namentlich, da er ja schon verheiratet ist). Sie wird also frivol und geht ins Museum, wo jetzt sogar nackte Bilder hängen, man denke! Vor ein paar Jahren gabs deshalb einen erklecklichen Skandal. Ja, wenn das Stadttheater schon wieder geöffnet wäre, ginge sie sogar in die „Lustige Witwe". So begnügt sie sich, die Töchter auf den Mittwochsmaskenball ins Kasino zu schicken, — natürlich nicht allein und schutzlos. Der Vetter X. aus Berlin geht mit und sorgt dafür, daß sie sich gut amüsieren.

Ist erst einmal Fastnacht herum, und die erste Märzensonne wärmt hie und da ein Veilchen, so beginnt Basel sich zu bekehren und Buße zu tun in

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sack und Asche. Wohl in keiner andern Stadt haben die Prediger ein so dankbares Osterpublikum. Die Kirchen füllen sich wieder, im Münster werden geistliche Oratorien aufgeführt. Der Lokalklatsch weicht allerhand erbaulichen Gesprächen über die Bekehrung der Neger an der Elfenbeinküste und über den Jahresbericht des Missionshauses. Stirbt um diese Zeit ein reicher Mann, so vermacht er sein Geld gewiß den neunhundertneunundneunzig Stiftungen, die den Bürger von allen Seiten wohltätig umstricken. Kommt dann die Zeit des Missionsfestes („Knöpfleschießet" genannt, weil viele biedre Schwaben daran teilnehmen; man kann sie auf der Freienstraße ihre Butterbrote verzehren sehen), so erreicht die Frömmigkeit ihren Höhepunkt und ihren Abschluß. Nach der Rückkehr aus den Sommerferien ist die Begeisterung schon sehr gekühlt. Höchstens die Debatte über „Reformer" und „Orthodoxe" erregt noch die Gemüter, namentlich wenn Pfarrerwahlen bevorstehen. Die alteingesessenen Familien sind natürlich fast alle streng orthodox, während die ziemlich scheel angesehenen Neuerer ihren Rückhalt an dem zugewanderten Neubürgertum haben.

Es ist merkwürdig, wie lebendig in Basel immer noch das religiöse Interesse ist, wie sehr es den einzelnen erregt und den Vereinigungen außerhalb der Landeskirche in die Arme treibt. Landeskirchen gibt es nur zwei: die reformierte und die christkatholische (das heißt altkatholische). Alle andern Kulte sind als Sekten geduldet, also auch die römisch-katholische Kirche. Die Folge ist, daß ihre Bekennerzahl ständig wächst, gerade wie die der Sabbatisten, Methodisten, Irvingianer, der Christian science, ja sogar der Mormonen. Es ist einfach alles vertreten: vom pietistischen Konventikel alten Stils bis zum Neubuddhismus. Daneben sorgen noch einige theosophische Gesellschaften für die Bedürfnisse solcher, die überhaupt und prinzipiell allen Kultgenossenschaften aus dem Wege gehen. Ja, so stark ist das Bedürfnis nach Sonderung und Spaltung in dieser alten Reformationsstadt, daß neulich ein Redner im Großen Rat den Antrag auf Trennung von Kirche und Staat damit begründete, daß das Interesse der Gebildeten an der Landeskirche fortdauernd im Schwinden sei und diese sich daher möglichst bald selbständig machen solle. Dies in einer Zeit, als die Heilsarmee vier bis fünf Unterkunftshäuser besaß, zu einer Zeit, wo die Traktätchenverkäufer der Sabbatisten von Haus zu Haus gingen. Aber ist das denn so wunder-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bar? Wirkte doch in Basel jahrelang Franz Overbeck, der Freund Nietzsches, als Theologieprofessor, ein Mann, der dem Christentum so kühl und kritisch gegenüberstand, wie nur einer, dem es nicht mehr und nicht weniger bedeutete als Wissenschaft, — nüchterne, jeden Gefühlsnymbus entkleidete Überlegung.

Nietzsche nannte einmal, während er als junger Professor der Philologie in dem altersgrauen Haus am Rheinsprung lebte und die Welt mit „unzeitmäßigen Betrachtungen" bestürmte, den Boden von Basel „vulkanisch". Es war mehr als ein Scherzwort. Durch die Jahrhunderte hindurch geht die Kette aller deren, die einmal der öffentlichen Meinung Feindschaft angesagt und doch in Basel ein Asyl gefunden hatten, die Kette großer Neuschöpfer und Neuerer auf allen Gebieten, von Sebastian Franck bis auf Böcklin. Aber freilich: diese „Unzeitgemäßen" waren nicht begünstigt und geschützt durch die Gunst der basler Stadtherren. Gott bewahre, so genial darf man sich die guten Basler nicht vorstellen; die sind in ihrer überwiegenden Mehrheit so philiströs, wie nur eine alteingesessene ehrsame Bürgerschaft sein kann. Sie haben Böcklin im Karnevalzug verspottet, geradeso, wie sie jetzt den Genfer Hodler verulken. Unter ihrem Schutze ist das ödeste Mittelmaß in der bildenden Kunst großgezogen und im Museum alles bemuttert worden, was keinen Funken Kraft und Saft hatte. Den Offiziellen ist das Miserabelste gerade gut genug; Beweis: die läppischen Reklamen der Schokoladefirma Caillers, mit der man den neuen Bundesbahnhof verunzieren ließ. Kein Reisender versäume es, sie sich anzusehen; dort hängt die offizielle Kunstfreundlichkeit der Basler an der Wand. Was aber immer wieder siegreich durchgebrochen ist, gegenüber allen offiziellen Versalbungsversuchen, und was vielleicht gerade deshalb so gedeiht, weil es von allen Seiten unterdrückt wird: das ist der geniale Trieb, der die geistige Geschichte der Stadt so reizvoll gestaltet hat und die philiströse Außenseite fast vergessen läßt.

Treitschke schrieb einmal seinem Freund Overbeck etwas von einem „Schmollwinkel", zu dem sich die Universität Basel allmählich entwickelt habe. Es war damals, als Wackernagel eben gestorben war und Nietzsche seine ersten Schriften in die Welt gesandt hatte. Nun, heute ist der Schmollwinkel nicht mehr so schmollend. Sehr viele Dozenten begannen ihre Laufbahn auf reichsdeutschen Universitäten, wenn auch das auf dem Philologentag gefallene

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wort vom „Kaninchenstaat" manche abgeschreckt hat. Im übrigen sind Sanftmut und Bescheidenheit zwei Tugenden, ohne die ein Universitätslehrer in Basel schwerlich auskommt, wenn er nicht gerade ein Herkules an Grobheit ist und die Presse im Sack hat. Das gilt namentlich für die Herren Kunsthistoriker, die dort sonst kein langes Leben haben. Es gibt nämlich da Leute, die neben ihren Gratiskollegia noch Traktätchen für die innre Mission schreiben und doch das Recht zu haben glauben, dem jeweiligen Ordinarius durch Quertreibereien das Leben sauer zu machen. Da braucht man sich wahrlich nicht zu wundern, wenn andre so schnell wie möglich wieder davon zu kommen suchen. Die famose Münzkabinettgeschichte ist ja auch in deutschen Blättern genügend besprochen worden; auch sie ist ein schöner Beweis dafür, was ein Mann in Basel zu erwarten hat, wenn er einer gewissen Klicke nicht um den Bart zu gehen versteht.

Als vor einiger Zeit ein neues Besoldungsgesetz für die Universitätslehrer im Großen Rat durchgesprochen wurde, verlangte ein Redner, daß endlich einmal der Einfluß eingedämmt werde, den einige Familien auf die Besetzung der Lehrstühle ausübten. Damit war öffentlich der Finger auf die Wunde gelegt, die seit Jahrzehnten am Leib der basler Universität zehrt und den Aufschwung verhindert, den sie nach ihrer Lage und Vergangenheit längst hätte nehmen können. Immer noch gehen die deutschen Studenten zehnmal lieber nach Zürich, Bern oder Lausanne als nach Basel, obwohl sie hier in Punkto Lebensweise nicht schlechter und vor allem billiger fahren. Die Ursache dieses stillschweigenden Verrufs liegt eben darin, daß man nicht versteht, tüchtige Leute zu halten, und sich bei den bescheidensten Forderungen aufs hohe Pferd setzt. „Wir leben in einer Republik," heißt es sofort, wenn irgendein Universitätslehrer eine Berücksichtigung seiner besondern Lage verlangt. Wagt er es, öffentlich mit ein paar Worten Kritik zu üben, so macht man ihn sofort durch ein Verfahren wegen „Verleumdung" mundtot. Daß diese Zustände ein Hohn auf die akademische Freiheit sind — nicht minder, als die liebevolle Hätschelung von Leuten, „die's nicht nötig haben" und auf Gehalt verzichten —, ist klar.

Aber nicht immer und überall wird der republikanische Standpunkt so gehütet. Wenigstens wüßte ich kaum eine Stadt, wo die sozialen Gegensätze zwischen Patriziertum und bürgerlichem Proletariat so klaffend wären,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wie in Basel. Da stehen an der Spitze so zehn bis fünfzehn Familien, die ihren phänomenalen Reichtum meist der Seidenindustrie verdanken; ihnen zur Seite treten einige zweihundert weitre, die heute noch in Handelsgeschäften engagiert sind, zum Teil Franzosen, die sich hier behaglich festgesetzt haben. Die beiden Gruppen schließen sich zusammen und wachen gewiß eifersüchtiger über ihrer „splendid isolation" als irgendeine alte Dynastie mit soundso vielen Ahnen. Durch Heiraten hinüber und herüber wird das ererbte Vermögen hübsch zusammengehalten; ein Outsider würde da vergebens versuchen, Bresche zu schießen. Daß diese jetzt schon Jahrzehnte, ja sogar Jahrhunderte währende Inzucht nicht die besten Folgen für die geistigen Fähigkeiten dieses bürgerlichen Adels gehabt hat, liegt auf der Hand. Die „Chronique scandaleuse" berichtet davon pikante Details genug. Aber was verschlägts! Das Geld ist hübsch beisammen, und damit kann man viel machen, selbst allzu offne Mäuler stopfen.

Das sind gewiß keine Bosheiten und Anspielungen, sondern nur ein sehr dürftiger Auszug von dem, was man in Basel auf der Straße hören kann.

Der Bote Gottes / Roman von Jakob Schaffner

Erstes Kapitel

Der Federstrich des Deutschen Kaisers, den er unter das Dokument den Westfälischen Frieden betreffend tat, brachte die Glocken im Reich herum so wohlgefällig in Schwung, daß sie in jenen erlösten Herbsttagen vorweg vier Wochen im Läuten blieben, damit die Winde nach der Reihe die wirklich frohe Botschaft in alle Seitentäler und verlorenen Hinterländer hineintragen konnten. Als das mit vieler Gründlichkeit geschehen war, sahen sie sich um, was es ferner zu beläuten gebe, da man doch einmal daran war, und entdeckten, daß es nicht mehr so weit bis Weihnachten sei. Da fingen sie erst recht an zu tönen und zu brummen. Sie sangen wie die Lerchen in den leise schim-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mernden Winter hinein. Sie brüllten wie die Kälber auf der Weide, sie bellten hoch und tief von ihren Türmen wie die Dachshunde im Paradies. Sie gerieten in ein tolles planloses Plappern und Miauen. Sie schüttelten sich vor Lachen. Sie lachten mit offenen Mäulern aus allen Turmluken heraus. Sie wollten bersten vor unbändiger Radauluſt. Die Klöppel hüpften wie die verkehrten Narren in ihren eigenen Kappen herum. Und die Glockenſeile führten ſtille, ſelbſtvergnügte Schlangentänze dazu auf. Darüber wurde es Neujahr, und es war ſeit Menſchengedenken das erſte neue Jahr überhaupt, das man nicht mit Krieg und Brand anfangen ſah und unter der ſchweren Hoffnungsloſigkeit des Haders. Weil die heiligen Drei Könige ſchon bald unterwegs gingen und gebührend begrüßt werden mußten, lohnte ſich das Abſetzen auch nicht beſonders, und außerdem mußte man ihnen den ſo ſchön veränderten Zuſtand doch voraus melden, damit ſie diesmal nicht wieder ohne Gold und Weihrauch kämen, wie all die Jahr her. Darauf konnte man dem Namensfeſt Jeſu entgegenſingen. Ach, was gab es dies Jahr für einen ſeligen Kanon: „Jeſus Chriſtus Nazarenus! Friede! Friede An den Menſchen ein Wohlgefallen!“ Es gab einen Geſang, damit konnte man ſich gleich auch zum Vermählungsfeſt Mariä hören laſſen. „Lob und Dank! Lob und Dank!“ Bisher hatte man immer nur gewimmert: „Bitt für uns! Bitt für uns!“ Zwei Tage nachher kam Pauli Bekehrung. Nein, er hatte ſich wirklich nicht für das ewige Elend der Welt bekehrt. Er mußte nur die entrückten Ohren ein bißchen hergeben, ſo hörte er es: „Lob und Dank! Lob und Dank!“ Ging da nicht am Himmel die bekannte Tür auf nach der Erde? Neben der Sonne; ein bißchen links? Natürlich. „Sanktus! Sanktus!“ Die heilige Lanze und die heiligen Nägel! Sie ſollten gegrüßt ſein! Mit reinen unbewaffneten Friedenshänden ſollten ſie gegrüßt ſein an ihrem Tag von den Menſchen, und von den Glocken mit dem immerwährenden Brauſen und Donnern des Lobgeſangs: „Jeſus Chriſtus Nazarenus! Halleluja! Halleluja!“ Und das Leichentuch Jeſu wieder acht Tage ſpäter: „Benediktus! Salve! Salve! Benedicamus domino!“ Nicht wahr, das gab einen Unterſchied zwiſchen den Blutflecken des wilden Krieges, und den Blutflecken des reinen Erlöſers! Kein Wunder, das Blut Jeſu leuchtete und ſtrahlte vor Güte. Es lächelte vor Liebe und unbegreiflicher Kraft des Wohlwollens. Übrigens: dies Jahr hieben keine Schweden- und Kroatenſchwerter

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Risse in das Leichentuch, und schossen keine Kanonenkugeln Löcher darein. Jetzt hatte man Frieden. Und außerdem wurde es nun gleich Frühling. Der Nährvater Joseph war fortan kein Hungervater mehr. Salve, Nährvater Joseph! Salve, fünf Wunden Jesu! Sei gegrüßt, sei schon wieder gegrüßt, Mutter Gottes! Wir gratulieren dir zum Fest deiner Verkündigung! Wir können dir nichts neues verkündigen; wir haben immer noch Frieden. Wir haben schon bald ein halbes Jahr lang Frieden. Benedicamus domino! Lob und Dank! Salve, sieben Schmerzen Marid! Hier sind und beten an tausend Schmerzen der Mütter und der Kinder, und hunderttausend Wunden der Jünglinge aus dreißig Kriegsjahren. Jetzt gehen die übrig gebliebenen Menschen auf ihre Äcker und pflügen in Hoffnung. Sie säen im Glauben und wollen in Liebe ernten. Jedoch wir singen und weissagen. Wir läuten Frieden und können kein Ende finden. Benediktus! Salve! Benedicamus domino!

Während es sonst den Menschen so gegangen war, daß der Krieg sie mit Furcht oder Nötigung umgetrieben hatte, und sie sich nun anschickten, zur Ruhe zu kommen und Ordnung um sich her zu verbreiten, gab es einen Gelegenheitsschulmeister und landfremden Windbeutel, der mit dem Anbruch des Geläutes plötzlich den Faden verlor und in Unruhe geriet. Er hatte ein Jahr lang mehr schlecht als recht auf einer mitteldeutschen Burg Rittersöhne unterrichtet in den Wissenschaften, die ihm gerade von ungefähr bekannt waren, Rechnen, Schreiben, Lesen, ein bißchen Französisch, ein wenig antike Geschichte und Mythologie, und nach seinem besondern Talent allerlei Architektur des Luftschlosses. Er war zufrieden gewesen mit seinen Schülern, und das gestrenge Elternpaar mit ihm. Er hatte gegessen und getrunken, mit dem Schloßherrn gejagt, mit der Schloßfrau gedichtet, mit den Mägden geschäkert und mit den Knechten gewürfelt. Er hatte sich Ansehen und Wohlgelittenheit verschafft, so viel er mochte. Er hatte sich in den Kreis eingelebt wie ein Stein in die Mauer. Und eines Tages, als gerade die Glocken über die sieben Schmerzen Marid und über die tausend der deutschen Mütter und Kinder läuteten, sagte er, es sei jetzt genug, nahm seinen Lohn, schnürte sein Bündel, schnallte sich einen Degen um, sagte am Montag nach Palmarum ade, trat aus der kleinen Pforte an den freien deutschen Tag heraus und setzte dort eine Wanderschaft, die er vor einem Jahr am

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ſelben Ort abgebrochen hatte, gleich ſo kräftig und gewiſſermaßen ſtaubig fort, als wären es erſt drei Tage. Die Rittersbuben begleiteten ihn bis zur Gemarkung. Der Jüngſte weinte, der Mittlere ſchimpfte, der älteſte weisſagte baldige Umkehr zu den Brotkörben. Der Magiſter ſchwieg und ſchnitt ein Geſicht dazu. Am Markſtein machte er halt; er hatte einen Entſchluß gefaßt. Er ſetzte ſich auf den Stein, guckte die Jungen nach der Reihe kalt an, und öffnete den Mund. Er ſagte, ſie ſollten jetzt gut aufpaſſen; er wolle ihnen etwas ſagen von der Art, wie ſie von ihm noch nichts vernommen hätten. Sie ſeien nämlich erzdumme und verkommene Grünſchnäbel, das könne niemand wegſtreiten, der etwas vom Leben wiſſe. Sie meinten natürlich, ſie hätten wunder was gelernt bei ihm das Jahr her, aber ſie ſollten ſich in Acht nehmen, daß ſie keine Tagediebe und Landſtreicher würden, wie er einer ſei. Sie ſollten den Vater bitten, daß er einen richtigen ſtudierten Magiſter auf die Burg hole. Man dürfe da nicht wieder einen Kerl von der Straße nehmen, der was auf franzöſiſch daherwebe, und ihn fragen, ob er den Buben obliegen wolle, ſondern man müſſe Atteſte verlangen, und das ſchwerwiegende. Was er ihnen da eingepaukt habe, das ſei alles blauer Dunſt. Sein Vater ſei ein reformierter Theologe geweſen, nur ein Landpfarrer in der Schweiz, aber keiner von den ſchlechteſten, und da ſei eben dies und das an ihm hängen geblieben. Gelernt habe er ſeiner Lebtage noch nichts rechtes; darum ſei auch nichts rechtes aus ihm geworden, und könne er ebenſo aus andern nichts machen als Hanswurſte und Luftſchloßarchitekten. Er habe ein Jahr lang warm gelegen, und ſo gut. Das verleide einem auch wieder. Sie ſollten ihn dafür zehn Jahre lang vergeſſen und nur darauf denken, große Kerle zu werden vor Kaiſer und Reich. Alsdann werde von ſelber eine Zeit kommen, daß ſie ſich an ihn zu erinnern anfingen mit ſeinen Luftſchlöſſern und Waſſerbauten, und das werde die Leichtigkeit der Phantaſie über ſie bringen, die man zu allem Unternehmen brauche; aber erſt, wenn man etwas wiſſe. Und ſo Gott befohlen. Sie ſollten jetzt machen, daß ſie wieder nach Hauſe kämen; ſie gehörten noch lange nicht auf die Landſtraße.

Die Rittersbuben ſtanden auf ihren dummen jungen Füßen beim Grenzſtein feſt und wunderten dem merkwürdigen Geſellen nach, wie er unter aller ſeiner ſelbſtdeklarierten Nichtsnutzigkeit ſo männlich und wohlbewußt ſeinen Weg dahinzog. Es war ihnen, wenn ſie nur ſo viel Haltung an ſich zu bringen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vermöchten wie dieser Hans Unruh aus der Schweiz, so könne es ihnen schon nicht fehlen. Natürlich nahmen sie an, er wisse nun auf das Haar, wohin er ziele und was er im Sinn führe, und möge es ihnen nur nicht auf die Nase binden. Sie stellten sich eine sehr feine und kluge Mission vor seinen Weg an den Horizont gebaut vor, und als er ihnen endlich zwischen Bäumen und Hügeln aus den Augen gekommen war, machten sie nacheinander mit großen und vollen Herzen kehrt und mit dem Bewußtsein, keine häßliche und auch keine kleine Zeit hinter sich zu haben. Sie traten bewegt den Rückweg nach Hause an und gingen bereits ernsthaft, wenn auch mit etwas Mißtrauen und leisem Bedauern, in ihren Gedanken dem verschriebenen studierten Magister entgegen, den sie sich von ihrem Vater sofort erbitten wollten.

Unterdessen hatte der so ungern vermißte nichtstudierte nach seinem Abzug damit angefangen, mit System und Willen die Wegstunden und Dörfer hinter sich zu bringen, erst die verschiedenen vom Sehen und später vom Hörensagen bekannten, und dann nach der Reihe immer unbekanntere und wildere, bis plötzlich mit dem gewissen schnellvertieften halb freudigen, halb beklommenen Aufatmen des Existenzgrundes das Zeugnis vollständiger Alleinheit und Fremde gegeben wurde, das den Wert und die Verheißung der Wanderschaft ausmacht. Der Schweizer blieb mitten auf der Straße stehen, erwachte aus einer dreifachen, langfädigen Nachdenklichkeit, die ihn mehrere Tage vollständig gefangen gehalten hatte, guckte sich aufmerksam rund um in einer Gegend, die für ihn ein gleichgültiges und für sich selber ein ziemlich ernsthaftes Gesicht zu haben schien, nahm seinen himmelblauen Edelmannshut vom Kopf und betrachtete ihn ebenfalls, fuhr sich mit der Hand über Stirn und Nasenrücken wie nach einem unbegreiflichen Mittagsschlaf, setzte den Hut wieder auf, sah eine Weile den Weg zurück, den er hergekommen war, dachte an die letzte wohlvertraute Verlassenschaft auf der Ritterburg und an die ganze Reihe früherer an andern Orten mit allen Gestimmtheiten, erinnerte sich, scheinbar ganz zwecklos, daß er vierunddreißig Jahre alt sei, wunderte sich darüber, geriet mit der linken Hand an den Degenkorb und zog die Klinge blank, ließ sie eine Weile in der Vorfrühlingssonne blinken und glänzen, versorgte sie wieder in die Scheide, langte endlich seine Wandertasche vor und setzte sich damit an den Straßenrand. Er entnahm ihr ein Stück Schwarzbrot und verzehrte es ohne besondre Aufmerksamkeit, während

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sein Bewußtsein zu der dreifachen Nachdenklichkeit zurückkehrte, aus der er soeben erwacht war. Er versank nicht wieder darein, prüfte sie ruhig und mit klaren Augen wie einen besondern Baum oder ein Haus und suchte sie zu erkennen. Sie bestand aus folgenden Fragen. Erstlich, wer war man überhaupt? Zweitens, wie konnte man sich unter der Sonne erweisen und sicher bringen, daß einen nicht der erste beste Wind wieder in das lüderliche Wesen zurückwehte? Drittens, wohin ging man alsdann? Von irgendeiner Antwort auf diese Frage besaß er keine Spur. Er wußte nur, daß er auf der Burg seine Aufgabe erfüllt und den Jungen gegeben hatte, was ihr Anspruch war an ihn. Jetzt mußte dort ein andrer kommen und weiter arbeiten; er stellte wieder einen entlassenen und freien Menschen vor. Es war übrigens ein Glück, daß er den andern nicht vor Augen bekam; entweder er würde ihn durchprügeln müssen, oder der andre prügelte ihn durch. Denn was die Jungen anging, beim Sakrament, da war ein Zeug dran, ein deutsches Zeug, das einen nur so anlachte alle Stunden des Tages. Davon wurde der eine ein Reichsgeneral, und der andre ein Minister; aber der jüngste hatte einen ganz besondern Sinn, er machte Verse und konnte niemanden weinen sehen; der gab irgend etwas im Land unter Sonne, Mond und Sternen, daß ihn alle Menschen lieb hatten, wenn ihm nicht die losen Mädchen vor Zeiten die Zähne auszogen. Ach zum Donnerwetter, warum hatte er da herauslaufen müssen? Warum mußte er diese jungen Seelen sitzen lassen in ihrer Dummheit? Richtig, seine Aufgabe war ja erfüllt. Aber was fing er jetzt an mit sich? Er hatte ein Beutelchen voll Golddukaten, pah. Die Frau auf der Burg meinte, er wolle einen Handel auf den Lauf bringen damit im Land. Auf den Handel war gepfiffen, und auf die Golddukaten auch. Auf die Frau war gepfiffen. Auf den Ritter war gepfiffen. Auf ihn selber war gepfiffen. Es war auf alles gepfiffen, nur nicht auf die lieben Jungen. Und auch nicht auf den andern, der nach ihm kam; das durfte nicht sein, weil er mehr konnte als er. Respekt mußte existieren. Er wollte auch respektiert werden in seinem Teil, oder es setzte Einschläge.

Jawohl, was fing man jetzt an mit sich? Das war die Frage. Da lag das Land. Es hatte seine Herren. Es hatte seine Bauern. Es hatte seine Bäume. Es hatte seine Ochsen, Pferde und Schafe. Es war vollständig versehen. O bitte, er war überflüssig. Er war absolut überflüssig. Er konnte sich an den ersten besten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Baum aufhängen, wenn es der Baum erlaubte. Wahrscheinlich erlaubte er es nicht. Es konnte auch garnicht angenehm sein für ihn, eine solche faule Frucht zu tragen. Man sollte untertauchen können. Irgendwie verloren gehen sollte man können in einem niedrigen und anspruchslosen Zustand, und dann aber dableiben. In dem verfluchten Wandern steckte das Grundübel. Jeder andre blieb sitzen, wo er etwas gefunden hatte. Er setzte da seinen Rüssel an und begann zu saugen. Er sog sich dick und mächtig und hörte nicht eher auf, als bis er überschwer und blödsinnig oder tot davon herunterfiel. Der nach ihm kam, machte es vielleicht so. Ach was war das für ein Leben! Man konnte es einrichten, wie man wollte, so stellte man sich ins Unrecht. Einzig daß man nicht durchaus ein Schuft zu werden brauchte damit, wenn man nicht die ausgesprochene Absicht hatte. Der gewesene Magister schloß resigniert und schwermütig seine Wandertasche und erhob sich, um seine Straße weiter zu gehen. Wenn es doch einmal der Baum nicht erlaubte, was war dann andres zu tun? Sicher lag nur dieses: wenn ihm einer was zu tun gab, das tat er. Wenn ihn einer anpackte, den hieb er in die Pfanne. Ein Anhalt war nicht da. Die Aussicht stand leer und erbärmlich vor ihm. Und das Vergangene galt nicht mehr. Dann nahm es ihn nur wunder, welcher Stern ihm bei solcher Beschaffenheit noch etwas abkaufen sollte.

Übrigens stimmte seine Voraussetzung nicht völlig. Er kam mit der Mitte der Karwoche in ein Land, das nicht nur keinen Herrn mehr hatte, sondern je länger je weniger Bauern, Ochsen, Bäume, Pferde und Schafe. Er trat aus dem Freudengeläut der Glocken an das Schweigen dieses Landes und seines Tages hervor, wie aus einer Brautmesse auf den Kirchhof. Er kam in das ärmste Land der vergewaltigten, zerschlagenen und siebenmal beraubten deutschen Ehefrau der habsburgisch-römischen Kaisermacht in Wien, und es war ein Jammer, zu sehen und zu erfahren, wie der verblendete Ehemann den fremden Strauchrittern selber geholfen hatte seine schöne Liebste verprügeln. Ja man wußte zurzeit nicht einmal, war sie unter den Pferdehufen von Freund und Feind verschieden, oder lebte sie noch und gab aber jetzt gleich den Geist auf. Ihr Eheliebster saß in Wien und rechtfertigte sich. Er rehabilitierte sich vor Gott und flickte seinen Mantel. Er putzte seine lumpige Krone, während seine Frau unter ihrem länderweiten Jammer fortblutete in den Händen von Schweden und Franzosen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Schweizer wanderte schön braun und blau, mit gespicktem Beutel und ideenleerem Kopf durch diesen ausgebreiteten Notstand, und es fiel ihm nichts weiter ein dabei, als daß er sich darüber aufbrachte und über die unbegreifliche Schlechtberatenheit der Hüter, die diesen Landen gesetzt gewesen waren. Er war von Haus aus ein zu gutes Bauernblut, als daß ihm die unsinnige Verwüstung ganzer Herzogtümer nicht persönlich an den Kragen ging. Er dachte grimmig an die fremden Söldnerheere, die mit Feuer und Schwert unter den gesegneten Kulturen hatten hausen dürfen, und mit stärkstem Mißbehagen an ihre Rädelsführer, den choralsingenden schwedischen Eiswolf mit dem unstillbaren Länderhunger in den Kiefern, und den doppeltmaskierten und -parfümierten glatten Hühnermarder überm Rhein, der auch nicht weniger lieblich zu singen verstand, nebst den übrigen christlichen Majestäten gottverlassenen Umtriebs. Der Zorn des Gerechten stieg auf in seiner lämmerflockigen Hirtenseele mit einer zwar trüben, doch nicht ganz unkräftigen Stoßwelle, die schon eine Hoffnung oder einen Willen in Bewegung hätte bringen können, wenn ein Trieb von dieser Richtung vorhanden gewesen wäre. Da er aber immer noch unter dem lotterhosigen Eindruck stand, den die Erlaubnisverweigerung des Baumes über ihn gebracht hatte, so ergab es nur allerhand leere, kummervolle Winterdonnerwetter gegen die Zeichen der Lüge und Ungerechtigkeit, die die Zeit beherrschten, und theoretische, gänzlich anspruchslose Untertanenflüche über den Adel des Satans, der die Throne bevölkerte. Der krause Humanistenverlag des Jahrhunderts, den er mit seinem ungeleiteten Willen über seinen derben Bauernkopf gelassen hatte, war ihm in keinem Winkel mit einer wirklich brauchbaren Übersicht oder Spekulation aufgegangen und hatte nur eben dazu beigetragen, ihm das Blut der Väter in den Adern zu verdünnen und das dürre Laufbrett der Genielosigkeit zwischen seine Füße und den angestammten Grund und Boden zu praktizieren. Auf dem lief er als ein fragwürdiges Zwitterding von Bauernsohn und Student unter einer Sonne herum, die jetzt ganze Kerle nötiger brauchte als Gottvater das tägliche Lob, brachte moralische Empfindungen hervor und betrog das Deutsche Reich um alle Hoffnungen, die es auf seine angebornen Talente gesetzt hatte.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zweites Kapitel

Der äußere Anstrich von Tüchtigkeit, der der Erscheinung des Schweizers anhaftete, lockte arme Teufel an, traurige Bursche, die der Zeitlauf nackt aus dem Nest geworfen und nicht mehr zu Gnaden hatte kommen lassen, kleine Räuber, die sich aus unbehobener Verlegenheit des Lebens noch so auf den Spuren des Krieges und den Grenzen des Landfriedens entlang von einem Hühnerdiebstahl zum andern durchfraßen, mehr dem entfernten wenigen Guten zugeneigt, als dem gegenwärtigen massenhaften Unguten, Krüppel von Geburt und vom Krieg her, Juden, Pilger, halbe Narren, die ein Auge voll Schreckhaftigkeit zu viel in die Wissenschaft bekommen hatten, und am Morgen des stillen Samstags vor Ostern einen Mönch, der aussagte, daß er vom Kloster in Fulda unterwegs sei nach dem Hochstift von Bamberg. Der gefiel ihm am wenigsten von allen Weggenossen; er hatte seinen schwarzen Eisererkopf im Verdacht, daß daraus wieder eine römische Teufelei gegen die Freiheit des deutschen Menschen gesponnen werden solle, und besann sich angestrengt in seinem blonden, wie er ihm vielleicht mit einer Disputation das Gewissen beunruhigen könnte. Aber es fiel ihm nichts ein; der Wanderwind der letzten fünf Tage hatte ihm schon den wenigen Gelehrtenpuder aus den Locken geblasen und die natürliche Kenntnislosigkeit seines ungebildeten Intellekts ungeschmückt wieder an den Tag gebracht. Sein Mutterwitz lag unter allzuvielem Gerümpel vergraben, als daß er in der Eile und überhaupt vorläufig darauf zurückgreifen konnte. Zudem verstand der Kerl Latein und Griechisch, ganz richtiges Latein und offenbar waschechtes Griechisch, nicht solches, das er seinen Ritterbuben beigebracht hatte: Floribus, der Reichtum, auf Griechisch Owieschön; Magermann, die Armut; zu Griechisch Laßdichbegraben, und in der klassischen Geschichte war er besser zu Hause, als der Schweizer in seinem Hosensack. Das imponierte dem nun von dieser Seite so gewaltig, daß er dem Kleriker plötzlich hingerissen den Vorschlag machte, auf der Burg bei den verlassenen Ritterbuben seinen Nachfolger abzugeben bei so und solcher Kost, Kurzweil und guter Löhnung, zu seinem noch größeren Erstaunen erlebte, daß er damit in Verächtlichkeit fiel, und hinterher als gutes Protestantenherz auf den Tod erschrak, daß er der lieben Jugend einen römischen Finsterling auf den Hals hatte schicken wollen. Diese Erfahrung

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

trug abermals nicht zur Verbesserung seiner Haltung gegenüber dem ungeliebten Kuttenträger bei. Zum Überfluß stieß jetzt noch ein Narr zu ihnen, der den Landfahrer als seinen Leutnant ansprach und sich selber für den General des Reichsheeres hielt, der vom Kaiser ausgeschickt sei, den Teufel zu bekriegen. Er sprach dem Schweizer sein schärfstes Mißfallen aus, weil er sich bei den Weibern im Land herumtreibe, statt seine Patrullien auszuführen, wollte fortwährend haben, daß er jetzt losreite, hielt ihn immer im letzten Augenblick zurück, um ihm noch einen Befehl zu erteilen, und wollte ihm schließlich den Säbel abnehmen wegen Insubordination. Es kam darüber zu einem richtigen Handgemenge zwischen dem rabiaten Narren und dem Schweizer, dem nun langsam zu grauen anfing vor diesem stillen Samstag, in dem die schlimmen Mächte ihr Wesen zu treiben schienen. Der Mönch brachte ihm zwar den Narren vom Hals, aber es war damit nichts gebessert, denn jetzt gehörte der Tag wieder der Kutte.

Als der Narr seine erste Unzufriedenheit über die Einmischung der Kirche verwunden hatte, hob er mit dem Mönch ein Gespräch an. Er titulierte ihn Heiliger Vater, und wies ihm alle Ehren zu, die es unter der Sonne gab. Denn nicht wahr, wenn er, der General des Reichsheeres, gegen den Teufel auszog, so brauchte er notwendig den Segen Petri und seiner seligen Kirche, und der Heilige Vater solle ihm nun mal hübsch antworten. Doch ließ er es nicht erst zur gewünschten Erwiderung kommen, sondern fing auf einmal an, lateinische Perioden zu rezitieren. Die stammten zu einem Teil aus den kirchlichen Lithurgien, und zum andern aus den Lustspielen des feinen Heiden Terenz; aber der Schweizer wußte weder dies noch jenes. Er hörte nur von einem Narren die Sprache der gebildeten Welt reden und betrübte sich darüber, daß er Vernünftiger auch vor diesem Gesellen die Fahne einziehen mußte. Darauf ergingen sich die Brüder des Langen und Breiten in römischer Literatur und Kunst, würdigten die Philosophien der Alten, und wußten einander Kenntnisse von der griechischen Geschichte, Architektur und Götterlehre mitzuteilen, von denen der Schweizer keine Ahnung besaß, trotzdem er in diesem Fach eben noch junge Seelen unterrichtet hatte. Das brachte ihm eine Reihe der peinlichsten Empfindungen zu, die man über das eigene Dasein haben kann, und vor seinen Augen tat sich eine Perspektive der Trostlosigkeit und des Gerichtes auf, in der seine paar guten Taten ohne

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Spur untergegangen waren, wo ihm nur die Fehlbeträge seines Lebens entgegenstarrten und alle Wirklichkeit allein in den Händen hatten. Es ergab einen Anblick, den man nicht aushalten konnte, ohne nach Rettung oder Erlösung auszuschauen. Plötzlich sah er auch den Ausweg sich zur Seite öffnen: wenn es der Baum nicht erlaubte, warum ging er nicht weiter fragen? Jeder Dachbalken der hundert Brandruinen am Wege erlaubte es. Mit Freuden sogar. Sie paßten allein zusammen, die Brandruinen und er mit seiner aussichtslosen Existenz. Er war da gerade in die richtige Gegend gekommen. Sobald man ihn wieder allein ließ, zog er den Strich unter die verfluchte Rechnung. Ha ja, jetzt gab es reinen Tisch zwischen ihm und der Welt. Das war doch ein rechtes Glück. Ein stiller Samstag sollte das jetzt werden, auf den in Ewigkeit kein Sonntag und kein Montag mehr folgte. Nur Feierabend. Und schnell mußte es gehen, noch bevor sie Ostern einläuteten. Am nächsten Scheideweg wollte er sich seitwärts schlagen. Er konnte es schon fast nicht mehr erwarten. Nebenher wurde er geradezu munter, und sein Witz ging ihm auf wie Brot im Ofen. Da steckten sie ihre Köpfe zusammen und meinten wunder was sie hätten an ihren Wissenschaften, und war doch alles Schatten von Dingen, die einen nicht reich machten, und Rauch von Feuern, die einen nicht wärmten. Von seinem Standpunkt aus sah man das ganz deutlich. Sie mußten nur einmal darauf treten, so bemerkten sie es ebenfalls. Aber er behielt diese Einsicht nun für sich; die plauderte er einmal nicht aus. Es ließ sich sogar leben mit einer solchen Erkenntnis, spürte er. Er wußte in der Eile nicht recht, wie; es galt ihm auch gleich; er wollte ja Feierabend machen. Nur noch einen Trumpf mußte er ausspielen. Er blickte dem Mönch von der Seite ins Gesicht und besann sich dabei auf sein feinstes Französisch, das er auf seinen Wanderfahrten gelernt hatte. Er besah sich auch den Narren und schmunzelte. Denn es mochte um ihn stehen, wie es wollte, mit seinen Verlegenheiten, so war er doch erstens kein Narr geworden in diesem Jammertal, und zweitens kein Mönch. Das ergab immerhin einen Vorsprung, falls es nachher dennoch weiter ging. Er stand nun mit den beiden auf der Höhe vor einem Waldrand, der auf eine ausgebrannte und menschenverlassene Talschaft hinabschaute. Drunten zweigte sich die Straße, und der Schweizer wußte, daß jetzt seine Stunde geschlagen hatte. Er hob eine Hand.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Verzeiht, ihr Herren" sprach er auf französisch: „Wißt ihr vielleicht, worin der Unterschied zwischen euch beiden besteht? Ich habe es nämlich jetzt gerade zu sehen bekommen, weil ich etwas willens bin, das nur noch mit der Hauptsache zu tun hat. Wißt ihr ihn?"

Sie wußten ihn nicht, und er belehrte sie.

„Es ist kein Unterschied zwischen euch. Ihr seid mit Verlaub beide Narren. Aber wißt ihr den Unterschied zwischen euch und mir? Sinnt einmal nach. Ihr seid doch so gelehrt."

Er freute sich. Er hatte den Sinn der Stunde an der Wurzel gefaßt. Der Narr starrte ihn an wie ein böhmisches Dorf und dachte angestrengt. Er sank förmlich in sich zusammen vor Nachdenken. Aber er erriet es natürlich nicht. Der Mönch betrachtete ihn neugierig und interessiert, wenn auch etwas mitleidig; das focht ihn nicht an, er würde schon zu einer andern Stimmung kommen, wenn er die Losung hörte.

„Also ihr erratet das auch nicht. Ich dachte heimlich, ihr hättet vielleicht doch den heiligen Geist und schienet darum nur so, was ihr seid und ich euch schon gesagt habe. Ich will euch die Antwort kund geben: der Unterschied zwischen euch und mir ist sehr groß. Seht ihr den Scheideweg dort unten hinter dem Dorf? Ihr geht gerade aus, aber ich wende mich links von euch meine Straße und bin der Abschiednehmende; und ihr seid die Verlassenen. Ihr seid die Verlassenen. Versteht ihr das? Ihr werdet es kaum verstehen. Aber ich verstehe es."

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Acklimatisierungs- und Züchtungsversuche im stellinger Tierpark / Von C. Lund

Mit fünf Abbildungen

Als vor einigen Jahren bekannt wurde, daß der vielgenannte Tierhändler Karl Hagenbeck in seinem im Ausbau begriffnen Tierpark zu Stellingen tropische und subtropische Tierformen im Freien überwintern lassen und für unser Klima erziehen wolle, wurde die Richtigkeit dieser Nachricht entweder bezweifelt oder die Idee selbst als absurd verlacht. Indessen ließ sich Hagenbeck in der Ausführung seiner Pläne nicht beirren; für ihn war vielmehr die Erwägung ausschlaggebend, daß die in den Steppen Innerafrikas und Asiens hausende Tierwelt an beträchtliche Temperaturschwankungen gewöhnt ist, da infolge der nächtlichen Ausstrahlung des Bodens gegen den wolkenlosen Himmel selbst in der glühend heißen Sahara das Thermometer nicht selten erheblich unter den Nullpunkt sinkt. So schritt er denn bei der Eröffnung des Tierparks zur Verwirklichung seiner Pläne; und wer heute nach Hamburg kommt, kann sich durch den Augenschein überzeugen, daß es mit den angedeuteten Bestrebungen seine Richtigkeit hat.

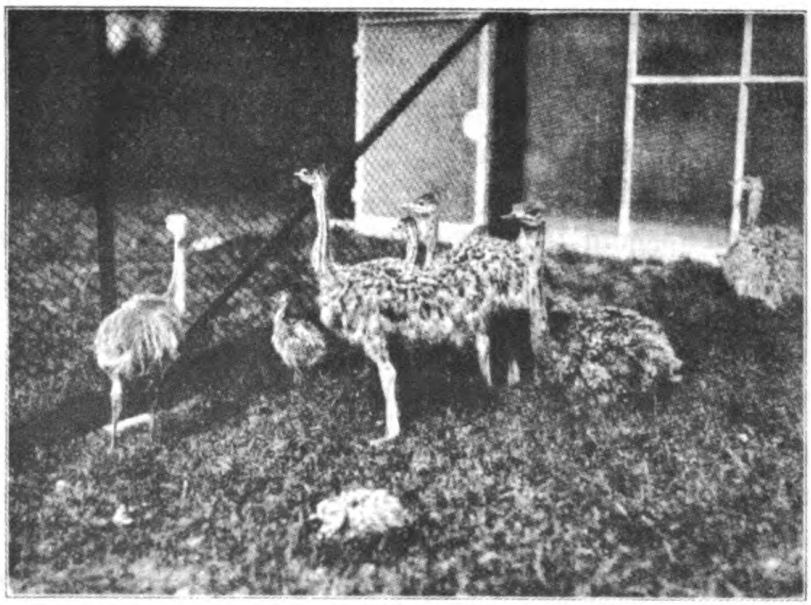
Jedem unbefangnen Besucher wird sich bei einer auch nur flüchtigen Durchwanderung des hagenbeckschen Unternehmens die Beobachtung aufdrängen, daß bei der Anlage des Parks ein genauer Kenner der Tiere und ihrer Bedürfnisse die Oberleitung geführt hat. Vor allem tritt durchweg das Bestreben hervor, den gefangnen Tieren das größtmögliche Maß von Freiheit zu gewährleisten, sowie die ihnen angewiesenen Aufenthaltsorte tunlichst den Verhältnissen anzupassen, aus denen sie stammen, ihnen also ein Stück Heimat zu bieten. Für den Laien ist das am augenfälligsten in den Gehegen der Grattiere mit ihren wildzerklüfteten Felsenpartien, im sogenannten Eismeerpanorama und in der Raubtierschlucht, wo Löwen und Tiger ohne Benutzung durchwärmter Unterkunftsräume das ganze Jahr im Freien

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gehalten werden. Denn wenn auch die Nischen gegen Niederschläge schützen und somit trockne Lagerstätten gewähren, so hat doch die Kälte ungehinderten Zutritt.

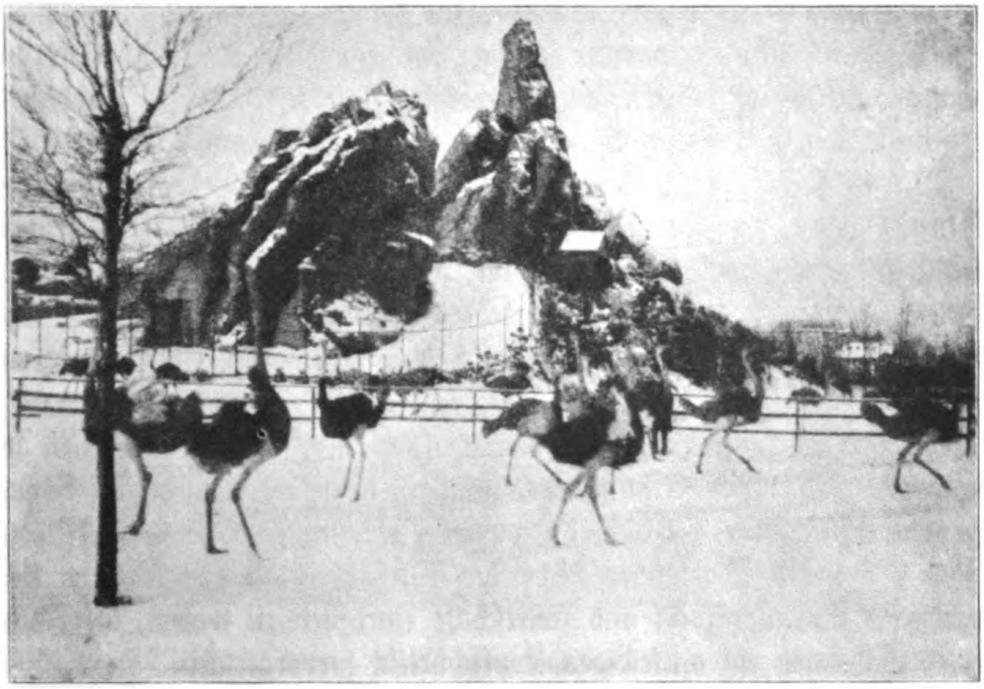
Wie sich nunmehr übersehen läßt, ist den afrikanischen und asiatischen Gästen unser Klima gut bekommen, jedenfalls haben weder die anhaltend niedrigen Temperaturen noch die ausgiebigen Schneefälle der letzten Winter ihrer Munterkeit wesentlich Abbruch tun können. Indessen läßt auch ihr gegenwärtiges Aussehen im November begreifen, daß ihnen die Kälte wenig anzuhaben vermag, denn sie sind mit einem Haarkleid ausgerüstet, dessen zottig-wollige Beschaffenheit sie von den in Warmhäusern gehaltnen Artgenossen sehr merklich abstechen läßt. Offenbar hat hier die Natur selbst den Schutz gegen den Wärmeverlust übernommen und unter dem Einfluß des Kältereizes einen „Pelz" hervorgebracht, der sich nach den Temperaturverhältnissen richtet.

Ebenso läßt sich eine weitgehende Anpassung an unser Klima bei einer Reihe Paarzeher aus dem äquatorialen Afrika verfolgen. Gewisse Antilopen- und Gazellenarten, die sich großer Gehege (mit Schutzräumen ohne Heizung) erfreuen, bewegen sich auch an strengen Wintertagen mit Vorliebe im Freien



Afrikanische Straußenküken in verschiedenem Alter im Luzernefeld

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Strauße im Schnee im hagenbeckschen Tierpark

und fürchten den Schnee nicht, wie wir denn ostafrikanische Gnus im Schnee ihre seltsamen Sprünge und Kapriolen mit einer Freudigkeit und Ausdauer habe üben sehen, die nicht größer würden sein können, wenn sich die Tiere noch in den sonnendurchglühten Steppen ihrer Heimat befänden.

Das merkwürdigste Beispiel einer Gewöhnung an unser Klima aber bieten wohl die Strauße, und zwar sowohl die rot- als auch die blauhalsigen Abarten. Im Oktober 1906 traf ein Transport von achtunddreißig dieser Riesenvögel nach einer sehr stürmischen Überfahrt in überaus kläglichem Zustand in Hamburg ein, sodaß die Ausschiffung und Überführung vom Hafen nach dem Park nur unter Anwendung besondrer Vorsichtsmaßregeln erfolgen konnte. Trotzdem befürchtete Hagenbeck, daß ein Teil der wertvollen Ankömmlinge infolge der erduldeten Strapazen eingehen werde. Allein von dem Tage an, da die Tiere im stellinger Park die Möglichkeit einer ungehinderten Bewegung im Freien erhielten, besserte sich trotz dem kühler werdenden Wetter ihr Befinden zusehends, und nach wenigen Wochen zeigten alle wieder

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

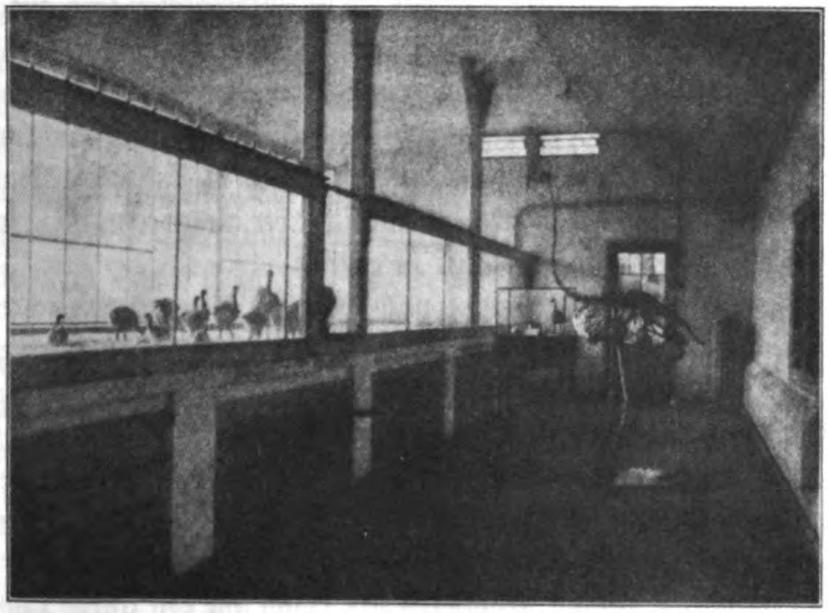
ihre ursprüngliche Kraft und Schönheit. Im Januar sahen wir sie an verschiednen Tagen bei einer Temperatur von acht und zehn Grad Kälte sich lustig im zwanzig Zentimeter hohen Schnee tummeln, einzelne sogar sich „buddeln", das heißt, wie Hühner im Sande, sich im lockeren Schnee baden.

Wie das Fell der großen Fleischfresser, erfährt auch der Balg der Strauße unter dem Einfluß unsers Winters eine wichtige Veränderung: das Gefieder wird wesentlich dichter und auch länger. Besonders zeigen die Fahnen der Schwung- und Steuerfedern eine viel reichere Fiederung, wodurch sie nicht nur zu einem besseren Schutzmittel werden, sondern auch an Schönheit und Marktwert erheblich gewinnen.

Die bei der mehrjährigen Durchwinterung der Strauße im Freien gemachten Erfahrungen veranlaßten Hagenbeck, im letzten Frühjahr eine lang gehegte Lieblingsidee, die Gründung einer Straußenfarm, zu verwirklichen. Noch vor einem Dezennium hätte der Versuch, in unsern Breiten eine regelrechte Straußenzucht und -wirtschaft einrichten zu wollen, bei Fachleuten und Laien ein mitleidiges Kopfschütteln hervorgerufen. Heut ist er eine vollendete Tatsache: die erste Straußenfarm in Deutschland ist seit Juni dieses Jahres eröffnet und scheint, wenn nicht alles täuscht, auf dem besten Wege, ein gewinnbringendes Unternehmen zu werden. Denn Hagenbeck beabsichtigt nichts geringeres, als die in seiner Farm erbrüteten Vögel als Zuchttiere an die in Süd- und Nordafrika, in Argentinien und Kalifornien bestehenden Straußenfarmen abzugeben, weil deren Vogelbestand infolge der jahrzehntelang betriebenen Inzucht durchweg stark degeneriert ist und deswegen einer Blutauffrischung dringend bedarf. Nebenher beabsichtigt er natürlich aus seiner Farm ein möglichst großes Quantum Federn zu erzielen, von denen er nach dem Obengesagten hoffen darf, daß sie die aus Afrika stammende Ware qualitativ nicht unerheblich überragen. Bestätigt sich diese Voraussetzung, so könnte Hamburg in absehbarer Zeit zu einem wichtigen Markt für deutsche Federn werden.

Die stellinger Farm beherbergt, von den jungen Tieren abgesehen, zurzeit mehr als hundert ausgewachsene Vögel, von denen einige achtzig den großen Weide- und Tummelplatz in der Mitte der ganzen Anlage bevölkern. Sie setzen sich aus fünf verschiednen Abarten zusammen, die teils dem Sudan und Oberägypten, teils Ostafrika und Senegambien entstammen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Inneres des Kükenhauses

Einige wenige Exemplare, die sich durch geringere Größe und kürzere Federn bemerkbar machen, kamen aus südafrikanischen Farmen und sollen die Degeneration der dort gezüchteten Kapstrauße veranschaulichen.

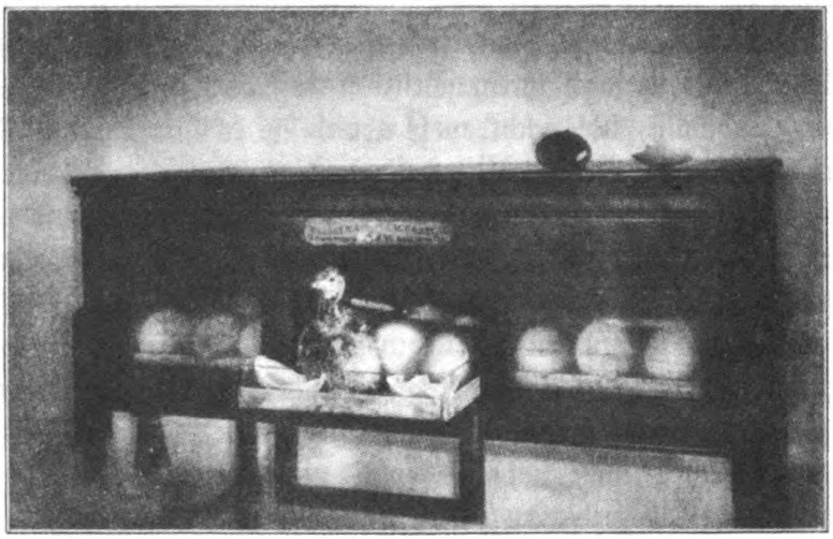
Für die Nacht und bei Unwetter steht den Vögeln ein Schutzhaus zur Verfügung, das sie nach ihrem Belieben aufsuchen und wieder verlassen können. Heizbar ist dieses nicht, wohl aber besitzt es Einrichtungen, die eine ausgiebige Lüftung bei jeder Witterung ermöglichen. Als Futter erhalten die Strauße kurzgehacktes Heu, das mit gequollenen Mais- und Gerstenkörnern vermengt wird. Daneben wirft man ihnen während der Sommermonate allerlei Grünzeug vor, wie sie denn auch das Gras auf dem weiten Platze mit Eifer abweiden. Um ihrem großen Bedürfnis nach Kalk entgegenzukommen, reicht man ihnen täglich frische, zerhackte Tierknochen, von denen man ein halbes Kilogramm auf jeden Vogel rechnet. Ein größerer Teich mit festem Grunde gibt Gelegenheit zum Baden, wovon die Vögel denn auch in der ausgiebigsten Weise Gebrauch machen.

Neben dem Tummelplatz für die Herde befinden sich die Gehege für die eigentlichen Zuchtstrauße, von denen Hagenbeck zehn Paare in fünf

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Doppelschutzhäuschen untergebracht hat. Die Zuchtpärchen sind ausgesucht kräftige und schöne Tiere, von denen selbst die Hennen eine Rückenhöhe von 1,60 Meter und darüber haben. Hahn und Henne gehören stets verschiednen Abarten an und geben Gewähr für Erzielung einer kräftigen Nachkommenschaft. Daß jedem Hahn nur eine Henne zugesellt ist, entspricht zwar nicht dem Leben der Vögel in der Freiheit, hat sich aber als zweckmäßig erwiesen, um eine sichre Befruchtung der Eier zu erzielen.

Die Balz der Strauße beginnt nach den im Tierpark gemachten Beobachtungen vor Ablauf des Januars und dauert bis weit in den Frühling hinein. Die Hähne sind während dieser Zeit außerordentlich erregt und daher selbst dem Wärterpersonal nicht ungefährlich, da sie in ihren starken Füßen und dem großen Nagel furchtbare Waffen besitzen. Sie führen vor den Hennen in sitzender Stellung eigenartige „Tänze" auf, bei denen Hals und Schwingen die sonderbarsten Bewegungen machen. Auch das „Treten" erfolgt in sitzender Stellung, wobei sich der Hahn auf den linken Lauf stützt, während er mit dem rechten die Henne niederhält. Sind mehrere Hähne mit einer Henne zusammengesperrt, so setzt es erbitterte Kämpfe zwischen ihnen, da keiner den andern zum Treten kommen lassen will.



Brutapparat mit Eiern und einem ausgekrochenen Küken

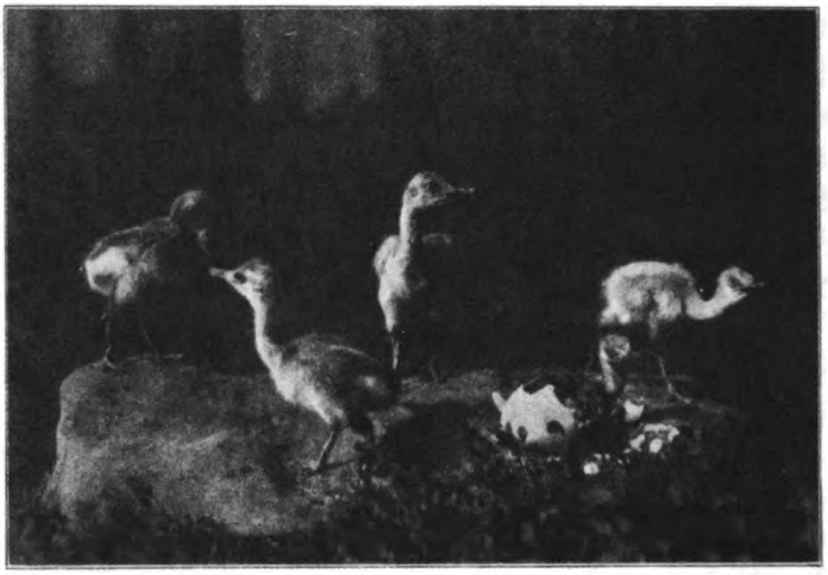
Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Entwicklung und die Ablage der Eier werden stark durch die Witterung beeinflußt. Bei warmem Wetter legt die Henne jeden dritten oder vierten, bei kaltem, regnerischem nur jeden siebenten oder achten Tag. Läßt man ihr die Eier, so legt sie zwölf bis fünfzehn, nimmt man sie ihr aber, so produziert sie die doppelte Anzahl. Die Bebrütung erfolgt in einem Apparate, dessen Temperatur stetig auf neununddreißig Grad Celsius erhalten wird. Nach zweiundvierzig Tagen fallen die Jungen aus, die nach Größe und Aussehen lebhaft an einen Igel erinnern, da die Spulen der künftigen Federn weit aus der Haut hervorragen. Sobald sie trocken geworden sind, werden sie aus dem Bruthäuschen hervorgeholt und in den Kükenraum getan, dessen Sandboden von unten her künstlich durchwärmt wird. Erst am dritten Tage regt sich ihre Freßlust. Zunächst erhalten sie die Blättchen der Luzerne, die zu haselnußgroßen Kügelchen zusammengerollt und ihnen vorgeworfen werden. Nach einigen Tagen können sie ins Freie gelassen werden, um die Blätter der Luzerne selbst abzuweiden. Bald reicht man ihnen auch Kohl und andres Grünzeug, und nach zwei Monaten kann man zum Futter der alten Tiere übergehen. Sie wachsen übrigens verhältnismäßig rasch heran und nehmen in einer Woche nicht selten um zweieinhalb bis drei Pfund zu. Bei unserm letzten Besuche waren einige zwanzig Küken vorhanden, von denen sich die Mehrzahl trotz dem herbstlichen Wetter lustig im Freien tummelte.

Im Alter von sechs bis sieben Monaten liefern die Jungen die ersten brauchbaren Federn. Deren Entnahme erfolgt auch bei den erwachsenen Vögeln derart, daß man ihnen eine Haube über den Kopf zieht und die so geblendeten Tiere hinter eine einen Meter hohe Bretterwand führt, die Schutz gegen das Ausschlagen gewährt. Dann werden mit einer scharfen Schere die brauchbaren Federn etwa zehn Zentimeter vom Balge entfernt abgetrennt und danach die Tiere entlassen, worauf die in der Haut gebliebenen Spulenreste nach und nach von selbst ausfallen. Nach Verlauf von neun Monaten kann die Prozedur ohne Schaden für den Vogel wiederholt werden.

Hagenbeck rechnet auf einen jährlichen Kükenbestand von hundert bis hundertzwanzig Stück, die einen Verkaufswert von etwa zwölf- bis fünfzehntausend Mark repräsentieren. Die gleiche Summe dürfte er unter normalen Verhältnissen aus den gewonnenen Federn erzielen. Rechnet man noch die für die Besichtigung der Anlage erhobnen Eintrittsgelder hinzu,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Amerikanische Straußenküken der hagenbeckschen Farm

so ergibt sich eine Summe, die wohl geeignet erscheint, das Anlagekapital zufriedenstellend zu verzinsen.

So interessant nun dieser Versuch, die Straußenzucht bei uns einzuführen, immerhin ist, so hat er doch zunächst nur für Hagenbeck selbst wirtschaftlichen Wert, denn es ist aus naheliegenden Gründen nicht wahrscheinlich, daß sein Vorgehen von andrer Seite so bald Nachahmung finden sollte. Wichtiger erscheint uns für die Allgemeinheit ein andrer Zweig des hagenbeckschen Betriebes, den er seit Errichtung der stellinger Anlagen ebenfalls mit Eifer pflegt und weiterbildet, der sich aber der Beachtung des großen Publikums entzieht, — das ist die Züchtung und Lieferung von Haustieren aller Art, besonders für unsre Kolonien. Es ist ihm nach mancherlei Kreuzungsversuchen gelungen, sowohl an Rindern und Pferden als auch an Schafen und Schweinen ein Material zu erzielen, das den Bedingungen, die seitens der Kolonisten an Zucht- und Betriebstiere gestellt werden, vollauf entspricht. Was die Unternehmungen der Firma Hagenbeck in dieser Hinsicht namentlich erfolgreich macht, ist neben der überaus sorgfältigen Auswahl der Tiere an sich die genaue Abwägung des geeignetsten Zeitpunktes für deren Überführung in die neue Umgebung.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hypnotiſche Suggeſtion und Verbrechen

Von Richard Hennig

Wenn in unſern Tagen einmal irgendwo eine kriminelle Handlung von beſonders ſenſationeller Art die öffentliche Meinung erregt, eine Handlung, deren Beweggründe nicht ſogleich zu entſchleiern ſind, oder die mit dem Charakter des Täters durchaus nicht in Einklang zu ſtehen ſcheint, ſo hört man alsbald hier und da die Anſicht äußern, daß vielleicht eine hypnotiſche Beeinfluſſung im Spiele ſei, die den der Willensfreiheit beraubten Täter zu ſeiner Handlung angeregt habe. Bei den ſehr unklaren, oft in abenteuerlicher Weiſe verzerrten und übertriebnen Vorſtellungen, die man ſich im großen Publikum vielfach von der Gewalt der hypnotiſchen Suggeſtion macht, neigen zahlreiche Menſchen dazu, alles Tun, deſſen Urſache ſie nicht zu durchſchauen vermögen, mindeſtens vermutungsweiſe ohne weitres der geheimnisvollen Macht des Hypnotismus zuzuſchreiben, ebenſo wie man in früheren Zeitaltern alle zunächſt unerklärlichen Vorgänge auf die Einwirkung böſer Geiſter und Dämonen oder auch auf die geheimen Künſte menſchlicher Hexen und Zauberer zurückzuführen liebte. Der Glaube an Hexenkunſt iſt im gebildeten Publikum heute verſchwunden; aber der Hypnotismus iſt, auf Grund der laienhaften Vorſtellungen gewiſſer unklaren Köpfe, kaum anders denn als eine Hexenkunſt alten Kalibers zu bezeichnen, der ſo ungefähr alles möglich ſein ſoll, was ſonſt über menſchliche Fähigkeiten hinausgeht. Es brauchen übrigens durchaus nicht immer kriminelle Handlungen von aufſehenerregender Art vorzuliegen, damit ſogleich hier und da der Verdacht erweckt werde, daß eine hypnotiſche Beeinfluſſung erfolgt ſein dürfte, ſondern ſchon bei abſonderlichen und unbegreiflichen teſtamentariſchen Beſtimmungen und geſchäftlichen Dispoſitionen, bei rätſelhaften Liebesbündniſſen und Mißheiraten ſind viele Leute ſchnell mit dem Verdacht zur Hand, daß die unbegreifliche Entgleiſung eines ſonſt vielleicht durchaus verſtändigen und hochachtbaren Menſchenkindes nur durch hyp-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

notische Beeinträchtigung seines freien Willens und gesunden Urteils erklärt werden könne.

Was hat man nun von solchen Behauptungen zu halten? Ist es wirklich möglich, daß die Hypnose von gewiegten Verbrechern zur widerrechtlichen Aneignung persönlicher Vorteile irgendwelcher Art ausgenutzt werden kann? Oder handelt es sich bei allen als Beweis dafür angezognen Geschichten immer nur um jene gegenstandslosen Legenden, an denen gerade die populären Vorstellungen vom Wesen des Hypnotismus so reich sind? — Nun, wie so oft, liegt auch hier die Wahrheit in der Mitte. Die Möglichkeit, daß ein Mensch durch hypnotische Suggestion wider seinen Willen zur Begehung irgendeiner rechtswidrigen Handlung oder zu einer Schädigung seines eignen Interesses zugunsten eines fremden gebracht werden könne, ist theoretisch durchaus gegeben und nicht von der Hand zu weisen, aber die Wahrscheinlichkeit, daß in einem bestimmten Einzelfall wirklich ein Mißbrauch hypnotischer Suggestion zu unlautern Zwecken vorliege, ist als beinahe verschwindend gering zu bezeichnen, denn es müssen sehr zahlreiche Zufälle zusammentreffen, um gerade eine mißbräuchliche Benutzung der Hypnose gelingen zu lassen.

Wer einmal öffentlichen hypnotischen Schaustellungen beigewohnt hat, wie sie früher in deutschen Städten häufig veranstaltet wurden, während sie seit 1894 in Preußen allgemein polizeilich verboten worden sind, dürfte zunächst vielleicht wenig geneigt sein, die soeben ausgesprochne Behauptung zu unterschreiben. Hat er doch vielleicht gelegentlich solcher Vorführungen einmal mit Staunen und Entsetzen gesehen, wie irgendein harmloser Zuschauer, am Ende gar ein naher Bekannter von ihm selbst, für dessen guten Charakter er seine Hand ins Feuer gelegt hätte, im Zustand des hypnotischen Schlafes verbrecherische Neigungen von der bedenklichsten Art bekundete: auf die bloße Aufforderung des Hypnotiseurs hin, sich eine auf dem Tisch liegende, goldne Uhr, einen wertvollen Ring anzueignen, vergriff er sich, ohne zu zögern, an fremdem Eigentum, ja er zog, auf Verlangen des Hypnotiseurs, einem der anwesenden Zuschauer, der sich schlafend stellte, das Portemonnaie sogar aus dem Beinkleid oder die Brieftasche aus dem Rock und entwickelte dabei eine Geschicklichkeit und eine Verschlagenheit wie ein geübter „Leichenfledderer"; am Ende ließ er sich gar durch den Hypnotiseur zu einem abscheulichen Mord bereden, indem er einen Bleistift, der ihm mit den Worten,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

es sei ein Dolch, in die Hand gedrückt wurde, einem harmlosen Zuschauer, dessen Tötung vom Hypnotiseur als unbedingt erforderlich bezeichnet worden war, „in die Brust" stieß.

Es hat für den Laien etwas Erschreckendes, zu sehen, wie ungemein leicht und schnell solche verbrecherischen Suggestionen von vielen Hypnotisierten angenommen und befolgt werden. Auf Grund solcher Experimente glaubten daher in früheren Jahrzehnten selbst angesehene Autoritäten, vor allem der berühmte Liégeois, daß jedem Mißbrauch der hypnotischen Suggestion zur Begehung von Verbrechen Tür und Tor geöffnet seien. Selbst gegen seine nächsten und teuersten Angehörigen pflegt der Hypnotisierte, sobald ihm entsprechende Suggestionen gegeben sind, unbedenklich fingierte Mordversuche zu machen. Ohne sich zu besinnen, drücken Eltern gegen ihre Kinder und Kinder gegen ihre Eltern Pistolen ab, die ihnen der Hypnotiseur darreicht, oder sie setzen ihnen ein Getränk vor, in das sie vorher heimlich ein ihnen als Gift bezeichnetes Pulver geschüttet haben, und so weiter.

Dennoch muß man sich schwer hüten, aus der prompten Ausführung solcher fingierten Verbrechen durch Hypnotisierte den Schluß zu ziehen, daß sie ebenso leicht und unbedenklich wirkliche Verbrechen unter dem Einfluß der Suggestion begehen würden. Ein Rest von Bewußtsein und klarem Urteil ist auch im tiefsten hypnotischen Schlaf noch ebenso erhalten wie im festesten normalen Nachtschlaf. Wie der Schlafende aus tiefstem Schlummer zu erwachen pflegt, wenn irgendeine noch so leise Sinneseinwirkung des Gesichts, Gehörs, Gefühls ihm die Nähe einer unvermuteten, schweren Gefahr ankündigt, während er oft ruhig weiter schläft, wenn er von einer Feuersbrunst, einer Überschwemmung, einem Einbruch und so weiter nur träumt, so verharrt auch der Hypnotisierte in seinem Schlaf- und Traumzustand nur, solange sein eingeengtes Bewußtsein ihm sagt, daß alle Verbrechen, zu denen er beredet wird, nur ein Spiel, eine Fiktion sind, daß der Hypnotiseur sie nicht ernstlich in Aussicht genommen hat. Wird hingegen von schlechten Menschen einmal in vollem Ernst der Versuch gemacht, einen Hypnotisierten zur Begehung eines wirklichen Verbrechens zu mißbrauchen, so pflegt der Erfolg des gegebnen Befehls fast stets völlig anders zu sein, als in den Fällen eines fingierten Verbrechens in öffentlicher Versammlung: der Hypnotisierte erwacht urplötzlich, auch aus tiefstem Schlaf, und da die Erinnerung

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

an die kürzlich empfangne Suggestion ihm in solchen Fällen erhalten bleibt, kann er den Hypnotiseur ob des versuchten Mißbrauchs leicht zur Verantwortung ziehen. Schon aus diesem einen Grunde ist der von Laien so oft gefürchtete systematische Mißbrauch der Hypnose für verbrecherische Zwecke im allgemeinen ein Ding der Unmöglichkeit; jedenfalls wird ein gewiegter Verbrecher jedes andre Mittel zur Erreichung eines frevelhaften Ziels dem unsichern und gefährlichen Wege des Hypnotisierens vorziehen. Tatsächlich ist denn auch die Zahl der Fälle, in denen der Versuch nachweislich mit Erfolg gemacht wurde, einen willenlosen, hypnotisierten Menschen durch entsprechende Suggestion zur Begehung eines Verbrechens zu bewegen, verschwindend gering.

Zur passiven Duldung einer verbrecherischen Handlung, etwa eines sexuellen Attentats, ist der Hypnotisierte freilich leichter zu bewegen als zur aktiven Begehung. Immerhin ist auch in dieser Hinsicht der Zustand der Hypnose nicht gefährlicher als eine Chloroformnarkose, ein Alkoholrausch, kurz, als jeder künstlich herbeigeführte und vertiefte Schlafzustand; im Gegenteil, der Hypnotisierte wird in Momenten drohender Gefahr viel leichter als der Chloroformierte und der Berauschte zum Bewußtsein der Wirklichkeit erwachen und die Gefahr abwenden können. Es ist zwar eine Reihe von beglaubigten Fällen in der wissenschaftlichen Literatur beschrieben worden, in denen Sittlichkeitsdelikte an Hypnotisierten mit Erfolg versucht und durchgeführt wurden; aber darf man deswegen den Hypnotismus selbst gefährlich schelten oder gar verdammen? Fällt es irgendwem ein, die Abschaffung der Chloroformnarkosen, der Lachgasbetäubungen und so weiter zu verlangen, weil auch sie von gewissenlosen Ärzten gelegentlich benutzt werden, um unzüchtige Handlungen an der willenlos gemachten Patientin vorzunehmen? Lasse sich niemand ohne Hinzuziehung zuverlässiger Zeugen von einem nicht absolut gegen jeden Verdacht gefeiten Menschen hypnotisieren, — und der ohnehin seltne Mißbrauch der Hypnose zur Ausführung sexueller Vergehen muß von selbst schwinden.

Verhältnismäßig am leichtesten sind mit Hilfe hypnotischer Suggestion noch solche Verbrechen durchzuführen, die sich auf Erschleichung von Namensunterschriften oder Fälschung von Urkunden beziehen, sowie solche, die widerrechtliche Vermögensvorteile für den Hypnotiseur anstreben: durch

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ſuggeſtive Erzwingung von Schenkungen, Teſtamentsklauſeln und ſo weiter, wobei dieſe vom Hypnotiſeur erzwungnen Verfügungen eines ſeiner Willensfreiheit zeitweilig beraubten Menſchen durchaus nicht einmal während der eigentlichen Hypnoſe vorgenommen zu werden brauchen, ſondern unter Umſtänden erſt lange nachher, unter poſthypnotiſchem Einfluß. In ſolchen Fällen wird ſich nämlich der Hypnotiſierte, zumal wenn die Suggeſtion geſchickt gegeben wird, über die Tragweite der jeweiligen Handlungen durchaus nicht klar werden, und ein Widerſtand ſeinerſeits iſt deshalb nur in geringem Maße oder garnicht vorhanden. Immerhin kann es keinem Zweifel unterliegen, daß auch ſolche Fälle ſich nur äußerſt ſelten ereignen. Um nämlich auf dieſem Wege ein beſtimmtes unredliches Ziel zu erreichen, muß der Hypnotiſeur ſein Medium erſt in langer, mühſäliger Vorarbeit ſozuſagen dreſſieren; und auch dann iſt es noch ſehr zweifelhaft, ob nicht ſeine ſchwarzen Pläne im letzten Moment durch einen unerwarteten Widerſtand des Hypnotiſierten oder ſonſt eine zufällige Störung zuſchanden werden und ihn vor Erreichung ſeines Zieles dem Richter überliefern. Deshalb werden die meiſten Übeltäter von vornherein auf eine Ausnützung der Hypnoſe für die Durchführung ihrer unreellen Wünſche verzichten und andre Wege vorziehen. Sehr wenig verlockend für die verbrecheriſchen Hypnotiſeure oder hypnotiſierenden Verbrecher iſt auch die Tatſache, daß bei dem geringſten Verdacht jederzeit durch eine neue Hypnoſe in dem mißbrauchten Hypnotiſierten die Erinnerung an alle früher durchlebten Hypnoſen und die dabei erteilten Befehle erweckt werden kann. Die leicht auf ſuggeſtivem Wege zu erzeugende Erinnerungsloſigkeit des wachen Menſchen an alle Einzelheiten des von ihm durchgemachten hypnotiſchen Schlafes iſt alſo durchaus keine ſichre Gewähr für den Hypnotiſeur, daß nicht ein von ihm ins Werk geſetzter oder geplanter Mißbrauch des willenloſen Zuſtandes ſeines Patienten, trotz deſſen Erinnerungsloſigkeit nach dem Erwachen, doch einmal ans Tageslicht komme.

(Schluß folgt)

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kopie und Reproduktion

Ein Kapitel zum Kunstbesitz von Eugen Kalkschmidt

Mit steigender Besorgnis verfolgen die Kunstsammler auf dem Kontinent den amerikanischen Wettbewerb um den Besitz der Meisterwerke alter Kunst, insbesondere der Malerei. Alle Augenblick lesen wir, daß der bekannte Trustmagnat X einen köstlichen Rembrandt oder Velazquez, irgendein wertvolles Bildwerk der italienischen Renaissance für eine fabelhafte Summe angekauft und über den Ozean entführt habe. Natürlich auf Nimmerwiedersehen, denn es ist kaum anzunehmen, daß diese Werke, die ja zumeist sehr bald aus den Händen des Käufers in öffentlichen Besitz überzugehen pflegen, je wieder dauernd nach Europa zurückkehren. Manchmal freilich mißlingt die Entführung, indem noch in zwölfter Stunde der Verkäufer sein vaterländisches Herz entdeckt und das gefährdete Werk einer einheimischen Staatssammlung überläßt, in der Regel zu einem geringeren Preise, als ihn der Dollarkönig geboten hatte. Es gibt auch Fälle — und namentlich in England ereignen sie sich häufiger —, wo ein paar reiche Leute für die leere Museumskasse einspringen und durch ihre Stiftung das Meisterwerk im Lande festhalten. Doch alle diese Maßregeln haben es nicht hindern können, daß im Laufe der Zeit immer wieder bei dieser oder jener Auktion, zumeist unter dem Schutze des europäischen Kunsthandels, der europäische Kunstbesitz um wertvolle Stücke verringert wurde.

Wilhelm Bode war es, der vor fünf Jahren diese amerikanische Gefahr schilderte und die Schwierigkeiten betonte, unter denen die europäischen Museen bei dieser rücksichtslosen Konkurrenz zu leiden haben, wenn sie mit ihren knappen Mitteln ihre Bestände vermehren wollen. Eine berliner Zeitung unternahm damals eine internationale Umfrage. Die Gefahr wurde von allen Seiten zugegeben, Schutzmaßregeln wurden verlangt. Nichts geringeres als ein allgemeines Ausfuhrverbot, eine Art europäischen Sperrgesetzes, jeden-

Generated on 2019-10-26 22:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

falls ein „gemeinsames Vorgehen der Völker Europas" bezeichnete man als wünschenswert.

Der Vorschlag schmeckt stark nach grauer Theorie, wie alle jene Vorschläge, die mit mehr oder weniger Überredungseifer die Geburt der „Vereinigten Staaten von Europa" bezwecken. Die Amerikaner hätten ein solches Vorgehen wohl mit Recht als eine starke Unfreundlichkeit aufgefaßt und es am Ende durch einen Boykott der modernen europäischen Kunst beantwortet. Sie wären auf diesem Trutzwege vielleicht am schnellsten zu einer eigenen und bodenständigen Kunst gelangt, die sie heut immer noch zum guten Teil entbehren müssen. Aber von diesen praktisch wirtschaftlichen Erwägungen ganz abgesehen, — hätte Europa wirklich ein inneres, und sagen wir getrost: ein ethisches Recht auf die Lokalisation, auf den ausschließlichen Besitz klassischer Kunstwerke? Warum sollte Europa den Amerikanern verwehren dürfen, ihr Geld in künstlerischer Werten anzulegen, an deren nationaler Urheberschaft die Vorfahren der heutigen Amerikaner annähernd den gleichen Anteil haben dürften wie unsere eignen Altvordern? Ich meine: es geht nicht an, aus dieser gemeinsamen Vergangenheit ein moralisches Vorzugsrecht einseitig für Europa abzuleiten. Die Völker des Kontinents sind sehr froh und stolz, wenn das reiche Amerika zu ihnen kommt, um Kunst und Kunstgewerbe neuen Datums einzukaufen. Soll die ältere und alte Kunst ausgenommen sein, so muß vorher doch wohl festgestellt werden, wo das Alter beginnt und wo die Jugend aufhört? Was ist patiniert und ehrwürdig, und was nicht? Man ist im allgemeinen sehr geneigt, dem Amerikaner das Fehlen des historischen Bewußtseins, des geschichtlich kultivierten Fühlens und Denkens als einen Mangel an höherer Kultur anzurechnen. Wenn er nun kommt und sagt: gut, hier ist Geld, viel Geld, dafür will ich mir von eurer alten Zeit einiges echte Anschauungsmaterial mit hinübertragen zur Belehrung, zum Genuß; zur Freude auch für meine Landsleute, die nicht alle nach Europa fahren können, um in eure Sammlungen zu laufen, — sollen wir ihm die Tür vor der Nase zuschlagen? Die Ideale der Humanität, als deren Hüter wir uns fühlen und gern anreden lassen, zeichnen uns ein etwas freundlicheres Verhalten vor.

Dazu kommt, daß in Wirklichkeit garnicht mehr so viel an alter Kunst auf dem Kontinent verkäuflich ist. Das weiß jeder Fachmann. Die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Staatssammlungen halten fest, was sie haben, Altertümer und Denkmale, die über das Land verstreut sind, werden beaufsichtigt und gepflegt und können auch nicht ohneweiters vom Fleck weg verschifft werden. Das museologische Albdrücken, das die amerikanische Gefahr in riesenhafter Projektion am Horizonte heraufbeschwört, scheint mehr eine Wirkung allzu seßhaften Aufenthalts in den Museumsmauern zu sein, freilich auch eine Begleiterscheinung des echten Sammeleifers, der sich nichts entgehen lassen will.

Der eigentliche Wettbewerb zwischen hüben und drüben, in dem Amerika für Europa gefährlich werden kann, vollzieht sich um die klassische Kunst der Zukunft; das will sagen: um die moderne Kunst der Gegenwart, die den kommenden Geschlechtern als vollendeter Ausdruck einer neuen Entwicklungsstufe erscheinen wird. Hier ist Amerika — gemeint sind immer die Vereinigten Staaten — dank seiner skrupellosen Kauflust und seinem großen Geldbeutel allerdings drauf und dran, einen Vorsprung zu gewinnen, der nicht wieder eingebracht werden kann, so wenig wie derjenige des europäischen Mutterlandes hinsichtlich der Arbeiten bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Aber das neunzehnte Jahrhundert und besonders die Blüte seiner französischen Malerei wird man — abgesehen von englischen Privatsammlungen — drüben in Amerika mindestens ebenso genau zu studieren haben wie diesseits vom Ozean. Die Meister von Fontainebleau, die französischen Impressionisten sind in Amerika zu Hause, besser fast als in Frankreich selbst; und so wenig echt viele Corots und Millets in amerikanischem Besitz sein mögen, — die echten und wertvollen sind immer noch zahlreich genug. Wenn Deutschland ähnliche Verluste erspart geblieben sind, wenn Menzel, Feuerbach, Böcklin, Leibl, Marées nur bei uns in ihren Originalen kennen gelernt werden können, so ist das gewiß nicht immer der scharfen Voraussicht unsrer einheimischen Museumsleiter zu danken. Einzig Lenbach hat als bevorzugtes Talent repräsentativer Bildnismalerei internationale Aufnahme gefunden, und sonst allenfalls noch ein paar düsseldorfer und münchner Genremaler.

Einer der wenigen Mäzene, die der deutschen Malerei in schwerer Zeit durchgeholfen haben, der Graf Schack, war bekanntlich ein großer Freund von Kopien. Man müsse, sagte er, die edeln Meisterwerke der Alten, da sie doch einmal dem baldigen Untergange verfallen seien, durch handgetreue

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wiedergaben kommenden Geschlechtern erhalten. Deshalb füllte er die Hälfte seiner Sammlung mit Kopien an. Wir denken heute weniger pessimistisch über die Fortdauer der alten Bilder, denn je älter sie sind, umso solider sind sie gemalt, haltbarer jedenfalls als alle ihre Kopien aus dem letzten Jahrhundert und besonders aus der Zeit des Grafen Schack. Aber die Vergrößerung des Interessentenkreises für Kunstwerke, seine außerordentliche räumliche Erweiterung nicht nur über Amerika, sondern über alle Weltteile hin, stellt uns die Frage der Kopien in einer ganz neuen, ziemlich problematischen Form.

Von zwei Tatsachen ist dabei auszugehen: von der ungeahnten Steigerung der allgemeinen Anteilnahme an Werken der bildenden Künste, im besondern der Malerei; zum zweiten: von der angedeuteten und täglich wachsenden Schwierigkeit, zu den Originalen selbst zu gelangen.

Der Vorschlag, unsern alten berühmten Sammlungen Kopienmuseen anzugliedern, erscheint daher einigermaßen begründet. Wenn entlegnere Landesteile, zum Beispiel der preußische Osten oder die österreichischen Grenzmarken deutscher Kultur, auf gute Kopien das Hauptgewicht ihrer Pflege älterer Kunst legten, so wäre das kunstpolitisch sehr vernünftig, denn die Preise für gute alte und auch für neuere Originale sind nur noch für die großen Zentralanstalten einigermaßen erschwinglich. Zudem könnten zahlreiche Künstler, namentlich jüngere Kräfte ohne Mittel, durch diese öffentlichen Arbeiten wirtschaftlich gestützt und künstlerisch gefördert werden, denn das Kopieren guter älterer Meister ist für die durchschnittliche Begabung eine vorzügliche Schule; und dem Genie wird sie wahrhaftig auch nichts schaden, wenn sie ihm das Leben erleichtern hilft. Was den Malern recht ist, ist den Bildhauern billig. Wenn an Stelle der erschrecklich kalten weißen Gipsabgüsse in ihren musealen Totenkammern zum Teil Nachbildungen von lebendiger Künstlerhand träten und an öffentlichen Orten, Anlagen und Räumen aufgestellt würden, Nachbildungen in solidem Steinmaterial, aus dem die gestaltende Hand eine gute Arbeitserfahrung gewinnen kann, — so wäre das Geld, das dafür verausgabt würde, weit nutzbringender angelegt als für so manche akademische Lehrklasse.

Neben dem manuellen Verfahren der Kopierung ist in den letzten Jahrzehnten das mechanische der photographischen Wiedergabe getreten. Durch

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sie ist die bildende Kunst in ihren Hauptwerken so volkstümlich geworden wie zu keiner Zeit vorher. Man kann allerdings nicht sagen, daß diese Volkstümlichkeit auf einem ersprießlichen Kunstgefühl beruhe; sie erscheint mehr als ein Produkt allgemeinen Bildungsstrebens, als Erfolg einer stark pedantischen, weniger ästhetischen Kunsterziehung, deren wahrhafter Bildungswert ihrem anspruchsvollen öffentlichen Auftreten nicht immer entspricht. Hiezu kommt die Ausstattung der Zeitschriften und Zeitungen mit Bildern. Unser Auge wird mehr als gesättigt von dieser Unmasse Anschauungsmaterial aus Kunst und Leben.

In der anfänglichen Freude an diesen Eroberungen der photomechanischen Reproduktionstechnik übersah man es oder achtete man es gering, daß alle diese „originalgetreuen" Wiedergaben von der spezifischen Form nur die gröbsten Teile, den stofflichen Inhalt ungefähr vermittelten, unter starker und stärkster Verkleinerung, durch einfarbigen Druck, der die originalen Farbwerte in die monotone photographische Skala übersetzt und durch Licht und Schatten, Hell und Dunkel die farbigen Abstufungen anzudeuten sucht. Bei allen Werken, wo die Farbe kein wesentlicher Träger des künstlerischen Ausdrucks ist, mochte das zur Not angehen. Überall dort aber, wo sie das ist, in gewissen Blütezeiten der Malerei also, bei den Venetianern, den alten Vlamen und Holländern, den Engländern des achtzehnten, den Franzosen des neunzehnten Jahrhunderts, bei den neueren deutschen Meistern, — da können einfarbige Drucke, mögen sie noch so sorgfältig als Gravüren und Mezzotinten gehandhabt sein, den Reiz des Originals auch nicht entfernt ahnen lassen. Man würde viel früher von diesen Notbehelfen abgekommen sein, wenn sie nicht bei sorgfältigen Abzügen in ihrer Schwarzweiß-Wirkung durch feinste Differenzierung von Licht und Dunkel dem Auge einen Sonderreiz darzubieten hätten, der sehr schön sein kann, und — wenn man etwas wesentlich besseres hätte an ihre Stelle setzen können.

Lange Zeit hat man dieses Bessere auf dem einfarbigen Wege gesucht und ist damit wenigstens zur Verbilligung der Gravüren und Mattdrucke und zu ihrer technischen Vervollkommnung gelangt. Endlich ging man, wenn auch nur zögernd, an die Verwendung von Farben heran. Die Photolithographie, der mehrfarbige Steindruck mit Hilfe photographischer Aufnahmen, schien die ergiebigste Technik für bessere Blätter. Der Dreifarbendruck

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ist heute noch das geeignetste Netzdruckverfahren bei billigen Massenauflagen, da er durch das übereinanderdrucken der drei Grundfarben und einer Schwarzplatte für die Umrisse eine relativ kräftige farbige Erscheinung ermöglicht. Indes, wie steht es mit der Treue dieser teils besseren teils schlechteren Wiedergaben? Mußte nicht schon durch die geringere Qualität der mehr oder minder anilinhaltigen Druckfarben eine ungetreue und zumeist direkt falsche Farbenskala auf dem Abdruck erzielt werden? Eine Skala überdies, die durch die Einwirkungen des Tageslichtes im Bunde mit der Zeit höchst unliebsamen Veränderungen unterworfen war? Es erscheint daher begreiflich, daß man in den Kreisen der Künstler wie der Kunstfreunde so ziemlich allen mehrfarbigen Vervielfältigungsversuchen mit gegründeten Zweifeln begegnet; daß man einfarbige Photographien und Schwarzweißdrucke häufig vorzieht, obwohl sie eine zwar ebenfalls unrichtige, doch offenkundig eingestandne Übersetzung des Originals geben.

Unser Auge ist aber zu durstig nach Farbe, und die Technik ist viel zu erfinderisch geschäftig, als daß wir uns mit dieser Resignation auf die Dauer befreunden könnten.

Eine englische Gesellschaft bemüht sich seit dem Jahre 1906, unter Anwendung besten Materials, lichtechter Farben, eines reinen, festen Hadernpapieres ohne Glanzschicht, sogenannte Medicidrucke nach alten Meistern herzustellen. Es sind farbige Photogravüren, ohne Raster oder Korn, Abdrücke von fünf bis acht verschiednen Farbplatten in sehr beträchtlicher Größe. Die Preise bewegen sich dementsprechend in den Grenzen von fünfzehn bis dreißig Mark für das Blatt. Als ich die bisher erschienenen etwa vierzig Blätter bei der Verlagsanstalt F. Bruckmann-München, die die Drucke in Deutschland, Österreich und so weiter vertreibt, kürzlich sah, war ich überrascht durch ihre Schönheit. In der Tat: diese farbigen Wiedergaben sind das Vollendetste, was die photomechanische Drucktechnik bisher geleistet hat. Man bekommt wieder Mut und Zuversicht, daß die Farbe doch noch über die Monotonie siegen könnte, ohne den Geschmack zu gefährden.

Trotz der Verkleinerung, der auch diese Wiedergaben unterworfen sind, genießt das Auge wohlgefällig den sicher abgestimmten farbigen Zusammenklang des Ganzen wie die Handschrift des Malers. Wo der einzelne Strich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

als solcher im Originale sichtbar wird, kehrt er auch im Abdruck erstaunlich echt wieder. Fresken erscheinen in der Verwitterung des Originals, mit allen Rissen und Sprüngen der Farbe und dem durchschimmernden Wandgrunde. Besonders gut scheinen die großen Italiener zu gelingen, Raffael, Botticelli, Tizian, Bellini. Aber auch Niederländer wie J. van Eyk, P. de Hooch, Terborch, der Delfter Vermeer können sich sehen lassen. Vielleicht am originalgetreuesten sind ein paar lebhafte, farbige englische Bildnisse ausgefallen, zum Beispiel die vorüberhuschende Lady Hamilton von Romney. Die Auswahl berührt ein bißchen willkürlich, die Verlagsgesellschaft ist aber dem Vernehmen nach bemüht, vor allem gefährdete ältere Kunstwerke im Bilde zu retten; daher auch das Abendmahl Lionardos, wie es vor der letzten lebensgefährlichen Restaurierung im Jahre 1908 aussah. Im übrigen müssen solche Werke vorgezogen werden, die aus technischen Gründen eine gute Vervielfältigung versprechen. Da die Platten beim Druck abgenützt werden, ist die Auflage der Blätter begrenzt.

Nun, wir wollen hoffen, daß die Bevorzugung der italienischen Klassizisten nicht überhand nehme, und daß vor allem die großen Niederländer, Rembrandt voran, zu ihrem Recht gelangen mögen. Auch wird man vor den modernen Koloristen nicht Halt machen dürfen. Dann endlich werden wir ein Material an farbigen Kunstblättern haben, das zum Sammeln lockt, weil es das Sammeln belohnt. In den öffentlichen Sammlungen aber werden neben den Kopien auch diese oder technisch gleichwertige Reproduktionen klarere Vorstellungen über die wirkliche Erscheinung der klassischen Gemälde verbreiten helfen, die in der weiten Welt zerstreut sind.

Der amerikanische Kunstbesitz dürfte uns dann nicht mehr so viel Abdrücken verursachen, wenn wir bei uns zu Lande wenigstens eine annähernde Vorstellung über ihn gewinnen können. Weit entfernte Kunstsammlungen wie die Eremitage in St. Petersburg oder der Prado in Madrid werden uns näher gerückt sein. Und, vielleicht das nötigste: die Farbe als Träger wichtiger und wichtigster bildlicher Ausdruckselemente wird wieder in ihr künstlerisches Recht eingesetzt werden. Ohne gutes farbiges Anschauungsmaterial bleibt alle kunstgeschichtliche Beschreibung oder alles kunsterzieherische Predigen eine dürre und sehr oft unergiebige Sache. Wir wollen nicht um die Kunst herum, sondern in sie hineingeführt werden, um selber aus ihr zu

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ſchöpfen, was jedem einzelnen ſeeliſchen Gewinn verſpricht. Originale ſind ſtets unerſetzlich und einzig. Kopien und Reproduktionen können nichts andres ſein als Botſchafter aus gelobten Landen der Kunſt; ſie können die Sehnſucht wecken, und das iſt viel, iſt einer der edelſten Teile der echten Kunſtwirkung, die den Menſchen immer nur für Augenblicke von ſich ſelbſt erlöſt, ihm aber die Sehnſucht nach ſolcher Erlöſung als dauerndes Geſchenk hinterläßt.

Hundert Sorten Realismus

Von Robert Heſſen

In Leſſings „Hamburgiſcher Dramaturgie" kehrt kaum ein Fachausdruck ſo häufig wieder, wie „die Täuſchung". Ob von der Bühne her die Täuſchung gelang oder mißlang, blieb für dieſen unvergleichlichen plein-air-Denker die Hauptſache. Nur darüber täuſchte er ſich niemals, daß die Bühnenkunſt auf Täuſchung direkt abzielen und wir eine Freude darüber empfinden müßten, wenn die aufgewendeten Mittel ihren Zweck erreichten. Leſſing ging alſo mit der feſten Abſicht ins Theater, ſich täuſchen zu laſſen; ein Zuſchauer, wie er ſein ſollte.

Darum haben die ihn mißverſtanden, die ſeinen Spruch: „Kunſt und Natur ſei Eines nur" immer ſo zitierten, als ob er lautete: „Kunſt und Natur iſt Eines nur", und waren die Kampftage der Freien Bühne — ich rechne ſie von 1888 bis 1895 — für wirkliche Leſſingſchüler wohl die unerquicklichſten Theaterzeiten, die es in Berlin gegeben hat. Gewiß, ein paar echte Dichter und ſtarke Zugkräfte tauchten auf; „Wallenſtein" und „Fauſt" machten volle Häuſer. Doch vor der tonangebenden Kritik durfte ein neues Stück alles ſein, nur nicht unterhaltend. Selbſt wenn man die Banalität der voraufgegangenen Luſtſpiel- und Schwankära höchſt übel empfunden hatte, ließ es ſich doch nicht leugnen, daß eine ganz erkleckliche Zahl von Dramatikern damals die Bühne eroberte, nur weil ſie die Gabe bewieſen, zu langweilen. „Leben" gab es da faſt nur noch in Hinterſtuben mit ſchmierigen Tapeten. Reden konnten die wenigſten, Stottern galt für natürlicher. Das Schauen aber war eine ſchwere Aufgabe geworden. Die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gläubigen tränierten ſich in ihren Kämmerlein wie vor der eignen Hinrichtung, um den geiſtigen Strapazen dieſer Nichtgenüſſe, dieſer „Komödien für Nichtlacher", eine ausreichende Widerſtandskraft entgegenzubringen. Ich entſinne mich noch, wie eine hochſtudierte Frankfurterin, der ich davon prach, daß doch unſere Bedürfniſſe nach Hoffnung und Gerechtigkeit von der Bühne her nicht ſo mit Füßen getreten werden ſollten, mich anſchnob: „Sie ſin ebbe vom gahs gewennliche Bubblikum."

Warum eigentlich mußten wir die Weisheit unſrer Klaſſiker verachten? Durchdacht und ausgeſprochen war ja alles ſeit einem Jahrhundert und mehr. Ich erinnere heut nur an Schillers köſtlichen Prolog zu „Wallenſteins Lager", wo er die Muſe für „des Reimes Spiel" entſchuldigt, weil ſie ja doch

„. . . . . die Täuſchung, die ſie ſchafft,
Aufrichtig ſelbſt zerſtört und ihren Schein
Der Wahrheit nicht betrüglich unterſchiebt."

Half alles nichts. Zu jeder Aufführung in Berlin kamen ein paar Dutzend Scharfrichter mit nagelneuen Grundſätzen und finſtern Geſichtern. Auf jedem ſtand geſchrieben: „Ich will aber nicht illuſioniert ſein." Heut kann man es ja wieder offen ausſprechen, ohne Gefahr der Steinigung: jedes Bühnenwerk iſt ſtiliſiert, und die naturaliſtiſchen waren es ganz beſonders. Wie die Pferde haben die derzeitigen jüngſtdeutſchen Dichter gearbeitet, um eine Umgangsſprache nach dem allerneueſten Geſchmack herauszudrechſeln. Ich bin jedoch feſt überzeugt, daß nicht nur Schiller, ſondern auch Leſſing die Diktion gewiſſer Stücke als „betrüglich untergeſchoben" abgelehnt und durchaus „ungetäuſcht" das Theater verlaſſen haben würden.

Stehn ſich die Direktionen aber nicht arg im Licht, wenn ſie der Erdroſſelung der Illuſionsfähigkeit auch noch auf andre Weiſe Vorſchub leiſten? Wenn ſie dem angeblichen Bedürfnis nach unbedingter „Naturtreue" immer weiter nachgeben und den Zuſchauer zuletzt ganz deſſen entwöhnen, daß er ſelbſt mitzuſpielen, ſeine Phantaſie zu gebrauchen habe? Daß er, mit Vernunft begabt, im Theater den Schein lieben lernen müſſe? Der unerbittliche Realiſt kommt mir vor wie ein Mann, der ſich mit immer dickeren Kleidern verweichlicht und zuletzt im Hochſommer friert.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Freilich gibt es nicht nur einen einzigen Realismus, es gibt viele Dutzende; abgeſtuft je nach den Steuerklaſſen, nach der Blaſiertheit oder der Entfernung von den Theaterzentren. An der polniſchen Grenze genügt es zur Charakteriſtik ſchon, wenn der Intrigant auf Gummiſchuhen einherſchleicht. Und wie war Schiller in Mannheim bei der Uraufführung der „Räuber" noch begeiſtert, als ein neuer „Mond mit blechernem Spiegel, vor 12 Gulden 18 Kreuzer", gemächlich über den Theaterhimmel wandelte und „nach Maßgabe ſeines Laufes ein natürliches ſchröckliches Licht in der Gegend" verbreitete. Ja, mit ſolchen Mätzchen komme heut mal Einer dem Publikum des Sommertheaters von Pillkallen oder Inſterburg. Da muß unbedingt ſchon eine echte Schweinsblaſe mit einem echten Talglicht darin herhalten. Sonſt iſt man im Parkett empört über den „Mangel an Natürlichkeit" und verliert plötzlich „allen Anteil". In der Metropole vollends hab ich ſogar einen richtigen Theaterenthuſiaſten noch andern Tags ſtöhnen hören, weil in „Heimg'funden" dem ſtrahlenden Geſtirn nicht auch mit ſchwarzer Kreide ein „Mann im Mond" aufgezeichnet worden war. „Dieſe Schweinsblaſe da oben! Muß man nicht allen Anteil verlieren?" In der Tat, für ſolche unerſättliche „Realiſten" dürfte jene Weihnachtsgeſchichte von Anzengruber eigentlich nur an hellen Winternächten geſpielt und das Dach müßte dazu abgedeckt werden. So, wie die Rüpel im „Sommernachtstraum" ihr glorreiches Drama von Pyramus und Thiſbe verüben wollten.

Squenz: ... Aber da ſind noch zwei harte Punkte: nämlich den Mondſchein in die Kammer zu bringen; denn ihr wißt, Pyramus und Thiſbe kommen bei Mondſchein zuſammen.

Schnock: Scheint der Mond in der Nacht, wo wir unſer Spiel ſpielen?

Zettel: Einen Kalender, einen Kalender! Seht in den Almanach! Suchet Mondſchein, ſuchet Mondſchein!

Squenz: Ja, er ſcheint die Nacht.

Zettel: Gut, ſo könnt ihr ja einen Flügel von dem großen Stubenfenſter, wo wir ſpielen, offen laſſen, und der Mond kann durch den Flügel hineinſcheinen.

Das nenn ich noch naturaliſtiſch. Aber „Julius Cäſar?" Solange nur das Langweilige für darſtellenswert, nur das Alltagsleben für intereſſant, nur das Unwichtige für bedeutend, alles Große für übertrieben, alles Ungewöhnliche für unmöglich galt? Nein, „Julius Cäſar" hätte überhaupt von der Bühne verſchwinden müſſen. Denn in dieſem Stück wird ja Cäſar ermordet. Es iſt aber bekannt, daß er (nach Mommſen) achtundfünfzig Jahre

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

alt wurde, alſo mehr als einundzwanzigtauſend Tage lebte und nur an einem einzigen ſtarb. Daß er lebte, iſt ſomit einundzwanzigtauſendmal wahrſcheinlicher. Und etwas, was einundzwanzigtauſendmal unwahrſcheinlicher iſt, kann auf ein modern erzogenes Publikum nur abſtoßend wirken.

Auch zwiſchen Dingelſtedt und Laube ſoll in Wien das Thema von dem Verhältnis der Naturtreue zur Darſtellung einmal erörtert worden ſein. Zwiſchen Laube, dem „Puritaner", der immer vor allem den Kern der Dichtung herausſchälen wollte und dem es nicht ſo arg darauf ankam, wenn Julie Rettich nach dem herrlichſten Monolog mitten durch die Wand abging, und Dingelſtedt, dem zielbewußten Pfleger der „Echtheit" und der Bühnenpracht. Er hörte dem begeiſterten Widerpart ruhig lächelnd eine halbe Stunde zu; dann unterbrach er ihn mit den Worten: „Ja, beſter Laube, ich merke, Sie ſprechen im Ernſt?" Er blieb Sieger; und der Naturalismus, oder was man um 1888 ſo nannte, hat dieſen Sieg nach einer andern Richtung hin vollendet. Er hat die Phantaſie im Zuſchauer, des Dichters wertvollſte Gehilfin, vollends kaltgemacht, iſt aber ſchließlich an ſeiner eignen Ideenloſigkeit, richtiger daran, daß gewiſſe Dichter doch mehr dramatiſche Ideen hatten, als ſich in der Schablone des Naturaliſmus ausdrücken ließen, bankrott geworden. Gerhart Hauptmann verleugnete, wenn auch nur vorübergehend, in der „Verſunkenen Glocke" den Fundamentalſatz ſeiner eignen bisherigen Dramaturgie, — ein Backenſtreich war es, der, das muß man ſeinen Anhängern laſſen, jauchzend hingenommen wurde. Sie konnten eben auch anders.

Wie lautete jener Fundamentalſatz? Daß alles vermieden werden müſſe, was auf der Bühne als Kunſt erkennbar ſei, weil man trotz Rampenlicht und Sufflörkaſten von dorther tatſächlich, ohne jeden Betrug, reine Natur genießen könne.

Man ſieht: es war die gröbſte Täuſchung in ſich ſelbſt. Was alles an dieſer Logik, wurzellocker, keiner Prüfung ſtandhält, brauchen wir nicht mehr nachzuweiſen; die Mißernte eines Jahres nach dem andern hat es klargemacht, daß kein Dichter ungeſtraft die dramaturgiſche Quinteſſenz von Jahrtauſenden verſchmäht. Tragiſch wirkt es, zu bemerken, wie Gerhart Hauptmann ſich um die Frucht ſeiner Mühen bringt, weil er dramatiſchen Wirkungen auch da noch aus dem Wege geht, wo ſie ſich von ſelber aufdrängen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und das Publikum nach ihnen ſchreit. Etwa ſo, wie Hirſchfeld ſeine „zwei Mütter“, alſo die beiden Perſonen, deren Kontraſtierung die dramatiſche Idee des Stückes ausmacht, in keiner einzigen Szene gegen einander führt.

Alle Achtung, allen Dank für jene Aufgeweckteren, die uns in der „Freien Bühne“ 1888 ein Laboratorium zur Nachprüfung der dramaturgiſchen Regeln erſchufen; ſie haben das Andringen neuer ſozialer Motive und ihre Duldung auf der Bühne gefördert. Aber ſie haben auch eine techniſche Perverſität erzeugen helfen, deren Opfer vielleicht die wertvollſte von allen damals aufſtrebenden Begabungen geworden iſt. Zu ſchweigen von den Zuhörern! Wieviel Schönes und Packendes iſt ihnen durch jenen naturaliſtiſchen Überſchwang verleidet worden! Ich bin aus dem „Roſenmontag“ mit einer Dame fortgegangen, die vom Theater bis zu ihrer Haustüre ſich die Tränen trocknen mußte, doch nichtsdeſtoweniger auf mich ſchalt: „Wie können Sie nur auf dergleichen hineinfallen! Das iſt ja alles ſo gemacht!!“ Immer ſchluchzend. Es war eine von den Beraubten, der man die Illuſionsfähigkeit genommen hatte, während ihre naive Natur trotzdem noch dem Bühnenſpiel, wider Willen, folgte.

Nein, was die Dichter des „König Ödipus“, des „Hamlet“ und des „Wallenſtein“ gern benutzt haben, um ihre dramatiſchen Gedanken an den Mann zu bringen, das dürfte nicht mit einem Naſerümpfen, einem Achſelzucken abgetan werden. Ob man es merkt oder nicht merkt: das erregende Moment, das Geheimnis im Stück zur Erzeugung von Spannung, das Gegenſpiel, die Steigerung mit dem Wachſen der Handlung, das Aufeinanderplatzen der Hauptcharaktere, das tragiſche Moment dicht hinter der Höhe, die letzte Spannung, — das ſind Hilfsmittel, die kein Dramatiker ungeſtraft vernachläſſigt. Noch Shaw iſt klug genug, ſie und vieles andre dankbar zu verwenden. Weltruhm aber und Unſterblichkeit erlangt man durch ganz andre Dinge als durch die krampfhafte Sorge um gekünſtelt untechniſche äußere Anordnung. Die verſchafft allein jener höhere, innere Realiſmus pſychologiſcher Treffſicherheit. Nennt mir bei Shakeſpeare, wenn er auf menſchlichen Empfindungen wie auf einer Harfe ſpielt, eine einzige falſch gegriffne Note! Und gleichwohl iſt jenes Verrücktheitsterzett im dritten Akt von „König Lear“ offenſichtlich ſo „zurechtgemacht“ wie irgend eine Luſtſpielſzene bei Scribe oder Sardou. Denn Shakeſpeare fühlte in-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ſtinktiv, ſeine Schöpfungen nicht verewigen zu können, falls er eigenſinnig unwirkſame Mittel anwendete, um die Aufmerkſamkeit ſeines Publikums zu feſſeln.

Wer zu ſolcher Seelenkunde ſich unfähig weiß, wird freilich um ſo eher mit naturaliſtiſchen Kunſtſtückchen ſein Glück machen wollen. Denn die ſind billig zu haben, und niemals kann es an jungen Leuten mangeln, die ohne Talent gern berühmt ſein möchten. Zuweilen vergehen Jahre, während ſie mit gleichgeſinnten Muſageten das Publikum durch die Preſſe terroriſieren und ſich gegenſeitig beweihräuchern. Sieht man eines Tages nach, ſo ſind ihre Stücke der Schnee vom vergangnen März. Aber alle vier, fünf Jahrzehnte kehrt dieſe Bewegung wieder, die wir ja auch in der Malerei ſchon ähnlich zu beobachten hatten. Wie geringſchätzige Worte findet Leſſing für die „kleinen Künſtler, ... die nur dichten, um zu dichten, die nur nachahmen, um nachzuahmen, die ſich mit dem geringen Vergnügen befriedigen, das mit dem Gebrauch ihrer Mittel verbunden iſt, dieſe Mittel zu ihrer ganzen Abſicht machen und verlangen, daß auch wir uns mit dem ebenſo geringen Vergnügen befriedigen ſollen, welches aus dem Anſchauen ihres kunſtreichen aber abſichtloſen Gebrauchs ihrer Mittel entſpringt". Die Zeichnung des rein Zuſtändlichen anſtatt des dramatiſch Fortſchreitenden, des rein Zufälligen anſtatt des ſinnvoll Geführten, hat ſich vorerſt überlebt. Doch während wir Theaterleute Schonzeit haben, ſollten wir wenigſtens ein Arſenal für den nächſten Feldzug anlegen und für den ärgſten Unſinn einige gute logiſche Keulen im Vorrat haben, um ihn zu erſchlagen, ſobald er wieder auftaucht. Denn was für abgeſchmacktes Zeug iſt uns nicht in jenen Tagen mitunter angeboten worden! Nicht nur die Zwiſchenaktsmuſik ſollte ſtören, ſondern die Akteinteilung an ſich ſelbſt. Gibt es im Leben „Akte?" Alſo hatte „Gräfin Julie" von Strindberg keine. Sie ſpielte fortlaufend. Das wurde ſo gemacht, daß an der Stelle des unvermeidlichen, fühlbaren und willkommnen Einſchnittes in der Mitte des Stückes einige bekränzte Pärchen auftraten und einen Ringelreihen mit Geſang tanzten. Das war keine Zwiſchenaktsmuſik, beileibe! Es war etwas „ſtreng Naturaliſtiſches", nämlich: ein Zwiſchenaktsballett.

Einen großen Realiſten hat es unter den Zuſchauern wirklich einmal gegeben; das war König Ludwig II von Bayern. Der duldete keine Mitzuſchauer

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

neben ſich. Wenn ich an manchen Kritikern im Parkett und nachher in den Wandelgängen beobachte, mit welcher Selbſtverſtändlichkeit ſie dieſes ganze ſtörende Beiwerk einer unnatürlichen, die Intimität der meiſten Bühnenvorgänge aufhebenden Menſchenanſammlung in nächſter Nähe hinnehmen, um ſich dann inbezug auf „Lebenswahrheit" als Ultras zu gebärden, ſo fällt mir immer die köſtliche, durch einen Spaßvogel erfundne Anekdote über Emil Zola ein, wie er zu ſeinem Theaterdirektor kommt und ſtürmiſch eine vierte Wand auf der Bühne verlangt, wegen der vérité vraie.

„Aber," ſagt lächelnd der Direktor, „da können die Zuſchauer ja nichts mehr ſehn?"

„Gleichviel, nur lebenstreu! Lebenstreue iſt das Höchſte."

„Ja, Herr Zola, ich fürchte ſehr, die Leute kommen dann nicht mehr zu uns, und Ihre Tantiemen werden ſinken."

„Meinen Sie?" ruft Zola ganz erſchrocken.

„Aber gewiß."

„Die Zahl der Wände ſollte die Kaſſe beeinfluſſen?"

„Eine vierte Wand, und die Kaſſe bleibt leer."

Zola wird ſehr nachdenklich, nimmt den andern beim Arm und flüſtert ihm ins Ohr:

„Mon directeur, ... wie wärs, wenn wirs mal mit zwei Wänden verſuchten?"

Indeſſen, warum Zola zitieren? Ein Deutſcher hat, was ich meine, ja längſt in die lapidare Form gebracht:

„Der Schein darf nie die Wirklichkeit erreichen,
Und ſiegt Natur, ſo muß die Kunſt entweichen."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Anbetung der Hirten

Von Willy Rickmer Rickmers

Im mittelasiſchen Hochgebirge herrſcht der Steinbau furchtbar und ſchön. Nirgend iſt ſoviel harte Felskunſt neben den Gewölben des Eiſes und den Becken aus Firnguß, nirgends iſt an der kleinen Schneezier ſo geſpart. Zu ungeahnter Höhe türmt ſich ſtolz die eckige Nacktheit des Steins. Das Kühne der Gothik ringt mit der Maſſengewalt Babyloniens, zwingt ſie zur Gliederung der Flächen und Firſte. Man denkt an die uralte kreiſende Frage aller Meiſter: wie ſchaffe ich eine mächtige Feſte? dann: wie erleichtre ich ſie durch Schönheit? dann: wie laſſe ich das Gelockerte wieder feſt erſcheinen? Notwendigkeit und Freude, Druck und Befreiung, wie bringe ich ſie zuſammen? Wie verbinde ich das Können der Träger und Streben mit der Furchtſamkeit des Auges? Aus Erde und Himmel, den ewig Beiden, ſoll ich frohe Wirklichkeiten ſchweißen! Schmückende Schönler allerdings meinen, Sinn der Kunſt im Bauen ſei die Auflöſung des gehäuften Stoffes als übergang in die Seele des Nurſchönen. — Iſt denn Zweck häßlich und nur ſein Sterben ſchön?

Wo der Saraffſchan, der Allbefruchter, jäh aus dem Leib der Berge ſchießt, da liegt ein läſſiges Weib ſinnbetörend hingeſtreckt, Samarkand, die Königin der Welt. Sie iſt Mutter und Kind, in ihr ſind Empfangen und Gebären. über dem Lager ihrer grünen Luſt ſteht ſchützend und zeugend die ernſte Väterlichkeit des Gebirges, neben ihr liegt, noch unberührt und verheißungsvoll, die weite Steppe. Dieſen iſt ſie Erfüllung und Verklärung, ſie, die Ewigjunge, Strahlende, gekrönt mit Timurs Herrlichkeit. Erſt mit ihr gefühlt wird das ſtarr ſich Reckende gen Mittag zum Sinnbilde der Männlichkeit und die nördliche Wüſte zur hoffenden Sehnſucht. Sonſt wären ſie das Niemals kalten Trotzes und unlöſchbarer Dürre. Aus dem brennenden Verlangen hebt die beſchattende Kraft das Wunder des Schwellens

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und der Blüte. Es sprießt der Flaum der jungen Saat, es rundet sich die Kuppel der Bäume, und es reift die Frucht. So ruht, an die Berge gelehnt, im Glanze der Sonne die Tausendbusige, und mit zarten Fingern zieht die Ewiggebärende neue Jungfräulichkeit aus der wartenden Steppe.

Chontagh heißt ein Riese, der über der Pforte der Wasser steht. Als wuchtiger Vierkant kämpft er sich gewaltsam aus der untern Tiefe. Seine Flanken sind zu hohlgerundeten Karen ausgesprengt, zwischen denen die Grate klimmen am schreckenden Werk. Das ist nicht geklügelt und geklebt; das ist getrümmert und gedonnert. Denn hier ist ein Meister Steinmetz an der Arbeit im Großen, nicht mit Meißelchen am einzelnen Stück. Er waltet furchtbarlich mit der Ungestalt, die ihm die Hölle brüllend hob. Mit Winternässe tauft er sie, und mit dem starren Frost der Höhe durchkältet er das innerste Gestein. Ätzt dann mit Weißlicht und bläst mit dem Gluthauch der Wüste, daß die Blöcke krachend bersten und die klingenden Splitter an tausend Fialen springen. Mit Edelrost färbt er den grauen Kalk; ziegelrot flammen Mauer und Zinne. Um den Fuß liegt der Schutt als Verkleidung. Seine sanft geböschten Kegel leiten zu den Riesen, die sich nach oben in die unzähligen Kerben und Simse der drohend steilen Wand verlieren.

Als tragender Sockel erscheinen die geruhsamen Rücken des ältesten Abraumes. Sie haben die bewegungslose Rundheit starker Ungeheuer, die keine Last zum Wanken bringt. Unerschütterlich wie indische Weltelefanten heben sie das Schwerste, daß es leicht sei und herrisch frei über der schmucklos dienenden Würde throne. Spärlich bewachsen legen die bauchigen Seiten der Dickhäuter sich zusammen, und zwischen ihnen sind tiefe Thäler.

In einem solchen Tale stand unser Zelt, das weiße Wanderhaus des Abendländers. Der größere Teil des Tages war unter mannigfacher Arbeit verflossen, bei jenen Pflichten, die der Reisende erfüllen muß. Mit ihnen deckt er schämig-schüchtern oder lehrhaft-sittlich die bloße Abenteuerlust, damit die andern daheim ihn nicht ob des kindlich unverhüllten Triebes beneiden. Ich warf den Bergrock mit den zwölf Taschen von mir, froh der Bürde dieser Gerätekammern ledig zu sein, die uns Menschen zum Känguruh unausgetragner Arbeiten machen. Im leichten Flausrock trank ich Tee mit meiner Frau, und dann gingen wir noch ein wenig mit dem Bildkasten spazieren.

Hinauf zur Höhe, um in die Ferne zu schauen, wo abends in kalter

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schlucht der Gletscher kriecht und die Sonne rot zur höchsten Zinne flieht. Erst durch den Krüppelwald des Baumwacholders mit seinem verdrehten und verzwackten Geäste, mit dem dunkelgrünen Schuppenlaube, wie es die Thuja trägt. Dann bedächtig schreitend, sich wiegend und neigend den Hang hinauf, abwechselnd rechts und links sich kehrend, um die Steilheit durch Länge zu zwingen. Die graue Erde ist bandartig gestuft vom Tritte der Herden, die rastlos wandernd immer wieder am kurzen Borstengrase rupfen, sodaß nur schmale Wülste bleiben. Über diese endlos gerippelten abschüssigen Weidegründe stiegen wir langsam zur Höhe, viele hundert Meter, bis wir um einen Vorsprung biegend Chontagh, die blutige Burg, erblickten. Das Lager wa unsichtbar geworden; weder Mensch noch Tier erschien im Umkreis der Sinne. Nur drüben, auf der andern Seite des Nebentales, lag ein Knäuel Schafe.

Ich stellte den Apparat auf, und für eine Weile war die Welt nur im Brennpunkt der Linse, die Natur eine Rechnung des Gehirns. Allerdings erinnerte ich mich später, daß ferne Rufe schwach an das Unterbewußtsein gedrungen waren, als mein Kopf unter dem schwarzen Tuche stak.

Doch aufgepackt! Im Westen leuchtet es Zapfenstreich. Wir gehen. Da öffnet sich unser Ohr den Stimmen, die von unten kommen. Ein flüchtiger Seitenblick; neugierige Hirten; was weiter. Und wir schreiten voran.

Aber ein gellender Ruf bannt mich fest, ein Gedanke, kaum faßbar, zuckt widerwillig auf. Gefahr? Unglaublich! ... In voller Ruhe des Gemütes zieht der mächtige Uruß durch die Dörfer und Gebirge Turkistans; niemand krümmt ihm je ein Haar. Höchstens das Gesindel der Städte und längs der Eisenbahn raubt und mordet ohne Unterschied der Rasse. Ihm sind alle Hautfarben gleich, und keine Nase hat den besseren Glauben ... Aber hier! Lächerlich!

Doch allen Zweifel nimmt jetzt das sich überstürzende Gebell der zwei Kerle, die hastig, fast auf allen Vieren sich vorschnellend, den Hang erklimmen, gefolgt von drei Schäferhunden.

So jappt die Heulkobra, mit der der Autler warnt, so schnaubt und quiekt der brünftige Hengst und jault der Schakal seinen Hunger in die Nacht. Das ist nicht der Bauern müßige Schaulust. Das sind Herren, die es nach Geschäften gelüstet.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Langsam gleiten meine Hand in die Tasche und ein sanftes Lächeln über mein Antlitz. Die Hand gleitet glatt bis auf den Grund, und das Lächeln erfriert in der Geburt. Wie kann im Teeglaus die Pistole sein!

Wort und Geberde mahnender Abwehr erhalten unverzüglich die gleiche Antwort. Lange Knüttel und wurfbereite Steine lassen es geraten erscheinen, zunächst auf diplomatischem Wege um Aufklärung des Anmarsches und der Rüstungen zu ersuchen. Die Gegner bestanden aus einem Mischling, der zehn Meter dreckiges Baumwolltuch ums Haupt geschlungen trug, und einem schiefäugigen Kirgisen mit kleiner Kappe. Dazu die drei Hunde, die als leichte Reiterei im Hintergrund lauerten und kein Auge von uns wandten. Bei solcher Verteilung der Kräfte wäre es leichtsinnig gewesen, die verdächtige Haltung durch eine tätliche Erklärung offen als Feindseligkeit anzuerkennen. In tausend Fällen ist der bloße Zauberschein des Europäers das Schwerste in der Wage. Hier erlebten wir die Ausnahme, bei der zudem das Nebengehirn unter dem Nabel allein den Ausschlag gab. Der Gegenstand ihrer Absichten war klar: wir beide und unsre Habe im Allgemeinen und meine Frau im Besondern. Geste und Wort waren deutlich.

Nur kurze Sekunden bewegte mich die Frage, ob es wohl ehrenhafter für den Germanen sei, sofort im heldischen Kampfe gegen die fünffache übermacht der Nichtarier zu unterliegen, oder es mit feiger List zu versuchen. Ich begann die Lage mit Ruhe zu überblicken und hätte vielleicht noch mehr Gleichmut gefühlt, wenn ich rechtzeitig an die schönen Knaben des Emirs und die kaiserliche Leibwache gedacht hätte. Denn die wichtige Überlegung, daß auch ich lebendig wertvoller sei als tot, hätte noch mehr auf Zeitgewinn hoffen lassen. Zwar war ich weder Knabe, weder schön, noch hatte ich weiße Hosen an, aber schlicht ist der rauhen Hirten ungestümes Herz.

Ich entschloß mich also zum Notenwechsel und begrüßte die Vertreter mit jener Biederkeit, die Diplomatie heißt, wenn man innerlich voll Gift und Tücke ist. Die Verhandlungen dehnten sich nach Wunsch in die Länge, weil die braven Leute der Berge meine Begriffsstützigkeit mit hinlänglicher Geduld behandelten, obgleich nur ein Kind ihre Forderung nicht verstanden hätte. — „Das Weib, das Weib! Gib her! Siehst du im Tal das Lagerfeuer glühn?“ Ich sah es und fand, es sei schön. Mein innres Gesicht aber schaute in mein Tal, das auf der andren Seite lag.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gelegentliche Drohung mit den Keulen beantwortete ich mit der geneigten Heiterkeit, die Sereniſſimus allen Witzen entgegenbringt, und pries ſie laut als befreiendes Zeugnis der warmen Gefühle, die uns ſeit jeher nachbarlich verbunden hätten. Ich zeigte ihnen mit vielen Umſchweifen meine Taſchenuhr, den photographiſchen Apparat und andere Stücke ihrer zukünftigen Sachbeute und gab ihnen Unterricht im Rauchen von Zigaretten, die ſie verkehrt in den Mund ſteckten.

Es gelang mir nicht nur, die Zeit zu dehnen, ſondern auch durch langſames Wandeln und zeitweiliges Stehenbleiben den Ort unſerer Ausſprache an jene Bergecke zu verlegen, die mir die Ausſicht auf mein Zelt verborgen hatte, das nun als weißer Punkt tief, tief unten lag. Hier ſtanden wir auf der Waſſerſcheide unſerer Täler, und beiderſeits fühlten wir, daß ſie auch Entſcheidung bedeute. Die einen wollten hier hinunter, die andern dort. Nur über die Art der gemeinſamen oder getrennten Beſchreitung dieſer Wege beſtanden in der ſonſt durch keinen Mißton getrübten Beratung gewichtige formelle und ſachliche Meinungsverſchiedenheiten, die ich zwar nicht wegleugnete, die anzuerkennen ich aber auch nicht für tunlich fand, von der nicht zu unterſchätzenden Erwägung ausgehend und geleitet, daß eine möglichſt vielſeitige und weitläufige Beleuchtung allgemeiner Geſichtspunkte die Gegner oft an der Klarheit ihrer eignen Gedanken zweifeln zu laſſen in der Lage ſein kann.

Mein Kopf war ſozuſagen der gordiſche Knoten der ſich kreuzenden Willensrichtungen. Wiederum hob ſich der ſchwere Hirtenſtab zu wuchtiger Auslage, um durch Vernichtung des widerſpenſtigen Kraftzentrums die erfriſchende Löſung herbeizuführen. Doch da war im Knoten nicht mehr der Bann. Das Schickſal hatte unbemerkt die Fäden neu verheddert. Alexander kam zu ſpät und wurde um die Erfahrung reicher, daß man mit der Tat nie zaudern darf, wenn der Entſchluß ſchon reif iſt.

In dieſem Augenblick ... es iſt immer ein Augenblick; ſiehe auch: Konflikt, Kriſis, Klimax, deus ex machina, Wunder, Determinismus, Vorſehung ... war eine Verſchiebung der wirkſamen Gründe eingetreten. Von unten kam zufällig Albert, unſer wackrer Tiroler, der auf Murmeltiere Jagd machte. Ein Kanonenboot der bedrohten Macht war erſchienen, und die Kaperflotte der Raubſtaaten verduftete mit unheimlicher Eile unter die Kimmung.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das böse Schäferviertelstündchen war vorüber!

„Ihnen nach! Gib das Gewehr!“ ... „Ich habe nur ein Murmeltier schießen wollen und habe nur eine Patrone bei mir!“... „Na, dann lieber morgen!“

Meine Seele kochte. Blasenwerfender Grimm brodelte in mir, aber er konnte sich Luft machen, denn ich wußte, daß die andre Seite nun endgültig verspielt hatte. Das ist der Trost des Stärkeren, wenn er „morgen“ sagen darf.

Allmählich wich die innre Hitze jener prickelnden Gedankenlust, die darin besteht, daß man Zorneswallen mit dem Vorgefühl gekühlter Rache abwechseln läßt.

Abends beim Schlafengehen umgaukelten mich herrliche Fragen und Bilder. Ob mein Rasiermesser wohl im Gepäck war? Ob nach dem Gesetze der Prairie schon der Dolus genügte, die „Sitzende Laus“ am Marterpfahle dauernd zur Sittlichkeit zu verdammen und verliebten Hirten durch einen weißglühenden Ladestock das Schmerzhafte unnatürlicher Gewalt fühlbar zu machen?

Bei Morgengrauen sah ich zwei Gestalten auf ferner Gratschneide gegen den Himmel sich zeichnen. Sie verschwanden, als unsre bewaffnete Macht zum Sturme blies. Oben war natürlich niemand zu finden. Aber in der heitern Helle des jungen Tages lag in gedrängten Flocken die wollige Herde beschaulich an der Berglehne.

Meine Seele lächelte.

Eine halbe Stunde weiter sonnten sich zwei Hirten im Gefühle sachlicher Unschuld. Ich nahm jedoch einen sicheren dolus eventualis an, der sich im Falle des Erfolges der Stammesbrüder zweifellos in Mittat umgesetzt haben würde. Zur Strafe mußten sie die Schafe der Flüchtigen in das ferne Tal treiben, wohin mein neues Lager verlegt ward. Langsam trollte sich das Gewoge wackelnder Fettsteiße den steilen Hang hinab und dann den staubigen Pfad entlang. Als wir durch den Schluchtgraben zogen, hallte vom obern Grate lautes Geschrei ... Aber nicht der Kobra Warngeheul, nicht das Quieken des brünftigen Hengstes oder der Schakale hungriges Gejaule. Sondern das Keifen verärgerter Affen und das Geschimpfe der Köters hinterm Gartenzaun.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Meine Seele war fröhlich.

In einem lieblichen Grunde lag unser neues Zigeunerheim. Bald trug ein Beamter den Seidenglanz seiner bunten Prachtgewänder und die schneeige Würde seines Kopfbundes in unsern grünen Hain mit seinen moosbewachsenen Felsen und murmelnden Wassern ... Auf sein Geheiß zogen Männer in die Berge, und er ließ sich einstweilen in heißer Grube mit würzigem Wacholder den fettesten Hammel aus der Herde schmoren.

Einer wurde gefangen, und der Mingbaschi bot ihm Willkommen. Mit der kurzen Peitsche grüßte er ihn ins pockennarbige Gesicht. Es war der, der zur Lösung des gordischen Knotens zu spät kam. Hierüber konnte er gemächlich nachdenken, als er vor meinem Zelte an den Baum gefesselt stand und der senkrechte Mittag auf die blanke Kugel seines Schädels stach, über den das lichte Gezweige dünne Schattenstriche zog.

Allah ist groß! Er lässet die Sonne scheinen auf Gerechte und Ungerechte. Aber der Gerechte darf sich in den Schatten setzen und Allahs Gnade preisen.

Tief sann unser Freund den Gründen und Notwendigkeiten menschlichen Handelns nach; über mißglückte Versuche und unterlassenes Tun sann er nach.

Die folgerechte Entwicklung seiner Schlüsse ließ ihn mehr und mehr in sich zusammensinken. Vielleicht waren es auch die Sonne und der leere Magen. Aus der Wacholdergrube stieg der saftige Leckerduft des Hammelbratens und schlich zum Baume wie der fettig gleitende Geist eines behäbigen Konsistorialrates, der Verurteilte über ihr Los tröstet.

Das nächste Mal wird er gleich zuschlagen. Und ich werde immer einen Browning in der Tasche haben. Die Welt ist um zwei Entschlossene reicher.

Friedliche Dämmerung zieht in den Talgrund. Glutig lodert Chontagh; wie ein triefender Opferstein, riesengroß und schrecklich, steht er in der Abendröte.

Nicht weit von mir müssen Biber sein, die mit ihren Schwänzen auf das Wasser klatschen. So ist das Geräusch, das unsre Jugend kennt und hört, aber nicht sieht, und das Erfahrung auf den Sitz des Schmerzes bezieht.

Aber ich sage mir, es gibt hier keine Biber; ich höre, was ich nicht sehe, aber der Sitz des Schmerzes ist offenbart. Der aber ist nicht bei mir. Sondern die Erfüllung ist außer mir. Barakallah!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hinter der Laubhütte des hohen Beamten dehnt sich ein langes Geheul. Nicht das bösartige Warnen der Kobra; auch nicht des Hengstes brünftiges Gewieher, und nicht das Kläffen des stinkigen Schakales.

Sondern das erweichte Gewinsel des starken Hofhundes.

In mein Herz fleußt Balsam.

Meine Seele schwimmt in Frieden.

Aus meinem Munde kräuselt sich Weihrauch zum Lobe des Propheten.

Omin; Habullah!

Rundschau

Aus dem münchner Theaterleben

Der halbe Theaterwinter liegt hinter uns. Denn bricht in München erst der Fasching an, wird das ganze Leben zum Theater. Ich meine natürlich: im schlimmsten oder, wenn man lieber will, im besten Sinne des Wortes. Oder tragen wir nicht immer Masken vor dem Gesicht, auch wenn wir keine tragen? Nur daß diese Masken, genau besehen, unser wahres Gesicht sind, — ganz wie auf dem Theater.

Wer nur alle paar Wochen oder Monate über das Theater zu schreiben hat, kommt sich wie ein Ährenleser vor. Seine Kollegen haben das Korn bereits geschnitten und hübsch in Garben gebunden, gleichviel ob Ähren auf den Halmen standen oder nicht. Er muß sich daher mit dem begnügen, was sie ihm übrig ließen, — viel Stoppeln und wenig Körnern. Sehen wir einmal, was wir finden!

Das Hoftheater erinnerte sich, daß es in erster Linie die Klassiker zu pflegen habe. Nach Shakespeare kamen zunächst Kleist und Grillparzer zu Wort. „Die Hermannsschlacht“ und „Die Jüdin von Toledo“ wurden neueinstudiert — zugleich, um zwei vielversprechenden Talenten, Herrn Fritz Ulmer und Fräulein Terwin, Gelegenheit zu geben, ihre Kraft an einer großen Aufgabe zu beweisen. Vorerst war es freilich mehr Hoffnung als Erfüllung. Ein Abstecher ins Moderne führte auf Irrwege: eine eindeutige Zweideutigkeit von Lothar Schmidt und einen französischen Kolportageroman („Madame X . . .“) mit einer Gerichtsverhandlung, in der eine davongelaufne und zur Straßendirne herabgesunkne Frau die Angeklagte, ihr Mann ein harmloser Zuschauer, ihr Schwiegersohn der Staatsanwalt und ihr eigner Sohn der Verteidiger ist, ohne daß sich all diese Herrschaften erkennen, bevor ihnen die beiden Verfasser das verblüffende Stichwort zurufen. Schade um die viele Mühe, die sich Herr Basil mit der Regie gab, und das ergreifende Spiel von Fräulein Swoboda, das uns für Augenblicke an diese Theaterpuppe voll Schnaps und Mutterliebe glauben ließ.

Woher solche Irrungen? Wir brauchen bloß einmal einen Blick auf das Reper-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

toire des münchner Schauspielhauses zu werfen, um die Antwort auf diese Frage zu finden. Shaws „Arzt am Scheidewege“ und „Peer Bunkes Vorgeschichten“ waren die einzigen literarischen Früchte der ersten beiden Monate. Und niemand wird behaupten, daß sie besonders wohlschmeckend seien. Pharaos sieben magre Kühe sind noch immer das Symbol unsres Theaterlebens. Wenigstens scheint es so. Oder fehlt es unsern Theaterdirektoren nur an Scharfblick und Wagemut? Mich dünkt, wir in München sollten nicht immer so ängstlich nach Berlin schielen und den Reinhardtschen Spielplan einfach abklatschen, dazu leider noch stets erst ein halbes oder ein ganzes Jahr nachdem er in Berlin seine Schuldigkeit getan hat.

Doch wozu klagen? Wir hatten ja unsre Schillerfeier, hüben wie drüben, den „Tell“ im Hoftheater, „Kabale und Liebe“ im Schauspielhause. Dort zeigte Basil mit Maschineriedirektor Klein, hier Direktor Stollberg mit Ferdinand Goetz, wie man dem größten Theatraliker unter den deutschen Dichtern Gerechtigkeit widerfahren lassen kann, ohne geschmacklos zu werden Der Ruf nach Bühnenreform im guten Sinne des Wortes ist doch nicht umsonst erschollen. Von der Oper her hatte man sich bisher angewöhnt, in der Rütliszene ein Panorama des Vierwaldstädtersees zu geben. Dieser Unfug, der die Aufmerksamkeit des Zuschauers vom Wort des Dichters auf die Szenerie ablenkte, wurde diesmal glücklich vermieden. Nur ging mir die künstlerische Keuschheit etwas gar zu weit. Die enge Wiese mit dem Gebirgsprospekt paßte ja prächtig zu dem Revolutionskonventikel, das darauf tagte. Aber warum den Mondregenbogen, von dem nachdrücklich gesprochen wird, hinter die Szene verlegen, wenn man die technischen Mittel hat, ihn dem Auge des Hörers vorzutäuschen? Die Apfelschußszene wurde nach Art der Meininger gestellt: das Spalier der Geßlerschen Reisigen verdeckte dem Zuschauer den ganzen Vorgang; man sah nur im Vordergrund den mit sich selbst kämpfenden unglücklichen Vater. Zu allem Überfluß hatte man diesmal aber noch vorsichtiger Weise den Baum, vor dem der Knabe des Vaters Schuß zu erwarten hat, hinter die rechte Kulisse verlegt. Das schönste Bühnenbild aber war unstreitig die hohle Gasse: ein rotglühender Herbstwald mit fallendem Laub, der den Beschauer unwillkürlich an Tod und Vergänglichkeit erinnerte. Ebenso auf die Stimmung berechnet waren wohl die bis zum Bühnenmantel emporragenden, von weichem Abendrot umspielten Buchenstämme, zwischen denen sich Rudenz und Berta zur entscheidenden Zwiesprach treffen — ein liebliches Waldidyll. Nur schade, das es in der Urschweiz keinen solchen Hochwald gibt. Manches andre, wie Tells Hütte mit dem Waldgebirgsprospekt, war etwas nüchtern und poesielos.

Basils Bestreben ging offenbar dahin, den moralischen Predigerstil, in dem sich unsere Tellaufführungen bisher gefielen, durch den heißen Atem der Revolution zu beleben. Der Zuhörer sollte Zeuge einer Bauernrevolution sein Das Bäuerliche sollte in Kostüm, Gebärde und Tonfall mehr als bisher zur Geltung kommen. So erschien Tell in weißem Hemd und schwarzem Schlapphut Seltsamer Weise aber war das Hemd in der hohlen Gasse noch ebenso blendend weiß und frisch gebügelt wie in jener Szene, da er von seiner Frau Abschied nahm, und doch hatte er unterdessen gefesselt im Schiffsrumpf gelegen, den furchtbaren Sturm am Steuer mitgemacht, den Sprung auf die Tellsplatte getan und war auf einem schmutzigen Seitenpfad durchs Gestrüpp nach Küßnacht geeilt. Doch solche kleine

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Fehler konnte man über dem vielen Erfreulichen, das die Aufführung brachte, leicht vergessen. Schon die drei Schweizer in Walter Fürsts Stube vermieden es, sich zum Photographieren hinzustellen, und Herr Birron als Melchthal fand sich mit dem psychologisch widersinnigen Monolog von der edeln Himmelsgabe sehr geschickt dadurch ab, daß er ihn qualzerrissen in sich hineinschluchzte. Ebenso wurde auf dem Rütli der bisherige Nachmittagsprediger Rösselmann zum Hetzkaplan, zur eigentlichen Seele der ganzen Revolte. Überhaupt wurde selten deklamiert; die Leute dachten weniger an die Zuhörer unten im Parkett als an unsichtbare Lauscher, die es den Vögten melden könnten. Und es war gut so. Nur schade, daß in diesem Revolutionskonventikel alles in packende Einzelheiten zerflatterte. Die große Linie, die Schiller hier vorgezeichnet hat, wurde zerhackt. Die symphonische Steigerung bis zum Schluß fehlte.

Die einzelnen Leistungen waren sehr verschieden. Da sah man Fräulein Rottmann als Stauffacherin, ein echtes Bauernweib von altem Schrot und Korn, neben der Salontirolerin von Fräulein Berndl, die Tells Weib darstellen sollte. Da hauchte Fräulein Lossen dem süßlichen Burgfräulein von Brunneck ihre eigne starke Seele ein, vergaß darüber jedoch leider die Deutlichkeit des gesprochnen Wortes. Vielleicht um ihrem Rudenz, den Herr von Jacobi mit echtem Feuer, aber noch wilder draufgängerisch gab, ein kleines Zugeständnis zu machen. Da war Herr Jacobi (nicht mit dem „von" zu verwechseln) als Stauffacher ein guter Volksredner, aber nicht mehr. Und so weiter, und so weiter. Aber bis zur Apfelschußszene blieb es doch beim bloßen Theaterspiel. Da kam Steinrück auf die Bühne, und das Theater war verschwunden. Dieser Geßler lebte. Es war nicht der bekannte Bösewicht, der bald Geßler und bald Alba heißt. Es war der junge Vollblut-Aristokrat, der die Bauernkanaille, unter die ihn sein Kaiser hineinversetzt hat, garnicht begreift. So ungefähr, wie wenn ein preußischer Junker als Landrat nach Oberbayern versetzt würde. Übermütig, rechthaberisch, eine Herrennatur mit einem kleinen Hang zum jeu, und sei's mit Menschenleben. Neben diesem Geßler hatte Herr Ulmer als Tell einen schweren Stand Er mußte, was ihm an unmittelbarer Gestaltungskraft fehlt, durch charakteristische Rede ersetzen. Und das tat er redlich mit gutem Erfolg Eine derbe Schlichtheit war der Grundton, hinter dem sich die philiströse Kleinlichkeit dieses Schillerschen Helden besser verbarg als hinter den tönenden Versen, die ihn der Dichter sprechen läßt.

Über die Schillerfeier im Schauspielhause kann ich mich kürzer fassen. Nicht etwa, weil sie künstlerisch minderwertig gewesen wäre. Im Gegenteil. Die Aufführung von „Kabale und Liebe" hatte wirklich Stil. Da war nichts, was störte oder ablenkte. Es war ein glücklicher Gedanke von Ferdinand Goetz, die Chodowieckischen Kupfer einfach farbig auf die Bühne zu stellen. Das gab ein Zeitkolorit, wie es kein Moderner so echt und wahr erfinden könnte Unser Auge muß sich ja an Luisens äußere Erscheinung erst gewöhnen; aber vielleicht hören wir aus dem Munde dieser Luise eben dieser Fremdartigkeit halber auch ohne Lächeln die verstiegnen Worte, in denen sie mit ihrem Ferdinand schwelgt. Wir haben gerade durch das Kostüm auch für den dichterischen Ausdruck die nötige künstlerische Distanz gewonnen. Man weiß, daß Ferdinand Goetz in den Interieurs stets eine glückliche Hand hat So auch hier, wo Zimmer und Kostüm sich künstlerisch ergänzen Was mich aber vor allem freute, war eine kleine Abweichung von der geheiligten Theatertradition:

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Lady Milford hatte diesmal wirklich keine Hoftoilette angezogen, um die arme Luise zu beschämen; sie empfing das Bürgermädchen, wie sich eigentlich von selbst versteht, in elegantem Hauskleid. Die Aufführung war der Ausstattung ebenbürtig: Fräulein Schaffer als Luise und Fräulein Gerhäuser als Lady Milford, Herr Raabe als Miller und Frau Prasch-Grevenberg als Millerin, Jessen als Präsident, Duniecki als Ferdinand, Peppler als Wurm und — Ende gut, alles gut — Waldau als Kalb, — das gab ein Zusammenspiel, an dem man endlich wieder einmal seine helle Freude haben konnte

Hoftheater und Schauspielhaus werden überhaupt mehr und mehr Konkurrenten. Sie machen sogar, so bös das klingt, beide in unlauterem Wettbewerb. Sie verlegen zum Beispiel ihre Premieren mit Vorliebe auf einen und denselben Tag, so daß der pflichtgetreue Kritiker sich halbieren oder das Hälmchen ziehen muß, in welche Vorstellung er zuerst gehen soll. So wars wieder, als im Schauspielhaus „der junge Wein blühte“ und im Hoftheater „die Pfarrerstochter von Streladorf“ ihren Liebsten, von dem sie ein Kind kriegt, zur Türe hinauswarf. Ein Alter und ein Junger, die sich mit dem Eheproblem beschäftigen, — ist der Vergleich nicht interessant? Beide nehmen ihren Humor zu Hilfe, um sich damit abzufinden. Der Junge mit pessimistischem Einschlag, der Alte mit unverwüstlichem Optimismus. Das steckt an. Und da der Alte zugleich an den gesellschaftlichen Grundbegriffen nicht im mindesten rüttelt, vielmehr sogar den Apostel Paulus als Zeugen bemüht, so hat er das große Publikum doppelt auf seiner Seite. Ja, der alte Björnson ist diesmal ein wahrer Hexenmeister. Was aus dem Leim ist, wird einfach wieder geleimt, und Bettstatt neben Bettstatt gestellt, damit der jahrelang unterbrochene Spaß von Neuem beginnen kann. Darüber verzeiht der Theaterbesucher dem Alten auch die Redseligkeit, mit der er ihm eine Vorlesung über die Ehe nach der andern hält.

Ganz anders steht die Sache bei Max Dreyer. Ein jnnges Mädchen, das von seinem Liebsten schwanger ist, will eben diesen Liebsten nicht heiraten, sondern wirft ihn eigenhändig zur Tür hinaus. Hat man so etwas schon gehört? Ich bin überzeugt, das Residenztheaterpublikum gab mehr seiner moralischen, als seiner ästhetischen Verwunderung Ausdruck, als es die Pfarrerstochter von Streladorf höflich ablehnte. Man darf Leuten, die so musterhaft erzogen sind, auch nicht so unglaubliche Geschichten erzählen Anstatt auf den Knieen Gott zu danken, daß der „Verführer“ sie trotz ihrem „Fehltritt“ noch nehmen will, erklärt dies verrückte Weibsbild, mit einem solchen Jammermenschen könne sie nicht zusammenleben, und ihr eigner Vater, der noch dazu Pfarrer ist, sagt, nachdem der erste Zorn verraucht ist, ganz trocken: „So was heiratet man nicht.“ Ich gestehe, dieser dritte Akt ist mir das Liebste am ganzen Stück. Diese Käte ist ein Prachtkerl, den man küssen möchte. Wenn man nur wüßte, wie dieser Prachtkerl dazu kam, den Jammerlappen in der Johannisnacht mit in ihr Bett zu nehmen! Der Dichter hat es ja im ersten Akt etwas zu motivieren gesucht. Aber man glaubt ihm nicht so recht. Und das verdirbt den Leuten, die sich nicht moralisch entrüsten, wiederum den prächtigen dritten Akt. Es ist eben nichts vollkommen in der Welt, — nicht einmal auf dem Theater.

Das sah man auch bei der Cäsar-Aufführung, mit der Doktor Kilian uns noch kurz vor Weihnachten erfreute. Er gliederte die ersten drei Akte durch Hinüberziehung einzelner Szenen zu einer klaren Dreiteilung der Handlung:

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vorbereitung zum Morde, Mord und Forumszene mit der Hetzrede des Antonius. Nur schade, daß in den zwei letzten Akten, die so sehr abfallen, der Rotstift nicht ganze Arbeit gemacht hatte. Zwei Szenen, die Erscheinung Cäsars im Zelte des Brutus und der Tod des Cassius und Brutus, wären ein packender Abschluß gewesen.

Edgar Steiger

Glossen

Post festum

Bei Jung und Alt werden an Weihnachten nicht bloß Herz und Gemüt in frohe Schwingungen versetzt, sondern wird auch der Grund zu einem fast epidemisch auftretenden Magenkatarrh gelegt. Die lieben Kleinen erreichen dieses Ziel vor allem durch reichliche Einfuhr seltsam gestalteter Kohlehydrate, während die Erwachsenen sich lieber an die mannigfachen Erscheinungsformen von Eiweiß und Fett halten, für die bekanntlich vonseiten der Sprachwissenschaft zahlreiche einschmeichelnde Titel erfunden worden sind.

Zwar ist die Hygiene, bei Licht betrachtet, eine moralische Wissenschaft; und nirgends gedeihen gute Vorsätze besser als auf dem Boden der Dyspepsie. Aber es sei ferne von uns, diese zu einer einschneidenden Erörterung der Eiweißfrage zu mißbrauchen und für oder wider Voit, für oder wider Chittenden oder Haig eine Lanze zu brechen.

Tierisches Eiweiß, an und für sich betrachtet, ist weder gut noch böse. Kann schließlich die Gänseleberpastete, können die getrüffelten Wildschweinköpfe oder Agneaux de Présalé etwas dafür, daß sie in den inneren Gemächern des menschlichen Organismus so bedenklichen Metamorphosen ausgesetzt werden?

Sehen wir heute von all dem ab, suchen wir vielmehr, jeder an seiner Statt, in einer gesammelten Stunde der bevorstehenden Fastenzeit der befremdlichen Tatsache auf den Grund zu kommen, daß das Erinnerungsfest an die Geburt Christi jenen charakteristischen Fleischbeigeschmack bekommen hat, der sich doch unmöglich durch den (vielleicht mißverstandenen?) Satz des Johannesevangeliums „Das Wort ward Fleisch" hinreichend erklären oder gar rechtfertigen lassen dürfte.

O

Nobelpreise

Alle Jahre, wenn der Anfang des Dezembers herannaht, zerbrechen sich einige Zeitungen die Köpfe, wer denn wohl diesmal die nette runde Summe einstecken werde, die der Dynamitphilanthrop in seinem Testament den Gelehrten, Schriftstellern und Friedensfreunden hinterlassen hat. Freilich läßt die Neugierde allmählich nach. In den allerersten Jahren war man wirklich gespannt, wen man als die allergrößte Zierde seiner Wissenschaft anerkennen würde. In einigen Fällen konnte man über diesen „allerersten" Rang verschiedner Meinung sein, aber die, welche man außer den wirklich gekrönten dafür in petto haben konnte, bekamen ihn dann wirklich in den nächsten Jahren, ganz gesetzmäßig. Nun wird es nicht

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mehr lange dauern, bis alle wirklich bedeutenden Mediziner, Chemiker und Physiker ihn haben werden; und was macht die schwedische Akademie dann? Die allerersten Genies wachsen leider nicht so schnell nach, wie die Jahre rollen, und das Geld muß verteilt werden. Vermutlich wird man dann die ordentlichen Professoren einen nach dem andern krönen, entweder nach dem Alter, oder nach den Anfangsbuchstaben oder nach Ländern geordnet. Kriegen muß ihn dann schließlich jeder, wenn auch vielleicht doch einmal wieder ein Outsider, wie diesmal Marconi, herankommen wird. Nur erleben muß er es; darum wäre vielleicht der Modus mit dem Lebensalter doch der beste . . . ?

Nun pflegt es meist so zu sein, daß ordentliche Professoren oder von aller Welt anerkannte Erfinder nicht grade mehr zu den Bedürftigen zu rechnen sind. Im allgemeinen werden sie also den Nobelpreis nicht mehr sehr nötig haben. Wobei es allerdings ein besonderes Pech ist, daß bisher fast alle Preise zufällig an notorisch reiche Leute gefallen sind: Namen wollen wir nicht nennen, es kennt sie ja jeder. Einige wenige erfreuliche Ausnahmen gab es allerdings: es haben auch verdiente Leute den Preis erhalten, die es wirklich brauchen konnten. Aber selten.

In der Tat sind diese Nobelpreise ein gewaltiger Unfug. Wohl schwerlich hat je ein Testator eine an sich so gute Idee derartig ungeschickt ins Werk gesetzt. Wir haben wirklich im alten Europa keinen Überschuß an Mitteln für Wissenschaft und unreife technische Ideen. Tausende von jungen Gelehrten quälen sich herum und können für ihre Arbeiten nicht die nötigen Mittel auftreiben; und Geldleute finden sich vielleicht einmal für eine Sache, bei der ein Gewinn herausschauen kann, aber recht selten und spärlich für rein ideale Dinge.

Nun ist einmal einer da, der wirklich mit reicher Hand spenden will, eine runde Million jährlich steht zur Verfügung; und dann verdirbt er die Sache durch die unseligen Bestimmungen seines Preises.

Gedacht hat er wohl ganz was andres: Steht doch eigentlich in seinen Vorschriften, daß die besten Arbeiten des laufenden Jahres gekrönt werden sollen. Da hat er also wohl schwerlich daran gedacht, daß seine Preise als eine Alterszulage an bereits seit vielen Jahren berühmte, in jeder Beziehung arrivierte Leute gegeben werden sollten, er hat wohl wirklich mehr an junge auftauchende Talente gedacht, die sein Geld noch brauchen könnten, um auf die Sonnenseite zu kommen. Nur dann hätte die Sache Sinn. Aber der schwedischen Akademie ist es wohl viel bequemer, die großen Leute einfach zu krönen, als nach unbekannten Genies mit der Laterne suchen zu gehen. Keiner hat wohl mehr Respekt vor Ostwald als ich; aber warum jetzt? Wo er seit Jahren seine produktive Arbeit aufgegeben hat? Einfach deshalb, weil man ihn erklärlicherweise gegen Ramsay, van t'Hoff und Fischer nicht zurücksetzen wollte Und so überall. Die ganze Idee des Stifters ist ins Gegenteil verkehrt worden; nicht mehr zur Förderung junger Wissenschaft dient das Geld, sondern zur späten Belohnung vergangner Leistungen.

Es ist ein wahrer Jammer. Wie schön wäre es, wenn man den Großen nur die Ehre lassen könnte, den aufstrebenden Kleinen aber die Mittel!

Wenn man sagte: Die Medaille zum Nobelpreis kriegt Herr Professor Soundso, der weltberühmte, und das Geld wird ihm überwiesen, damit er es zwecks Förderung wissenschaftlicher Arbeiten auf dem und dem Gebiete an junge Talente geben könne, in beliebigen Summen, meinetwegen ohne

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

jede andre Kontrolle, als daß die kommende Arbeit den üblichen Vermerk trägt: „Mit Unterstützung der Nobelstiftung durch Herrn Professor Soundso."

Was könnte damit Gutes getan werden!

Da nun aber die Preisverteiler doch einmal die Bestimmungen nicht haarscharf innehalten können, eben weil in einem Jahre die Genies nicht nachwachsen, — könnte man nicht auch noch ein bißchen weiter vom Buchstaben der Verfügung abrücken und sich etwas mehr dem Geiste der Verfügung nähern? Etwa in dem eben angedeuteten Sinn? Meine Herren von der schwedischen Akademie, es würden sich sehr viel Leute nicht mehr alle Jahre über den Nobelpreis ärgern, die es jetzt reichlich tun. Und Sie könnten sich wahrhafte Verdienste um die Wissenschaft erwerben. Auch um die Literatur, wenn Sie es da ebenso machten. Es gibt ja auch junge Schriftsteller von Talent, die Geld nötiger brauchen könnten als Weltberühmtheiten. Überlegen Sie sich das einmal bis zum nächsten Jahre!

Kater

Glossen zur Kriminalpolitik

Todesstrafe

Auf Mord steht nach dem geltenden Recht nur eine Strafe, die absolute, die des Todes. Nach der Novelle zum Strafgesetz soll in Zukunft gegen den Mörder bei mildernden Umständen statt auf Todesstrafe auf Zuchthausstrafe erkannt werden können. Diese neue Bestimmung ist ein großer Fortschritt, aber dieser Fortschritt konserviert die Todesstrafe für Deutschland auf unabsehbare Zeiten. Denn daß beim Verbrechen des Mordes — trotz tausendfachen Abstufungen der Schuld — unterschiedslos das Todesurteil gefällt werden mußte, ist zwar nicht der tiefste, aber der populärste Grund für die Abschaffung der Todesstrafe gewesen.

Freiheitsstrafe

Das kommende Strafgesetzbuch stellt den Richter weit freier als das gegenwärtige Recht. Der Richter kann unter Umständen von einer Bestrafung des Schuldigen ganz absehen; auch von der Bestrafung des Schuldlosen, obwohl dies nicht ausdrücklich im neuen Gesetz steht.

Gemischte Kammern

Bisher saßen in den Strafkammern ausschließlich rechtsgelehrte Richter. Fünf Berufsjuristen. Die neue Organisation fordert auch für die Strafkammern die Beiziehung der Laienelements. Drei nicht rechtsgelehrte Schöffen treten an die Stelle der entsprechenden Zahl von früheren Berufsrichtern. „Gemischte Kammern bekommen wir!" rufen die reinen Kriminalisten höhnend und entsetzt aus und reden, soweit sie den neuen Strafkammern zugeteilt werden, jetzt schon von einer Versetzung in die Strafkompanie. Mit Unrecht! Im Kampf ums Recht gibt es keine Soldaten zweiter Klasse. Seit uralter Zeit galt das Amt der Schöffen und Geschworenn als Ehrenamt. Es ist älter als das Amt der besoldeten Priester des Rechts. Erst diese brachten die Mischung.

Minister

Nach Paragraph 118 des Gerichtsverfassungsgesetzes sollen zu dem Amt eines Schöffen oder Geschwornen nicht berufen werden — Minister. Wie falsch! Die Vorschrift sollte lauten: „Zu dem Amt eines Schöffen oder Geschwornen sollen in erster Linie berufen werden die Justizminister der deutschen Bundesstaaten."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Legalitätsprinzip

Der Entwurf der Strafprozeßordnung durchbricht das herrschende Legalitätsprinzip der Staatsanwaltschaft nur in einem untergeordneten Punkte. Die Novelle wird daher von den starren Theoretikern der Staatsomnipotenz in den höchsten Tönen gepriesen. Unter Legalitätsprinzip versteht man einen in Paragraph 152 formulierten Grundsatz, welcher den Staatsanwalt verpflichtet, wegen aller gerichtlich strafbaren und verfolgbaren Handlungen einzuschreiten. Man sollte, wenn man von diesem an sich wohltätigen Zwang des Staatsanwalts spricht, den Mund nicht so voll nehmen. Wer schafft denn die Voraussetzungen für das Einschreiten des Staatsanwalts? — Gendarmerie und Schutzmannschaft, von deren mitteilenden Anzeigen die Tätigkeit des Staatsanwalts ausschließlich lebt und abhängt. Konseqnent müßte man statt von dem Legalitätsprinzip des Staatsanwalts vom Legalitätsprinzip des Schutzmanns sprechen. Es ist aber nicht der Mühe wert, von Prinzipien des Schutzmanns zu sprechen.

Strafvollzug

Eines begreife ich nicht, — die allgemeine Klage über den Mangel eines einheitlichen Strafvollzugsgesetzes für ganz Deutschland.

Glaubt man denn, daß mit Schaffung eines solchen Gesetzes einheitliche Strafvollziehung durch alle Staaten und Provinzen Platz greifen würde?

Besitzen wir denn nicht längst einheitliches Strafgesetz und einheitliches Verfahren, und wird nicht trotzdem in jeder Amtsstube Deutschlands ein andres Recht gesprochen? Ein Kuppler erhält, je nachdem er infolge des Anfangsbuchstabens seines Namens vor der I., II. oder IV. Strafkammer desselben Landgerichts sich zu verantworten hat, fünf Wochen, vierzehn Tage oder drei Monate Gefängnis. Solche Größendifferenzen im Ausmaß der Strafe verschuldet das Temperament des Richters; noch größere Unterschiede in der Strafzufügung sind zurückzuführen auf das Temperament des Vollstreckungsbeamten; die größten auf das Temperament des Verurteilten. Papierene Einheit kann die lebendige Natur nicht ändern.

Besserung

Ewig wird ein Widerstreit bestehen zwischen der Auffassung des strafenden Staats und der des büßenden Verurteilten. Der Staat verlangt vom Gefangnen im Gefängnis Besserung des Charakters; der Gefangne vom Staat Besserung der Kost.

Offenbarungseid

Ein Gläubiger, der ein Guthaben vom Schuldner nicht beitreiben kann, hat die letzte Befugnis, den zahlungsflüchtigen Schuldner zum Offenbarungseid zu laden. Anders der Gläubiger Staat. Wenn durch Urteilsspruch gegen den Schuldigen die Geldstrafe von fünfzig Mark erkannt ist, so wandelt der Richter gegen den säumigen Verurteilten alsbald die Geldstrafe in eine Haftstrafe um. Wie ungerecht! Ist die Strafgeldschuld etwas andres als eine andre Geldschuld? Auch der Staatsanwalt sollte seinen Schuldner zum Offenbarungseid laden. Haft statt Geldstrafe ist Rückständigkeit, ein Überbleibsel der abgeschafften Schuldhaft.

Vorverfahren

Das Vorverfahren leidet an vielen Mängeln, hauptsächlich an dem Übel, das ihm folgt, am Nachverfahren, am Hauptverfahren.

Das Vorverfahren stellt fest, ob der Täter dem Hauptverfahren unterworfen werden dürfe. Zweck des Hauptverfahrens ist die Feststellung, ob die Einleitung des Vorverfahrens, ob der Verdacht begründet war. Aus dieser Stel-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lung der beiden Verfahrensarten zueinander ergibt sich ein höchst komisches Resultat. Jede Hauptverhandlung erhält den Anschein, als ob der Richter nicht die persönliche Angelegenheit des Angeklagten verhandle, als ob er vielmehr das Verhältnis des Angeklagten zu den im Vorverfahren tätigen Organen, Untersuchungsrichter und Staatsanwaltschaft, erörtere. Der erkennende Richter scheint hauptsächlich für oder gegen die Richtigkeit des Ergebnisses des Vorverfahrens zu prozessieren, ein Verfahren, in dem der Angeklagte nur eine Rolle spielt, wenn er den Akten widerspricht. Sonst berührt ihn bloß der Ausgang des Prozesses, — Haft oder Freiheit. — Man muß sich merken: nicht das Verfahren, nur seine Folgen sind die rein persönlichen Angelegenheiten des Angeklagten.

Selbstverwaltung

Die höchste Ehre einer reifen und souveränen Nation sollte in der vollkommenen Selbstverwaltung der Justizpflege bestehen. Welcher erhabne Gedanke: das Volk, verkörpert in seinen unabhängigen und unbescholtenen Bürgern, richtet selbst über den Volksgenossen. Ein beamteter Richter mag die Verhandlung und die Beratungen leiten; die Urteilsfindung gebührt nur den bürgerlichen Richtern. Unbescholtene Laienrichter besitzen wir in reicher Anzahl; aber an unabhängigen fehlt es. Leute, welche nicht von der Macht der Bürokratie abhängen, sind so bescheiden, von der kritischen Meinung eines einzigen Juristen sich abhängig zu fühlen. Es war daher nicht notwendig, daß die Novelle neben drei Schöffen zwei Berufsjuristen mit gleichen richterlichen Befugnissen setzte. Im Sinne der Regierenden hätte einer genügt; vom Standpunkt der Selbstverwaltung aus war einer um einen zuviel.

Elsas

Schlagende Wetter
in Zechen und in der Justiz

Das Königlich preußische Schöffengericht Hamm hat in der Sitzung vom 7. Dezember 1909, an der teilgenommen haben: Amtsrichter Günther als Vorsitzender, Architekt Lenharz und Landwirth Friedling als Schöffen, für Recht erkannt: Der Angeklagte Redaktör Hans Kaspar Gulbranssson wird wegen Vergehens der Beleidigung durch die Presse zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt.

Der Anfangssatz der Gründe lautet wörtlich:

> Am 14. Juli 1909 erschien in der 11. Nummer des 14. Jahrganges der Zeitschrift „Simplicissimus" eine mit der Überschrift „Aus Radbod" versehene Zeichnung, welche das zerstörte und mit skelettartigen Leichen angefüllte Innere eines Bergstollens darstellt und folgende Unterschrift trägt: „Nun hat die Zechenbande auch noch meine Frau mit ihren acht Kindern auf die Straße gesetzt!" — „Knurre nicht, dafür gibt sie uns hier noch freies Logis."

Der Schlußsatz des Urteils lautet wörtlich:

> „Als eine solche erhebliche Strafe ist die anerkannte Gefängnisstrafe erachtet, da eben eine solche Strafe auszusprechen war, aus der ohne weiteres hervorgeht, daß der gedachte Vorwurf auch der geringsten Grundlage entbehrt."

„Auch der geringsten Grundlage entbehrt!"

Die Beweisaufnahme hat unter anderm ergeben:

Der Witwe des im November 1908 verschütteten Bergmanns Dora, welche im Februar 1909 niedergekommen ist, wurde von der Zeche Radbod in deren Gebäude, wo sie mit ihren sieben Kindern

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wohnte, am 15. April 1909 auf 1. Mai 1909 wegen angeblicher bitterer Worte über ihr Unglück die Wohnung gekündigt. Am 15. Mai erging auf Räumungsklage der Zeche Austreibungsurteil, und am 19. Mai räumte der Gerichtsvollzieher im Auftrag der Zeche in Abwesenheit der eine Wohnung suchenden, obdachlosen Witwe die ganze Wohnung, stellte die sämtlichen Habseligkeiten ins Freie und schloß die Witwe mit ihren sieben Kindern, darunter einem Säugling, aus dem Haus.

Das ist, wie das Urteil selbst feststellt, erwiesen worden. Doch da der gedachte Vorwurf „auch der geringsten Grundlage entbehrt", so gebühren sechs Monate dem, der dem verschütteten Bergmann jene tatsächliche Angabe und ein heftiges, bittres Wort in den Mund legte.

Mir ist noch niemals ein Urteil vorgekommen, das so unerhört geirrt hätte. Die Nebenumstände des Falles sind noch viel mitleiderregender, als aus den oben mitgeteilten Hauptpunkten hervorgeht. Das wird die Berufungsverhandlung dartun. In München, wo der Redaktor Gulbranssson seinen Gerichtsstand hat, dem er vermittelst des Privatklageverfahrens entzogen worden ist, wäre Freisprechung erfolgt. Eine Gefängnisstrafe hätte kein einziges süddeutsches Gericht ausgesprochen. Der Irrtum des Urteils wirkt auf das Rechtsbewußtsein zahlloser Menschen wie ein Grubenunglück der Justiz.

C. H

Der Nibelungen-Obelisk

In Wien hat man kürzlich ein Denkmal enthüllt, dem eine tiefere Bedeutung zugesprochen werden muß. Es ist ein Obelisk, der kommenden Geschlechtern von der deutschen Treue künden soll, der Nibelungentreue, die das Deutsche Reich an den Tag legte, als es bei der letzten europäischen Krisis unentwegt zu Österreich-Ungarn hielt. Es ist ja bekannt, daß Deutschland sich aus rein idealen Gründen so edel, oder sagen wir besser: so treudeutsch, benahm. Denn: hätte es sich den Gegnern Österreichs angeschlossen, so würde es nicht nur von Serbien zwanzig Liter Sliwowitz, sondern von Rußland die baltischen Provinzen, und bei der Verteilung Österreichs die Alpenländer bis nach Triest hinunter erhalten haben. König Eduard, der rastlose, hatte sich mit Freuden bereit erklärt, endlich einmal „a Ruah" sowie jährlich drei Schlachtschiffe umsonst zu geben, wenn Deutschland nur geschehen ließe, daß die Serben die Österreicher gründlich verprügelten. Von andern Vorteilen für uns ganz zu schweigen!

Doch wozu erzähle ich diese weltbekannten Dinge noch einmal? Sie sind den ehernen Blättern der Geschichte einverleibt. Und außerdem hat es in sämtlichen Blättern, die die Welt bedeuten, wiederholt gestanden, welch eine gewichtige Nibelungentat diese stramme Haltung Deutschlands eigentlich war.

Woher sollten wir es auch sonst so genau wissen?

Einige Nörgler, an denen es uns ja leider niemals gefehlt hat und fehlt, haben zwar behauptet: das Deutsche Reich habe garnichts Gescheiteres tun können, als zu Österreich halten, weil der serbische Pflaumenschnaps wie auch die übrigen Rosinen nur schnöde Lockmittel gewesen seien; was Bülow genau gewußt habe.

Also: es liege garkeine Tat, nicht einmal eine besondre Gescheitheit vor, sondern lediglich eine Betätigung der normalen politischen fünf Sinne.

Diesen vernagelten Querköpfen haben die wackern Wiener durch ihren Obe-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

liſken gottlob ein für allemal das Gegenteil bewieſen.

Dieſer Nibelungen-Obeliſk iſt auch ſonſt noch ſehr merkwürdig. Denn wie ich unter der Hand erfahre, hat ſein Urheber ihm eine ſinnige Bedeutung eingeſchaffen. Mit Hilfe einer Rechenmaſchine iſt es ihm gelungen, die Anzahl derjenigen Zeitungsnummern feſtzuſtellen, in denen die Nibelungentreue Deutſchlands mit ſtarken und klangvollen Worten gefeiert wurde. Der Kubikinhalt dieſer unzähligen Papiere entſpricht nun demjenigen des Obeliſken auf ein Haar. Wenn man ihn alſo anſieht — und jeder treue Deutſche ſollte das tun, früher oder ſpäter —, ſo ſieht man mit einem Blick: ſo groß war Deutſchlands Treue damals, in jener blutigen Kriegszeit, wo man mit Worten Schlachten ſchlug.

Wahrlich, die Kunſt iſt doch ewig neu und unerſchöpflich an Aufgaben wie Ideen. Und welche Ausſichten eröffnen ſich da! Für jedes politiſche Abkommen wird künftig ein Freundſchafts- oder Friedens-Denkmal errichtet, das kontraktlich verpflichtet iſt, ſolange ſtandzuhalten wie der Vertrag ſelbſt. Geht er in die Brüche, was zuweilen vorkommen ſoll, ſo kann auch das entſprechende Denkmal eingeſchmolzen werden. Zu dieſem Zwecke, ſowie behufs leichterer Bewegbarkeit dürfte es alſo getroſt inwendig hohl ſein.

Die deutſche Denkmalsfabrikation, die in letzter Zeit leider bedenklich ins Stocken geraten iſt, würde großartig belebt werden. Und die politiſche Treue natürlich auch.

Bernhard Illo

Des Knaben Wunderhorn

Im allgemeinen habe ich es bis jetzt mit Abſicht vermieden, im „März" auf die mancherlei koſtbaren Faksimiledrucke und teuren Liebhaberausgaben hinzuweiſen, die zur Zeit in Deutſchland recht häufig erſcheinen. Der Bücherkultus des Bibliophilen paßt nicht wohl in unſre Luft, und die Mehrzahl unſrer Leſer hat andre Bedürfniſſe als nach köſtlichen buchhändleriſchen Raritäten.

Andrerſeits kann ich auch den gewiß zum Teil geheuchelten Ekel vor allem Bücherweſen, den die literariſche Überproduktion in blaſierten Kreiſen gezeitigt hat, keineswegs teilen. Ein ſchönes Buch iſt und bleibt mir doch eines der liebſten und achtenswerteſten Dinge auf der Welt. Und ſo widerſtehe ich einem außerordentlichen Anlaſſe nicht, mich als beſcheidnen Gelegenheitbibliophilen zu dokumentieren, indem ich einen neuen Faksimiledruck des Inſelverlages in Leipzig hier anzeige und angelegentlich empfehle, ein Buch, das mich im Innerſten entzückt hat. Es iſt ein Neudruck von des Knaben Wunderhorn, auf drei Bände angelegt, und der erſte Band liegt fertig vor. Da leuchtet gleich der altmodiſche rote Halblederband mit dem ſchlicht verzierten Rücken und gelben Schnitt ſo verſprechend und freudig wie die ſchönſten Bände in der urgroßväterlichen Bibliothek. Dann der weiße Vorſatz, das vom Gelbſchnitt gehobene, leicht bläuliche Papier, und der liebe, ſchöne, alte Titel, Heidelberg und Frankfurt 1806, mit dem reitenden Knaben, der ſein Horn in Lüften ſchwingt. Es folgt die feierliche Widmung an ſeine Exzellenz den Geheimrat von Goethe, kurz und gut, es ſind Seite für Seite die vertrauten Bilder der ſeltnen Erſtausgabe, und das ganze Buch ſtellt nicht nur ein liebevoll hergeſtelltes Kurioſum vor, ſondern auch ein Muſterbeiſpiel handwerklicher Tätigkeit unſrer Großväter, eine ſchöne, befriedigende, entzückende Arbeit.

Über das Buch ſelber brauche ich wohl nichts zu ſagen. Es iſt, über

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

allen Zweifel, eines der allerschönsten Bücher der deutschen Sprache, und je mehr seitdem die Wissenschaft sich dieser Volkslieder angenommen und fehlerfreiere Ausgaben und Sammlungen von ihnen herausgegeben hat, desto unbekümmerter dürfen wir uns nicht nur der Lieder, sondern auch der beiden famosen Herausgeber Arnim und Brentano freuen, die so frisch und glühend ins Zeug gingen, Pathos wie Schelmerei mitlebten, die Lieder mitsangen und mitdichteten und manches, das sie nicht verstanden oder dem ein Vers zu fehlen schien, kühnlich selber ergänzten. Überall weht Jugend durch das herrliche Buch, dem der flinke Bub mit dem Hörnlein vorausreitet, überall quillt es und treibt, man meint die zwei Herausgeber in ihrer Entdeckerfreude darüber lachen und mitsingen zu hören.

Ein solches Buch, ein solcher Schatz und Jungborn, verdient es wohl, Ehren zu erfahren, die schon oft weit geringern alten Schmökern zuteil geworden sind. Wer die drei Bände, von denen jeder mit zwölf Mark in Halbfranz nicht zu hoch bezahlt ist, in seinen Schaft stellt und mit Besitzerwonne die Sonne auf den rotgoldenen Rücken spielen sieht, der braucht sich deswegen noch lang keinen entarteten Bibliophilen schelten zu lassen.

Hermann Hesse

Gedichte einer Toten

Früh stirbt, wen die Götter lieben, und immer heften sich an Namen und Gestalt Frühvollendeter besondre Zärtlichkeit und Trauer. Es sind auch schon je und je Gedichte und andre Aufzeichnungen Frühgestorbener von Angehörigen oder Freunden herausgegeben worden, in begreiflicher Pietät gegen das Andenken der Hingegangenen. Denn Sterbende, vor allem jung Sterbende, sind schon in ihrem Schicksal und in ihrer Person so eindringliche Mahner, stehen so unheimlich-schön abseits des Weltlärmes, daß leicht den Nahestehenden jedes ihrer Worte heilig wird. So haben Freunde einer früh Verstorbenen unter dem Titel „Traum und Leben“ ein posthumes Gedichtbändchen erscheinen lassen (Verlag süddeutsche Monatshefte, München), das besonders deutlich und ergreifend ein junges, verwelkendes Schicksal, mit Leid, Empörung und Resignation, umfaßt und darstellt.

Eine Bereicherung unsrer poetischen Literatur ist das Buch nicht, die Verse sind zum Teil blaß und glatt, zum Teil nicht frei von Rhetorik, und das Büchlein wird wohl, mit Recht, im engern Kreise seiner ursprünglichen Freunde bleiben müssen. Einigemal jedoch haucht in wenigen Zeilen, fern von aller dichterischen Bewußtheit, der Atem des dunkeln Schicksals spürbar durch die Seiten, und da bleiben wir stehen und horchen.

Kein Schrei der Sehnsucht ruft
Mir meinen Lenz zurück.
Das Letzte kommt. Und mir ist bang.

Um solcher Zeilen willen danken wir den Herausgebern, das sie uns an dem kleinen Heiligtum teilnehmen lassen.

Hermann Hesse

Goldene Worte

Man entrüstet sich über die rheinischen Kohlenbarone, die den Bergarbeitern ihren Arbeitsnachweis aufzwingen wollen. Man spricht von Vergewaltigung und Schmälerung der gesetzlich geschützten Koalitionsfreiheit. Man wundert sich über den salomonischen Bescheid des preußischen Ministeriums, das auf die Beschwerden der Arbeiter mit einem bedauernden Achselzucken

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geantwortet und sich auf seine gesetzlich festgelegte Ohnmacht berufen hat.

Man wundert sich? Das ists, worüber ich lächeln muß. Jedes Kind, das zu Weihnachten ein Marionettentheater beschert bekommt, weiß, daß die Puppen sich nicht frei bewegen, sondern an Drähten gezogen werden. Wer den Draht in der Hand hat, kann mit der Puppe machen, was er will. Also ... Doch ich will hier keine Reichstagsrede halten, sondern nur auf einen preußischen Regierungsbescheid hinweisen, den jüngst der Lehrer Gericke in Hammermühle bei Stolp erhielt. Der Mann hatte die Dummheit begangen, aus seiner liberalen Gesinnung kein Hehl zu machen, und wurde — warum, weiß man natürlich nicht — plötzlich vom Amte suspendiert. Nun war er auch noch so unvorsichtig gewesen, zu heiraten und mehrere Kinder in die Welt zu setzen. Und die Frau gestattete sich überdies den Luxus, schwer krank zu werden. Ein Sündenregister, das in Hinterpommern einen Schulmeister unter allen Umständen unmöglich macht. Nichtsdestoweniger hatte die Regierung, wie wir das bei besagtem Kulturlande längst gewohnt sind, Mitleid mit dem vielfachen Missetäter und wollte noch einmal Gnade für Recht ergehen lassen. Als Behörde konnte sie natürlich dieses Abweichen vom Buchstaben des Gesetzes nur so zart wie möglich andeuten, und mußte alles übrige dem Delinquenten selbst überlassen. Und so standen denn in dem schriftlichen Bescheid, der auf des Lehrers Beschwerde folgte, die goldnen Worte, es läge in seiner Hand, das Schicksal seiner Familie erträglicher zu gestalten. Man sollte diese Worte einrahmen lassen, und jeder Politiker, der über preußische Gewissensfreiheit zu reden gedenkt, sollte die Tafel, auf der sie geschrieben stehen, über seinem Schreibtisch aufhängen. Er würde sich dann über nichts mehr wundern und die Entrüstung verlernen. Eine Regierung, die so denkt, müßte ja ihre ganze Überzeugung verleugnen, wenn sie den Bergarbeitern das Koalitionsrecht wahren wollte. Sie hat denn auch den armen Lehrer mit Frau und Kindern mitten im Winter auf die Landstraße gesetzt, — und das von Rechts wegen.

Ich kann auch darüber lächeln, so herzlos dies unsern politischen Pathetikern erscheinen mag. Aber würde mir jemand zu Weihnachten ein Marionettentheater schenken, so wüßt ich, was ich zu tun hätte. Anstatt lange Reden zu halten, wie die Puppen sich eigentlich bewegen sollten, würde ich mich einfach der Drähte bemächtigen. So machen es ja die ostelbischen Junker und die rheinischen Kohlenbarone auch. Und sie fahren nicht schlecht dabei. Es lebe das Puppenspiel!

Tarub

Aristophanes in München

Der Neue Verein hatte ihn zu einem Gastspiel eingeladen. Aber er kam nicht. Oder doch? Was ich im Schauspielhause sah, war ein fortgesetztes Mißverständnis. Hinter der Szene hörte man allerdings die „Frösche“ quaken. Aber auf der Bühne gaben sich alle Darsteller (Herrn Schwanecke vom Hoftheater nehme ich aus) redlich Mühe, die antike Komödie totzuschlagen. Das war just kein Heldenstück. Denn so paradox es klingt: bei Aristophanes ist die dramatische Handlung das Vergängliche, die satirischen Seitensprünge jedoch, mit denen er die Handlung fortwährend unterbricht, sind das Ewige. Aber gerade dies Ewige — die deutschen Romantiker, die es noch einmal entdeckten, nannten es die romantische Ironie — verstehen wir auch nicht mehr. So wenig unsre Nachkommen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In kurzen Zeitspannen, die oft nicht einmal die Dauer einer Generationsperiode erreichen, wechseln, wenn nicht Stillstandszeiten, so doch wenig äußere Bewegung zeigende Sitzperioden mit Aktionsperioden ab, — ein abwechselndes Hin- und Herwogen von mehr beschaulichen Ruhepausen und Sturm- und Drangjahren.

Die ersteren wirken auf die Völker wie gewisse Gewerbe auf die einzelnen. Bekanntlich sind die nur im Sitzen arbeitenden Schuhmacher zu mystischen Grübeleien geneigt. Ich will damit weder behaupten, daß alle Schuster Mystiker seien, noch, daß alle Mystiker Schuhmacher geworden seien — es hat sogar optimistische und joviale Weltanschauer unter ihnen gegeben — Hans Sachs war ein Schuhmacher und Poet dazu! (was ihm, beiläufig gesagt, der Himmel verzeihen möge, weil er dadurch den Anlaß zu der schrecklichen Wagnerschen Oper gegeben hat) —, aber soviel ist doch gewiß, daß das sitzende Handwerk den Anlaß zu Stockungen in den Unterleibsorganen und durch diese zu pessimistischen und mystischen Grübeleien gibt, welchen die schlecht verdauenden Individuen zum Opfer fallen, während die stärker organisierten Widerstand zu leisten vermögen.

Sind wir nicht, nach den Sturm und Drangzeiten der sechziger und siebziger Jahren allmählich in eine solche, nennen wir es kurz, Schusterperiode hineingeraten, die alle Kennzeichen gestörter Verdauung und davon ausstrahlender neuropathischer Reflexe an sich trägt? Pessimistische Weltanschauung, mystische Grübelei, pietistischer Drang herrscht in diesem sitzenden, sich selbst sezierenden und tintenklexenden Geschlechte vor, wo der Drang nach Taten sich nur in dem öden Kasernentum des Militarismus oder in dem Auspeitschen der Neger in Afrika betätigen kann.

Schusterperiode mit mystisch angehauchten Venenstockungen im Unterleibe.

Mir fällt bei allen diesen Erscheinungen mein Oheim Adolph Foller ein. Als er noch im Gymnasium die alten Klassiker in sein „urteutsches Blut" überzuleiten sich bemühte, gab der mit dem Latein betraute „Herr Doktor" als Thema die Konstruktion eines in metrischer Hinsicht tadellosen Hexameters. „Auf den Inhalt kommt es nicht an!" Des andern Tages kam der hoffnungsvolle Schüler, der damals noch August Follenius hieß, (er warf erst später die unteutschen Namen und Endigungen ab) mit dem Verse an:

Schusterle! Cum Kneipio Pi-Pech, cum Haemmerle Kloppholz!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der entrüstete Doktor warf ihn zur Tür hinaus, obgleich der Hexameter metrisch richtig konstruiert war. Mein Oheim hatte die Bemerkung, daß es auf den Inhalt nicht ankomme, doch allzu wörtlich genommen!

Es ist etwas Schönes, aber auch etwas Leidiges um die Jugenderinnerungen. Man kann sie nicht loswerden, — sie ruhen im Innern des Gehirnes, springen aber in unvorhergesehenen Augenblicken hervor, wie die schwarzen Teufelchen aus den Vexirbüchsen! Jedesmal, wenn ich „Weltanschauung" oder „Schöpfungsgeschichte" gedruckt sehe, springt der metrisch tadellos konstruierte, aber inhaltlose Hexameter des Onkels hervor: Schusterle! Cum Kneipio Pi-Pech, und ich brauche nicht einmal der zweiten Hälfte nach der Cäsur mich zu erinnern, um die Weltanschauung beiseite zu legen.

Auf welchen Zufälligkeiten beruht sie oft!

Es war in Roscoff in der Bretagne, wo ich an Seetieren Studien machte. Wir hatten uns ein Haus gemietet und verfügten somit über einen sogenannten Salon, wo sich abends ältere und jüngere Freunde, die zum Teil ebenfalls in der dortigen zoologischen Station arbeiteten, zu gemütlicher Plauderei bei einer Tasse Tee und einer Pfeife „Caporal" zusammenfanden. So saßen wir eines Abends zusammen, mein Freund Charles Martins, der berühmte Reisende, mit seiner Frau, einer hochbejahrten Dame aus Arles, die sich aber immer noch viel auf ihre „griechische Nase" zugute tat, Victor Considérant, der bekannte Phalansteriist, der höchst anziehend über alles sprach, nur nicht über Sozialismus und Fourierismus, und einige jüngere Naturforscher. Ich weiß nicht, wie es kam — aber das Gespräch fiel auf Schopenhauer, der den Franzosen als typischer Weiberhasser weit bekannter ist, denn als Philosoph, und von dem Considérant behauptete, er habe den alten Mönchsspruch: Mulier animal venenosum! in philosophische Phrasen übersetzt. „Schopenodr!" fiel Madame Martins ein. „Ich habe ihn als junges Mädchen gekannt! In Arles oder Avignon! Er war wahnsinnig in meine Schwester verliebt, die eine noch viel schönere Nase hatte als ich, und wir hänselten ihn nach Herzenslust! Welcher Holzbock! Und der, sagen Sie, sei ein Weiberfeind geworden? Na! das tut mir leid! Da haben wir es doch wohl zu weit mit ihm getrieben!" — „Was bildest du dir nur ein?" sagte Martins, „Schopenhauer war ein Philosoph, und der wird sich doch nicht durch das Geschäker einiger junger Gänschen" . . . — „Bah! Bah!" fiel

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Madame Martins ein, „Philosoph hin, Philosoph her! Sagt nicht schon Lafontaine in seinen Fabeln:

Amour! Amour! Quand tu nous tiens,
Il faut bien dire: Adieu, prudence!

Jetzt, wo du mir sagst, er sei ein berühmter Philosoph geworden, bleibe ich erst recht bei meinem Satze: wir haben ihn durch unsere Neckereien und Hänseleien, die freilich oft zu weit gingen, denn meine Schwester war zu Schelmenstreichen sehr aufgelegt, zum Weiberfeinde gemacht, und das hat auf seine Philosophie abgefärbt." — „Sie haben vollkommen Recht, Madame!" sagte Considérant mit einer leichten Verbeugung. „Wir alle geben ihnen Recht: gegen die schönen Mädchen von Arles mit ihren griechischen, reizenden Näschen hält keine Philosophie stand. Aber Sie hätten Unrecht, sich Vorwürfe zu machen, denn dieser Philosoph war zugleich ein ausgezeichneter Schriftsteller, und seine Weiberfeindschaft, deren Grund wir künftig bei ihrer Schwester suchen werden, hat uns manche wundervolle Seiten gebracht, die wir immer mit Vergnügen lesen werden, wenn wir auch nicht der Meinung des Verfassers sind." Immer galant, diese einer älteren Periode angehörenden Franzosen.

Nachklänge vergangener Zeiten! Aber wenn ich jetzt die neueren Produktionen lese, so will es mir vorkommen, als hätten Literaten und Schriftsteller fast nichts anderes zu tun, als sich beständig einen Seelenspiegel vorzuhalten und eifrig zu notieren, wie sich auch das Unbedeutendste in diesem abspiegelt, um es dann wieder als Weltanschauung nach außen zu reflektieren. Und als hätten wir nicht genug mit der eigenen Selbstbeschauung und der sogenannten psychologischen Analyse, mit der man keinen Hund hinter dem Ofen hervorlocken kann, so holen wir uns aus dem Norden, aus Skandinavien und Rußland, tiefsinnige Grübler, die den alten Rousseau in neues, mystisches Gewand kleiden, neuropathische Weiber, neurasthenische Männer, pietistische Pfarrer und ähnliche Hockerprodukte aus den überheizten Winterstuben, in deren Hirnen sich der Ofendunst zu trockenen Nebelgestalten verdichtet hat, und tischen diese „wabernden Phantome" als weltbewegende Charaktere mit unerhört tiefsinnigen Weltanschauungen auf.

Mein Vater pflegte ihm durch kleine Unpäßlichkeiten auferlegte Ruhepausen in seinem durch Klinik und ärztliche Praxis vielbeschäftigten Leben

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu benutzen, um sich, wie er sich ausdrückte, in der schönen Literatur auf dem Laufenden zu erhalten. Ich brachte ihm einmal einen Walter Scottschen Roman. „Dort in die Ecke," sagte er mir tags darauf, „habe ich ihn geworfen. Welcher Langweiler! Ich schlage den Band auf, — zwei Kerle steigen einen kleinen Berg hinan. Ich blättere in der Mitte, — sie steigen noch. Ich besehe das Ende des Bandes, — sie sind noch nicht oben! Hol sie der Teufel!"

Aber jetzt steigen sie nicht einmal den Berg hinan, die Neurastheniker, sie hätten die Kraft nicht dazu. Sie bleiben unten stehen und grübeln darüber nach, ob wohl irgendeine mystische Kraft sich entwickeln werde, welche sie auf den Gipfel heben könnte? Ob die Weltanschauung erlaubt, sich eine Einspritzung von Morphin oder Kokain oder irgendeinem andern —in zu applizieren?

Daraus werden dann, nicht ein, sondern mehr weltbewegende Bände oder die Volksseele im tiefsten Grunde aufwühlende Dramen ohne Handlung, aber mit entsetzlich viel Weltanschauung in der vierten Dimension!

Aber es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Wie Deutschland, seit Bismarck, von Junkern für Junker regiert wird, so wird die Literatur von Neuropathikern für Neuropathiker und solche, die es werden wollen, gemacht; und dieser Kreis wird stets kleiner, je geräuschvoller er sich auch geberden mag. Es hat Zeiten gegeben, wo literarische Kämpfe, spekulierende Anschauungen einen wirklichen, konkreten Einfluß auf das Leben einzelner Völker übten. Solche Zeiten können vielleicht wiederkehren, denn hier, wie in den Wissenschaften, löst ein Zweig den andern ab in der Herrschaft über den allgemeinen Strom der Ideen. Es gab eine Zeit, wo man sich über astronomische Fragen bis zum Todschlag erhitzte, — wer, mit Ausnahme der spezialistischen Astronomen, kümmert sich noch darum? Die verschiedensten Wissenschaften haben, von Zeit zu Zeit, wirklichen Einfluß auf das Leben und die Anschauungen der einzelnen Völker geübt. So auch die Literatur.

Heute ist dies nicht mehr der Fall. Man frage doch einmal die leitenden Staatsmänner, die Beamten und Richter von oben bis unten, kurz, alle an der Staatsmaschine arbeitenden, die Regierenden und Verwaltenden, welchen Einfluß auf sie die Weltanschauung des Herrn X, der einen Roman, des

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Herrn Y, der ein Drama auf die Beine gestellt hat, auf ihre Handlungen oder deren Motive geübt habe? Die meisten haben von diesen Produkten garkeine Kenntnis oder nur soviel, wie man aus Gesprächen in Gesellschaften, die man aus andern Gründen besuchen muß, schöpfen kann, — aber das ist auch alles. Von einem Einfluße dieser Literatur auf die oberen Zehntausend kann also keine Rede sein.

Es hält nicht schwer, diesen Satz durch Tatsachen zu erhärten. Zwei Männer von außerordentlichen Geistesgaben und riesiger Arbeitskraft haben dem Anfange und dem Ende des jetzt zur Neige gehenden Jahrhunderts ihren Stempel aufgedrückt: Napoleon und Bismarck. Der erstere dem letzteren weitaus überlegen in jeder Beziehung, denn außer den großartigen Umwälzungen in den europäischen Staatenverhältnissen, welche beide durch den Gebrauch ihrer Machtmittel veranlaßt haben, und wenn man von der Kriegswissenschaft absieht, die dem ersteren allein eine so kolossale Überlegenheit gab, hat Napoleon eine Menge innerer Organisationen geschaffen, um deren Erhaltung sich lange Jahre hindurch der politische Kampf drehte, während man sich im Gegenteil teils schon während der Machtzeit Bismarcks, teils nach seinem Sturze beeilte, alle inneren Organisationen, zu deren Realisierung er die Klinken der Gesetzgebung in die Hand genommen hatte, so schnell wie möglich zu beseitigen.

Aber das hindert nicht, daß Bismarck den Jahren 1860 bis 1890 seinen Stempel direkt aufgedrückt und nicht nur mit fabelhafter Energie und rastloser Tätigkeit das Deutsche Reich gegründet und die Machtverhältnisse Europas vollständig umgestaltet, sondern auch die ganze Denkweise des deutschen Volkes in bemerkenswerter, leider nicht heilsamer Weise beeinflußt hat.

Beide Männer hatten begreiflicherweise wenig Muße zum Lesen. Aber sie fanden doch hie und da eine Stunde. Napoleon vertiefte sich dann in die klassischen Dramatiker Frankreichs; er zog nicht zu Felde, ohne seinen Corneille mit sich zu führen, und von Moskau aus organisierte er das Théâtre français. Bismarck aber?

Ich habe in dem Journal der Brüder Goncourt, das vielen, meist literarischen, mit unsäglicher Selbstvergötterung vorgetragenen Klatsch enthält, folgende bezeichnende Anekdote gefunden:

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

10. Juni 1867. „Lefebvre de Béhaine bei dem wir einige Tage dieser Woche zugebracht haben, erzählt uns von seiner Mission in Wien, nach der Schlacht von Sadowa: „Dieser Bismarck ist ein merkwürdiger Mensch! Ich fand ihn am 15. Juli um zwei Uhr morgens im Bette. Auf seinem Nachttische standen angezündete Kerzen und lagen zwei Revolver. Er las. Wissen Sie, was er las? L'Hôtel Carnavalet von Paul Féval! Ja, ja L'Hôtel Carnavalet!" — Journal des Goncourt. Vol. III, p. 137.

Und man bildet sich ein, daß ein Mann, der in den harten politischen Kämpfen von Nickolsburg, wo er mit den Feinden und seinem eigenen König rang, daß ein solcher Mann, der in schlafloser Nacht Paul Féval las, von „Weltanschauungen" dieses oder eines andern Literaten hätte beeinflußt werden können!

Nein! Nicht nur die obersten leitenden Staatsmänner, sondern auch ihre Helfer und Werkzeuge haben absolut die Zeit nicht, sich mit Drucksachen zu beschäftigen, die außer ihrem Geschäfte liegen, und die obendrein den Anspruch erheben, daß man über das Gelesene nachdenken, einen psychologischen Prozeß verfolgen, eine Weltanschauung in ihrem inneren Gefüge analysieren solle.

Unsere Zeit legt einem jeden Beschäftigten, mag er nun im Staatsdienste oder im eigenen Interesse tätig sein, eine weit größere Arbeitslast auf, als dies früher der Fall war. Wie mancher kann mit einem bekannten Naturforscher sagen: „Wenn man Zeit stehlen könnte, würde ich ein Dieb!" Aber man frage diese treibenden Kräfte unseres Jahrhunderts, diese Erfinder und Erbauer von Dampfmaschinen, Eisenbahnen, Telegraphen und so weiter, welche Weltanschauung sie beeinflußt habe? Ein Lächeln wird die Antwort sein. — Garkeine.

Noch weniger kann von einem solchen Einflusse auf die breiteren Schichten des bürgerlichen Nährstandes und am allerwenigsten auf die breitesten unteren Schichten der industriellen und bäuerlichen Arbeiter die Rede sein. Das bedarf keiner weiteren Ausführung.

Diese schöne Literatur, die mehr sein will als bloße Unterhaltungsliteratur, und sich noch immer einbildet, sie regiere mit ihren sogenannten Anschauungen die Ideen und Gedanken der Welt, ist also großenteils nur eine Literatur für Literaten, von Schriftstellern geschrieben für Schriftsteller oder solche, die es werden wollen. Es gibt Mengen von Büchern, die nur für den

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

inneren Verbrauch bestimmter Kreise angefertigt sind, Bücher von Professoren für Professoren, von Lehrern für Lehrer, von Metallurgen für Metallurgen, von Farbenchemikern für Farbenchemiker und so weiter, — aber weder Produzenten noch Konsumenten solcher Spezialliteratur bilden sich ein, daß sie eine weltbewegende Tat getan hätten, wenn sie ein solches Buch vom Stapel gelassen oder gelesen haben. Diese hohe Meinung ist das Privileg der Literaten, das sie sich selbst zuerkannt haben, dessen Schutzmarke aber auch nur in ihrem engeren Kreise gilt. Aber noch einmal: Was haben diese Weltanschauungen mit dem Gange der Welt und mit den bewegenden Kräften dieses Ganges zu tun?

Mag es nun ein Übel oder ein Segen sein — was zu untersuchen hier nicht der Ort ist —, soviel steht als Tatsache fest, daß unsere gegenwärtige Epoche durchaus nicht von der Literatur und den in derselben niedergelegten Weltanschauungen, sondern von den materiellen Lebensbedingungen und den aus diesen abgeleiteten Folgerungen und Ideen, von den Fortschritten der Wissenschaft und deren technischen Anwendungen beherrscht, daß der Gang der Weltgeschichte und der in dieser Geschichte lebenden Gesellschaft von diesen Momenten bestimmt und geleitet wird. Unsere gegenwärtige Periode ist nicht allein, wie man sie oft bezeichnet hat, die Epoche des Dampfes oder der Eisenbahnen oder der Elektrizität — wie man sie auch nennen mag —, sie ist weit mehr als das: sie ist das Zeitalter der Dienstbarmachung der Naturkräfte, ihrer Unterwerfung unter den Willen des Menschen, vermittelt durch ihre genauere Erkenntnis inbezug auf ihren Ursprung, wie auf ihre Wirkung und Anwendung. Das sind die Momente, welche die Geister erregen und zu stets erneuten Anstrengungen anspornen. Indem sie auf die materiellen Bedingungen des Lebens, von welchen sie ausgehen, fördernd und erweiternd zurückwirken, dringen sie in die Massen ein, erhalten das Leben derselben in Fluß und beherrschen die ganze menschliche Gesellschaft in allen ihren Schichten, von oben bis unten. Diese Dienstbarmachung der Naturkräfte, die noch in ihrer ersten Entwicklungsperiode steht, hat jetzt schon das ganze Leben der Menschheit umgestaltet und in neue, aber weiterer Entwicklung fähige Formen umgegossen. Sie ist gewissermaßen im Stillen ihren Weg gewandelt, hat nicht viel Aufhebens von ihren Forschungen gemacht, und nur die Resultate dieser Forschungen haben, auf das Leben selbst ange-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wendet, die Welt überrascht und ihre Wichtigkeit dargetan. Die jüngeren Generationen nahmen diese Umgestaltungen hin, als wären sie selbstverständlich, — der geringste Bauer kann sich die Welt und die menschliche Gesellschaft nicht mehr anders denken als mit Eisenbahnen, Dampfschiffen, Telegraphen und Telephonen, und wie alle diese Einrichtungen heißen mögen, welche bis in die niedrigste Hütte gedrungen sind. Selbst wir Älteren, die wir diese Umgestaltungen miterlebt haben, können uns kaum Rechenschaft geben über die ungeheuern Veränderungen in unser aller Leben, die sie hervorgebracht haben. Wenn ich auch nicht zu den Ältesten gehöre, so habe ich doch noch den Kontinent gekannt ohne Eisenbahnen, ohne Telegraphen, ohne alle diese weltbewegenden Erfindungen, die heute sowohl das innere Leben der einzelnen Völker, als auch die Beziehungen derselben zueinander von Grund aus umgestaltet haben.

Man glaube nicht, daß diese Dienstbarmachung der Naturkräfte ohne Einfluß auf die Anschauungen der leitenden wie der geleiteten Menschheit geblieben seien! In dem prächtigen Fastnachtsspiele „Pater Brey" von Goethe, das mehr Lebensweisheit enthält als alle psychologisch und neuropathisch ausgetüftelten Weltanschauungen der Neuzeit, sagt der

Hauptmann:
Ich fürcht, es kommt der jüngste Tag!
Pfaff:
Ach, da wird alles gut danach!
Hauptmann:
Ich hätt's eben noch gern gut vorher!

Und so hat diese Dienstbarmachung der Naturkräfte stets breitere Schichten der Gesellschaft zu der Forderung gebracht, daß sie es eben noch gut haben möchten vor dem Eintritt des jüngsten Tages, daß sie den auf diese mystische Zukunft ausgestellten Wechsel nicht mehr annehmen wollen, wenigstens nicht zur vollen Ausgleichung der auf der Erde durchgeduldeten Entbehrungen.

Nicht also diese neuropathische Literatur, die aus ihrem eng beschränkten und durch die Neurose noch enger vergitterten Grübeln heraus Schemen destilliert, zu denen sie dann mehr oder minder passende „menschliche Dokumente" aufsucht, nicht diese Literatur,

„Die alle Welt nach ihres Hirnes Maß
In's geistige Prokrustesbette quälet,"

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nicht diese Literatur ist es, welche Verheißung hat, sondern eine solche, welche Aussichten eröffnet auf die Verbesserung der jetzigen Zustände, auf Herbeiführung eines weniger dornenvollen Erdenwallens.

Das sieht man so recht an dem Anschwellen des Sozialismus und der ihm zuständigen Literatur, die in stets weitere Kreise, in stets anwachsende Schichten des Volkes eindringt. Man verlangt nicht aus subjektiven Grübeleien abdestillierte Weltanschauungen, sondern aus realen Grundlagen abgeleitete Folgerungen, und wenn nur diese Grundlagen vorhanden sind, so läßt man sich auch gar manche Spaziergänge der Phantasie gefallen, die man sonst nicht annehmen würde.

Ich bin wahrlich kein Verehrer des Sozialismus und noch weniger der sogenannten sozialdemokratischen Parteien. Sie sind für mich nur das Spiegelbild des Militarismus. Dieselbe Kasernenwirtschaft, dieselbe Tendenz zur Niederdrückung und Aufhebung jeder individuellen Initiative, dieselbe Unverantwortlichkeit und Unantastbarkeit der höheren Gewalt, welche über den wesentlich gehorchenden Massen schwebt, dieselbe Unduldsamkeit, ja Verfolgung und Ausschließung jeder abweichenden, auf selbständiges Denken gegründeten Meinung. Für den säbelrasselnden Junker geht der Staat, die Gesamtheit ebenso in dem Militär auf, wie für den Sozialdemokraten in seiner Genossenschaft.

Aber dem mag sein, wie ihm wolle, — so viel ist gewiß, daß diese sozialistische Literatur den Bedingungen entspricht, welche durch die Strömungen der Jetztzeit gestellt werden; sie stellt handgreifliche Verbesserungen der Lage der arbeitenden und niederen Klassen in den Vordergrund ihrer Bestrebungen und gibt zugleich dem mystischen Zuge, der durch die Gemüter geht, einige Befriedigung durch den verschwommenen Entwurf des Zukunftsstaates, in welchem alle Menschen glücklich sein werden.

(Schluß folgt)

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Luftschiffe und Völkerrecht

Von Camille Piccioni

Die jüngsten Leistungen sowohl des Zeppelinschen Luftschiffes als der französischen Flieger und der Flug Blériots über den Kanal rücken die Luftschiffahrt dem Zeitpunkt ihres Eintritts in das Verkehrsleben nahe. Mit diesem Augenblick entsteht die Frage: welchen Gesetzen sind die Luftverkehrsmittel und die mit ihnen beförderten Passagiere und Gegenstände unterworfen? Die verlockendste Lösung besteht auf den ersten Blick in der Gleichstellung von Flieger und Schiff, in der Gleichstellung von „Luftschiffahrt" und Seeschiffahrt. Allein das Schiff auf offnem Meere bringt durch ein Verschulden seines Kapitäns oder durch einen Unfall nur sich selbst Unheil und den Personen und Gegenständen an Bord; ausnahmsweise, im Falle eines Zusammenstoßes, kann es einem andern Schiffe verderblich werden. Anders das Aerostat — diese Bezeichnung gilt ebensowohl für den Freiballon oder das lenkbare Luftschiff wie für das Aeroplan —, denn wofern das Aerostat nicht über dem Meere schwebt, kann ihm kein Unfall widerfahren, der nicht auch die Bewohner und Gegenstände des unterhalb liegenden Gebietes in Mitleidenschaft zöge. Während ferner ein Privatschiff von andern Schiffen kontrolliert werden kann, die von einem oder von mehreren Staaten mit Polizeivollmacht ausgerüstet sind, wird es niemals leicht sein, einen Polizeiballon zur Verfolgung eines Privatfliegers aufsteigen zu lassen, selbst wenn die Nationen über Lenkballone verfügen, die jeder Witterung Trotz bieten. Denn die Bewohner des unterhalb liegenden Geländes hätten möglicherweise unter einem Kampfe zwischen dem Staats-Aeronef und dem widerspenstigen Flieger zu leiden. Auch läuft das Seeschiff naturgemäß die Küste eines Staates an; Zollaufseher und Polizeiposten sind dort im voraus aufgestellt. Das Aeronef dagegen kann an einem beliebigen Punkte des Gebietes landen. Von einer vollständigen Gleichstellung des Aerostats und des Seeschiffes ist daher ab-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zuſehen. Und wenn das Luftſchiff in der Tat gleich dem Seeſchiff gewiſſe Sicherheitsbürgſchaften inbezug auf ſeine Konſtruktion und die Zuverläſſigkeit ſeiner Beſatzung bieten ſoll, ſo muß man zugeben, daß die neue Verkehrsart ihrer beſondern Verhältniſſe halber auch eigne Vorſchriften erheiſcht.

Dieſe geſetzliche Regelung zu finden, iſt nicht unmöglich. Mit Unrecht würde man das jüngſt an Blériot gerichtete, geiſtreiche Wort Lépines buchſtäblich nehmen: „Nun werden wir das Ende von Polizei und Zoll erleben!“ Nein! Es wird notwendigerweiſe immer eine innre und eine Grenzpolizei geben; aber die Kontrolle der Flieger wird weder wie die der Eiſenbahnzüge noch wie die der Seeſchiffe ausgeübt werden. Da das Aeroſtat überall landen kann, muß es auch allerorts eine Behörde mit der Vollmacht geben, den Vollzug der Luftſchiffgeſetze zu kontrollieren.

Wir kennen bereits ein Verkehrsmittel, zwar nicht in der Luft, ſondern auf der Bodenfläche, das ſich einer ununterbrochnen Aufſicht der Obrigkeit entzieht. Im Gegenſatz zum Flieger bewegt ſich das Automobil nicht außer Sehweite; aber gewöhnlich fährt es ſo raſch, daß der Schutzmann oder der Poliziſt die der Vorſchrift Zuwiderhandelnden oder die Urheber eines Unglücks, das durch dieſe Verkehrsmaſchine verſchuldet wird, nicht zu unterſcheiden vermag. Auch iſt das Automobil mit ſeiner Fahrfreiheit nicht, wie die auf Schienen laufenden Eiſenbahnzüge, an Fahrpläne und vorſchriftsmäßigen Aufenthalt gebunden. Man mußte ihm daher den Gebrauch von Schallſignalen zum Schutze der übrigen Vehikel und der Fußgänger vorſchreiben, den Gebrauch von weithin ſichtbaren Zeichen zur Erkennung und Identifizierung der fahrenden Automobile durch die Obrigkeit. Es iſt zu erwägen, ob nicht zur Regelung des Luftſchiffverkehrs ähnliche Maßnahmen einzuführen wären; allerdings unter Ausſchluß einer Gleichſtellung des Aeronefs mit einem Vehikel, das trotz ſeiner Geſchwindigkeit auf die Straße angewieſen bleibt und nicht, wie die Flieger, das Betreten der Grenzlinie vermeiden kann.

§ [Wie nicht anders zu erwarten, werden die künftigen Luftſchiffgeſetze, der Eigenart des Aeronefs angepaßt, Sonderverordnungen bringen, unter Beibehaltung gewiſſer Grundzüge, die den Beſtimmungen für die bereits bekannten Verkehrsmaſchinen entnommen ſind.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aber wie ſoll man den Rechtsnachweis für dieſe geſetzliche Regelung erbringen? Worauf ſie begründen? Iſt der Staat Herrſcher der Luft, wie er über das darunter liegende Land und den Untergrund gebietet? Oder umgekehrt: gibt es eine Freiheit der Luft, wie es ein freies Meer gibt? Mit dem Vorbehalt, daß dem Staate die Herrſchaft über die dem einheimiſchen Boden zunächſt liegende Luftſchicht zukommt, entſprechend der Herrſchaft, die der Staat über Meeresſtrecken längs ſeiner Küſte ausübt?

Die Anhänger des erſten Syſtems, die die Herrſchaft des Staates über die ganze auf deſſen Gebiet liegende Luftſäule, bis ins Unendliche, annehmen, machen geltend, daß ſowohl im alten als auch im neuen Recht der Bodenbeſitz das Eigentumsrecht für das oberhalb und unterhalb Liegende verleiht. Es iſt die Theorie Ulpians, der das Eigentumsrecht ausdehnt usque ad coelum, usque ad inferos. Ebenſo iſt die Auffaſſung des franzöſiſchen Zivilrechtes und der meiſten zeitgenöſſiſchen Geſetzbücher, vorbehaltlich der an den Bergbau zu machenden Konzeſſionen. Zu bemerken iſt jedoch, daß das neue Bürgerliche Geſetzbuch der Schweiz das Eigentumsrecht auf den Luftraum „nur bis zu der Höhe einräumt, in der er für den Bodenbeſitzer nutzbar iſt.“ Andrerſeits wird geltend gemacht, daß ein Ballon, gleichviel in welcher Höhe ſchwebend, ſtets den Bewohnern des unterhalb liegenden Gebietes ſchaden könne. Er wird ihnen durch unvorſichtiges oder bobhaftes Auswerfen eines mitgeführten Gegenſtandes ſogar um ſo gefährlicher, je höher er fliegt. Dank der unabläſſigen Vervollkommnung der photographiſchen Apparate iſt es ferner möglich, auf immer weitere Entfernungen ſcharfe Aufnahmen herzuſtellen. Wenn man alſo eine Zone des freien Luftraums und eine Zone des Territorial-Luftraums feſtſetzte und dieſe letztere nach der Entfernung beſtimmte, aus der photographiſche Spionage getrieben werden kann, ſo müßte die Grenze nach den Fortſchritten in der Photographie beſtändig verändert werden.

Die Vertreter des zweiten Syſtems machen darauf aufmerkſam, daß es, wenn die Herrſchaft über den Luftraum ſich bis ins Unendliche ausdehnte, jedem frei ſtünde, den freien Verkehr in der Luft zu verbieten. Darum ſchlagen ſie vor — zu dieſer Meinung ſcheint auch Fauchille*) zu

*) Fauchille, Das Luftgebiet und die Rechtsordnung der Luftſchiffe. (Allgemeine Zeitſchrift für Völkerrecht 1901.)

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

neigen — die Souveränität des Staates auf die Luftzone zu beschränken, aus der seine Befestigungswerke photographiert werden könnten, und die oberhalb liegende Zone, das heißt heute die Luftschichten in einer Höhe von über fünfzehnhundert Metern, frei von jeder Herrschaft zu lassen.

Wer diese Frage näher untersuchen will, sei auf das interessante Werk Fauchilles verwiesen. Wir beabsichtigen hier weniger eine weitläufige Auseinandersetzung und Lösung des Problems als eine einfache Aufzählung der Fragen, welche die Luftschiffahrt jetzt schon aufwirft, und welche der Gesetzgeber ebenso wie die internationalen Kongresse in naher Zukunft zu lösen haben werden. Vergessen wir jedoch nicht, daß der aus der Verkehrsfreiheit der Luft gezogne Schluß die Nachteile nicht beseitigt, die daraus entstehen könnten, wenn den Aeronefs für Fahrten oberhalb des Territorial-Luftraums Straflosigkeit zugesichert würde. Die Situation dieser Aeronefs stimmt mit der der Schiffe auf offner See nicht überein. Wenn man die Anschauung der Anhänger des ersten Systems teilt, daß der Staat die Atmosphäre bis ins Unendliche beherrsche, so wäre die Belastung seines Gebietes mit einer Art Durchgangsservitut für Aerostate, die sich keines Vergehens schuldig machen, immerhin zulässig oder selbst durch einen Kongreß zu beschließen. Auf diese Weise wäre die Verkehrsfreiheit nicht mehr unterbunden; jedenfalls aber vermöchte der Luftschiffer, gleichviel in welcher Höhe, nicht allen gesetzlichen Verordnungen, nicht aller Verantwortlichkeit zu entgehen.

Für welche Luftverkehrsmaschinen würde nun diese gesetzliche Regelung gelten? Berührt sie alle, ohne Unterschied? Offenbar ist Grund vorhanden, vor allem die kleine Ballonsonde mit Registrierapparaten, ohne Personenbesetzung, auszuscheiden, da sie wissenschaftlichen Beobachtungen dient. Dieser Ballon, sich selbst überlassen, ist nicht gefährlich; da er eines Aeronauten entbehrt, hat er keine Verantwortung. Es ließe sich höchstens ein Zusammenschluß der Staaten denken, mit dem Übereinkommen, sich ihre Ballonsonden gegenseitig zurückzuschicken und die Art der mitzuführenden Instrumente zu bestimmen.

Ebensowenig wird der Fesselballon, der am Boden befestigt bleibt, besondre völkerrechtliche Streitfragen anregen. Er ist eher ein Observatorium als ein Luftschiff. Wenn wir also im Verlaufe dieser kurzen Betrachtung über Aeronefs und Aerostate sprechen, so sind darunter nur Freiballons, lenkbare

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Luftſchiffe und Aeroplane zu verſtehen. Der einzige Unterſchied, der mit Recht zwiſchen Freiballonen einerſeits und allen lenkbaren Aeroſtaten andrerſeits gemacht werden kann, iſt der, daß die geſetzliche Regelung der Luftſchiffahrt des In- und Auslandes für Lenkballone notwendigerweiſe verwickelter und ſtrenger ſein wird; das Luftrecht wird ſich alſo in dem Maße präziſieren, in dem die Freiballons verſchwinden und die Aeronefs mehr und mehr lenkbar werden.

Aus der Vorausſetzung dieſer Prinzipien iſt leicht zu folgern, was gegenwärtig vom Aeroſtat gefordert werden kann, in dem Sinne, den wir dem Worte ſoeben gaben. In Anbetracht der Schwierigkeit, das Aeroſtat und deſſen Beſatzung auf der Fahrt zu kontrollieren, iſt es vor allem notwendig, die Landung zu überwachen. Die Kontrolle im Augenblick der Ankunft (eine Hauptſache dabei iſt, die Luftſchiffer nicht allzuſehr zu behelligen, beſonders wenn die Landung unter gefahrvollen oder ſchwierigen Verhältniſſen erfolgt) wird außerordentlich erleichtert, wenn ſie bereits bei der Abfahrt vorausgegangen iſt, das heißt, wenn die Ortsbehörden ſich zur Zeit des Aufſtieges überzeugt haben, daß der Ballon allen Erforderniſſen der Flugtauglichkeit und Sicherheit für Luftſchiffer und Dritte entſpricht, und wenn der Ballon den Ausweis über dieſe erſte Kontrolle an Bord mitführt. Es wäre alſo wünſchenswert, daß für jeden Ballonführer die Verpflichtung beſtünde, ſich von einer zuſtändigen Behörde ein Befähigungszeugnis ausſtellen zu laſſen. Dieſes Befähigungszeugnis wäre natürlich im Auslande gültig. Gleichzeitig müßte jeder Ballon einen Flugerlaubnisſchein beſitzen, der entweder von den techniſchen Behörden des Herſtellungsortes oder von den Behörden ſozuſagen ſeines Standortes ausgeſtellt wäre. Dieſer Flugerlaubnisſchein müßte beſtätigen, daß der Ballon alle Sicherheitsbedingungen erfüllt und mit allen erforderlichen Apparaten ausgerüſtet iſt. Flugerlaubnisſchein und Befähigungszeugnis würden mit dem Verzeichnis der Beſatzung, der Paſſagiere und der Ladung die Schiffsdokumente bilden; dazu käme noch die Nationalitätsbeſcheinigung. Die obenerwähnten Verzeichniſſe über die an Bord mitgeführten Perſonen und Gegenſtände ſind offenbar unerläßlich, um der Polizei des Landungsortes ohne weiteres zu beweiſen, daß der Ballon nichts Verdächtiges enthält. Was die Nationalitätsbeſcheinigung anbetrifft, ſo zeigt ſie vor allem, an welche Geſetzgebung ſich die Kontrolle

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Flugtauglichkeit des Ballons zu halten hat; ferner ſtellt ſie feſt, nach welchem Geſetze die Beziehungen der Beſatzung unter ſich und im Verlaufe der Reiſe etwa vorgekommne Zwiſchenfälle zu regeln ſind. Hier iſt die Frage zu ſtellen: was beſtimmt die Nationalität des Aeroſtats? Wahrſcheinlich wird die Nationalität des Eigentümers und die der Mehrheit der Beſatzung in Betracht kommen, ſowie der Ort, an dem der Ballon amtlich eingetragen iſt, und der ſomit gewiſſermaßen ſeinen Standort bildet. Gleichviel aber, welcher Nationalität der Ballon angehört, ſo ſcheint es, beſonders für ein Privataeroſtat, geboten, die Polizeivorſchriften des unterhalb liegenden Gebietes zu beobachten, ohne ſich auf ſein eignes Landesgeſetz zu berufen. Ein Ballon kann, wie geſagt, einem Seeſchiff nicht gleichgeſtellt werden, denn er kann ſtets, wie weit er auch vom Boden entfernt ſein mag, dem unterhalb liegenden Gelände gefährlich werden. Nur wenn er über der offnen See ſchwebt, das heißt, nicht über Meeresſtrecken längs einer Küſte, iſt er ausſchließlich, gleichviel in welcher Höhe, nur den eignen Nationalgeſetzen unterworfen.

Das ſind die Grundzüge für die Kontrolle bei der Abfahrt und der Ankunft. Da ein Ballon überall landen kann, wird man gut tun, die heute ausſchließlich den Grenzaufſehern erteilten Befugniſſe, was die Luftſchiffahrt betrifft, auf ſolche Beamte auszudehnen, die allerorten zu finden ſind. Ein jüngſt erlaſſenes Zirkular der franzöſiſchen Regierung hat, inbezug auf Aeroſtate, die den Grenzaufſehern zukommenden Amtshandlungen auf die Beamten der indirekten Steuern übertragen. Jedenfalls wird die Kontrolle des bei der Landung gegenwärtigen Polizei- oder Finanzbeamten durch die zur Zeit der Abfahrt ausgefertigten oder viſitierten Schiffsdokumente erleichtert; noch müheloſer wird ſie, wenn gewiſſe Kennzeichen den Staatsbeamten die mehr oder weniger genaue Identifizierung des bereits auf der Fahrt geſichteten Aeroſtats ermöglicht haben. Soweit es im Bereich der Möglichkeit liegt, iſt man daran, für die Aeroſtate Identifizierungszeichen, wie weithin ſichtbare Nummern, Flaggen und ſo weiter zu beanſpruchen. Dieſe charakteriſtiſchen Kennzeichen könnten in einem internationalen Luftſchiffverzeichnis reproduziert werden, ähnlich der Liſte, die der Lloyd oder das Büro Veritas für Seeſchiffe herausgibt. Wenn die Aeroſtate vollſtändig lenkbar ſein werden und die ſchwierige Frage der Verankerung unterwegs

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gelöst sein wird, vereinfacht sich das Problem; die Flieger können alsdann an der Grenze zu langsamerem Kurs oder zum Halten gezwungen werden; aber vorerst sind wir noch nicht so weit.

Gleichwohl kann sich heute die Kontrolle bei der Abfahrt auch auf die an Bord gebrachten Gegenstände erstrecken. Schon jetzt denkt man an ein Abkommen zwischen den Staaten, das den Aerostaten den Transport von Sprengstoffen, radio-, tele- oder photographischen Apparaten und so weiter untersagen würde.

Welche Gerichte sind zuständig für die Bestrafung von Zuwiderhandlungen gegen die vorhergehenden Verordnungen? Diese Frage führt zu der des Luftgebietes zurück. Wenn man das Vorhandensein einer Zone freier Luft selbst oberhalb des Festlandes annimmt, so ist der Ballon, der in dieser Zone schwebt, der Gerichtsbarkeit seiner eignen Nationalität unterworfen, und der Luftschiffer kann entweder an seinem Domizil oder am Standort des Ballons oder am Wohnsitz der Luftschiffgesellschaft vor Gericht geladen werden. Außerhalb dieser Zone ist die Gerichtsbehörde des unterhalb liegenden Gebietes zuständig; und sie ist immer noch maßgebend, wenn spätere internationale Abkommen das Vorhandensein einer freien Atmosphäre nicht gelten lassen.

Von der Lösung der Frage des Luftgebietes ist in gleichem Grade die Lösung des Kompetenzkonfliktes der bürgerlichen Gesetze abhängig. Wenn zum Beispiel während einer Luftreise in einer Höhe von mehr als fünfzehnhundert Metern eine Geburt erfolgt, so wird zwischen dem Jus soli und dem Jus sanguinis nur dann ein Kompetenzkonflikt entstehen, wenn der Ballon als der Souveränität des Staates unterstellt betrachtet wird, der das unterhalb liegende Gebiet beherrscht.

Sind nun die vorhergehenden Vorschriften unterschiedslos auf alle Aerostate anzuwenden? Wird nicht Grund vorhanden sein, wie bei den Seeschiffen, zwischen nichtamtlichen, Privatpersonen gehörigen Fliegern und Staats- oder öffentlichen Aerostaten zu unterscheiden? So viel steht fest: wenn man eines Tages zur Schaffung von Polizeiluftschiffen gelangte, die für den Vollzug der Luftschiff-Gesetze und -Vorschriften zu sorgen hätten, so müßte man den Führern oder Kapitänen dieser Aerostate gewisse Vorrechte einräumen und darauf verzichten, „die Kontrolleure selbst zu kontrol-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lieren". Wir haben bereits auf den Schaden aufmerksam gemacht, den ein Staatsluftschiff, selbst ein absolut lenkbares, harmlosen Zuschauern zufügen könnte, wenn es auf ein straffälliges Aerostat losfliegen wollte. Zu dieser ersten Schwierigkeit, wenn man die Luftpolizei mit der Seepolizei auf gleiche Stufe stellen wollte, gesellt sich noch eine weitre. Ein Kriegsschiff auf einer Auslandsreede vermag von den Befestigungswerken der Küste nicht viel zu sehen; auch sind die Offiziere und Matrosen an Bord von der Landesbehörde unschwer zu überwachen. Anders die Offiziere an Bord eines Militärballons; diese sehen viel und entgehen leicht jeder Aufsicht. Es scheint also, daß die Vorrechte der Polizei- und andrer Staats-Aerostate besonders eingeschränkt werden müssen, und daß die eigentliche Kontrolle der Privatflieger, wie bereits erwähnt, von den Behörden des Bodens vor allen Dingen bei der Abfahrt und Ankunft auszuüben ist.

Allein die Luftschiffer haben nicht nur Verpflichtungen den Behörden und Dritten gegenüber. Mit der Entwicklung der Luftschiffahrt muß die Präzisierung ihrer Rechte und Pflichten unter sich Hand in Hand gehen. So hat am Vorabend der großen Fliegerwoche in Reims der Aeroklub eine Flugordnung vorgeschlagen, die angibt, in welcher Weise sich zwei Flieger zu kreuzen oder vorzufahren haben, und die den Gebrauch von akustischen und optischen Signalen vorschreibt, damit man sich bei Nacht oder nebeligem Wetter ausweichen könne.

Augenscheinlich sind das die Prinzipien, die das Luftrecht in Friedenszeiten leiten sollen. Es gehört nicht in den Rahmen dieses Artikels, dieses Thema vom Standpunkt des Krieges aus zu betrachten; um so mehr, als diese Frage*) seit langer Zeit von Schriftstellern, die sich mit dem Kriegsrecht befassen, behandelt wird. Von Anfang an wurden die Luftballone der militärischen Nutzbarmachung fähig erachtet; schon in der Schlacht von Fleurus sieht man den Fesselballon eine Rolle spielen. Heute ist man der Ansicht, daß die Militärluftschiffer den übrigen Kombattanten gleichgestellt seien. Der Militärluftschiffer, der die Stellungen des Feindes erkundet,

*) Kurz zusammengefaßt durch Bonfils, Allgemeines Völkerrecht, vierte Auflage, Paragraph 1440. Siehe auch Fauchille, angeführtes Werk. — Siehe gleichfalls über alle derartige Fragen: Nys, Bericht an das Institut für Völkerrecht, brüsseler Session 1902.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

operiert in der Tat frei und offen, unter Lebensgefahr; er hat mit dem Spion nichts gemeinsam. Außerdem umfassen in sämtlichen zeitgenössischen Armeen die Genietruppen Luftschifferbataillone, -Kompagnien oder -Abteilungen, zu denen in Kriegszeiten alle militärdienstfähigen Luftschiffer als aktive Soldaten oder Reservisten zählen. Das Aerostat ist aber nicht nur eine Erkundungsmaschine, es könnte auch zum Werfen von Geschossen dienen. Diese Nutzbarmachung war zwar von der ersten haager Konferenz auf die Dauer von fünf Jahren untersagt worden; das Verbot wurde aber nicht erneuert, und die zweite Konferenz hat sich darauf beschränkt, die Beschießung unbefestigter Städte mit Bomben, gleichviel auf welche Weise, zu verbieten, was für befestigte Städte allen Spielraum läßt.

Das Kriegsrecht ist, wenn auch nur kurz, nicht zu berühren, ohne ein Wort über die Neutralität zu sagen. Übereinstimmend mit den Gesetzen, denen Kriegsschiffe unterliegen, scheint es nötig, kriegführenden Luftschiffen zu verbieten, sich auf neutralem Gebiete zu verproviantieren. Ebenso ist ihnen zu verbieten, den durch eine Notlandung bedingten Aufenthalt auf neutralem Boden über eine gewisse Frist hinaus zu verlängern, zwingende, durch höhere Gewalt verursachte Umstände ausgenommen. Zwei kriegführenden Luftschiffen ist ferner nicht erlaubt, über neutralem Gebiet Feindseligkeitsäußerungen auszutauschen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schweizer Bürgerhäuser / Von Hermann Hesse

Seit einigen Jahren macht sich in der Schweiz, zum Teil im Anschluß an ein tätiges Heimatschutzwesen, der nie ausgestorbene, auf guter, bürgerlicher Tradition und ererbtem Heimatstolz beruhende Sinn für heimische Art und Kultur wieder anerkennenswert bemerklich. Allerdings, die Schweiz hat es auch bitter nötig, da der gewaltige Fremdenverkehr das kleine Land beständig revolutioniert und mancherlei gutes und übles Unternehmertum herausfordert und unterstützt. Manches Tal ist für unabsehbare Zeit durch allzu auffallende, protzige, gewaltige Hotelbauten stark verunziert worden, und gleich der Landschaft hat häufig

Schlößchen Beroldingen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Haus Lusser in Altdorf (der hintere ältere Teil ist 1560 erbaut worden)

auch der Bestand an guten Bauten und Anlagen früherer Zeiten empfindlich zu leiden gehabt.

Desto erfreulicher ist es, daß vor allem die Hauptbeteiligten, die Architekten und Ingenieure, sich nun energisch und geschickt der vorhandenen Schätze anzunehmen beginnen. Das Beste hat wohl allezeit in aller Stille der zähe, treue Bürgersinn der großen und kleinen Städte getan, wovon namentlich die prächtige Stadt Schwyz ein Musterbeispiel ist; allein es liegt auf der Hand, wie beim Vordringen der Industrie und des Fremdenverkehrs in immer entlegenere Orte die Gefahr für Tradition und Geschmack, namentlich im Bauen, wächst, und da geht nun eine höchst lobenswerte, erhaltende und erziehende Tätigkeit vom „Schweizerischen Ingenieur- und Architektenverein" aus.

Die größeren Städte, obenan Bern, Zürich und Basel, haben stets Bildung, Geld und Interesse genug gehabt, etwas für ihre Stadtbilder

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und den Kunſtbeſitz im einzelnen zu tun. Eine Reihe von größeren, zum Teil nur durch Subſkription der Einheimiſchen ermöglichten Publikationen hiſtoriſcher und kunſthiſtoriſcher Art geben davon Zeugnis. Daß jetzt eine ſolche Publikation, und eine ſehr bedeutſame, vom Architektenverein ausgeht, kommt nicht nur den weniger begüterten und entlegneren Orten zugute, ſondern läßt auch hoffen, daß weiterhin das Bauen, amtliches und privates, in der Schweiz ſich einer geſunden Kontrolle und Beeinfluſſung durch dieſen Verein werde zu erfreuen haben. Jedenfalls haben die ſchweizer Architekten

Haus in Silenen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gezeigt, daß nicht sie es sind, die kein Auge für die alten Bauten und kein Ohr für deren Lehren haben.

Die vom Verein verbreitete große Publikation heißt „Das Bürgerhaus in der Schweiz", und beginnt mit einem soeben erschienenen schönen Quartband „Das Bürgerhaus in Uri", der mit sechsundfünfzig Seiten Text und über hundert Seiten guter Bilder nur acht Franken kostet (Verlag Helbing und Lichtenhahn, Basel). Künftig soll womöglich alljährlich ein solcher Band folgen.

Der Kanton Uri hat keine größere Stadt, sein Hauptort ist das hübsche Altdorf, und Altdorf hat denn auch die meisten Bilder für den vorliegenden Band geliefert. Diese Bilder sprechen für sich selber; es sei nur lobend erwähnt, daß in den beigefügten Grundrißzeichnungen und Detailaufnahmen eine wohltuende Einheitlichkeit der Maßstäbe beinahe ganz durchgeführt ist, was die Benützung wesentlich erleichtert und die Zuverlässigkeit des Gesamtbildes erhöht. Der Band ist an sich schon ein feines, nobles Bilderwerk; wer vollends die Blätter mit den Augen des Wandrers beschaut, der sich dabei etwa eines Marsches über den Gotthard und schöner Rasten in den hübschen Gottharddörfern erinnert, wird doppelten Genuß davon haben.

Wer nach einem Sommeraufenthalt aus der Schweiz heimkehrt, bringt meistens als Andenken irgendein Album mit Landschaftsbildern mit, wogegen ich nichts sagen mag, obwohl ich es für entbehrlich und ziemlich wertlos halte. Viele aber bringen gar noch Emailbilder vom Handeggfall und vom luzerner Löwen mit, in einem Rahmen von blechernen Edelweiß, oder Ansichten von den Seeen, miserabel auf eine Scheibe Birkenholz gemalt. Lacht man darüber, so heißt es. „Ja lieber Gott, was soll man denn andres mitbringen?" Nun, ich würde statt jener Kostbarkeit entweder garnichts oder etwa einen solchen Band vom „Schweizer Bürgerhaus" kaufen.

Generated on 2019-10-26 22:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Der Bote Gottes / Roman von Jakob Schaffner

(Fortsetzung)

s wäre über diesen Ausspruch vielerlei Kluges und Kurzweiliges zu bemerken gewesen; leider wurde den Dreien keine Zeit dazu gelassen. Es geschah etwas, das ihnen schleunig auseinanderhalf und außerdem der Phantasie des Schweizers noch einmal eine andre Richtung gab. Er bekam einen Stoß ins Genick, der ausreichte, ihn auf einen neuen Weg zu bringen, und ihn dort eine gute Zeitlang auf die erfreulichste Weise in Gang zu erhalten. Das Ereignis bestand darin, daß eine Faust hinter ihm aus dem Busch fuhr und ihn von dem schönen Misthaufen seiner Überlegenheit herunter mit der Nase ins vorjährige Gras warf. Über seinem philosophisch-spitzfindigen Krähen und Kratzfußen war ihm vor lauter Hören und Sehen entgangen, daß sich der Waldrand in seinem Rücken belebte. Der Narr allein hatte bei Zeiten Wind von der Gefahr bekommen und sich mit Geschrei den Berg hinunter davongehoben. Er behielt seine Flucht; wer sollte sich mit einem Narren befassen! Auch den Kleriker, der nichts zu verlieren hatte und darum dem Geschehnis mit vollständiger Ruhe beiwohnte, wurde der Weiterweg offengelassen, freilich mit Vorschlag einiger Beschleunigung. Aber dem Schweizer verhalf sein vorteilhaftes Aussehen zu Aufenthalt und Schicksal. Jetzt waren die Buschklepper über ihm und lagen gerade so eifrig seinem Gegenwärtigen ob, wie er in seinen Betrachtungen seinem Vergangenen, nur daß sie sich viel besser auf die Schlußfolgerung verstanden als er. Sie brachten ihm alle Verlegenheit der sittlichen Welt in Vergessen, und bewirkten in seinem wirklich ein wenig ermüdeten Kopf durchaus dringliche und funkelnagelneue Fragestellungen. Sie klopften ihm mit wunderbaren Gründen das braune Magisterröckchen durch und streiften es ihm voll tiefer Einsicht von den Schultern. Sie zogen ihm auch das unmotiviert blaue Wams aus; denn was tat er mit soviel Freudigkeit, nicht wahr? Den schönen himmelblauen Edelmannshut hatte schon ein roter Schurke auf seinem struppigen Kopf sitzen, während er ihm den Beutel mit den Dukaten abnahm; er selber hatte aller-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dings bereits auf das Gold gepfiffen. Er hatte auch auf seine eigene Person gepfiffen, nicht zu vergessen; aber die Strauchritter nahmen keine Notiz davon. Sie arbeiteten ihm mit mürrischer Geschicklichkeit die Hose von den Beinen samt den Strümpfen und den Schuhen, machten ihm höchst verwickelte und schwererträgliche Vorwürfe, daß die Schnallen darauf nicht auch von Gold waren, wie die Goldstücke im Beutel, und teilten sich vor seinen Augen in die Effekten. Der Rote nahm seinen neuen Säbel unter den blauen Hut an sich, und schmiß ihm dafür ein altes Marodöreisen vor die Füße, an dem sichtbar der Rost von zwanzig Totschlägen fraß. Ein dunkler Wanst schnallte sich seinen Beutel an den Degengurt; er schien der Hauptmann zu sein. Ein langer Spitzbube saß am Boden und probierte seine Schuhe und Strümpfe an. Als der Schweizer unter allem Schreck und Kummer sich erinnerte, daß es vier Kumpane gewesen waren über ihm, und er besorgt nach dem vierten ausschaute, stand der nackt an der Frühlingssonne und führte über seinen, des Schweizers, Kleidern einen gottlosen Heidentanz auf, wozu er aus einer braunen Pandurengurgel heraus sang oder brüllte auf eine südöstliche Weise, die dem armen Jungen den tiefsten Eindruck machte. Es sprach sich in dem Gesang alles aus, was ihm fehlte, außer seinen guten Kleidern eine Menge Selbstvergnügen, Durchschlagskraft, Gegenwärtigkeit und Bündnisbereitschaft mit Tod und Teufel und allen Mächten der obern und untern Welten. Der Schweizer erinnerte sich vor dieser sinnvollen Aufführung plötzlich an viele verlorengegangene Energien und Existenzfreuden seiner Jugendjahre, warf im Vorübergehen die Frage auf, wo sie hingekommen seien, und sah sodann mit Verwunderung und Neugierde das windige Kerlchen in seine Kleider schlüpfen. Sie waren ihm natürlich zu weit und an den Ärmeln zu lang. Er bemerkte es zuerst und verzog das Gesicht zu einem halben Lächeln. Dadurch wurden die andern aufmerksam und erkannten den Umstand auch. Aus dem Gelächter erhob sich gute Laune, und sie warfen ihm die abgelegten Lumpen des kleinen Ungarn hin. Sie witterten außerdem mit ihren wilden Fuchsnasen, daß viel weniger Furcht als Unlust und Verlegenheit in ihm war, und boten ihm eine Stelle in ihrer Bande an; aber er wollte nicht. Er streifte sich erschrocken die alte Reiterhose des Tänzers an die Beine und spannte sich sein Pandurenjäckchen über die Schultern. Er schlüpfte in die abgelegten Schuhe des Langen, schnallte sich gewissenhaft das Marodör-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eisen des roten Schurken um, drückte sich mit Selbstverleugnung den umgetauschten Hut auf die alten Locken — er hatte wirklich Locken —, machte den Herren eine flüchtige Verbeugung und hob sich davon, ohne Tasche und ohne Beutel, und nicht mehr schön braun und blau, sondern eben in den so tief befriedigenden Farben der Ackerfurche, wenn sie nach einem ausgiebigen Regen zum ersten Drittel aufgetrocknet ist. Er sah weder rechts noch links, weder vorwärts noch rückwärts. Es war ihm zunächst durchaus nicht mehr bewußt, daß es über ihm einen Himmel gab mit einer Sonne darin. Die Erde unter sich wandte er ganz mechanisch und stumpfsinnig nur an, um darauf möglichst schnell von der Stelle zu kommen. Er blieb für diesmal und auf den ersten Schuß neun Stunden im Laufen, nämlich von Vormittags elf bis abends acht Uhr. Er dachte nichts. Er fragte nichts. Er sah und hörte nichts. Bei Mondschein fiel er in eine halbverbrannte Scheune und warf sich, immer in der gleichen Besinnungslosigkeit, in eine Ecke, wo noch etwas Heu lag. Er versank vor Ermattung sofort in einen dicken, traumlosen Schlaf, schlief bis gegen Mitternacht, fühlte dann eine große, gütige Hand auf seinem Herzen und vernahm eine Stimme, die sprach: „Heinrich, du Bote Gottes, fürchte dich nicht, stehe auf." Und abermals: „Pandur, geh hin und restauriere." Er erwachte davon, setzte sich aufrecht und begann sich zu besinnen, was mit ihm eigentlich geschehen sei.

Draußen schien der Mond. Über der Straße ragte eine Brandruine auf. Er sah, daß er selber in einer Brandruine saß. Das Elend des deutschen Landes fiel ihm wieder ein. Dann spannte ihn die Jacke, und er erinnerte sich an sein Abenteuer mit den Buschkleppern. Jawohl, so war es bestellt mit der Welt. Und jetzt dachte er den ersten vernünftigen Gedanken inbezug auf diesen Zustand: was hatte daraus zu folgen für einen nachdenklichen und tüchtigen Kerl? Zwar garnicht mancherlei wahrscheinlich. Was konnte einer gegen das Viele? Man war ja nicht einmal seines Lebens sicher. Zu denken, was hätte er vorher nicht alles schaffen können in dieser Wüste mit seinen Goldstücken! So an der Peripherie des Elends zum Beispiel. Leicht gesag jetzt: „Gehe hin und restauriere!" Wahrscheinlich hatte es überhaupt geheißen: „Marodiere!" Er steckte ja nun in einem Pandurenkostüm. Er hatte einen richtigen Leutefresser und Blutsäufer an der Seite hängen. Ihm war jetzt aufgegeben, daß er sah, wie er wieder zu Kapitalkräften kam. Zum Teufel,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

immerhin hatte er Respekt und Furcht kennen gelernt; das wollte er nicht noch einmal mitmachen. Lieber sollte Angst fortan von ihm ausgehen, als wieder von andern zu ihm kommen. Man mußte da noch genauer nachdenken, wie man sich zu benehmen hatte als Pandur und Schubiack. Da waren Bauern. Da waren Weiber. Da waren Juden. Richtig, die Juden: Herrgott, der Witz war ihm doch schon ganz panduriſch eingestellt, oder nicht. Man mußte jetzt irgendwie aufbrechen. Wie ein Wolf vom Lager mußte man aufbrechen. Und auf ungariſch schwören mußte man, daß es einen selber darunter fror. Ach was, Vater und Mutter! Die Zeit war gekommen, Vater und Mutter in den Wind zu schlagen. Er hatte einen Schreck in den Kopf bekommen; der mußte wieder heraus. Davon kamen die vielen Narren her, die es gab heute; sie waren erschreckt worden und hatten es in sich sitzen lassen; das hatte sie vom Verstand gebracht. Er wollte nicht vom Verstand kommen. Der Mond war auch ein Schreck. Die Nacht war ein Schreck. Genau genommen war man selber ein Schreck. He, man mußte schreien und jodeln, daß einem nicht die Haare zu Berg standen über seinem eigenen Vorhandensein. Warum denn sonst hatte sich der kleine Pandur so lärmgewaltig aufgeführt! Es war ihm auf einmal bange geworden aus übergroßem Vergnügen; das erträgt nicht jeder. Hoho, aber man hatte einen Säbel. War der Säbel denn nicht gewöhnt, Blut zu saufen? Er riß ihn erregt aus der Scheide und fing an, um sich zu fechten. Er rief Ha! und He! Er schalt und warnte. Er weinte und bat um Vorsicht. Er sprach Bußgebete und Teufelbeschwörungen in einem Atem. Seine Intelligenz hatte sich in der Tat ein wenig verwirrt unter der Elementarfurcht des ausgesetzten Daseins, die heute über ihm erschienen war. Er trat vor die Tür der Scheune und spuckte nach dem Mond. Er sprang nach seinem Schatten. Es waren Bubenstücke; die Kindheit wurde ihm wieder lebendig unter den Erschütterungen der Stunde. Er phantasierte und tat sich um, daß der Dampf von ihm zum Mond aufstieg. Er führte ein längeres zärtliches Gespräch mit seiner Mutter; dann besann er sich, daß man die Mutter in den Wind schlagen müsse. Er tat es, und drückte sich mit einem verlegenen, unbußfertigen Lausejungenlächeln wieder in seine Scheune. Er zog das Tor herbei und schob es zu, wobei er frech und lumpig durch die Zähne pfiff. Er rüttelte und klapperte noch eine halbe Stunde eigensinnig von innen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daran herum, daß es gespenstisch über den mondbeschienenen öden Platz und den Brandruinen nach die ausgestorbene Straße hinaufdröhnte. Den Rest der Nacht füllte er drinnen in der Finsternis mit einem versunkenen Singsang, der weiß Gott aus was für Fernen und Tiefen heraufkam. Nur manchmal schlug er in ein schnoddriges und zähneklapperndes Pandurengeschnatter um, und dann mochte sich weit und breit kein guter Geist antreffen lassen.

Gegen Morgen trat er aus der Scheune hervor und hielt Konferenz mit sich. Er konstatierte, daß er der einzige anständige Charakter sei in diesem Land; alles andre stellte sich dar als Narren, Pfaffen und Buschklepper, und der Rest als Krüppel und Blinde. Herr in den Gemarkungen war die starke Faust. Gutwillig zu haben war nichts. Es ergab eine greuelvolle Wirtschaft bei näherem Zusehen, aber man konnte sich umtun darin. Draußen im Frieden konnte man sich nicht umtun, da stieß ein Ellbogen an den andern. „Pandur, geh hin und marodiere." Mehr oder weniger natürlich; nach weiser Wahl. Nicht zu vergessen: ohne Geld ging bei Gott und dem Teufel nichts zu machen. Magermann, die Armut, zu Griechisch Laßdichbegraben. Wenn man einen einzigen reichen Juden schröpfen konnte, so ließ sich gleich mit allerhand Herren reden. Pah, die Menschen waren ja ein elendes Pack. Spuck aus, meine Seele. Wie sie sich durch die Tage stahlen, nicht! Wer verdiente denn sein Leben? Aber wer wollte etwas für die Menschen? Um das Land ging doch der Eifer des Herren. Zu denken, man trieb irgendwo einen grünen Flecken heraus, und er verbreitete sich über das ganze graue Elend, wie sich ein Ölfleck verbreitet. Man wurde ein Fürst des Lichtes mitten im Reich der Finsternis. Man wurde auch ein Baron an Hab und Gut, an Häusern, Feldern, Bäumen, Pferden, Ochsen und Schafen. Man konnte sich wahrhaftig vor dem Kaiser sehen lassen. Ein ganzes Dorf konnte man sich hier unter die Hand bringen. Man ließ sich beizeiten Patente ausfertigen. Der Kaiser mußte das tun; er hatte nur froh zu sein, wenn man sich für seinen Frieden bemühte, daß er grün wurde. Übrigens, die Panduren-jacke, die er da anhatte, spannte doch nicht wenig über die Schultern. Was so ein Pandur für ein elendes Kerlchen war. Da brachte er doch ein besseres Ansehen vor. „Heinrich, der Bote Gottes, fürchte dich nicht; stehe auf." Er schaute mit einem gewissen freundlichen Mißtrauen an sich herunter, weil er sich immerhin noch nicht gewöhnt war in diesem Aufzug. Er sah viel-

Generated on 2019-10-26 22:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

leicht nicht schön aus als Bote Gottes, jedoch kriegerisch, gefährlich, gewissermaßen schrecklich. Wahrscheinlich hatte ihm Gott auch ein neues Herz gegeben; das mußte sich dann ausweisen. Plötzlich erschrak er und horchte auf. Waren das nicht Menschenstimmen gewesen? Jawohl, man schwatzte und lachte. Wie lange hatte er nicht mehr schwatzen und lachen gehört! Sie kamen die Straße herunter; es schienen lauter Männer zu sein. Jetzt unterschied er auch Tritte. Und man mauschelte; es trieben Juden dazwischen; vielleicht Handelsjuden mit gefüllten Geldkatzen. Aber er konnte vorderhand keine Menschen sehen; es war ihm vollständig unmöglich. Das Herz klopfte ihm viel zu heftig dafür. Er schob sich in die Scheune zurück und ließ die profane Gesellschaft passieren. Er stellte aus seinem Hintergrund fest, daß die Kalkulation mit den Juden stimmte; sie zogen dahin, wohlbetan mit Gütern und Pferden, und von einer Handvoll Soldaten begleitet; sie sahen sich vor. Ein Soldat streifte ihm ganz nah am offenen Tor vorbei. Er bemerkte ihn nicht, obwohl er mit großen Amselaugen hineinguckte; er hob sich wohl zu wenig von der Mauer ab. Denen konnten nun die vier Buschklepper nichts anhaben, aber wenn keine Soldaten mitmarschierten, so hob ein herzhafter Kerl die ganze Judenschule aus.

Als der Zug vorbei war, trat der Bote Gottes aus der Schweiz wieder an den Tag hervor. Ha, jetzt fing er aber an mit dem neuen Leben. „Pandur, geh hin und marodiere!" Er strich sich mit einem skeptischen Lächeln den Schnurrbart. Er spähte noch einmal besorgt die Straße hinauf und hinunter, ob nun auch die Luft wirklich rein sei. Darauf legte er die Hand an den Säbelgriff und setzte sich entschlossen in Gang. Er begann seine neue Laufbahn damit, daß er das Marodörеisen nach einem Hasen warf, der vor ihm aufsprang, ihn verfehlte und daraus einen Begriff von der Schwierigkeit der Berufung ableitete. Gegen Mittag kam er mit knurrendem Magen an eine Hütte, die einzeln an der Straße stand und irgendwie bewohnt schien, fing, ohne sich viel dabei zu denken, ein Huhn ab, das sich dort einsam herumtrieb, kriegte zwei weissagende Kerle hinter sich, die ihn für die Arbeit mit Knütteln auszahlen wollten, nahm Reißaus, soviel er konnte, gewann den Wald, merkte, daß er für diesmal mit heiler Haut davongekommen war, machte ein kleines Feuer, briet das Huhn ein bißchen daran unter ständiger Kriegsbereitschaft und mit gezogenem Säbel, und verzehrte es halbgebraten und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gedankenvoll. Darauf verlor er sich unauffällig, aber vielbedeutend zwischen den grauen Waldbäumen.

Drittes Kapitel

Die Jahreszeit war so weit gediehen über den Feldern eines bestimmten thüringischen Landstriches, daß die Sonne dort die ersten Mäuse aus dem Boden herauslockte. Eine Anzahl kenntnisreicher Hauskatzen, die davon durch einen unternehmenden Lebenslauf Erfahrung besaßen, hatten ihre Winterlager verlassen und sich der offenen Jagd zugewandt. Sie waren alle von jener bewährten graugestreiften Grund- und Hauptrasse und ihrer temperamentvollen rotgestreiften Vetterschaft, durchaus direkte Linie und nur echter Same.

Kaiserliche und schwedische Kriegsvölker hatten den Bauern hier wie anderwärts die Pflüge verwitwet und die Ställe verwaist. Zum Beschluß waren die Kroaten erschienen, hatten die letzten Hühner und die allerletzte Gans aus der Dorfgasse aufgetrieben und dafür der Bauernschaft rote Hähne auf die Dächer gesetzt, soviel Häuser da waren. Als die Bauern der Reihe nach den Verlust erkannt hatten, sahen sie, was zu tun sei. Die junge Mannschaft und mancher geplagte Hausvater damit, dem die Gelegenheit zu hübsch schien, um einen leeren Sack abzugeben, bekannten sich zu den vier Winden und wurden darinnen kaiserlich oder schwedisch, wie es sich gerade traf. Das übrige schlug sich in die Wälder und verlängerte den Arm. In den Dörfern blieb nur noch ein bißchen Zähneklappern und die äußerste arme Rechtschaffenheit, hauste so zwischen den Trümmern weiter, zog sich langsam wieder etwas wie ein Dach über die Ohren und riß seinen Pflug am Strick über der Schulter, Mann bei Weib und die Mutter hinten an den Hörnern, selber durch den Acker; aber die Furchen waren wie die Zeit, und im Sommer führte der Teufel gewöhnlich ein Fähnchen Halsabschneider des Weges, das den Segen einheimste.

Jedoch Ratten und Mäuse waren trefflich weiter gekommen, und die Katzen auch. Übrigens hatten die Hunde ebenfalls das möglichste getan und unter Beiseitesetzung aller Voreingenommenheiten mit sämtlichen Samen über alle Linien eine angepaßte Köterform von wirklich genügender Lümmelhaftigkeit

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

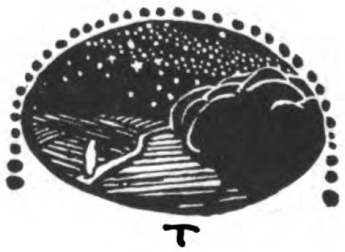
und Häßlichkeit geschaffen, zwar nicht von dem sieghaften Zahlenreichtum der Katzen, aber ausgiebig genug, um zu jeder Tagesstunde jedes Revier diesseits und jenseits des Baches unsicher machen zu können. Andrerseits hatte man sich aufeinander eingerichtet. In das Leben der Katzen im Dorf Wullenhausen war sogar etwas wie ein gesellschaftliches Moment mit Aufmerken und Nutzanwenden gekommen: wenn die Hunde die Nasen in die Luft hoben und Laut gaben, so wußten sie, daß es Zeit sei, sich in Sicherheit zu bringen. Dann erschien irgendeine Mordbrennerpatrullie zwischen den schwarzen Feuerstätten, und von den dummen Kötern hatten immer ein paar ans Messer zu glauben. Wenn alles geschehen war, so fand man nichts mehr von ihnen als die Ohren und die Schwänze, und allenfalls ein paar Knochen.

Das war der allgemeine Sachverhalt. Der besondere bestand darin, daß am Morgen des fünfzehnten Tages jener gewissen fortgeschrittenen Jahreszeit, der ein Ostertag war, als eben die siebte Maus gefangen wurde im Revier jenseits des Baches, ein rotgestreifter Kater mit allem Ansehen von heftigem Verdruß aus einem Gebüsch herausschoß, nach einigen wütenden Sätzen sich in der Luft Kopf über Pfoten herumriß und plötzlich in direkt entgegengesetzter Richtung mit Gewitterbuckel und aufgesetztem Steilschwanz bocksteif auf seinen vier Beinen dastand. Sofort kam aus demselben Gebüsch der struppige Breitschädel eines schwarzen Köters zum Vorschein mit blaufunkelnden Augen und eifrig seitwärts herausgestellten Schweineohren, und vorne hing ein ellenlanger mordsvergnügter roter Zungenlappen an den Tag. Das Ganze machte einen Sprung und fuhr stürmisch und unbedenklich auf das hoch- und tiefgefaßte Zeichen der Abgeneigtheit los, hörte fauchen, empfing einen Krallenhieb über die Schnauze, quiekte ein wenig auf, nahm es aber nicht übel und rannte im nächsten Augenblick ganz fröhlich den Kater auf seiner Position über den Haufen. Wie er sich jedoch erst recht darüber her machen wollte, war der Kater wieder auf und wie ein Wetter von neuem zwischen die Büsche hinein; der Köter sah eben noch den Feuerstrudel seines Schweifes hinter ihm her verschwinden, besann sich einen Moment, kam mit einem Kälbersatz wieder in Schwung und warf sich durch dasselbe Loch ins Gebüsch, schwarz, borstig und ungeschlacht, und schwanzlos; der Schwanz war ihm gleichsam quer unter die Nase gerückt als Quadratschnauze und Schnurrbart. Wo er durchschütterte, schwankte das Gebüsch. Ein erregter

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

brauner Strom bezeichnete seinen Weg hinter ihm her. Es spritzte nur so von Katzen aus dem Randgestrüpp. Einen Augenblick lang wurde es still. Darauf verlautete ein durchdringendes Fauchen und Katerknurren, ein zornmütiger und gewissermaßen eiliger Kehlschrei voller Mitternachtsheldentum, und dicht hinterher ein vollstimmiges Hundsgeheul, das für einen weiten Hals zeugte und nebenher für bedeutende Verlegenheit. Schließlich konnte man den Köter in der pressantesten Gangart über das Feld dem Dorf zu rennen sehen; aber damit war es nicht getan, der Kater saß ihm reitgerecht ohne Sattel auf dem Genick, hatte sich mit den Krallen von drei Pfoten solid darin verankert, und mit der vierten putzte er ihm nun so obenherein fleißig den dicken Schädel und die hübschen Schweineohren. Der schwarze Lümmel sang wie ein Engel im Himmel. Er reckte den Hals, so lang er konnte, damit er die Nase aus dem Gefecht behielt, netzte den Boden mit dem Regenwetter seiner Angst, und lief mit festgeschlossenen Augen immer dem Geruch nach übers ebene Feld weg dem Dorf zu. Wenn der Belagerungskrieg nicht fast alle Bäume gefressen hätte, so möchte sich der Kater unterwegs nach einem andern Unterkommen absentiert haben; so mußte es vorderhand bei der Einrichtung bleiben, und die Jagd ging ohne Aufenthalt den Rain hinunter, durch den Dorfbach hindurch, drüben wieder hinauf, vor dem Dorf links über einen frischbestellten Acker, über ein Stück Heide mit vier weidenden Schafen darauf, an einem schüchternen Saatfeld entlang, und schließlich in eine halbverbrannte Hofstatt hinein, wo sich eine ganze Kleinkinderschule halbnackt auf dem Boden herumwälzte, und von der ein Rudel junger Hunde dem anstürmenden Abenteuer kläffend entgegenfuhr.

(Fortsetzung folgt)



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ein Staatsmann der deutschen Sozialdemokratie / Von Eduard Bernstein

Die deutsche Sozialdemokratie wurde unter einem glücklichen Stern geboren. Ein Denker ersten Ranges gab ihr die theoretische Grundlage, ein politischer Kopf ersten Ranges machte sie zur Partei. Vieles von dem geistigen Erbe, das Marx und Lassalle ihr hinterlassen haben, ist teils überlebt, teils streitig geworden. Aber die Grundgedanken ihrer Lehren befruchten noch heute das sozialdemokratische Denken. — Indes auch der staatsmännisch veranlagte Führer blieb der deutschen Sozialdemokratie schon in ihrer ersten Jugend nicht vorenthalten. Lassalles erster und letzter bedeutender Nachfolger in der Präsidentschaft des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins, Jean-Baptiste von Schweitzer, entbehrte als Denker wie als Charakter der großen Züge, die Marx und Lassalle auszeichneten. Aber zum Ersatz für dieses Defizit und teilweise grade infolge seiner brachte er für sein Führeramt die Requisiten des Staatsmannes mit, die jenen abgingen. Sie haben ihn befähigt, den Allgemeinen deutschen Arbeiterverein vor der Gefahr eines unfruchtbaren Sektierertums zu bewahren, in das er nach dem Tode Lassalles zu verfallen drohte.

Das ist heute in der Sozialdemokratie ziemlich allgemein anerkannt, im übrigen aber sind die Meinungen über Schweitzer noch sehr geteilt. An einer genauen Darstellung seiner Politik, ihrer leitenden Gedanken und Resultate aus unbeteiligter Feder hat es bisher noch ganz gefehlt. Sie und ihren Zusammenhang mit der geistigen Entwicklung und den Lebensschicksalen des lange unterschätzten Mannes führt uns jetzt in ungemein fesselnder, materialienreicher Darstellung ein Buch vor, das unter dem Titel „Johann Baptist von Schweitzer und die Sozialdemokratie, ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung“ soeben bei Gustav Fischer in Jena erschienen ist. Sein Verfasser, Doktor Gustav Mayer,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der bereits vor zwei Jahren in seinem Beitrag zu den Festgaben für Wilhelm Lexis: „Die Lösung der deutschen Frage im Jahre 1866 und die Arbeiterbewegung" den charakteristischen Gegensatz Liebknecht-Schweitzer an der Hand der Stellungnahme dieser beiden Männer zur deutschen Frage und dem entstehenden Norddeutschen Bund mit guter Psychologie geschildert hat, gibt uns bedeutend mehr als eine rein biographische Abhandlung. Sein Buch ist ebensosehr ein Stück allgemeiner Geschichte wie die Lebensbeschreibung einer interessanten Persönlichkeit. Wohl zieht die persönliche Geschichte Schweitzers sich durch das ganze Buch und gibt ihm auf diese Weise die Einheit und den subjektiven Mittelpunkt. Aber die Geschichte der Zeit wird dabei so stark herangezogen, daß es keine Übertreibung ist, zu sagen, der Verfasser läßt hier wirklich einmal den Helden aus seiner Zeit herauswachsen.

Damit paßt sich die Form der Darstellung sehr zweckmäßig der geschichtlichen Rolle des Mannes an, dessen Name im Titel voransteht. J. B. von Schweitzer war eine außerordentlich kluge, aber keine im großen Sinne des Wortes schöpferische Persönlichkeit. Er war als Parteiführer weniger unversöhnlich als Marx und weniger diktatorisch als Lassalle. Aber er hatte zu der Bewegung, die er führte, nicht die persönliche Beziehung wie sie, war nicht in gleichem Maße seelisch mit ihr verwachsen. Daß er ihr nach bester Überzeugung wirkungsvoll diente, solange er an ihrer Spitze stand, geht auch aus Mayers sehr sorgfältig prüfender Darstellung hervor. Ihr mehr zu sein, dazu fehlte es ihm an der innern Wärme wie auch am gefesteten Charakter, — Mängel, die ein negatives Erbteil seiner schönen und begabten, aber leichtlebig-kühlen Mutter waren.

Schweitzers Abstammung und Jugend erklären überhaupt vieles aus seinem späteren Leben. Er war der Sprößling einer angesehenen Familie, die zum Patriziertum der freien Reichsstadt Frankfurt am Main gehörte, wenn sie auch nicht gerade zu deren alteingesessenen Geschlechtern zählte. Von deutschem Blut floß wenig in Schweitzers Adern. Der Stammbaum der Familie des Vaters — der Allesina von Schweitzer — weist nach Italien, die Mutter, eine geborene Berly, stammte von französischen Hugenotten und belgischen Emigranten. Die Eltern Schweitzers, beides egoistische Naturen, kümmerten sich nur wenig um ihre Kinder. Die ersten Jugendjahre verlebt der 1833 geborne Johann Baptist bei den Eltern seiner Mutter,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dem politisch konservativen, aber als reformierter Protestant literaturfreundlichen Hofrat Berly und dessen gebildeter Frau Juliane, an deren Gesellschaftsabenden auch politische Gegner, wie Ludwig Börne, gern teilnahmen, und der Großeltern denkt Schweitzer später stets mit Dankbarkeit, während er für die katholisch-konservativen Eltern nichts empfand. Diese erwirken für ihre Kinder Stiftsplätze in katholischen Erziehungsanstalten, und vom vierzehnten Lebensjahr ab ist Johann Baptist Alumnatsschüler in der katholischen Lateinschule zu Aschaffenburg. Mit neunzehn Jahren erlangt er die Maturität und geht nach Berlin, Jura studieren. Er verkehrt dort viel im Hause des mit seiner Großmutter verschwägerten konservativen Theologen Krummacher, wo Hengstenberg und Neander, die Häupter der protestantischen Orthodoxie, und Julius Stahl, der Staatsphilosoph der preußischen Reaktion, ständige Gäste sind, und bei Stahl hört Schweitzer Naturrecht, Staatsrecht und Kirchenrecht. So empfängt er, wenn er auch nicht versäumt, den als Stern am berliner Universitätshimmel aufsteigenden liberalen Juristen Rudolf Gneist gleichfalls zu hören, eine Kenntnis von dem Wesen des preußischen Staates, die den meisten Süddeutschen abging. Von Berlin geht er 1854 nach Heidelberg, wo er 1855 sein juristisches Examen ablegt; und nach zweijähriger praktischer Vorbereitung in seiner Vaterstadt läßt er sich 1857 dort als Advokat nieder. Er scheint aber wenig zu praktizieren, sondern veröffentlicht zunächst zwei dramatische Versuche, von denen der erste, ein Hohenstaufendrama Friedrich Barbarossa, noch ganz im romantischen Geist die Größe des alten Deutschen Reichs verherrlicht. Während Lassalle um dieselbe Zeit im „Franz von Sickingen" die Tragik der Revolution des Rittertums gegen die erstarkende Fürstengewalt dramatisch veranschaulicht, steckt sein dereinstiger Nachfolger noch halb im Bann der Romantik. Kann dies jedoch bei der Erziehung, die Schweitzer genossen hatte, Wunder nehmen? Selbst der Salon der sehr mondänen Mutter ist vom Revolutionsjahr 1848 her der Sammelplatz zumeist österreichisch und klerikal gesinnter Parteigänger der Legitimität. Freilich, nicht alle Gäste der Freifrau Emilie von Schweitzer schwören auf Österreich. Aus dem Jahre 1857 existiert noch eine Einladung ihres Sohnes Johann Baptists zum Ball des damaligen preußischen Gesandten beim Bundestag, Otto von Bismarck-Schönhausen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ganz andern Geist als das Hohenstaufendrama atmet Schweitzers zweiter dramatischer Versuch, das Lustspiel Alkibiades. In ihm bricht wiederholt ein skeptisch ironischer Zug durch. Denn schon hat Schweitzer im Englischen Hof die Bekanntschaft Schopenhauers gemacht und, auf Spaziergängen mit dem Philosophen des Pessimismus, Geist von dessen Geist eingesogen. Dies jedoch ohne darum Schopenhauers politische Ideen zu unterschreiben. Daß er dem Meister nicht bis zu Ende folgt, zeigt Schweitzer in seiner 1861 erschienenen Abhandlung „Der Zeitgeist und das Christentum", seiner bedeutendsten Prosaschrift. In ihr rechnet er mit aller Offenbarungsreligion ab und läßt nur noch für den Notfall einen Vernunftgott gelten; zugleich damit stellt er nun dem überkommenen „formellen" Recht das „materielle" Recht der neuen Bedürfnisse gegenüber, — der Sache nach die gleiche Gegenüberstellung, die Lassalle in dem 1862 erschienenen System der erworbenen Rechte behandelt. Nur daß Schweitzer sich die Sache erheblich leichter macht als Lassalle. Wo dieser mit einem Riesenaufwand rechtstheoretischen Studiums einen versöhnenden Ausgleich zwischen Naturrecht und positivem Recht begrifflich und geschichtlich herzustellen, ein wissenschaftliches Rechtssystem für Sozialismus und Revolution zu errichten sucht, erklärt Schweitzer es kurzerhand für „seicht" und „bequem", die Notwendigkeit von Rechtsbrüchen mit Redensarten hinwegdemonstrieren zu wollen, und verlangt nur, daß der Rechtsbruch durch einen höhern Gesichtspunkt gerechtfertigt sei, den eben das Verhältnis von ursprünglichem Zweck und Zeitbedürfnis liefern solle. In der Schlußfolgerung, im praktischen Ziel kommt allerdings Schweitzer Lassalle nahe genug. Was für diesen der „Volksgeist" ist, ist für ihn eben der „Zeitgeist", und dieser Zeitgeist ist jetzt demokratisch-radikal.

Denn der Umschwung, den das Jahr 1859 allgemein im deutschen Volk hervorrief, hat auch Schweitzers politische Bekehrung bewirkt. Bei Ausbruch des italienischen Krieges ist er noch stramm österreichisch gesinnt. „Österreichs Sache ist Deutschlands Sache" ist der Titel seiner ersten politischen Broschüre, die im Frühjahr 1859 erscheint, und deren Titel Inhalt und Tendenz genügend anzeigt. Sie kam, wie bald darauf Lassalles in entgegengesetzter Tendenz verfaßte Schrift über den italienischen Krieg, anonym heraus. Nach zwei Monaten aber tritt mit einer zweiten, für Österreich plädierenden Broschüre Schweitzer offnen Visiers in die politische Arena.

Generated on 2019-10-26 22:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Es ist die Schrift „Widerlegung von Karl Vogts Studien der gegenwärtigen Lage Europas." Gegen Vogt verficht Schweitzer emphatisch den Anspruch Österreichs, als deutsche Macht betrachtet zu werden, da das deutsche Element in Österreich „das staatlich-dynamische übergewicht" habe, und die Verträge von 1815 „trotz vielfacher Mängel und trotz wiederholter Verletzung" noch immer „das Fundament unseres internationalen Rechtszustandes und somit eine wesentliche Garantie für die allgemeine Ordnung und die gesichert fortschreitende Kultur bilden." Es sind noch ganz die Argumente eines Regierungsmannes, mit denen Schweitzer da operiert. Sie sind aber auch, wie wir nun sehen, die Anschauungen der Erzieher und Lehrer Schweitzers. Sie spiegeln nur die geistige Atmosphäre wieder, in der er aufgewachsen ist und sich bewegt. Nicht nur die Eltern, die er wenig achtet, sondern auch die Großeltern, die ihm teuer sind, waren durch und durch österreichisch gesinnt.

So liegt kein Grund vor, daran zu zweifeln, daß die beiden Verteidigungen Österreichs ehrlich empfunden waren. Erst Österreichs Verhalten nach Solferino, der unrühmliche Friedensschluß von Villafranca öffnete wie vielen andern so auch Schweitzer, in dem ein starkes deutsches Nationalgefühl lebte, die Augen über den wahren Charakter der wiener Hofburg, und der konservativ gerichtete Großdeutsche wird nun radikal-demokratischer Großdeutscher, was er im Jahre 1860 in einer Broschüre „Der wahre Weg zur Einheit" entwickelt. In ihr spricht er die politische Sprache, die er ein Jahr vorher bekämpft hatte, in ihr ist ihm Louis Napoleon nicht mehr der in erster Linie zu bekämpfende despotische „Unruhestifter", sondern — man erinnere sich einer ähnlichen Stelle in Lassalles italienischem Krieg — der Vertreter eines moderneren Regierungsgedankens, als ihn die legitimen deutschen Fürsten vertreten. Nun sind die deutschen Dynastien, vor allem die Regierungen von Wien und Berlin, die Hindernisse einer wahren deutschen Einheit. Aber Schweitzer hat aus seiner konservativen Erziehung eines behalten: den Blick für die realen Machtfaktoren in der Nation; und er hat nicht umsonst in den Kreisen der intellektuellen Häupter des preußischen Konservativismus verkehrt. Er kennt die innre Festigkeit dieses Staatsorganismus und warnt seine Leser vor Unterschätzung der preußischen Konservativen. Die wüßten, erklärte er, stets, was sie wollten, und träten jederzeit mit politischem Scharfblick und mit Sicherheit auf, sie seien auch, hebt er

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hervor, hier und da gegen einen mißverstandenen Liberalismus für die materiellen Interessen der untersten Volksklassen ins Zeug gegangen. „Nennt die Anhänger der Kreuzzeitungspartei Finsterlinge, Reaktionäre, Volksfeinde, kurz, wie ihr wollt," ruft er aus, „aber dennoch den Hut ab! Es sind Männer."

Da haben wir den Schlüssel zu dem späteren Verhalten Schweitzers im Allgemeinen deutschen Arbeiterverein. Er ist kein bloßer Nachbeter Lassales gewesen. Aus andrer Atmosphäre heraus bringt er diesem Gedankengänge entgegen, die sich durchaus mit den von Lassalle (vergleiche „über Verfassungswesen" und „Das Arbeiterprogramm") entwickelten Ideen begegneten. Schon Ende 1861, mehr als ein Jahr, bevor Lassalle sich an die Spitze der Arbeiterbewegung stellt, übernimmt Schweitzer, bereits Vorsitzender des frankfurter Turnvereins und Vorstandsmitglied des dortigen Schützenvereins, den Vorsitz eines eben gegründeten Arbeiterbildungsvereins mit einer Ansprache, welche die politische Bildung für das Hauptbedürfnis der Arbeiterklasse erklärt, und einige Monate später legt er Arbeitern des Maingaus zum Entsetzen der bürgerlichen Parteien mit Schärfe die Gegensätzlichkeit der Interessen der Arbeiter und der kapitalistischen Parteien wie die Notwendigkeit der politischen Unabhängigkeit der Arbeiter dar. Sein Wissen, seine rednerische Begabung, sein großes Talent klarer Darstellung hatten ihm eine außerordentliche Beliebtheit in der Demokratie der Mainstadt verschafft. Aber im Sommer 1862 setzt in Verbindung mit der Nachrede, daß er als Mitglied des Komitees für das große Schützenfest von 1862 Geld unterschlagen habe, die Verurteilung wegen eines angeblich im Schloßgarten zu Mannheim begangenen Verstoßes gegen die guten Sitten seinem Wirken in seiner Vaterstadt jäh ein Ziel. Für beide Anschuldigungen fehlt es, wie Mayer zeigt, an schlüssigen Beweisen. Sie wurden aber geglaubt, weil der von der Mutter ererbte Hang Schweitzers, über seine Mittel auszugeben, und seine sonstige Leichtlebigkeit bekannt waren. Beides sind jedoch Fehler, die Lassalle, dem sich Schweitzer 1863 näherte, milde beurteilte und im Angesicht der starken geistigen Ideengemeinschaft zwischen ihm und Schweitzer gern übersah. Man darf es kühn sagen, daß Lassalle unter all den Intellektuellen, die sich 1863/64 der neuen Arbeiterpartei anschlossen, keinen gefunden hat, der ihn so gut verstand und in den wesentlichen Punkten der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Politik so sehr mit ihm übereinstimmte wie der nun halb deklassierte frankfurter Patriziersohn.

In Bezug auf die große nationale Frage, die ihrer Lösung entgegeneilte, hat Schweitzer, als er dann zuerst geistiger Führer und später auch Präsident des von Lassalle gegründeten Vereins wurde, keinen Satz geschrieben, der sich nicht in Einklang mit den Anschauungen befände, die er entwickelte, als er noch bei der frankfurter Demokratie auf der Höhe seiner Popularität stand und an nichts weniger als an eine stille politische Waffenbrüderschaft mit der preußischen Regierung und der Kreuzzeitungspartei dachte. Nur daß seine Auffassung von der Politik schon damals eine solche zeitweilige Waffenbrüderschaft nicht für alle Umstände ausschloß. Sein Lieblingsschriftsteller war Machiavell, der Fürst aller Theoretiker der Erfolgspolitik.

Wie standen die Dinge, als nach Lassalles Tode Schweitzer die Zeitung „Der Sozialdemokrat" ins Leben rief? Das deutsche Bürgertum hatte sich als nicht gewillt und auch außer Stande erwiesen, die deutsche Frage auf revolutionärem Wege zu lösen, die deutschen Verhältnisse hatten sich für eine Revolution der selbst erst im Werden begriffenen Arbeiterklasse zu unentwickelt und verworren gezeigt. So lag es für ihn wie für Lassalle auf der Hand, daß die Politik der jungen Arbeiterpartei darin bestehen müßte, aus dem Streit der Gegner soviel Vorteile wie möglich für sich herauszuschlagen und alles daranzusetzen, das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht zu erlangen. Eine solche Politik war jedoch nicht durchzuführen, wenn die Arbeiter in der Partei sie nicht verstanden. Über ihre Köpfe hinweg zu diplomatisieren, war für Schweitzer unendlich gefährlicher als für Lassalle, da er bei weitem nicht dessen Ansehen, dafür um so mehr Gegner hatte, die ihn mit Recht und Unrecht bei den Arbeitern verdächtigten. So war es ihm praktisches Bedürfnis, lag aber auch seiner intellektualistischen Geistesart am nächsten, Schritt für Schritt die von allen möglichen partikularistischen und formlos kosmopolitischen Anschauungen erfüllten Arbeiter für seine leidenschaftslose Beurteilung der Dinge zu erziehen.

In dieser Tendenz schrieb er schon im ersten Jahrgang des „Sozialdemokrat" jene Artikel über die deutsche Frage, die heute selbst dem radikalen sozialistischen Historiker unanfechtbar erscheinen, selbst diesem nur Bewunderung der sie auszeichnenden großen Klarheit und Urteilsschärfe entlocken. Anders wurden

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sie jedoch von den zeitgenössischen Sozialisten radikaler Gesinnung beurteilt. Diese fühlten mit gutem Instinkt heraus, daß die Objektivität der Artikel nicht tendenzlos war, sondern auf ein Ziel lossteuerte, und daß dies Ziel kein andres sein konnte, als die Arbeiter an den Gedanken zu gewöhnen, daß die „preußischen Bajonette" die deutsche Frage lösen würden. Daher kündigten nicht nur die alten Widersacher Lassalles: Marx, Engels und Liebknecht, sondern auch die Freunde Lassalles: Herwegh und Rüstow dem „Sozialdemokrat" die Mitarbeiterschaft. Sie konnten es jedoch nicht verhindern, daß im Allgemeinen deutschen Arbeiterverein Schweitzer der Sieger blieb. Es ist nicht leicht, das Maß der verschiednen Kräfte nachträglich festzustellen, die zusammen es bewirkten, daß 1866 für das Parlament des Norddeutschen Reichstags das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht eingeführt wurde. Aber daß die Politik und Agitation des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins, wie Schweitzer sie leitete, daß insbesondere die Agitation, die er 1866 während des deutschen Krieges veranlaßte und zum Teil selbst führte, dabei von Gewicht gewesen sind, ist außer Frage. Mayer, der sonst mit großer Energie dem Verdacht entgegentritt, daß Schweitzer Bestechungsgelder empfangen habe, hält es nicht für unmöglich, daß ihm, als die preußische Regierung Schweitzer im Mai 1866 aus dem Gefängnis beurlaubte, auch aus Regierungsfonds Gelder für die Agitation zugeführt worden seien. In der Tat war seine Agitation den Machthabern in Berlin nicht unerwünscht. Der Verlauf des Krieges war noch nicht mit Sicherheit vorauszusehen, es mußte noch mit einer längeren Dauer des Feldzugs gerechnet werden. Da war es eine Art Sicherheitsventil für die preußische Regierung, daß die sozialistischen Arbeiter sich der Agitation für eine Forderung hingaben, in Bezug auf die sie schon entschlossen war, ihnen Zugeständnisse zu machen. Insofern arbeitete Schweitzer in der Tat damals pour le roi de Prusse. Aber er tat es nach seiner Denkweise mit gutem politischem Gewissen und in weiterer Folge auch zum Vorteil der Arbeiterklasse.

Was damals geschädigt wurde, war eine ganz andre Sache. Eine Sache, die Schweitzer als Großdeutscher nicht minder hochhielt als sein Gegner Liebknecht. Dadurch, daß der Sieg Preußens zur Loslösung Österreichs vom Deutschen Bund führte, erlitt in Österreich selbst die staatliche Machtstellung, die das Deutschtum bis zu jener Zeit dort genossen hatte, einen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verhängnisvollen Stoß. Hätte eine andre Politik als die Schweitzers diesen Ausgang des Krieges von 1866 verhindern können, so würde man unter dem nationalistischen Gesichtspunkt vielleicht über sie den Stab zu brechen haben. So weit reichte aber der Einfluß des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins nicht. Eine antipreußische Agitation war unter den Arbeitern Preußens damals ein Unding, sie hätte nur Niederlagen und Zerwürfnisse gebracht. In den Stammsitzen der — übrigens zu fast drei Vierteln noch agrarischen — Monarchie hatte der Verein grade erst Boden gefaßt, an vielen Orten, in Berlin, Breslau, Danzig, Magdeburg, Stettin und so weiter hatte er die Mehrheit der Arbeiter gegen sich. Speziell in Berlin zählte er noch keine zweihundert Mitglieder, das Gros der Arbeiter, vor allem die Maschinenbauer, hielt noch stramm zur Fortschrittspartei, die in der deutschen Frage kleindeutsch gesinnt war. An der politischen Konstellation konnte Schweitzer so wenig etwas ändern wie Liebknecht. Die Frage war also nur, ob man sie im Interesse demokratischer Rechte der Arbeiter ausnutzen sollte, was Schweitzer vertrat, oder auf Grund ihrer die Schaffung einer revolutionären Situation betreiben sollte, was Liebknecht versuchte.

Der Gang der Ereignisse hat die Unmöglichkeit von Liebknechts Vorhaben dargetan, deswegen allein aber könnte das noch keineswegs als Beweis einer geringeren politischen Intelligenz bezeichnet werden. Es beruhte auf Voraussetzungen, die sich als irrig erwiesen, war aber sonst der Ausfluß einer sehr viel großartiger gedachten Politik als der Schweitzers. Wie im Schachspiel oft der genialere Spieler von einem Spieler geschlagen wird, dessen Virtuosität darin besteht, den Moment zu erspähen, wo der andre sich eine Blöße gibt, so auch in der Politik. Liebknecht wollte vor allem die Aufrichtung der Hegemonie Preußens in Deutschland verhindern, da er in ihr die größte Gefahr für eine wahrhafte Demokratisierung Deutschlands sah, er wollte alle demokratischen Elemente für diesen Zweck mobil machen und in eine konvergierende Linie mit dem Ziel „wider das offizielle Preußen" bringen. Das war sicher ein großer Gedanke. Nur stand es mit den für ihn disponierten Elementen viel ungünstiger, als Liebknecht vermeinte. Im Gegensatz zu dem Skeptiker Schweitzer war Liebknecht stets geneigt, die Dinge ausschließlich im Lichte seines momentanen Zwecks zu sehen, antipreußisch war für ihn fast identisch mit demokratisch, während es in Wirklichkeit ebenso oft klerikal und beschränkt-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

partikularistisch hieß. Zu dieser oft bedenklichen Neigung Liebknechts kam eine zweite, die ebenfalls mit einer großen Eigenschaft zusammenhing. Liebknecht empfand international, er hatte vor Schweitzer den weiteren Horizont voraus, sah aber grade darum in der Nähe weniger scharf als dieser. So würde er, trotzdem er als Denker Schweitzer durchaus nicht nachstand, diesem als Politiker kaum je ernsthaft gefährlich geworden sein, wenn er nicht in August Bebel jenen Mitstreiter gefunden hätte, der ihn gerade dort ergänzte, wo seine Schwäche lag, der sich noch völlig als Werdender fühlte und die Welt mit den frischen Augen eines solchen ansah. Liebknecht versteifte sich im Kampf auf die schroffste Negierung der Argumente des Gegners, Bebel lernte noch vom Gegner, während er ihn bekämpfte, und ward ihm mit seiner natürlichen Begabung grade dadurch schließlich überlegen. Es ist kein Paradoxon, daß in verschiedner Hinsicht Schweitzer der Lehrer Bebels war.

Schweitzer hat aber nicht nur das Seine dazu beigetragen, daß das allgemeine, gleiche, geheime und direkte Wahlrecht der politische Grundpfeiler des Norddeutschen Bundes und später des Deutsches Reiches wurde. Er hat auch den deutschen Arbeitern den Weg gezeigt, diese Waffe zweckmäßig anzuwenden. Er erkannte, daß, wie die Dinge sich nun einmal entwickelt hatten, der Norddeutsche Bund eine Etappe und keine vorübergehende Erscheinung in dem Sinne war, wie Liebknecht ihn betrachtete, der noch immer den Gedanken nicht aufgab, den Bund wieder in Stücke fliegen zu sehen. Unter seiner Voraussetzung handelte Liebknecht gewiß nur logisch, wenn er sich erst gegen das Wählen überhaupt, dann gegen jegliches Ausüben der Mandate, und dann wiederum gegen jede positive gesetzgeberische Arbeit im Bundesparlament wehrte. Daß er aber im Angesicht der Ereignisse diese Voraussetzung festhalten und pflegen konnte, zeigt, wie wenig er seinem Naturell nach Politiker war. Umgekehrt Schweitzer. Er war weit mehr noch Politiker als Agitator. Das zeigte er nun im Norddeutschen Parlament. Es ist sein Verdienst, daß dort die Forderungen der Arbeiter an die Gesetzgebung zuerst von sozialdemokratischer Seite systematisch und in einer Gestalt geltend gemacht wurden, die von aller utopistischen Verbrämung frei war, wie es in erster Linie sein Verdienst ist, daß der Allgemeine Deutsche Arbeiterverein sich nun völlig zur politischen Partei entwickelte, statt zur Sekte zu erstarren. Was den Staatsmann vor allem ausmacht, die Ein-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sicht in das Wirkliche und den Blick für das Erreichbare, betätigte er hier in hohem Grade.

Dabei soll er nicht vom Vorwurf des Kokettierens mit den preußischen Konservativen freigesprochen werden. Das lag ihm um so näher, als er, wie wir gesehen haben, schon von seiner Studienzeit her persönliche Beziehungen zu führenden Persönlichkeiten im konservativen Lager hatte. Auch war es nichts gar so Außergewöhnliches in der Geschichte des modernen Sozialismus. In allen Ländern findet man dergleichen in der Anfangszeit der Entwicklung der sozialistischen Bewegung zur Partei. In diesem Stadium erscheinen die Konservativen als die den Arbeitern weniger gefährlichen Gegner und sind es auch oft. Gerade in England, das Liebknecht gern zitierte, liefen vor und während der Chartistenzeit wiederholt Fäden zwischen führenden Tories und angesehenen Führern der Arbeiterdemokratie. Man würde daher schwer verstehen, wie die Verbeugungen, die Schweitzer gelegentlich vor gewissen Konservativen machte, ihm haben verhängnisvoll werden können, wenn ihnen nicht die Lebensgewohnheiten Schweitzers eine ganz besonders zum Mißtrauen herausfordernde Färbung verliehen hätten. Seine Lebensgewohnheiten, nicht seine politischen Maximen, konstituieren seine politische Schuld.

Es handelt sich da nicht etwa um kleine Unregelmäßigkeiten, die nur Pharisäer dem bedeutenden Mann nachtragen könnten, nicht um zeitweiliges Vergessen seiner Arbeitslast in irgendwelchem Genußrausch, sondern um den ganzen, systematisch gepflegten Stil seines Lebens. Der Arbeiterführer, der Schulden machte, um — im damaligen Berlin! — sich eigne Equipage zu halten, der in Städten, wo er sprach, im offnen Zweispänner Einzug hielt, um sich auf der Straße von seinen Anhängern bejubeln zu lassen, verriet damit einen Mangel, der mehr bedeutete als bloße momentane Geschmacksverirrung. Er appellierte damit ebenso oder noch mehr an Niedrigkeiten der Menschenseele wie der Führer, der vor den Augen der Masse den Sansculotte spielt. Er zeigte, daß in seinem Innern eine stärkere Saite für die Konservativen vibrierte als nur die Übereinstimmung in der Gegnerschaft gegen die pflichtenlose Jagd nach dem Profit. Schweitzers Lebensstil zeigte nicht die geistige Unabhängigkeit von den Launen und Vorurteilen der Masse, die jeder Führer erstreben und bewahren soll, sondern das Bedürfnis

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nach einer sozialen Distanzierung, wie sie nur dort demonstrativ gepflegt werden kann, wo keine wahre Solidarität des sozialen Empfindens mit den Geführten besteht. Nur gelegentliche Wallungen ließen ihn in seinen Reden herzliche Töne für seine Kampfgenossen finden, im allgemeinen ließ er es den Arbeitern gern zum Bewußtsein kommen, daß ihr Führer der Angehörige einer höheren Gesellschaftsklasse war. Seine Geldbedürfnisse und sein aristokratischer Hochmut wirkten zusammen, ihm den Diktatorposten unentbehrlich zu machen, und daher wurde sein Rücktritt unvermeidlich, als er bei der Wahl vom Frühjahr 1871 das Reichstagsmandat verlor. Für ihn hieß es wirklich: Aut Caesar, aut nihil. Er verließ die Bewegung, als sie seinem Ehrgeiz keinen genügenden Spielraum mehr bot. Aber er verließ sie in ehrlicher Weise, wie er ihr gemäß seinem politischen Urteil in ehrlicher Weise gedient hatte. Er ist zu keiner andern politischen Partei gelaufen, sondern hat sich dann als Theaterschriftsteller sein Brot zu verdienen gesucht. Auch hier zeigte er eine hervorragende Begabung, gemischt mit einem Mangel an seelischer Tiefe, sodaß seine geistreich angelegten Lustspiele stets ins Possenhafte überschlugen. Allerdings schrieb er vorerst nur für den Erwerb, ohne literarische Ansprüche.

Als Zweiundvierziger ist er im Juli 1875 aus dem Leben geschieden, unbetrauert von der Partei, in der er gewirkt hatte. Noch war sein Name ein Symbol, das in die soeben geeinte Sozialdemokratie Deutschlands einen Keil zu treiben drohte. Kein Nachruf ward ihm daher in ihrer Presse gewidmet, kein Kranz in ihrem Namen auf sein Grab gelegt. Mayer vergleicht seine einsame Bestattung mit jenem ergreifenden Riesenbegräbnis, das die Arbeiterschaft Berlins und ganz Deutschlands ein Vierteljahrhundert später seinem Gegner Liebknecht bereitete, und betont mit Recht, daß dieser Unterschied ein Stück Nemesis bedeute. In der Tat, Liebknecht hatte sein ganzes Leben lang mit den Arbeitern gefühlt und in den schweren Jahren der Bewegung mit ihnen entbehrt. Auch er hat eine gewisse Distanz gehalten, aber er hat sie nicht in Äußerlichkeiten gesucht, sondern in der geistigen Haltung, wie es der Lehrer gegenüber dem Schüler machen soll. Liebknecht hat sein Leben lang seinen höchsten Ehrgeiz darin erblickt, den Arbeitern ein Lehrer, und zwar ein demokratischer Lehrer zu sein. Das trug ihm jene rührende Liebe ein, wie Berlin sie am 12. August 1900 sich manifestieren sah.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es wäre aber ungerecht, die beiden Männer ausschließlich nach diesem Mißverhältnis zu beurteilen. In Bezug auf ihre Politik ist die Sozialdemokratie in vielen Punkten Schweitzer gefolgt. Schon zu seinen Lebzeiten. Ein Jahr, bevor Liebknecht ins Grab sank, verkündete sein Freund und Mitkämpfer, Julius Motteler, im Reichstag die gleiche Stellung zum Reich und Heerwesen, wie Schweitzer sie 1868 im Norddeutschen Bund entwickelt hatte. Zu den Tugenden Schweitzers gehörte ferner ein intellektuelles Gerechtigkeitsgefühl, das wiederholt äußerst sympathisch berührt, wenn es ihm freilich auch, wie sein ihm sehr übel angerechnetes objektives Urteil über Bismarck, gelegentlich verhängnisvoll geworden ist.

Mayers Buch schildert die bedeutungsvollste Epoche in der Geschichte der deutschen Sozialdemokratie. Der Verfasser hat Materialien aufgesucht und benutzt, die den bisherigen Geschichtsschreibern unbekannt geblieben waren, und die zum Teil ganz neues Licht auf die in Frage kommenden Vorgänge und Persönlichkeiten werfen. Bisher ungedruckte Briefe, Auszüge aus den sehr merkwürdigen Personalakten des berliner Polizeipräsidiums über Schweitzer verleihen dem schön geschriebnen Buch erhöhten Wert und Reiz. Am Molkenmarkt in Berlin traute man Schweitzer keineswegs. Mit welchem Recht, mag folgende Episode zeigen, die dem Verfasser entgangen ist. Als am 26. November 1870 Wilhelm Liebknecht im Reichstag unter dem Hohngelächter der siegberauschten Mehrheit gegen die Fortsetzung des Krieges und für einen ehrenvollen Frieden mit der französischen Republik plädierte und auf den Zwischenruf „Ihre Brüder" trotzig antwortete: „Es ist wahrlich ehrenvoller, der Bruder des französischen Volkes und der französischen Arbeiter zu sein als der „liebe Bruder" des gekrönten Schuften auf der Wilhelmshöhe", da fand, während die Mehrheit in einen minutenlangen Lärm ausbrach, ein Mann den Mut, Liebknecht im Angesicht dieser tobenden Mehrheit zuzurufen: „Sehr gut!" Und das war der von Liebknecht bitter befehdete J. B. von Schweitzer.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das entweihte Mysterium oder Christentum und Sexualität

Von einem katholischen Outsider

I

Viele Leute in Deutschland erweisen ihre Unkultur besonders überzeugend durch die Art, auf welche sie die geschlechtlichen Probleme behandeln. Die einen wollen Sittlichkeit, die andern Unsittlichkeit zu einer öffentlichen Sache erheben, und man erlebt von beiden die unerhörtesten Geschmacklosigkeiten. So sind einige mit größter Begeisterung dafür eingetreten, die ganze Welt in ein Freudenhaus zu verwandeln. Auf der andern Seite haben sich Menschen zu einem Verein zusammengetan, der den heftigsten Kampf gegen die Unsittlichkeit zu seiner Aufgabe erwählt hat; wobei die Vereinsmitglieder natürlich von der arroganten Überzeugung ausgehen, daß sie selbst sittlich seien.

Uns indes erscheint nur dies eine als unsittlich: geschlechtliche Dinge zu öffentlichen Dingen zu machen.

* * *

Die alten Kulturvölker, für welche die öffentlichen Dinge (τὰ πολιτεῖα, res publicae) noch erheblich mehr bedeuteten als für uns, haben die geschlechtlichen Probleme durchaus religiös erfaßt und empfunden. Was damit zusammenhing, war ihnen durch Gottheiten und heilige Symbole verkörpert. Auch die Indier erkannten das Geschlechtliche nur durch religiöse Anschauung. In Europa zeichnen sich heute die romanischen Völker wenigstens praktisch durch ihren Takt in Dingen des Geschlechts und der Geschlechtlichkeit aus. Die Deutschen aber zerren alles wüst, schamlos und brutal in das Licht ihrer dunkeln Tage und versuchen unentwegt, wie schon gesagt, die einen die Sittlichkeit, die andern die Unsittlichkeit obligatorisch, staatlich und öffent-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lich einzuführen. Und so gründen sie teils Nacktlogen, teils Sittlichkeitsvereine; das erotische Marktgeschrei wechselt mit Eulenburgprozessen und Konfiskationen.

* * *

Geschlecht ist ein Mysterium und nur religiös, mit dem Verstand also fast nicht, und mit der bloß politischen Raison nie und in keiner Weise zu begreifen.

Wer immer, sei es auch nur einmal in seinem Leben, die Schauer dieses Mysteriums wahrhaft gefühlt hat, den widert das Geschrei an, mit dem Sittlichkeits- und Unsittlichkeitsprediger die glückselige, schwermutsvolle, rätselhafte Stille des tiefsten Geheimnisses, das Gott über die Menschen verhängt hat, entweihen. Man verstopft sich die Ohren. Aber umsonst! Denn auch so sieht man noch die Gesten ihres schmierigen Pathos. Man wendet sich ab, flieht in sein Haus, schließt alle Vorhänge und versperrt die Türen. Umsonst! Man ist noch nicht sicher: wenn schon nicht ein Schutzmann an die Türe klopft und im Namen der öffentlichen Sittlichkeit Einlaß verlangt; wenn man das Höhrrohr des Telephons ausgehängt hat, um nicht auf diesem Wege der sexuellen Aufklärung irgend eines Freigeists zu unterliegen — dann regen sich in uns selbst Gewissensbisse und nagen vernehmlich an unserm armen Herzen — — — im Namen der Religion! Und dies ist das Ärgste.

* * *

Geschlecht ist ein Mysterium und nur religiös zu erfassen. Wir tun so. Woher kommen dann jene Gewissensbisse? Woher kommt jene qualvolle Enttäuschung nach dem Genuß, jener leise und laute Ekel, woher kommt, mit einem Wort, jenes Gefühl der Sündigkeit?

2

Der Verein gegen die Unsittlichkeit behauptet, eine christliche Mission zu verfolgen. Die Leute hinwiederum, welche gegen die Sittlichkeit zu Felde ziehen, wettern gegen den finstern Geist des Christentums, der die heitre Lust der Sinne vergiftet habe. Die beiden Spektakelmacher benutzen also,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in verschiedner Fassung, ein und dasselbe Schlagwort. Und so haben wir in der gleichen Sache auf zwei Fragen zu antworten: nämlich, ob es christlich sei, die Unsittlichkeit zu verfolgen, sodann ob der Geist des Christentums in der Tat die Sinnlichkeit vergiftet habe.

* * *

Die christliche, voran die (stets radikale und deshalb konsequente) katholische Moraltheologie kennt nur ein doppeltes Verhalten zum Geschlechtlichen: die vollkommne Askese und die Ehe. Wer sich nicht ganz enthalten kann oder will, soll heiraten. Wer nicht heiraten kann oder will, soll sich ganz enthalten. Dies ist das geschlechtliche Ideal des Katholizismus.

Nun liegt es allerdings in der Meinung dieser Lehre, daß Enthaltung besser sei als Genuß. Der Priester steht über dem Weltmenschen; und die Priesterweihe, die nur nach dem Gelöbnis der Askese empfangen werden kann, wird stets das vornehmste der sieben heiligen Sakramente genannt. In dem Bewußtsein aber, daß nur wenige zur völligen Enthaltung berufen sind, verleiht die katholische Lehre auch dem Zusammenleben der Geschlechter die sakramentale Weihe und gibt damit der Liebe den Rang, der ihr gebührt: den eines heiligen Mysteriums.

* * *

Die katholische Lehre verleiht dem ehelichen Zusammenleben sakramentale Weihe. Auch bei den Griechen, die doch von allen Völkern am meisten der freien Heiterkeit der Sinne ergeben waren, existierte, zur Erhaltung des Gemeinwesens, die über alles hochgehaltne Institution der Ehe.

* * *

Aber die katholische Lehre lehnt den außerehelichen Geschlechtsgenuß ab? Ja; indeß gilt die katholische Lehre nur für Katholiken. Wenigstens de facto. Denen, die nicht Katholiken sind und sein wollen, kann sie doch unmöglich etwas verbieten.

Sie kann es aber dort, wo sie zur Staatsreligion geworden ist? — Nein; die Staatsreligion kann es, aber nicht die katholische Lehre. Und was Katholiken als Politiker tun, ist eine politische und keine religiöse Sache.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Geschlecht ist ein Mysterium, ist nur religiös und mit der politischen Raison niemals zu begreifen. Und wer für oder gegen die Erkenntnisse der politischen Raison kämpfen will, muß die katholische Lehre aus dem Spiel lassen.

* * *

Nun gibt es aber Menschen, die sich in ihren Sittlichkeitsvereinen auf die katholische Lehre berufen, und — ganz im Gegensatz zur gebotnen Nächstenliebe — gegen alle wüten, die in irgendeiner Weise, sei es in Bild, Wort oder Tat, „die Sittlichkeit verletzen". Aber nirgends in der katholisch-christlichen Lehre findet sich eine Aufforderung, sich um die geschlechtlichen Dinge seiner Nächsten zu kümmern, noch dazu deren, die nicht katholisch sind und sein wollen. Wenn Menschen mit schlechten Manieren sich die frechsten Eingriffe in das Privatleben andrer Menschen erlauben, so hat das Christentum und der Katholizismus nichts, garnichts mit ihnen gemeinsam. Etwas andres — und christlich — ist es, die Nebenmenschen durch das eigne gute Beispiel zu den eignen Sitten zu bekehren; wieder etwas andres — und unchristlich — ist es, sie mit Gewalt bessern zu wollen, ihnen zu verbieten, was ihnen gefällt, sie zu verfolgen und bornierten Gesetzen zu denunzieren, oder gar in die Stunden ihres geschlechtlichen Glückes einzubrechen, unter dem verlognen Vorwand, die öffentliche Sittlichkeit zu schützen ...

* * *

Ob nun aber die Gewissensbisse, die den Sinnengenuß des Christen oft begleiten, ob seine verängstigte Art des Genusses, die namentlich in der ersten Zeit nicht frei ist von Trauer um die verlorne Keuschheit, nicht doch deutlich auf die langvererbte und in uns wirksame Macht einer im Grunde asketischen Religion hinweisen? Ob der geifernde Sexualneid der Sittlichen und die laute Sexualprotzerei der Unsittlichen nicht doch irgendwie durch den Geist des Christentums verschuldet sind?

3

Das Christentum, dessen moralische Hauptwerte die Seele und deren Wohl, die Seligkeit, sind, hat uns einen tiefen Blick in den schauerlichen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Abgrund des „Innern" tun lassen; einen Abgrund, über den die Griechen im dionysischen Rausch hinweggestürmt waren.

Vorhanden war dieser Abgrund von jeher; und die Furcht davor ist auch bei den Griechen, diesen rassigsten Sinnenmenschen, zuweilen durchgebrochen. Wie schauerlich klingt doch jenes Wort des griechischen Tragikers:

„Wehe, was ist ein Mensch! Wer über dem brütet, stirbt . . ."

Der Mensch aber ist vor allem Geschlecht.

Der Kampf gegen das Geschlecht ist also ein Kampf gegen den Menschen selbst.

„Wer über dem brütet, stirbt . . ." Die Seele aber brütet Tag und Nacht über dem Menschen, brütet, bis er stirbt, das heißt: bis das Geschlecht an der Seele stirbt, — so will es der Geist der christlichen Askese. So will es in der Tat die katholische Religion.

Der katholischen Lehre zufolge ist es ein Zeichen der seelischen Unvollkommenheit der Menschen, daß wir geboren werden. Dies ist der tiefe Sinn der Erbsünde. Und ein Zeichen der Vollkommenheit ist es, sich ganz zu enthalten, sich immerfort zu enthalten, bis das Geschlecht tot ist und die Seele, anima immaculata triumphans, zu Gott heimkehrt . . .

* * *

Wir haben dies kaum ausgesprochen, und schon merken wir, wie die Unsittlichkeitsprediger ihre ungeschornen Samsonshäupter erheben, — sie vermeinen Recht zu haben: das hätten sie ja gleich gesagt, daß das Christentum den Sinnen feindlich sei, und so weiter.

Uns aber, die wir in einer so furchtbar ernsten Sache — die noch dazu einen Teil des heiligen Mysteriums selbst ausmacht — vor einer so schlagwortsfreudigen Umgebung — von der man eigentlich alles Ernste verschweigen sollte — die Wahrheit gesagt haben, geziemt es, hinzuzufügen, daß es nur der eine Teil der Wahrheit war, und nun auch den andern Teil folgen zu lassen.

Dies aber ist die geheimnisvolle, ja groteske und unmenschliche Heiterkeit des Christentums: Alles kommt von Gott und von Gottes Gnaden. Auch das Böse, auch die Unvollkommenheit läßt Gott zu, die Seele ist von Gott, aber er hat auch das „Geschlecht" gewollt, mit dem die Seele

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kämpft. Der ganze Kampf iſt von Gott: die Luſt der Sinne und die Überwindung der Sinne. Und es gibt keine Überwindung der Sinne, wo keine Luſt zu überwinden iſt.

So iſt die Luſt gerechtfertigt und zugleich ihre Überwindung. Und tauſendmal mehr Freude iſt über einen heimkehrenden Sünder als über neunundneunzig Gerechte...

Wer mit uns ſolchermaßen das doppelte Geſicht der katholiſchen Lehre erkannt hat, der erkennt auch das Weſen jener Gewiſſensbiſſe, jenes rätſelhaften Wechſels von Luſt und Leid im Genuß, — eines Wechſels, der im übrigen ſo alt iſt wie der Menſch ſelbſt. Denn auch der Menſch hat von jeher das doppelte Geſicht. Die höchſte Heiterkeit war in allen großen Menſchen und Völkern in ſtetigem Wechſel vereint mit der tiefſten Trauer; ja, dies iſt ſogar das untrügliche Zeichen aller menſchlichen Größe...

* * *

Der Kampf gegen die Unſittlichkeit der andern aber hat, wie nachgewieſen, mit der chriſtlichen Lehre nichts zu ſchaffen, und er beruft ſich mit Unrecht auf ſie. Das Chriſtentum will vor allem den Kampf gegen die eigne Unſittlichkeit; der iſt allen kampfesluſtigen Chriſten umſomehr zu empfehlen, als er viel ſchwerer und, gut geführt, für die chriſtliche Seele viel ſegensreicher iſt. Das leuchtet ohne weiteres ein.

Aber auch die, welche ſich für die öffentliche Unſittlichkeit begeiſtern und uns dafür begeiſtern wollen, tun der chriſtlichen Lehre Unrecht, wenn ſie ihr Feindſeligkeit gegen die Sinne vorwerfen.

Und unſittlich iſt in geſchlechtlichen Dingen vor allem die Öffentlichkeit. Geſchlecht iſt ein Myſterium. Habt Acht, daß ihr es nicht entweiht!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Impressionismus / Von Albin A. Baeumler

Der Sturm um den Impressionismus hat sich für eine Weile gelegt. Vereinzelte Tropfen fallen noch hier und dort, doch die erste Wut ist verflogen, und es hat den Anschein, als sei es überhaupt vorbei. Der erreichte Standpunkt „Auch ein impressionistisches Bild ist nicht zu verachten" scheint eine Fortführung des Streites unmöglich zu machen. Die neue Malerei wird toleriert, und mehr können selbst ihre Parteigänger nicht verlangen. Zudem nimmt die Toleranz jene Energie mit fort, die durch den Angriff herausgefordert wird und nicht gering anzuschlagen ist. Diese Anzeichen deuten auf Ruhe, und die größere Mäßigung, mit der jetzt geschrieben wird, scheint den endgültigen Frieden zu garantieren. Aber man täuscht sich: der Friede ist nur scheinbar und endgültige Ruhe ist unmöglich. Es kann vielmehr mit Sicherheit gesagt werden, daß das Bisherige nur einleitende Rauferei war und die Hauptschlachten alle noch zu schlagen sind. —

Was versteht man heute unter Impressionismus? Wäre die ganze Frage schon erledigt, so müßten wir zuerst hierauf eine genügende Antwort haben. Alles andre würde von selbst aus ihr folgen. Die Parteien würden ihren Standpunkt, samt seinen Gründen, an ihr erkennen, und es wäre der Boden da, auf dem man sich höflich trennen könnte. Der Gedanke, daß eine Versöhnung wünschenswert und Einigung notwendig sei, wäre endgültig aufgegeben, und damit entfiele aller Grund zu weiteren Zänkereien. Abgesehen von allem andern Gewinn, — wie viel wäre das allein schon wert!

Jedoch ist es Tatsache, daß trotz den unzähligen versuchten Definitionen der Impressionismus vollkommen frei umherläuft. Daß die Kunst sich allen Feststellungen entziehe, ist kein Einwand. Man widerlegt ja den Impressionismus mit Definitionen, und man kann nur gleichwertiges widerlegen. Wollte man kurzweg sagen: der Impressionismus widersteht uns, wir mögen ihn nicht, so gäbe es keine Ursache, zu streiten. Es ist aber nicht so, daß der Impressionismus vom persönlichen Standpunkt beurteilt würde, sondern

Generated on 2019-10-26 22:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

man richtet ihn nach allgemein gültigen Gesetzen, das heißt nach dem, was man dafür hält. Gewöhnlich definiert man ihn auch, bevor man ihn abtut, und die Art der Definition trägt Sorge, daß es nicht schwer falle.

Auf die Bezeichnung: Verbesserung der malerischen Darstellungsmittel laufen schließlich alle Definitionen, die bisher versucht wurden, hinaus. Ob man nun dabei dem Impressionismus mit heimlichem Grollen Raffinement vorwirft oder ihm für das Raffinement überschwenglich dankbar ist, macht keinen Unterschied. Man bleibt in beiden Fällen beim Mittel stehen und geht an der entscheidenden Frage vorüber. Gewiß ist das Mittel untrennbar vom Gehalt, aber dem Mittel Gehaltlosigkeit vorzuwerfen, ist doch eine schlimme Verwechslung, die eigentlich kein Recht darauf besitzt, gedruckt zu werden. Sie ist trotzdem tausendmal gedruckt worden.

In dem klassischen Satze: „Der Impressionismus gibt nur technische Werte" ist alles, was man bisher an tatsächlichen Einwänden, also abgesehen von allen nationalen Bedenken, gegen ihn aufgetrieben hat, beisammen. Es ist die Ablehnung aus dem Gesetz (denn woher wissen sie, wie beschaffen die Werte eines Kunstwerks sein müssen?) und eine jener ästhetischen Ungeheuerlichkeiten, wie sie sich in dem Lande, wo die Ästhetik begründet wurde, am liebsten niederlassen. Es werden unerläßliche Forderungen an das Kunstwerk — wohlgemerkt stofflicher, nicht formaler Art — gestellt, ohne zu fragen, ob sie denn wirklich allgemein seien und das Wesentliche des Kunstwerks ausmachen, das heißt, ob sich das vorliegende Werk darnach richte und darnach beurteilt werden dürfe. Es ist Sache der Redlichkeit, nur nach Gesetzen zu richten, die wirklich Anwendung finden. Wenn das Gesetz selbst, an sich schon, eine Verurteilung enthält, geht jedes nach ihm gefällte Urteil ins Leere. Wenn man von der Kunst etwas verlangt, was keineswegs unbedingt und immer zu ihrem Wesen gehört, wie das Stoffliche, dann hat man leicht urteilen. Man muß sich nur klar darüber sein, daß man nicht über Kunst spricht, sondern über irgendwelche seelischen Qualitäten.

Doch man begnügt sich nicht damit, von einer Anschauung auszugehen, die dem Kunstwerk nicht gemäß ist. Die allgemeine Unklarheit über den Impressionismus tritt hinzu und bewirkt, daß man ein Freilichtbild Manets und ein Notturno Whistlers in einen Topf wirft und darauf schreibt: Das ist Impressionismus. Nein, das ist Unfähigkeit, zu sehen und zu unter-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

scheiden. Kein Wunder bei einer solchen Behandlung, wenn sich ein Sumpf um den Namen Impressionismus gebildet hat, in dem versteckte Beleidigungen üppig wuchern. Aber es ist ein trauriges und schmachvolles Begebnis, daß es möglich war, den Impressionismus mit Farbengeflimmer zu verwechseln, und die schwersten Waffen der „deutschen Weltanschauung" gegen eine Verwechslung ins Feld zu führen.

Seit der denkwürdigen Unterredung, die vor Jahren zwischen Liebermann und Thoma in der „Frankfurter Zeitung" stattfand, hat sich nichts geändert. Die Zwischenzeit hat ebensowenig einen Begriff, mit dessen Hilfe man die unheilbaren Gegensätze wenigstens zu erkennen vermocht hätte, gebracht wie damals das Meier-Graefesche Buch. In deutschen Landen spricht man über nichts so vollständig aneinander vorbei, wie über ästhetische Dinge. Auf diesem Gebiete herrschen Verwilderung und Anarchie; und wenn noch etwas vogelfrei ist in unsern Tagen, so ist es das Kunstwerk. „Kunst ist, was ergreift und rührt; und was nicht ergreift und rührt, ist keine Kunst," „Kunst ist das Tiefe und Geheimnisvolle", „Kunst ist das Ewigmenschliche", — darauf läuft es immer wieder hinaus, und das alles sind Inhaltsbestimmungen, mit Kunst hat das nichts zu tun. Selbst Goethes Satz: „Kunst ist die Sprache des Unaussprechlichen" kann hier nicht helfen, er kann nicht die Grundlage einer Ästhetik bilden, denn er sagt nichts vom Wie. Der Impressionismus aber ist ein Wie.

Da es zu gefährlich ist, über eine so wenig begrenzte und durchaus noch nicht konstatierte Sache wie die Freilichtmalerei ohne die Angabe irgend einer Realität weiter zu reden, so sei gesagt, daß ich darunter die Kunst verstehe, deren vollendetste Werke wir Max Liebermann verdanken.

Wie von selbst ist die Konfrontierung Liebermanns mit Böcklin erfolgt. Man hat damit das Rechte getroffen; es war nicht schwer. Der Widerspruch kann nicht schärfer und schneidender auf die kürzeste Formel gebracht werden, als es durch diese Namen geschieht. Sie ersetzen unzählige Worte und gewähren den unendlichen Vorteil, daß sich über sie nicht streiten läßt. Über Individualitäten läßt sich nicht streiten, oder wie es in der Sprache des unsterblichen Sterne heißt: on hobby-horses in nothing to say. Doch es ist schwer, bei den Persönlichkeiten zu bleiben, wenn ihre Namen zwei Richtungen decken, die auf der ganzen Linie ihrer Entwicklung nicht einen einzigen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Punkt gemeinsam haben. Den Angehörigen einer Nation, die wegen ihres Hanges zum Spekulieren und Verallgemeinern bekannt ist, fällt es besonders schwer, sich mit der einfachen Tatsache zufrieden zu geben, daß jeder Geschmack zu der ihm am besten entsprechenden Künstlerindividualität hingezogen wird. Das ist zu relativ. Um über die Sache debattieren zu können, muß etwas Absolutes aufgestellt werden. Und mit den über jene Namen hinausgehenden allgemeinen Behauptungen beginnt dann auch die Verwirrung. Sie ist so groß geworden, daß alles schon gelöst erscheint, während es doch nur unübersehbar ist.

Man stand vor der Aufgabe, für die Namen Liebermann und Böcklin abstrakte Äquivalente zu finden. Malerei aus innrer Anschauung, Phantasiekunst, Malerei mit starkem poetischem Stimmungsgehalt, — das ist Böcklin. Die abkürzenden Worte werden mir um so leichter verziehen werden, als man es ja so gut versteht, sich mit dem einfachen Worte, das man für die Richtung Liebermann einsetzte, abzufinden: Liebermann ist Impressionist. Das ist kurz und ausnehmend bündig, erfordert keine weitern Explikationen und sagt alles. Wie schwer ist dagegen das Wesen Böcklinscher Kunst in Worte zu fassen! Schon das ist ein Beweis für ihren überlegnen Wert? Nein, es ist leider nur der Beweis für ein großes und weitreichendes Mißverständnis: als man mit der bewundernswürdigsten Konsequenz Phantasiemalerei und Freilichtmalerei gegeneinander setzte, wurde vergessen, daß sich nur Dinge vergleichen lassen, die sich entsprechen. Also ein Inhaltsbegriff mit einem andern Inhaltsbegriff, ein Formbegriff nur mit einem Formbegriff. Die Absurdität der wirklich angestellten Vergleichung erhellt daraus, daß man, die Gedanken deren, die den Impressionismus widerlegen, weiterdenkend, als sie auf dem Papier stehen, schließlich vor die Frage geführt wird: Was bedeutet die Freilichtmalerei an sich? Phantasiekunst ist ein An-sich, dem das andere An-sich entsprechen müßte. Niemand wird sich wundern, daß man das An-sich der Freilichtmalerei leer, vollkommen leer fand. Das war aber nicht die Schuld des Impressionismus, sondern es lag an der falschen Fragestellung. Dem Inhaltsbegriff hätte ein andrer Inhaltsbegriff korrespondieren müssen; denn daß man bei dem Worte Phantasiemalerei an einen Inhalt dachte, ist evident, da jedes Kunstwerk, gleichviel, welcher Richtung es angehöre, innrer Anschauung entspringt. Man konnte folglich, da das Wort

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ja etwas Unterscheidendes ausdrücken sollte, nur das Inhaltliche vor Augen haben.

Es besteht also die Tatsache, daß man den Kubus mit der Fläche verglich, statt Fläche mit Fläche, Technik mit Technik zu vergleichen. Was bleibt von Böcklins Art, wenn wir seine Technik an sich betrachten? Dasselbe, was bleibt, wenn wir den Impressionismus an sich betrachten: ein System von Überlegungen und Berechnungen. Wer sich die Richtungen Böcklins und Liebermanns zur Erkenntnis bringen will (vielleicht um sie abzuwerten), der hat nicht von den Begriffen Phantasiemalerei und Freilichtmalerei auszugehen — wir haben erlebt, was für Verheerungen diese abkürzenden Bezeichnungen anrichten können —, sondern er hat zu fragen, auf welche eigentümliche Art die verschiednen Verfahren Böcklins und Liebermanns zurückgehen. Das wäre eine andre Gerechtigkeit als jene Anerkennung der Freilichtmalerei von oben herab. Dieses Lob ist versteckter Hochmut, die gerechte Betrachtung erforderte prinzipielle Gleichsetzung; aber eben das anerkennende Lob zeigt, daß daran überhaupt nicht gedacht wird. Und das ist das merkwürdige: niemand scheint es für möglich zu halten, daß jene neue Malerei eine ernstliche Rivalin der alten sein könnte. Eine Rivalin aller alten Malerei, auch der guten, spezifisch malerisch guten Kunst eines Feuerbach zum Beispiel. Eine neue, toto genere neue Malerei, nicht nur eine neue Technik. Die Technik allerdings Ausdruck des Neuen, aber an sich nichts: ein leerer Schlauch.

Es sollen keine Vorurteile ausgesprochen werden. Ihr Recht hat jede Malerei, auch die alte, sagen wir und sind damit sicherlich gerechter als die, welchen nur eine Art Malerei, die heroisch-dekorative, bekannt ist, und die vom Impressionismus nichts zu sagen wissen als: Auch ein Ausdrucksmittel. Gewiß ist er das, aber Ausdruck wovon? Die zur Zeit geltende Antwort lautet: Ausdruck von einer neuen Art, zu sehen. Auf welche Weise das eine Antwort sein kann, mögen die wissen, die sie geben. Der Frage wird ausgewichen, solange der Impressionismus in Deutschland hin und her gezerrt wird.

Es wäre zu untersuchen, warum man sich so hartnäckig der Einsicht verschließt, daß mit dem Impressionismus in der Tat eine neue Epoche der Malerei beginnt, oder praktisch gesprochen, daß Böcklin und Liebermann die Repräsentanten von zwei grundverschiednen Arten der Malerei sind, unter denen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

keine, etwa wegen Inhaltslosigkeit, für minderwertig angesehen werden darf? Warum wird die Freilichtmalerei nur als ein Zweiglein am großen Stamm der andern Malerei betrachtet, und nicht als ein noch junger, wachsender, vielversprechender Stamm für sich? Man kann sich der Vermutung nicht erwehren, daß die Freilichtmalerei (ich gebrauche den Namen zur Abkürzung an Stelle des unbekannten Inhaltsbegriffes) in ihrem Wesen den Deutschen noch verschlossen bleiben muß, in dem Sinne, wie ihnen Goethes Wesen verschlossen war. Goethe holt man eben jetzt ein, soweit das einem Zeitalter möglich ist, vielleicht erreicht man auch noch den Impressionismus? .... „Die guten Deutschen ....." pflegte der Alte zu sagen. „Die guten Deutschen ...." dürfen die sagen, die heute impressionistisch malen.

Auf Mißverstand und Dumpfheit zu stoßen, ist jeder neuen, in die Zukunft weisenden Sache eigentümlich, und die impressionistische Malerei teilt nur das allgemeine Schicksal der großen Dinge. Niemand kann das aufhalten, und Bedauern wäre unnütz. Es wäre auch umsonst, jemand, der die Sache nicht sieht, von ihrer Güte überzeugen zu wollen. Er soll nur erfahren, daß es Leute gibt, die hier etwas andres erblicken als er, und seinen Ton darnach einrichten, wenn er davon spricht. Der Impressionismus ist mit Voreiligkeit beurteilt und unwürdig behandelt worden. Was soll man sagen, wenn in einer Zeitschrift, an der die besten Kräfte der ästhetisch Gebildeten arbeiten, die Gegnerschaft gegen Böcklin mit Blindheit gegen seine Werte und Sorge um Liebermanns Ruhm erklärt wird? Mit welchem Rechte nimmt man an, Böcklin müsse unter allen Umständen Liebermann vorgezogen werden? Die Vorstellung scheint gänzlich unbekannt, ja, unmöglich zu sein, daß man mit vollem Bewußtsein Liebermanns Werte vorziehen könnte. Dies für Snobismus zu erklären, ist eine ärmliche Widerlegung. Wo wäre eine Zurückweisung zu lesen, etwa des Inhalts: Die Ideale, die *wir* verfolgen, sind auf dem Wege des Impressionismus nicht zu erreichen. Vielleicht erreicht er andre? Ja, hätte man nur wenigstens vermutet, daß er andre *suche*. Aber nichts davon. Man verurteilte ihn und sagte, er sei kein Stil. Wenn das heißen soll, ein schlechtes Freilichtbild habe keinen Stil, *trotzdem* es Freilichtbild sei, dann ist es der Gipfel der Banalität. Wenn es aber heißen soll, ein Bild Liebermanns könne nie Stil besitzen, weil es ein Freilichtbild sei, dann ist das eine Behauptung, über die nicht diskutiert werden kann. Was ein

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kunſtwerk ſei, entſcheidet nicht irgend eine Theſe, ſondern das Werk ſelbſt. Es bliebe noch die Sonderbarkeit, Liebermanns Bilder hätten Stil, obgleich ſie impreſſioniſtiſch gemalt ſeien. Iſt ſie noch nicht ausgeſprochen worden? . . .

Es ſei mir geſtattet, das Problem in drei Sätze zuſammenzufaſſen. Ich will meiner Verwunderung Ausdruck geben, daß man

erſtens Jahrzehnte lang über den Impreſſionismus ſchreiben konnte, ohne ſich die Mühe zu geben, ihn zu erkennen; daß man

zweitens nicht einmal daran gedacht hat, er könne eine neue Kunſt darſtellen, weſensverſchieden von aller dekorativen und eignen Geſetzen folgend; und daß man es

drittens dem Anſchein nach für unmöglich hält, die beſten Werke des Impreſſionismus könnten in einem geiſtigen Haushalt dieſelbe Stelle einnehmen, die gewohntermaßen der Kunſt Böcklins darin angewieſen iſt.

Hypnotiſche Suggeſtion und Verbrechen

Von Richard Hennig

(Schluß)

Es wird in der Literatur eine Anzahl von Fällen ziemlich häufig zitiert, aus denen hervorgehen ſoll, daß Hypnotiſeure ſich durch hypnotiſche Suggeſtion widerrechtliche Vermögensvorteile tatſächlich hier und da verſchafft hätten. Aber gerade die Beweiskraft der am meiſten zitierten Begebenheiten dieſer Art iſt ziemlich dürftig. Beſonders berühmt geworden iſt der „Fall Czynski", der im Dezember 1894 in München Anlaß zu einem aufſehenerregenden Prozeß gab. Der Hypnotiſeur und Magnetiſeur Czynski ſollte eine Baroneſſe durch hypnotiſche Beeinfluſſung dermaßen unter ſeinen Willen gebracht haben, daß ſie ſich von ihm in mannigfacher Weiſe mißbrauchen ließ und ihn auch in ihrem Teſtament unverhältnismäßig reichlich bedachte. Czynski wurde tatſächlich wegen betrügeriſcher Handlungen von den münchner Geſchworenen zu drei Jahren Gefängnis verurteilt; aber wie weit ihm die Hypnoſe dabei zu ſelbſtſüchtigen Zwecken gedient hätte, — darüber gingen die Anſichten der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sachverständigen stark auseinander; eine Autorität wie der breslauer Neurologe Hirt meinte, die Liebe der Baronesse zu Czynski hätte wohl auch ohne alle hypnotischen Manipulationen genau die gleichen Ergebnisse gezeitigt, und es ist jedenfalls nicht der Beweis erbracht worden, daß Czynski ausschließlich durch die hypnotische Behandlung die Baronesse seinen Wünschen gefügig gemacht habe. — Ähnlich lagen die Dinge bei einem Fall, der vor einiger Zeit in England spielte, wo eine Dame ihren Arzt in ihrem Testament ungewöhnlich reich bedacht hatte. Da der Arzt Hypnotiseur war, wurde auch hier der Verdacht geäußert, daß ein Mißbrauch der Hypnose stattgefunden habe, und das Testament wurde daraufhin angefochten. Seine Gültigkeit mußte aber schließlich anerkannt werden, weil der Nachweis erbracht wurde, daß die Dame von dem Arzt überhaupt niemals hypnotisiert worden war. — Wenn ferner seinerzeit Doktor Albert Moll dem preußischen Medizinalbeamtenverein einen Herrn vorführte, der unter posthypnotischem Einfluß dem Verein schriftlich eine größere Schenkung machte und überdies ausdrücklich die Erklärung abgab, daß er dies aus freien Stücken tue, so beweist dieser eine Fall durchaus noch nicht, daß solche „freiwillige" Schenkungen in der Hypnose wirklich leicht erzwungen werden können, denn das Verhalten eines Hypnotisierten im Ernstfall pflegt, wie gesagt, von dem, das er beim Komödiespielen vor größerem Publikum beobachtet, abzuweichen. Immerhin soll die Möglichkeit eines Mißbrauchs der Hypnose zur Verschaffung widerrechtlicher Vermögensvorteile durchaus zugegeben werden, — nur darf man die Größe der Gefahr nicht überschätzen.

Ob auch schwerere Verbrechen unter hypnotischen Einfluß möglich seien, ist eine noch nicht einwandfrei entschiedne Streitfrage, über welche die Autoritäten recht geteilter Meinung bleiben. Sehr großes Aufsehen erregte seinerzeit der Fall der Gabriele Bompard, die gemeinsam mit ihrem Geliebten Eyraud 1890 den Gerichtsdiener Gouffé ermordet hatte. Es wurde damals die Vermutung geäußert, die Bompard, die ihr Verbrechen übrigens mit dreizehnjähriger Zuchthausstrafe büßte, während ihr Geliebter hingerichtet wurde, sei von Eyraud im hypnotischen Schlaf zu dem Verbrechen angestiftet worden. Im Gegensatz zu mehreren andern Sachverständigen, die keinerlei Anlaß für eine derartige Annahme erkennen konnten, trat besonders der schon früher genannte Liégeois für eine solche Vermutung ein,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

er will auch von der Bompard, die er nach der Entlassung aus dem Zuchthaus aufs Neue hypnotisierte, in der Hypnose eine Schilderung erhalten haben, wie ihr von Eyraud die Suggestionen beigebracht worden seien, denen sie nicht hätte widerstehen können. Immerhin sind solche in der Hypnose erzielten Aussagen erfahrungsgemäß mit der denkbar größten Vorsicht zu gebrauchen und Selbsttäuschungen der Hypnotisierten dabei ungemein leicht möglich. Sicher ist der Fall Bompard nichts weniger als beweiskräftig, und er stützt sich bestenfalls nur auf eine (keineswegs allgemein geteilte) Vermutung einer hypnotischen Beeinflussung. — Weitere hierher gehörige Fälle sind die beiden folgenden. In Rußland gestand eine junge Frau im hypnotischen Schlaf ihrem Arzt, daß ihr Mann, nachdem er sie für eine sehr hohe Summe bei einer Lebensversicherungsgesellschaft eingekauft hatte, ihr in der Hypnose den Befehl gegeben habe, einige Tage später Selbstmord zu begehen. Ganz ähnlich war vor vielen Jahren ein Fall, der sich in Paris zugetragen haben soll: ein Arzt suggerierte seiner von ihm hypnotisierten Geliebten, um die Folgen ihres Liebesverhältnisses zu beseitigen, sie solle sich ein paar Tage später, während er selbst verreist wäre, mit seinem Revolver erschießen. Die Suggestion wurde prompt erfüllt, doch mißlang der Selbstmord, und das betreffende Mädchen verletzte sich nur schwer. Sie wurde geheilt. Als sie einige Wochen später zufällig wieder in Hypnose versetzt wurde, erwachte die Erinnerung an das früher Geschehene, und sie erzählte haarklein, was ihr Geliebter ihr suggeriert hatte, sodaß dieser vor Gericht gestellt werden konnte. Beide Fälle sind jedoch durchaus nicht zuverlässig überliefert; es handelt sich dabei um Zeitungsberichte, die bekanntlich zu wissenschaftlichem Material recht wenig geeignet sind. — Ähnlich geringwertig in Bezug auf seine Glaubwürdigkeit ist ein Fall, der vor einiger Zeit in hamburger Blättern auftauchte, und der von Trömmer mitgeteilt wird:

„In einem großen Konfektionshause Petersburgs erscheint ein junges Mädchen vor der Kasse, hält plötzlich einen Revolver vor und ruft ‚Hände hoch!' Man vermutet eine Irre und fällt ihr in den Arm. Sie kommt zu sich, erstaunt, und schließlich kommt es heraus, daß sie Objekt eines experimentell gegebnen posthypnotischen Befehls ist."

Es ist möglich, daß sich ein solcher Fall zugetragen hat, — bewiesen ist es nicht.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der hypnotiſche Schlaf muß als ein künſtlich hervorgerufner Dämmerzuſtand angeſehen werden. Wir wiſſen ja nun allerdings, daß in ähnlichen Dämmerzuſtänden, wie ſie bei Somnambulen, Epileptikern und ſo weiter gelegentlich vorkommen, das moraliſche Ich des Menſchen vollſtändig umgekrempelt werden kann, daß geiſtig hochſtehende, ethiſch makelloſe Perſonen in ihrem traumhaften Dämmerzuſtande moraliſche Defekte mannigfacher Art aufweiſen und kriminelle Handlungen recht bedenklicher Art begehen können, an die ihnen keine Spur einer Erinnerung zurückbleibt, nachdem ſie aus ihrem Dämmerzuſtand erwacht und zu normalem Bewußtſein zurückgekehrt ſind. Bei der großen Ähnlichkeit dieſer krankhaften Dämmerzuſtände mit den in der Hypnoſe künſtlich erzeugten iſt es theoretiſch von vornherein ſelbſtverſtändlich, daß auch der Hypnotiſierte in moraliſcher Hinſicht ein ganz andres Verhalten zu beobachten vermag, als er es im normalen Wachbewußtſein bezeigt. Die Möglichkeit, daß ein Menſch im Zuſtande des hypnotiſchen Schlafs vor der Begehung irgend welcher kriminellen Handlungen nicht zurückſchreckt, zu denen er ſich im Wachzuſtand niemals verſtehen würde, kann deshalb wiſſenſchaftlich kaum in Abrede geſtellt werden; aber ſoviel ſteht gleichfalls unbedingt feſt: wenn ſolche Fälle überhaupt vorkommen, ſind ſie ganz außerordentlich ſelten. Bisher iſt jedenfalls noch kein abſolut einwandfrei bewieſenes Vorkommnis eines durch hypnotiſche Suggeſtion veranlaßten, ſchweren Verbrechens bekannt geworden, und da, wie geſagt, die Hypnotiſierten ſich in der Regel ſelbſt ſehr nachdrücklich gegen einen beabſichtigten Mißbrauch ihres nur bedingt bewußtloſen Zuſtandes durch gewiſſenloſe Hypnotiſeure zu ſchützen vermögen, ſo iſt auch allgemein die Gefahr, daß ſchwere Verbrechen unter der Einwirkung einer hypnotiſchen Suggeſtion begangen werden könnten, als verſchwindend gering zu bezeichnen.

Vielmehr verſchwindet dieſe Gefahr vollſtändig hinter einer andern, größeren, die darin beſteht, daß Verbrechen die Folge einer im Wachzuſtande empfangenen Suggeſtion ſind. Die Suggeſtivkraft jedes nur einigermaßen ſenſationellen Verbrechens auf geiſtig minderwertige oder vollſtändig ſchwachſinnige Individuen, insbeſondre ſolche, die in jugendlichem Alter ſtehen, iſt geradezu erſchreckend groß. Die berliner Meſſerſtechepidemie vom Februar 1909 war nur das letzte, Aufſehen und Schrecken verbreitende

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Glied einer langen Kette von ähnlichen Vorkommnissen, in denen unreife Burschen dem verlockenden Trieb, ein sensationelles Verbrechen nachzuahmen, nicht widerstehen konnten. Das Kapitel der „Suggestionsseuchen" ist gerade auf forensischem Gebiet nur allzu reichlich.

Das Thema „Suggestion und Verbrechen" bleibt zweifellos eines der wichtigsten im Bereiche der Kriminalpsychologie; nur ist es eben ein großer Irrtum, wenn oftmals die Meinung ausgesprochen wird, daß gerade die hypnotische Suggestion in forensischer Hinsicht besonders gefährlich sei; im Gegenteil: die gewöhnliche, mit Hypnotismus in keiner Weise zusammenhängende Suggestion, die auffallende Alltagsvorgänge auf empfängliche Gemüter ausüben, ist, da sie so sehr leicht zur Massensuggestion werden kann, unendlich viel bedeutungsvoller für das soziale Leben der Menschen und ihre kriminellen Handlungen als die in jedem Fall nur ganz vereinzelten und stets wenig aussichtsvollen Versuche, ein einzelnes Individuum im Zustand des hynotischen Schlafes suggestiv zur Begehung oder auch Duldung irgendeines Verbrechens zu mißbrauchen.

Rundschau

Marokkanische Gedanken und algerische Erinnerungen

Zwischen Deutschland und Frankreich wurde ein Marokkoabkommen erzielt; unter anderm soll Deutschland von den achtzig Millionen, die Mulay Hafid zu bezahlen hat, zwanzig erhalten. Für die Reichsangehörigen sind Entschädigungen von etwa einer Million festgestellt worden. Woher aber nimmt Marokko all das Geld? — „Diese Summe wird erst dann gezahlt werden können, wenn die große Liquidationsanleihe zustande gekommen ist", sagte jüngst der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes im Reichstage. Und weiter heißt es: „Was die Anleiheverhandlungen betrifft, so bestehen bedauerliche Schwierigkeiten." —

Will man das Kind beim rechten Namen nennen, so bestehen die Schwierigkeiten darin, daß Frankreich — und zwar mit Recht — die Rolle des bedeutendsten und somit einflußreichsten Geldgebers übernehmen will. Daran kann am wenigsten Deutschland es hindern, und dieses wird etwas derartiges darum auch kaum versuchen. Andrerseits ist nicht daran zu zweifeln, daß Frankreich die „offne Türe" respektieren wird; den prädominierenden Einfluß einer andern Macht in Marokko aber kann es darum nicht hinnehmen, weil

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sonst seine Stellung in Algier und Tunis und somit auch im ganzen Mittelmeer gefährdet würde. —

Das beste Marokkoabkommen mit Frankreich wäre für uns — von Marokko abzukommen. —

Es mag ja sein, daß „ungehobne Bodenschätze" und andres reichen Gewinn versprechen; sie zu „heben" aber dürfte gerade dort großen Schwierigkeiten begegnen, weshalb die Rolle des „Rutengängers" — wie ich sogleich zeigen werde — nicht beneidenswert sein würde. Ohne über bedeutende militärische Machtmittel zu verfügen, ist eine Erschließung Marokkos undenkbar, eine „friedliche Durchdringung" eine contradictio in adjecto. Ärzte und Wasserbautechniker, diese wichtigsten Kulturträger im gegebenen Fall — Geldinstitute kommen erst in zweiter Linie hier in Betracht —, können ihren segensreichen Einfluß erst nach erfolgter Pazifizierung geltend machen. —

Zu Chanzys Zeiten schon, ehe noch von einer „pénétration pacifique" die Rede war, galt es als ausgemacht, daß man sich in absehbarer Zeit mit Marokko würde zu beschäftigen haben; aber die Befürchtung, Italien könnte seinen Einfluß in Tunis auf eine für Frankreich unbequeme Weise geltend zu machen suchen, nötigte dieses, unter dem Vorwande der Bestrafung der „räuberischen Krumirs" seine Hand auf das Sultanat zu legen. Überdies waren die damaligen kolonialen Ziele Frankreichs weit größer, als daß es sich um Marokkos wegen in ihrer Erreichung hätte stören lassen. Als aber England sich in Ägypten und im Sudan festsetzte, als Tonking und Madagaskar für Frankreich gewonnen waren und auch andre Mächte dem scherifischen Reiche ihre Aufmerksamkeit zu schenken schienen, glaubte man, es sei die Zeit für seine „friedliche Durchdringung" gekommen, und begann zunächst mit der Besetzung der Oase Figig, — sechsundzwanzig Jahre nach der Eroberung von Tunis. — Vor dreißig Jahren schon nahm ich Teil an einer von Geryville ausgehenden Rekognoszierung zum Zwecke der Bestrafung feindlicher Tribus, die aus jenen Grenzgebieten her Einfälle machten. Unverkennbar galt damals schon Figig als unser Ziel. Daß es bei einem Versuche blieb, ist aus Obengesagtem erklärlich.

Ehe ich mich nun der Gegenwart zuwende, glaube ich die Vergangenheit streifen zu sollen, das heißt, die innern Vorgänge Algeriens, die nicht ohne Einfluß auf den heutigen Gang der Ereignisse sind, kurz erwähnen zu müssen. —

Unzweifelhaft den wichtigsten Faktor in der friedlichen Entwicklung Algeriens bildet auch hier die Ausdehnung des Schienennetzes, dann die Einsetzung eines Zivilgouverneurs, und nicht zuletzt die Demokratisierung Frankreichs. Eine plötzliche, unvorhergesehene Erhebung auch nur eines Teiles der Eingeborenen, wie dies vor einem Menschenalter noch möglich gewesen wäre, ist selbst unter den gegenwärtigen, etwas schwierigen Zuständen völlig ausgeschlossen, obschon die Effektivstärke des neunzehnten Armeekorps nur etwa halb so groß wie damals ist. Allerdings lassen sich die Ausbildung, die Bewaffnung und insbesondere die organisatorische und administrative Beschaffenheit dieses Heeresteiles nicht mit jenen der erwähnten Vergangenheit vergleichen. Nichts wäre törichter, als die zielbewußte und fortgesetzte militärische Tätigkeit Frankreichs in Algerien leugnen zu wollen. Ich verweise in dieser Hinsicht auf die Besetzung Udijads, die zwar in ihrer für diesen Zweck allzugroßen Machtentfaltung den Schein der Übertreibung gewinnen mochte, deren Raschheit aber nicht minder beachtenswert ist als die völlige Überrumpelung jener volkreichen, äußerst wachsamen Grenzstämme durch eine sehr

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gelungne Täuschung über eine Strecke von mehreren hundert Kilometern hin.

Denn welche Schwierigkeiten es beispielsweise vor dreißig Jahren noch machte, kaum ein paar Tausend zum Zweck der Vernichtung massenhaft eingefallner Heuschreckenschwärme zusammengezogene Eingeborne ein paar Tage lang zu verpflegen, ist mir noch in Erinnerung.

Es war in Tiaret. Eine Kompanie wurde nach dem einen Tagmarsch entfernten Arbeitsgebiet zur Aufrechthaltung der Ordnung entsandt und mit Lebensmitteln für zunächst einen Tag versorgt. Tags darauf sollte von Tiaret eine Verpflegskolonne für die Truppen und die in der Eile zusammengebrachten Eingebornen abgehen. Es verrannen zwei Tage, ohne daß die Kolonne eingetroffen wäre; und schon machte allerwärts der Hunger sich empfindlich fühlbar, zumal unter den Eingebornen, die viele Weiber und Kinder mitführten. Am dritten Tage stürmten sie unter wildem Geschrei und heftigen Verwünschungen das Zelt des Capitaine du bureau arabe, konnten aber von rasch zu Pferd steigenden Goumiers unter wuchtigen Matrakhieben zurückgetrieben werden, indes die Truppen feiste, ellenlange Schlangen in ihren Gamellen schmorten, um mit diesem „Spickaal" den Hunger zu stillen. Am Abend des dritten Tages endlich kam die langersehnte Kolonne in Sicht. Die Ursache ihrer Verspätung war zunächst darauf zurückzuführen, daß in Tiaret nur Lebensmittel in ungenügender Menge lagerten, diese also von weiterher beschafft werden mußten; vierundzwanzig Stunden früher aber würden wir sie immerhin haben erhalten können, wenn uns der betreffende Proviantoffizier nicht einen Tag lang vergessen hätte. —

Mag man nun, außer der Vergeßlichkeit des Proviantoffiziers, als Entschuldigung gelten lassen, daß die plötzlich notwendig gewordne Zusammenziehung größerer Massen von Eingebornen die rechtzeitige Beschaffung von Lebensmitteln unmöglich gemacht habe; doch kann bei folgendem Vorgang von so etwas wohl kaum die Rede sein. Es war während der Divisionsmanöver in der Provinz Oran. Eine von Saida nach Maskara marschierende Brigade war als Bedeckung eines Konvois gedacht, der Munition und Lebensmittel nach diesem vom Feinde zernierten Platz zu schaffen hatte. Der Gegner, durch seine aufklärende Reiterei von dem Anmarsch der Brigade in Kenntnis gesetzt, entsandte stärkere Kräfte gegen diese. Das führte zu mehrtägigen Kämpfen und damit zu einer Verzögerung des Marsches; diese aber schien nicht supponiert gewesen zu sein, denn bald gingen die Lebensmittel zu Ende. Und hätte man im Manövergebiet nicht Massen von Schnecken gefunden, womit die Truppen ihren Hunger stillten, wäre die Entsatzbrigade gezwungen gewesen, die für die „hungernden Verteidiger" Maskaras bestimmten Lebensmittel selbst aufzuzehren.

Dies zur Illustrierung der Vergangenheit. —

Die Bekanntschaft Frankreichs mit der Bevölkerung des nördlichen und nordwestlichen Afrikas ist alt. Während fast sechzehn Lustren lernte man sich gegenseitig kennen. Zahlreiche Kämpfe und seit Jahren geschehene Informationsreisen der Missions militaires bis tief in die Gebiete der saharischen Oasen und im ganzen Atlasvorland ermöglichten es Frankreich, Land und Leute gründlich zu studieren; und Unsummen sind von der Pazifizierung dieser Gebiete verschlungen worden. —

Daß die disponibeln Kräfte stark genug sind, den Besitz in Algerien und Tunis dauernd zu sichern, sahen wir oben. Die Zeit, das Gold und die Uneinigkeit der Marokkaner tun das Ihre, Frankreich, wenn auch unter

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schweren Opfern, das festgesetzte Ziel erreichen zu lassen. Will auch deutsches Kapital vom Fell des Bären ein Stück gewinnen, so mag es dies immerhin versuchen; aber die bekannten „Knochen" sollten dafür weder ein Fraß der Hyänen werden, noch im Kreideboden der Champagne verbleichen.

Friedrich Freiherr von Treuberg

Der akademische Nachwuchs

Das wichtigste Ergebnis des Hochschullehrertages war die im „März" schon besprochne Resolution in der Privatdozentenfrage. In dankenswerter Weise wurde darin zugestanden, daß die viel zu allgemein gehaltenen Habilitationsbestimmungen der deutschen und österreichischen Hochschulen mannigfachen Mißbräuchen innerhalb der Fakultäten Vorschub leisten, und als Kautelen eine angemessene Regelung der Berichterstattung, motivierte Abstimmung und öffentliche Begründung des Bescheides an den Bewerber empfohlen. In der Tat duldet es keinen Zweifel, daß das gegenwärtige Habilitationsverfahren mitunter, und geradehochwertigen Elementen gegenüber, einfach als Standrecht geübt wird. Wenn aber die Fakultäten bei ihrer Selbstergänzung, also in ihrem eigensten Wirkungskreise, bureaukratisch vorgehen, so dürfen sie sich nicht beschweren, daß auch die Regierungen sich gewöhnen, in den Professoren nur Beamte zu sehen und sie als solche zu behandeln. Gerade, wer die Unabhängigkeit der Forschung und die korporative Selbständigkeit ihrer berufenen Vertreter als nationales Gut hochhält, muß der Verfassung unsrer hohen Schulen vor allem eine innere Reform wünschen. Speziell die Zulassung zum Katheder ist längst noch von andern Voraussetzungen abhängig geworden als vom wissenschaftlichen Befähigungsnachweise. „Politische oder religiöse Bedenken", von denen in Leipzig viel die Rede gewesen ist, spielen doch nur gelegentlich eine Rolle, ebenso wie die systematische Unterdrückung abweichender Schulrichtungen. Ausschlaggebend sind dagegen nach wie vor die persönlichen Beziehungen des Habilitanden zu seinem Fachordinarius. Alle Debatten und Resolutionen der Hochschultage zum Schutze der „Gesellen des akademischen Lehramtes" — wie Wilhelm Heinrich Riehl einmal die Privatdozenten genannt hat — können die Tatsache nicht aus der Welt schaffen, daß die Venia legendi nicht selten aus keinem andern Grunde verweigert wird, als weil der Kandidat es dem Fachprofessor gegenüber an der nötigen Untertanengesinnung fehlen ließ. Selbstverständlich sind freier entwickelte Individualitäten, die sonst gerade dieser Eigenschaft wegen als besonders tauglich für die akademische Laufbahn gelten, solchem Schicksal eher ausgesetzt als strebsame Lieblingsalumnen, die niemandem durch geistiges Übergewicht unbequem werden. Wollte sich der junge Goethe etwa heute habilitieren, er würde gewiß nicht geringeren Schwierigkeiten begegnen als bei den „Universitätsphilistern" seiner Tage ...

Durch ihre Weitmaschigkeit besonders ausgezeichnet ist die österreichische Habilitationsverordnung vom Jahre 1888. Sie gibt auch ein sinnreiches Mittel an die Hand, mißliebigen „Zuzug" fernzuhalten und die allerprivatesten Abneigungen in eine Rechtsform zu kleiden. Nach Paragraph 6 können nämlich selbst Bewerber, die allen gesetzlichen Erfordernissen entsprechen, bloß aus einem in ihrer Persönlichkeit gelegenen Grunde abgewiesen werden. Daß das entscheidende Votum über die Zulassung gerade beim Fachprofessor jener Hochschule steht, an dem die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Habilitation angestrebt wird, haben Juristen, unter Hinweis auf die naturgemäße Befangenheit dieses Richters, wiederholt als eine Rechtsanomalie bezeichnet. Mit Hilfe des zitierten Paragraphen kann dem Kandidaten, ohne daß seine wissenschaftliche Qualifikation in Zweifel gezogen würde, also unter dem Anscheine vollster Objektivität die Lehrbefugnis verweigert werden, — im höhern Interesse der Körperschaft.

Gewiß ist wie für jede öffentliche Stellung so auch für die bescheidene eines Privatdozenten die persönliche Integrität eine unerläßliche Forderung. Für deren Überprüfung ist aber hinlänglich durch formale Vorschriften gesorgt. Wer sich zum Lehramt tüchtig erweist, muß noch nicht zugleich die Eignung für einen Tugendpreis besitzen. Wird nun die Vorbedingung der „persönlichen Würdigkeit" in den Mittelpunkt des Habilitationsaktes gerückt, wie dies häufig der Fall ist, so liegt die Gefahr ungemein nahe, daß dieser aus einer Sache der Judikatur in eine solche des freien Ermessens sich verwandelt und damit über eine Lebens- und Berufsfrage Anschauungen entscheiden, wie sie für die Aufnahme in einen Geselligkeitsklub Geltung haben. Die Geheimhaltung der Gründe bei einer Ablehnung und die Unverantwortlichkeit der Kollegialbeschlüsse entsprechen ohnehin mehr dem Brauche der Ballotage als den Grundsätzen einer geregelten Rechtspflege. Daß durch eine derartige, an das Walten der Fehmgerichte erinnernde Prozedur nicht nur der Gesinnungsverfolgung, sondern noch niedrigeren Intriguen der Boden geebnet wird, liegt auf der Hand und wurde auch in Leipzig ausgesprochen. Was aber nicht gesagt wurde, ist, wieviel nutzbare Arbeitsfreude und Arbeitskraft, wieviel positive Leistung der Wissenschaft durch diese akademische Kabinettsjustiz verloren geht.

Die Hochschullehrertage sind seinerzeit als Versuch zur Gründung einer „Professorengewerkschaft" bezeichnet worden. Wirklich ragen die akademischen Organisationen als letzte Trümmer einer historischen Gliederung der Gesellschaft, als ein Überrest des bürgerlich-mittelalterlichen Korporationswesens in die moderne Welt herein. Dieses Selbstverwaltungsrecht hat sich genau so lange unangetastet erhalten, wie es eine feste Burg der freien Wissenschaft bedeutete. Die Eingriffe von außen mehrten sich erst, seitdem die gelehrten Genossenschaften in ihrer korporativen Beschränkung zu erstarren und ein engherziger Kastengeist, nicht zuletzt in der Behandlung der Privatdozenten, sich zu zeigen begann. Mit der historischen Heilighaltung des Professorentums und seiner Sonderstellung wird es aber vorbei sein, sobald sich die Überzeugung verbreitet, daß das Gnadentor der akademischen Laufbahn sich nicht den Besten, sondern den Bestprotegierten unter dem wissenschaftlichen Nachwuchse öffnet und die Kollegien die Autonomie nach oben mit der Autokratie nach unten für vereinbar halten. In ihrem eigensten Interesse sollten sie es daher unterlassen, naheliegende weitere Vergleiche mit den alten Gewerbeinnungen, ihrem „Zunftzwange" und ihrer „Zunftsperre" herauszufordern. Zu dem Verhalten des ehrsamen Rotschmiedehandwerks in Nürnberg beispielsweise, das den vielleicht begabtesten Erzgießer der Deutschen Renaissance, Peter Fischer, den Sohn erst ein Jahr vor seinem Tode (1528) und da nur auf Befehl des Rates zum Meister angenommen hat, fehlt es nicht an fatalen Parallelen im akademischen Leben der jüngsten Zeit. Darum sollten die Hüter der freien Lehre selbst Alles daransetzen, einer zeitgemäßen Abänderung der Habilitationsvorschriften, wie sie der leipziger Tag in die Wege leitete, baldmöglichst Gesetzeskraft zu verschaffen.

Rob. Stiassny

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Politisches Elend

Ich bin Handlungsgehilfe — Verzeihung: Reisender und technischer Korrespondent in einer der größten Maschinenfabriken und hätten meine Eltern weniger Kinder und mehr Geld gehabt, hätte ich studieren dürfen. Das ist beileibe keine Entschuldigung, sondern der erklärende Zusatz zu dem Handlungsgehilfen, der ja nirgends weniger gilt als in Deutschland.

Ich bin nicht empfindlicher als meine Berufsgenossen, im Gegenteil, ich behaupte: wenn wir uns mehr auf unsre Macht besännen, gäbe es bald Handlungsgehilfen ohne den „erklärenden Zusatz".

Wir zählen nach vielen, vielen Tausenden, die durch die allerneuesten Steuern für die politischen Parteien an Bedeutung gewonnen haben. Diese sogenannten indirekten Steuern fühlen wir schon ganz direkt; das Haushaltungsgeld muß, für unsre Verhältnisse, recht empfindlich erhöht werden.

Doch ich will hier nicht von unsern Nahrungs-, sondern von unsern politischen Nöten reden, und zwar, weil wir ein nicht unerheblicher Teil des Mittelstandes sind, um den sich nunmehr die Parteien reißen werden.

Als damals die sozialdemokratische Partei mehr als drei Millionen Wähler hinter sich sah, waren auch viele von uns darunter, obschon wir der Mehrzahl nach kaiserfromm sind. Unsre Berufsvereine, um deren Fahnen wir uns scharen, und die sich gegenseitig bis aufs Blut bekämpfen, aus Gründen, über deren Wichtigkeit und Berechtigung sich streiten läßt, — unsre Vereine, sage ich, sind mit Ausnahme eines kleinen dem Absterben nahen roten Vereinchens monarchisch durch und durch. In demselben Sinn monarchisch wie die Zentrumsleute katholisch. Mit Vorliebe und Begeisterung werden patriotische und landesherrliche Feste gefeiert, und in den Vereinslokalen hängt neben irgend einem Emblem des Kaufmannstandes das Kaiserbild.

Der selbständige Kaufmann, und wir mit ihm, gedeiht nur unter dem Schutz der Regierung, wie immer ihre Form auch sei. Nimmt diese Regierung mit ihren Gesetzen und Verträgen wenig oder keine Rücksicht auf den Kaufmann, wird sie sofort aus treuen Anhängern erbitterte Gegner machen.

So steht es gegenwärtig.

Zeigen die selbständigen Kaufleute im Hansabund ganz offen dem Staat ihre Gegnerschaft, so geschieht das bei uns Gehilfen nicht so offen, dafür aber um so ausdrucksvoller. Sehr viele von uns werden einfach bei den nächsten Reichstagswahlen wieder rot wählen, sehr rot sogar.

Daß für die Parteien der Linken dieser Zufluß nicht dauernd ist, hat unter anderm auch folgende Ursachen.

Unsre Berufsvereine schließen offiziell und wirklich alle politischen Fragen von ihrem Programm aus. Gestattet ist wütende Begeisterung für den „Achtuhr-Ladenschluß" und für die Sonntagsruhe, das unermüdliche Singen der „Wacht am Rhein" und so weiter. Vorträge und endlose Abhandlungen in den Vereinszeitungen rechnen uns immer wieder die Vorteile der Kranken-, Sterbe- und Unterstützungskassen aller Art vor; schreckliche Schilderungen der Stellenlosigkeit durch Krankheit, zunehmendes Alter und Zufall lassen uns in der dadurch ins Ungesunde gesteigerten Angst ums tägliche Brot Mitglieder aller dieser Kassen werden, — und das Ende vom Lied ist ein erschreckender Rückgang des Glaubens an die eigne Kraft, an die Macht unsres Standes.

Wir sind froh, überhaupt Stellung zu haben, lassen uns allerhand entwürdigende Demütigungen gefallen,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gegen die sich die an Bildung vermeintlich tiefer stehenden Arbeiter tapfer wehren, und fühlen schon nimmer die Geringschätzigkeit, mit der uns die Prinzipale und die Öffentlichkeit behandeln.

Man muß mitten unter uns stehen, um sehen zu können, wie ein ganzer Stand ohne sichtbare Gegenwehr auf die Stufe niedrer Staatsbeamter herabgedrückt wird. Der Stand der Handlungsgehilfen, die seit mehr als dreißig Jahren treulich helfen, deutschen Fleiß und deutsches Können in allen fünf Erdteilen zu Ehren zu bringen ...! Wir Gehilfen des sogenannten freien, selbstherrlichen Kaufmannstandes sind fast schon so willen- und rückgratlos wie gewisse Subalterne! Und diese neuen Steuern bringen uns vollends zum Schweigen. Keiner will in diesen schweren Zeiten seine Stellung verlieren.

Wer die soziale Tätigkeit unsrer Berufsvereine obenhin verfolgt, wird mir nicht glauben wollen. Ja, das ist es eben: wir Handlungsgehilfen werden wohl gelehrt, uns zur Not ums Brot und gegen zu große Ausbeutung zu wehren, — ein häuslicher Kampf, der weniger Verstand und Weitblick als Ausdauer und Hartnäckigkeit verlangt; in politischen Dingen aber, wo es aufs Ganze geht, sind wir so unerfahren und unwissend, daß es ein leichtes ist, uns von rechts nach links und zurück zu jagen.

Es braucht nicht immer so hageldicht zu kommen wie mit diesen neuen Steuern, um uns insgeheim rot zu färben; und es kann schon ganz schwarz und reaktionär regiert werden, damit man uns immer noch rechts finde.

Damit ist unsern Berufsvereinen zur Genüge bewiesen, wie schlimme Folgen es hat, daß sie die Beschäftigung mit den politischen Tagesfragen unsre reine Privatsache sein lassen. Wer von uns nimmt sich denn die Mühe, nach Feierabend noch Interesse für etwas zu zeigen? Politik wäre das letzte. Weil wir Deutschen darunter eine Beschäftigung des hohen Adels, der Geistlichkeit und der Presse verstehen. Ist es aber nicht bezeichnend, daß wir Handlungsgehilfen, von denen ein großer Teil in der Welt herumkommt, auch noch so vernagelt sind? Wir, die wir Virtuosen in der Wahrung des Vorteils unsrer Prinzipale sind, haben weder Verständnis noch Schneid, unsern eignen Vorteil als Bürger zu wahren. Wir, die wir in den verschiedensten Dingen oft blitzschnell ein Urteil treffen, einen Entschluß fassen müssen, lassen uns Jahr um Jahr von den politischen Ereignissen überraschen und da- und dorthin stoßen, willenlos, urteilslos, wehrlos. Das ist trostlos.

Keine Partei tat bisher etwas, um in unsre Reihen ein politisch Licht zu stellen. Ich meine eins, das leuchtet und nicht flackert.

Die linken Parteien — gäbe es doch einfach die linke Partei! — sollten uns in geschlossener Masse an sich fesseln, wie die Sozialdemokratie die Arbeiter. Die politische Aufklärungsarbeit ist bei uns, obschon oder gerade weil wir an Bildung über den Arbeitern zu stehen glauben, schwieriger als bei ihnen. Uns fehlt vor allem der Mut, der Politik ins Gesicht zu sehen. Die Prinzipale haben es nicht gern. Die meisten Prinzipale sind konservativ bis auf die Knochen. Und mir scheint in mancher Beziehung kein allzugroßer Unterschied zwischen einem Hansa-Konservativen und einem Agrarier zu sein. Der prinzipielle Unterschied ist, daß sie sich aus verschiednen Krippen nähren. Du lieber Geldbeutel! Zum Beispiel: Einer unsrer Direktoren hält dem Kaiser technische Vorträge und ist im Hansabund. Er muß diese Vorträge halten, soll die Fabrik nicht wichtige Staatsaufträge verlieren; und er muß im Hansabund sein, um von der Industrie zehrende Steuern fernhalten zu helfen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dieser blaurote Direktor färbt auf uns Gehilfen ab; aber rot solls nicht sein. —

Weil uns noch niemand die politischen Nieren geprüft hat, möchte ich heute darum gebeten haben.

Wer zuerst bei uns anfängt, hat die besten Aussichten.

Gustav Hein

Vom Niedergang der politischen Geschichtschreibung

Nicht mehr wie früher wird die öffentliche Meinung Deutschlands an den Hochschulen und in der Armee gemacht. Überhaupt haben die Hochschulen an Selbständigkeit und Initiative verloren. Auch die kolonialen Akademikerversammlungen Berlins kamen erst, nachdem Dernburg den entscheidenden Schritt schon getan hatte; und jetzt, wo auch Dernburg nicht mehr als Retter des Vaterlandes gilt, — wo bleiben die Akademiker? Am meisten aber hat der Einfluß der politischen Geschichtschreibung gelitten. Seit 1848 ist er beständig im Sinken. Leute, die Bismarck vor 1866 und 1870 bekämpft hatten, konnten keinen Ruf für Hellsichtigkeit erwerben, und selbst Ranke wurde seit dem Ende der Siebzigerjahre seltener um Rat befragt.

Ein Hauptgrund für jenes Sinken ist folgender. Ehedem erlaubte sich der Geschichtsforscher ein eigenes Urteil und scheute sich garnicht, Verhältnisse und Persönlichkeiten der Gegenwart heftig anzugreifen. Die Kampfreden, die Gervinus in seinem Kolleg gegen Metternich hielt, sind noch in starker Erinnerung. Heute hat sich der akademische Geschichtschreiber auf die Wissenschaft beschränkt. Er will bloß Photograph sein, will bloß Zustände und Charaktere schildern, aber nichts an ihnen verändern. Damit sinkt naturgemäß sein Einfluß. Ohne daß die Wissenschaft sonderlich gewänne. Denn auch die nüchternste Tatsache wird stets à travers un tempérament gesehen. Nur ist eben jetzt das Temperament schwächer als früher. Und wenn man allen Wert darauf legt, lediglich die Absichten und Beweggründe der Regierungen zu schildern, ohne sie jemals zu kritisieren, ohne jemals Schlüsse daraus zu ziehen oder gar den amtlichen Wünschen durch Winke und Anregungen vorauszueilen, so mag das äußerst objektiv sein, — vorausgesetzt, daß eine Regierung überhaupt immer Absichten und Ziele hat. Um jedoch Einfluß geltend zu machen, — dafür kann ein solches Verhalten nicht förderlich sein.

Ein weiterer Grund für den Niedergang ist verborgener. Er besteht in der überlangen Wartezeit der Privatdozenten. Das ist in der politischen Geschichte geradezu verhängnisvoll. In fast allen übrigen Berufen ist die Zeit, bevor man „arriviert", eine Stellung von Belang erreicht, mit einer gewissen praktischen Tätigkeit ausgefüllt. Der Assistent an Kliniken hat lauter handgreifliche Taten zu verrichten, von denen oft Leben und Tod abhängt; der Theolog kann predigen, der Jurist Verwaltungsdienst erledigen, der Chemiker Erfindungen machen und Fabriken gründen, der Naturforscher schwierige Expeditionen in wilden Ländern ausführen: alle kommen mit dem wirklichen Leben der Gegenwart in Berührung. Selbst innerhalb der Geschichte haben andere Zweige es besser. Der Wirtschaftshistoriker mag wie Lamprecht ein Jahr lang praktische Landwirtschaft treiben, ein junger Kunsthistoriker hat Bilderkäufe abzuschließen oder doch wenigstens zu vermitteln. Nur der Privatdozent der politischen Geschichtsschreibung ist, soweit sein Beruf in Betracht kommt, vollkommen von jeder praktischen Tätigkeit ausgeschlossen. Hierin liegt eine

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gefährliche Schwäche des Nachwuchses. Wenn einmal die Delbrück, Schiemann und Lamprecht dahingegangen sind, wird diese Schwäche noch auffallender in die Erscheinung treten.

Wertvoller häufig als die berufsmäßige Geschichtsschreibung ist die von Außenseitern. Thukydides, Cäsar und Friedrich der Große waren Feldherrn, Tacitus, Thiers und Macaulay waren Politiker. Im heutigen England ist einer der ersten Geschichtsschreiber, James Bryce, vor kurzem britischer Gesandter in Washington geworden. Im Frankreich von heute ist Hanotaux, einst Minister des Auswärtigen, durch seine fünfbändige Geschichte der France contemporaine angesehen. In Amerika schrieb Bundessenator Lodge, der Führer der Jingos, die Geschichte des Krieges um Kuba. Nur bei uns fehlen derartige Leute. Die Begabung ist zweifellos vorhanden! Ich erinnere an Hohenlohe, an die heidelberger Exzellenz von Jagemann. Aber für eine richtige Geschichte scheint es bei Akademikern nicht zu langen, höchstens für Erinnerungen wie die Tiedemanns. Vielleicht mangelt der Mut öffentlicher Kritik.

Frithjof

Glossen

Urteil:

Es ist jedem Beamten erlaubt, beschränkt zu sein, da der Staatsdienereid kein dieser Befugnis entgegenstehendes Gelöbnis enthält, und da dies Recht zum Dummsein in vielen oberstrichterlichen Entscheidungen, wie auch ministeriellen Verfügungen nicht nur bestätigt, sondern auch gleichzeitig ausgeübt worden ist.

Die Frage, ob hochstehende Beamte auch befugt seien, öffentlich und mit besonderem Nachdruck ihren Mangel an Intelligenz zu bekunden, muß dagegen verneint werden, weil der gemeine Glaube an die Fähigkeit der Beamten eine notwendige Staatseinrichtung ist.

Behörden, welche gezwungen sind, die Beobachtung der Gesetze zu überwachen, können zwar unter sich, nie aber nach außen hin das Geständnis ablegen, daß sie die Gesetze selbst nicht verstehen, vielmehr muß das Publikum so lange wie irgend tunlich in dem Glauben bestärkt werden, daß an irgendeiner Stelle Klarheit über gesetzliche Bestimmungen herrscht.

Aus den vorliegenden Tatsachen geht nun hervor, daß das münchener Polizeipräsidium die gesamte deutschsprechende Bevölkerung geradezu aufgefordert hat, durch Kenntnisnahme seiner Klage gegen den Theaterunternehmer Reinhardt sich zu überzeugen, daß obig angeführtes Präsidium die seiner Obsorge anheim gegebene Gewerbeordnung nicht versteht.

Hierin, nämlich in dem prahlenden Zugeständnisse, nicht in der Unkenntnis selbst, muß ein ausschweifender und unerlaubter Gebrauch des Rechtes auf Beschränktheit erblickt werden, und da außerdem zu befürchten steht, daß gewisse Elemente der Polizeibehörde von nun an auch die Unkenntnis aller andern Vorschriften und Gesetze zutrauen werden, mußte wie folgt entschieden werden:

Der Herr Polizeipräsident wird unter

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

üblicher Anerkennung seiner mehr langjährigen als hervorragenden Dienste mit huldvoller Pensionierung in den unschädlichen Stand der Schwammerlsucher erhoben und wird ihm auch dieser Charakter mit Eichenlaub und Schwertern verliehen.

L

Nochmals die Nobelpreise

Es möge gestattet sein, den sonst recht verständigen Anregungen des Herrn Kater zu diesem Thema im ersten Januarheft noch einige bescheidene Sätze nachzuschicken.

Die Nobelstiftung verfolgt ja kulturfördernde Tendenzen. Nun gibt es für die Kultur allerhand Maßstäbe, zum Beispiel den Seifenkonsum, die Analphabetenzahl, die Kriminalstatistik und so fort. Von zahlreichen Zeitgenossen wird wohl auch der Büchermarkt genannt werden. Hier möchte ich einsetzen und die ketzerische Meinung aussprechen, daß literarische Produktion und Kultur, jedenfalls heutzutage, in einem geradezu umgekehrten Verhältnis zu einander stehen.

Sollen die hundertfünfzigtausend Mark (oder wieviel es sind) sachgemäß verwendet werden, dann möge man sie nur ja nicht im Sinne der oben zitierten Kater-Ideen unter vielleicht fünfzig hoffnungsreiche Musendiener verteilen, diese Jünglinge dergestalt auf der Bahn des Verbrechens bestärken und fünfzig Romane, Gedichtbücher, Tragödien, Komödien und so weiter künstlich großzüchten, die doch nur den blauen Dunst vermehren können, der sich sowieso schon dichter und dichter der Kulturmenschheit um die Gehirne legt und sie von ihrer wichtigsten Aufgabe abhält: sich auf sich selber zu besinnen.

Nein, das tue man um Gottes willen nicht!

Muß denn schon satzungsgemäß die Belletristik gefördert werden, so ließe sich der Betrag viel zweckentsprechender derart verwenden, daß man an fünfzig oder dreißig oder meinetwegen bloß zwanzig der produktivsten Autoren Schweigegelder ausbezahlte, die sie dann ganz nach Belieben verprassen dürften, nur nicht in Tinte und Papier. Selbstverständlich hätten dabei nicht bloß Vertreter der jüngeren Generation, sondern auch ältere Herren und Damen Berücksichtigung zu finden.

Doch bitte ich nachdrücklich, diesen meinen Vorschlag nicht mit der von andrer Seite inaugurierten Idee einer Auszeichnung Paul Heyses anno Domini 1910 verwechseln zu wollen.

O

Im Lichte der Sterbekerze

Die Bischöfe des Reichslandes haben den katholischen Lehrern ihrer Diözesen den „Schulfreund" zur Lektüre empfohlen. Das ist ihr gutes Recht. Solange nämlich die Schafe sich als Schafe fühlen, sollten sie sich auch von Hirten leiten lassen. Aber umgekehrt sollte auch der Hirte seinen Pflegebefohlenen nichts zumuten, das wider deren Instinkt geht. Denn sonst blamiert er seine eigne Autorität. So zum Beispiel, wenn er beim Herannahen eines Gewitters die Schafe, die auf den schützenden Pferch zueilen, mittels seiner Hunde auf die Weide zurücktreiben will. Auch das frömmste Lamm läßt sich eben nicht vom Himmel auf den Kopf spucken, wenn es sich ins Trockne retten kann. Das hat die Abstimmung der reichsländischen Lehrer über den Beitritt zum deutschen Lehrerverein aufs deutlichste bewiesen. Ich verstehe ja den Schmerz der Herren Bischöfe über den Ungehorsam ihrer Schafe und den Zorn ihrer bischöflichen Gnaden über den

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zorn von Bulach, der die ungehorsamen Schafe in Schutz nahm und die Berechtigung des Naturinstinktes behauptete. Übrigens hat der Staatssekretär in Straßburg offenbar vergessen, daß sich in Berlin der Wind gedreht hat und Fürst Bülow nicht mehr am Ruder ist. Sonst hätte er sich seinen Brief an die Bischöfe Benzler und Doktor Fritzen dreimal überlegt. Solch ein Brief zieht mitunter andre Briefe nach sich, bei deren Empfang der deutsche — ich hätte beinahe gesagt: der römische — Staatsbeamte seine Uniform auszuziehen pflegt. Außerdem hätte der Staatssekretär wissen müssen, daß ein Staatsbeamter keinen Kulturkampf führen darf. Das Recht hierzu hat in Deutschland nur der Geistliche, vom kleinsten Hetzkaplan der elendesten Dorfkirche bis hinauf zum Bischof. So empfiehlt, wie schon gesagt, der Bischof Doktor Fritzen den seiner Obhut anvertrauten Pfarrkindern, die zufällig Lehrer sind, einen Artikel des „Schulfreundes" zur gefälligen Kenntnisnahme. Und in diesem Artikel folgt den Aussagen eines Lehrers, der sich zum Deutschen Lehrerverein bekennt, der ständige Refrain: „So heute. Und im Lichte der Sterbekerze?" Ein Laie könnte vielleicht diese harmlose Frage so verstehen, als würde dem ungehorsamen Lehrer mit Verweigerung der Sterbesakramente gedroht. Aber wer den wahrhaft christlichen Sinn unsrer deutschen Bischöfe kennt, weiß von vornherein, daß bei ihnen von keinem Gewissenszwang die Rede sein kann. Der römische Stuhl ist ja, solange er besteht, ein Hort der Gewissensfreiheit und der religiösen Duldung gewesen, und der Staat, der diese Freiheit schützen will, kann nichts besseres tun, als der Kirche die Durchführung dieses Prinzips anzuvertrauen. Was ja in Deutschland an vielen Orten schon geschehen ist. Tarub

Im Jahrhundert des Kindes

Kaum ist es zur Welt gebracht, womöglich in einem Wöchnerinnenheim, so bemächtigt sich seiner die Säuglingsfürsorge und legt es einer öffentlichen Milchküche ans keimfreie, spendide Mutterherz. Alsdann öffnen sich die Pforten der Krippe, wo ihm bei Ringeltanz und Fröbelspielen reiche Gelegenheit geboten ist, seinen Gesichtskreis zu erweitern und praktisch in das Studium der parasitären Hautkrankheiten einzudringen.

Die Schule beginnt. Der junge Geist flattert, von hingebenden Lehrkräften wohlwollend geleitet, zu immer lichteren Höhen; die Kunst herrscht im Leben des Kindes, nicht mehr das spanische Rohr; der zugehörige Körper aber findet in der kommunalen Frühstücksstube und Suppenanstalt jene materielle Basis, ohne die es leider unmöglich ist, aus dem Abc und Einmaleins nennenswerte Konsequenzen zu ziehen. Streng wissenschaftlich waltet der Schularzt seines Amtes und stellt ebenso umfang- wie inhaltreiche statistische Tabellen zusammen. Und naht endlich der Tag der Entlassung, so kommen auch die nach Aufklärung lechzenden Keimdrüsen noch auf ihre Rechnung.

Daneben gibt es wohltätige Vereine, Logen und ähnliche Sportgeschäfte genug, die erforderlichen Falles freudig für Unterwäsche, Kleider und Schuhe sorgen und so den Kleinen unentgeltlich die technischen Anfangsgründe der Lebensklugheit beibringen, so daß dem Elternhaus eigentlich nur noch die Herstellung der neuen Generation überlassen zu werden braucht.

O

Generated on 2019-10-26 22:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Pressesensationen

Die „Frankfurter Zeitung“ hat unlängst in breiterer, begründeter Ausführung gegen die zunehmende Sensationsmacherei in der deutschen Tagespresse Stellung genommen. Den Anstoß dazu gaben Detailbilder eines angeblichen Riesenbrandes in Baltimore, von dem grauenhafte Einzelheiten durch den größeren Teil der Blätter gegangen waren, obzwar es sich tatsächlich nur um ein ohne lokale Erregung und ohne Opfer verlaufenes Kleinfeuer handelte.

Die allzugroße Vertrauensseligkeit vieler angesehenen Zeitungen gegenüber einer erfahrungsgemäß nicht unbedingt verläßlichen Quelle ist an sich schon bedauerlich genug. Es ließ sich in diesem Fall aber noch feststellen, daß die betreffende Ente seitens der Empfänger reichlich garniert und durch Beigaben zugerichtet wurde. Da wimmelte es nur so von verkohlten Menschenleibern, von plündernden Schwarzen, gegen die sofort das Standrecht aufgeboten wurde, und dergleichen mehr. In jedem Blatt anders nach Quantität und Qualität, womit schon der Beweis erbracht war, daß die Ursprungsmeldung diese Daten garnicht enthalten hatte Diese Ausschmückung eines unwahren Berichtes mit hinzugedichteten Einzelheiten ist aber noch bedauerlicher als das Fazit der Quellenlüge. Ein aufmerksamer Zeitungsleser könnte fast täglich in einem Teil unsrer Tagespresse ähnliche Feststellungen vornehmen. Meiner Ansicht nach genügt es auch nicht, eine a priori als falsch oder unmöglich erkannte Nachricht in ganzer Breite zu veröffentlichen und ihr dann etwa hinten die kleine Etikette des „Redaktionszweifels“ anzuhängen. So unlängst geschehen bezüglich des freierfundenen Injurienbriefes des Exkronprinzen Georg von Serbien an den König Ferdinand von Bulgarien.

Ich glaube, daß die von der „Frankfurter Zeitung“ mit Recht getadelte Sensationsmacherei um jeden Preis und unter Aufgabe der Verläßigkeit sich aus zwei internen Momenten des modernen Zeitungswesens erklären läßt. Nämlich die Exzesse der Berichterstattung — mit einigen Ausnahmen, wo Tendenz, Intrigue, persönliche Motive sprechen, — zumeist aus der ungenügenden Honorierung der auswärtigen Korrespondenten und aus der ungerechten Beurteilung ihrer Leistungen seitens des Blattes, welches Quantität der Arbeit fordert. Diese beiden zwingenden Gründe verderben leider nur allzuoft den Charakter der Berichterstatter.

Das zweite Moment tritt bei den Redaktionen selbst in die Erscheinung. Dort wird viel zu viel auf Wettbewerb mit andern Blättern hingearbeitet. Die unbezähmbare Sorge, daß die Konkurrenz eine Meldung früher herausbringen könnte, läßt alle Kontrolle erlahmen. Manche Zeitung arbeitet auf diese Art tatsächlich nicht mehr für das Publikum, die Öffentlichkeit, sondern nur für den Kampf mit andern Blättern.

Das führt notgedrungen zum Niedergang der publizistischen Verläßigkeit.

Ich glaube kaum, daß objektive, ernst und gerecht urteilende Zeitungsleute mich in dieser Hinsicht dementieren können . . .

v. S

Westöstliche Dichtungen

Das Interesse für Asien, speziell für Indien und China, ist bei uns noch immer im Wachsen begriffen. Einerseits bringt der zunehmende Reiseverkehr diesem Interesse immer neuen Stoff, und locken die guten Verbindungen manchen Globetrotter hinüber. Andrerseits erhalten wir, meist auf dem Umweg über England,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

immer bessere Kunde von den riesigen Systemen asiatischer Philosophie und Ökonomie, wir beginnen den Kern der alten indischen Religionen zu erfassen und uns anzueignen, wir schätzen die japanische und die noch weniger bekannte, kräftigere und kühnere chinesische Kunst und bestaunen die kooperative Organisation chinesischer Wirtschaft.

Auch unsre Dichter beginnen sich dieser Welt zu ermächtigen. Zwei Bücher dieser Art, beide im Wesen und in der Auffassung grundverschieden und beide ganz in indischen Eindrücken wurzelnd, geben ein interessantes Bild der Wirkung unsrer asiatischen Beziehungen auf unsre Literatur.

Max Dauthendey, der Dichter innig glühender Versbücher, hat einen kleinen Band indischer Erzählungen bei Albert Langen in München herausgegeben, denen er den Titel „Lingam" gab, was ein in Indien populäres Liebessymbol bezeichnet. Hier gibt ein Europäer indische Impressionen, ein empfänglicher Mensch und begabter Darsteller hat das notiert, was ihm als charakteristische indische Gebärde erschien. Er erzählt in einer famosen Art von üppiger Kürze, gedrängt und doch glühend farbenfroh, kleine Geschichten aus dem Seeleben des niedern Volkes, zum größern Teil Liebesgeschichten. Er liebt die Menschen, von denen er erzählt, und er liebt ihre Gebärde, ihre blinde naturhafte Hingabe an das Schicksal und ihre stille, verborgene Leidenschaftlichkeit. Doch bleibt er selbst Europäer und Beobachter, er sieht und empfindet im Wesentlichen mit unserm Maßstabe, sodaß wir ihm leicht folgen und ohne Bemühung und Zwang uns in dieser fremden, farbenglühenden Welt zurechtfinden können.

Weniger anschaulich und weniger unterhaltsam, dafür unvergleichlich indischer und tiefer als diese hübschen Erzählungen, ist der „Pilger Kamanita", ein indischer Legendenroman des dänischen Dichters Gjellerup (Literarische Anstalt Rütten und Löning, Frankfurt). In diesem schönen, tiefen Werk ist wirklich geistiges Indien, nicht das dekorative des Malers und nicht das flüchtig interessante des Globetrotters, sondern das alte heilige Indien der Götter und des Buddha. Der „Kamanita" ist nicht so schön wie die alte Bhagavad-Gita oder die besten Buddhalegenden, aber er ist echt und innig aus dem lebendigsten Erfassen indischer Weisheit entstanden, eine frei erfundene Legende ganz im Geiste buddhistischer Philosophie und Mystik. Wer die Upanishads und die älteren Buddhalegenden nicht kennt, kann mit diesem schönen Buche mitten in jene Welt hineinkommen. Und wer sie kennt, den muß die Folgerichtigkeit und Echtheit der Gedanken im Kamanita in Erstaunen setzen.

Den „Kamanita" las ich vor etwa drei Jahren, nach seinem Erscheinen, und hatte ihn noch in so guter und dankbarer Erinnerung, daß ich, als vor kurzem eine neue indische Dichtung von Gjellerup angezeigt wurde, sofort auch zu dieser griff. Da erlebte ich allerdings eine peinliche Enttäuschung. „Die Weltwanderer" (Verlag Wilhelm Bänsch in Dresden) ist ein zweibändiger Roman, dem die Wiedergeburtslehre zugrunde liegt, dessen Hauptpersonen also, zum Teil bewußt, Reinkarnationen von jahrhundertealten Existenzen sind.

Der Roman spielt in Indien, vor reichlich einem halben Jahrhundert, und ist in Bau und Sprache, wie alle Okkultistenromane, ein Stück übler Unterhaltungsliteratur. Es ist eigentümlich, wie alle okkultistischen und theosophischen Erzähler so naiv im übelsten Kitsch waten können. „Die Weltwanderer", die wieder auf einer sehr gründlichen und auch herzlichen Kenntnis indischen Geistes ruhen und stellenweise wirkliche Tiefe atmen, sind

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

im übrigen, genau wie der „Zanoni“ Bulwers, die „Flita“ von Mabel Collins und ähnliche Bücher, ein schlechter Unterhaltungsroman, von dem man kaum begreift, daß er vom selben Verfasser stammt wie jener Pilger Kamanita. Gerade wie im „Zanoni“ finden sich einige Seiten wahrer Weisheit, einige Sätze, so schön und tief wie echte alte Zeugnisse des indischen Denkens, aber sie stehen verloren und befleckt zwischen Seiten und Kapiteln einer naiv verschrobnen, wertlosen Unterhaltungslektüre. — „Mit einem tiefen Seufzer gab Arthur die kleine weiche Hand frei, deren Druck soeben solchen Wärmestrom durch seine Adern geschickt hatte.“ — Solche Sätze, einer am andern, seitenlang, stammen vom selben Autor, der das schöne Gespräch zwischen Amara und der Nonne, einige Kapitel zuvor, geschrieben hat. Und die deutsche Professorentochter Amanda hat in Indien eine schwäbische Dienstmagd namens Barbara Schwitzgäbele mit, was an sich ja möglich und lustig ist, aber doch entbehrlich scheint, um so mehr, als ihre Herrin das Schwäbische in Indien so sehr verlernt hat, daß sie von ihr als von „der Bärbele“ redet.

Wer also nicht die Unbefangenheit des eingeschwornen Theosophen hat, der gegen Geschmacklosigkeit unempfindlich ist, wird sich trotz der paar herrlichen Seiten von diesen Weltwanderern weg und zu Kamanita zurück wenden.

Hermann Hesse

Eine saubere Schulreform

Die Theologen erklären ja natürlich die Religionstunde für das wichtigste in den höheren Schulen. Aber im humanistischen Gymnasium sagte uns selbst der klassische Philologe, das Deutsche stehe im Mittelpunkt des Unterrichts. Man möchte ja tatsächlich denken, für deutsche Knaben sei Einführung in die vergangene und gegenwärtige deutsche Kultur von einer gewissen, den ganzen Unterricht durchdringenden Wichtigkeit.

Die Herren aber, die jetzt in Bayern in „Fortbildung der Mittelschulen“ machen, bringen es fertig, den deutschen Unterricht in ihren „Leitsätzen“ überhaupt totzuschweigen. Für mathematisch-naturwissenschaftliche und klassisch-philologische Hauptausbildung und für „gründliche Erfassung einer der modernen westeuropäischen Kulturen“ solle je eine besondere Mittelschule bestimmt sein.

Ganz wohl! Aber deutsche Namen von vorzüglichem Klang stehen unter „Leitsätzen“ für eine Schulreform, in denen des Deutschen überhaupt nicht gedacht ist, geschweige denn, daß die Beziehungen der das Wesen der Anstaltsgruppen bestimmenden Hauptfächer zum deutschen Unterricht angedeutet wären. Oder hält man „ein bißchen Deutsch“ für „selbstverständlich“. Selbstverständlich wie Schönschreiben und Turnen?

Daß diese jammervollen „Leitsätze“ von keinem Deutschforscher unterzeichnet sind, ist das einzige Erfreuliche an ihnen. Deutschforscher hätten in der „glänzend besuchten Versammlung“ zu betonen gehabt, daß es nicht nur eine klassische und eine westeuropäische Kultur gibt, sondern auch eine „moderne“ mitteleuropäische Kultur, die, da wir „leider“ weder Griechen, noch Westeuropäer, noch Laubfrösche sind, in gewisser Hinsicht deutschen Lehrern als Hauptunterrichtsfach, als gemeinsamer „Grundpfeiler“ für die Unterweisung aller deutschen Schüler gelten sollte.

Otto Seidl

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Eine Rarität

Vor einigen Jahrzehnten schrieb ein junger deutscher Dichter sein erstes Büchlein. Es war ein süßes, leises, unüberlegtes Gestammel von blassen Liebesreimen, ohne Form und auch ohne viel Sinn. Wer es las, der fühlte nur ein schüchternes Strömen zärtlicher Frühlinglüfte und sah schemenhaft hinter knospenden Gebüschen ein junges Mädchen lustwandeln. Sie war blond, zart und weiß gekleidet, und sie lustwandelte gegen Abend im lichten Frühlingswalde, — mehr bekam man nicht über sie zu hören.

Dem Dichter schien dieses genug zu sein, und er begann, da er nicht ohne Mittel war, unerschrocken den alten, tragikomischen Kampf um die Öffentlichkeit. Sechs berühmte und mehrere kleinere Verleger, einer nach dem andern, sandten dem schmerzlich wartenden Jüngling sein sauber geschriebenes Manuskript höflich ablehnend zurück. Ihre sehr kurz gefaßten Briefe sind uns erhalten und weichen im Stil nicht wesentlich von den bei ähnlichen Anlässen den heutigen Verlegern geläufigen Antworten ab; jedoch sind sie sämtlich von Hand geschrieben und ersichtlich nicht einem im voraus hergestellten Vorrat entnommen.

Durch diese Ablehnungen gereizt und ermüdet, ließ der Dichter seine Verse nun auf eigene Kosten in vierhundert Exemplaren drucken. Das kleine Buch umfaßt neununddreißig Seiten in französischem Duodez und wurde in ein starkes, rotbraunes, auf der Rückseite rauheres Papier geheftet. Dreißig Exemplare schenkte der Autor an seine Freunde. Zweihundert Exemplare gab er einem Buchhändler zum Vertrieb, und diese zweihundert Exemplare gingen bald darauf bei einem großen Magazinbrande zugrunde. Den Rest der Auflage, hundertsiebzig Exemplare, behielt der Dichter bei sich, und man weiß nicht, was aus ihnen geworden ist. Das Werkchen war totgeboren, und der Dichter verzichtete, vermutlich vorwiegend aus Erwägungen ökonomischer Art, einstweilen völlig auf weitere poetische Versuche.

Etwa sieben Jahre später aber kam er zufällig einmal dahinter, wie man zügige Lustspiele macht. Er legte sich eifrig darauf, hatte Glück und lieferte von da an jährlich seine Komödie, prompt und zuverlässig wie ein guter Fabrikant. Die Theater waren voll, die Schaufenster zeigten Buchausgaben der Stücke, Bühnenaufnahmen und Porträts des Verfassers. Dieser war nun berühmt, verzichtete aber auf eine Neuausgabe seiner Jugendgedichte, vermutlich weil er sich ihrer nun schämte. Er starb in der Blüte der Mannesjahre, und als nach seinem Tode eine kurze, seinem literarischen Nachlaß entnommene Autobiographie herauskam, wurde sie begierig gelesen. Aus dieser Autobiographie aber erfuhr die Welt nun erst von dem Dasein jener verschollenen Jugendpublikation.

Seither sind jene zahlreichen Lustspiele aus der Mode gekommen und werden nimmer gegeben. Die Buchausgaben findet man massenhaft und zu jedem Preise, meist als Konvolute, in den Antiquariaten. Jenes kleine Erstlingsbändchen aber, von welchem vielleicht — ja sogar wahrscheinlich — nur noch die dreißig seinerzeit vom Autor verschenkten Exemplare vorhanden sind, ist jetzt eine Seltenheit ersten Ranges, die von Sammlern hoch bezahlt und unermüdlich gesucht wird. Es figuriert täglich in den Desideratenlisten; nur viermal tauchte es im Antiquariatshandel auf und entfachte jedesmal unter den Liebhabern eine hitzige Depeschenschlacht. Denn einmal trägt es doch einen berühmten Namen, ist ein Erstlingsbuch und überdies Privatdruck, dann aber ist es für feinere Liebhaber

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auch interessant und rührend, von einem so berühmten eiskalten Bühnenroutinier ein Bändchen sentimentaler Jugendlyrik zu besitzen.

Kurz, man sucht das kleine Ding mit Leidenschaft, und ein tadelloses, unbeschnittenes Exemplar davon gilt für unbezahlbar, namentlich seit auch einige amerikanische Sammler danach fahnden. Dadurch wurden auch die Gelehrten aufmerksam, und es existieren schon zwei Dissertationen über das rare Büchlein, von welchen die eine es von der sprachlichen, die andere von der psychologischen Seite beleuchtet. Ein Faksimiledruck in fünfundsechzig Exemplaren, der nicht neu aufgelegt werden darf, ist längst vergriffen, und in den Zeitschriften der Bibliophilen sind schon Dutzende von Aufsätzen und Notizen darüber erschienen. Man streitet namentlich über den mutmaßlichen Verbleib jener dem Brand entgangenen hundertsiebzig Exemplare. Hat der Autor sie vernichtet, verloren oder verkauft? Man weiß es nicht; seine Erben leben im Auslande und zeigen keinerlei Interesse für die Sache. Die Sammler bieten gegenwärtig für ein Exemplar weit mehr als für die so seltene Erstausgabe des „grünen Heinrich".

Wenn zufällig irgendwo einmal die fraglichen hundertsiebzig Exemplare auftauchen und nicht sofort von einem Sammler en bloc vernichtet werden, dann ist das berühmte Büchlein wertlos und wird höchstens noch zuweilen neben andern lächerlichen Anekdoten in der Geschichte der Bücherliebhaberei flüchtig und mit Ironie erwähnt werden.

H. H.

Vom Nuntius bis zum akademischen Senat

Als der Bürgermeister von Wien auf dem Katholikentag seinen Kampfruf gegen die Universitäten erhob, wußte man, daß ein Kampf gegen die Lehrfreiheit bevorstehe, und als ein klerikaler Abgeordneter im Herbste 1907 auf die Vorlesungen des Kirchenrechts-Professors Wahrmund in Innsbruck aufmerksam machte, wußte man, daß die Klerikalen durch Spitzel an der Universität das Terrain für den vorstehenden Kampf vorbereiteten. Eine zuerst unbemerkte Broschüre Wahrmunds war das Signal zum Angriff; einen Moment demaskierte sich die eigentlich kriegführende Macht, als der Wiener Nuntius Granito di Belmonte die unerhörte Kühnheit hatte, beim Minister des Äußern unter Berufung auf Bestimmungen des Konkordates die Maßregelung des mißliebigen Universitätslehrers zu fordern. Der Kampf wurde dann einige Monate hindurch zwischen den fortschrittlichen Parteien und den Universitäten auf der einen Seite, den Klerikalen auf der andern Seite mehr oder weniger im Lichte der Öffentlichkeit geführt; im ganzen wurden die Schlachtordnungen eingehalten, wenn es sich auch schon damals zeigte, daß auf Seite der Universität und der mehr oder weniger fortschrittlichen Parteien nicht alle Truppen zuverlässig waren. Hinter den Kulissen aber wurde der Kampf zwischen dem liberalen Unterrichtsminister und den hohen Kreisen, welche vom Jesuitenpater Abel inspiriert werden, mit nicht geringer Heftigkeit ausgefochten. Der Feldzug endete mit einem Waffenstillstande, der unter den gegebenen Umständen für die Freiheitlichen, seinem wirklichen Inhalte nach, immer noch als ehrenvoll betrachtet werden kann. Aber den Jesuiten und ihren Freunden steht das Recht zu, Verträge auf ihre Weise zu deuten und nach Belieben einzuhalten und zu brechen. Auf die erste Affäre Wahrmund folgte nach einem Jahr die zweite. Das Unterrichtsministerium hat einen andern Chef

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bekommen, der sich in allen Dingen den Klerikalen gefügiger zeigt als sein Vorgänger. Zuerst hieß es noch, der Vertrag würde loyal eingehalten werden. Dann beschwerte sich der klerikale Fachkollege Wahrmunds, daß auch Wahrmund das obligate Kirchenrecht-Kolleg lesen wolle. Darauf hielt der Unterrichtsminister Wahrmunds Vorlesungsankündigung zurück.

In weiterer Folge wurde es Wahrmund nahegelegt, einen Zwangsurlaub anzutreten und später an einer andern Universität ein unschädlicheres Fach zu dozieren, nach dem Rezept, welches Graf Thun, das Sprachrohr der hochkirchlichen Kreise, in einer Herrenhausrede dargelegt hatte. Als sich die Öffentlichkeit wegen des rechtswidrigen Vorgehens des Ministers aufzuregen begann, verließ die Regierung den geraden Weg des Zwanges und suchte das ihr vorgeschriebne Ziel durch Interpretationskünste auf krummem Wege zu erreichen. Der Unterrichtsminister ließ sich den Dekan der juristischen Fakultät in Prag kommen und instruierte ihn. Der Dekan sendete in seiner Beflissenheit, der guten Sache zu dienen, den Beschlußantrag, den er in der Fakultät gegen Wahrmund einbringen wollte, und der auf eine Entfernung Wahrmunds von der Fakultät hinzielte, an die Zeitungen, bevor er noch angenommen war. Es folgte ein nicht so scharf gefaßter Beschluß der Fakultät mit einer bedingten Verurteilung Wahrmunds und allerlei Andeutungen von nicht offiziellen Mitteilungen, welche diesem Beschluß zugrunde lagen; Wahrmund protestiert, verlangt die Vorlegung des Materiales und die Einvernahme des früheren Unterrichtsministers. Jedoch dieser berufne Zeuge wird absichtlich ausgeschaltet, dagegen begleitet der Minister das Aktenmaterial mit einer authentisch sein sollenden Interpretation, welche den Sinn der Verträge in ihr Gegenteil verkehrt. Da der gegenwärtige Minister mit dem Abschluß des Vertrages nichts zu tun gehabt hat, kann er seine Informationen nur von einer Person erhalten haben, welche in irgend einer Weise bei dem Abschlusse zugegen gewesen war, und es gibt Indizien, die auf den Sektionschef für Kultusangelegenheiten hinweisen. Auf Grund der ministeriellen, aber falschen Information, verurteilte die Prager Fakultät das Vorgehen Wahrmunds. Dieser appelliert an den Senat der Prager Universität und verlangt zur endlichen Klarstellung eine Disziplinaruntersuchung gegen sich sowie gegen den Dekan der juridischen Fakultät, in der Hoffnung, daß bei dieser Disziplinaruntersuchung das vollständige Material und die berufenen Zeugen die Wahrheit ans Licht bringen würden. Der Senat macht sich hierauf einer Rechtsverweigerung schuldig, indem er die Appellation und die Disziplinaruntersuchung a limine zurückweist, sich aber zugleich nicht scheut, in der Begründung sich nicht auf die Prüfung der formalen Bedingungen für eine Disziplinaruntersuchung zu beschränken, sondern ein materielles Urteil über Wahrmund abzugeben, durch welches der ebenso verurteilt wird, wie ihn die Fakultät verurteilt hat. Der Instanzenzug erscheint erschöpft, und die Klerikalen haben dazu noch die Genugtuung, daß ihr Gegner nicht nur vor der Öffentlichkeit gebrandmarkt erscheint, sondern, daß die Universitätskreise selbst es waren, welche ihnen diese Genugtuung verschafft haben. Der Weg, den die Affäre Wahrmund genommen hat, ist lehrreich; er führt vom Palais des Nuntius durch das Kabinett des Ministers bis in die Universität. Man möchte ausrufen: „Herr! Deine Wege sind dunkel, aber die deiner Diener sind krumm."

Ludo M. Hartmann

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Betrogene Betrüger

Wenn ich von Bilderfälschungen höre, frage ich niemals: „Wo ist der Maler?“, sondern immer: „Wo ist der Kunsthändler?“ Das mag für den Juristen unverständlich sein; der Laie dagegen, dessen Gehirn niemals durch logische Haarspaltereien auseinandergerenkt wurde, wird mir Recht geben. Warum fälscht der Maler? Weil er ein armer Teufel ist und Geld braucht. Er ist ein Betrüger, gewiß. Aber man muß ihm mildernde Umstände zubilligen. Ich meine damit nicht nur den Hunger und die Not. Er fälscht vielleicht auch aus reiner Ironie. „Wollen die Leute gute Bilder kaufen,“ sagt er sich, „so können sie sie bei mir haben Aber da sie nur Namen kaufen, so setz ich ihnen den gewünschten Namen drauf.“ Das ist Urkundenfälschung, freilich. Aber zugleich die blutigste Satire auf das Kunsttreiben unserer Zeit. Konnte doch einmal in einem münchner Bilderfälschungsprozeß der große Lenbach selber nicht darüber Auskunft geben, ob er ein mit seinem Namen signiertes Porträt selbst gemalt habe oder nicht Und nun denke man sich, daß eben dieses Porträt in dem Augenblicke, da ich das L in die Ecke male, um das Hundertfache im Preise steigt!

Steht da nicht der Versucher neben mir wie weiland auf dem hohen Berge neben Christus? Nur hat er diesmal vielleicht die Gestalt eines Kunsthändlers angenommen. Und was meint in diesem Falle der gute Mann? Ich solle für ein paar lumpige hundert Mark das L hinmalen, damit er dann ebenso viele Tausende oder Zehntausende verdienen könne! Wer ist da der größere Betrüger? Und wer der Betrogene?

Gewöhnlich aber benimmt sich der Teufel nicht so plump, sondern er beguckt im Atelier des Malers neugierig die fertigen Bilder und Skizzen, schüttelt den Kopf und meint, heutzutage sei nur noch mit alten Meistern oder berühmten Namen ein Geschäft zu machen. Wenn er dann wieder kommt, findet er natürlich den alten Meister oder die Berühmtheit vor. Nun klagt er über die schlechten Zeiten und kauft dem Maler, der Geld braucht, das Bild um einen Schundpreis ab.

Entweder weil er von vornherein nicht an die Echtheit glaubt oder weil er sich von dem Maler übertölpeln läßt und im Geiste den Hunderttausender sieht, den er mit den fünfhundert Mark, die er dem armen Jungen zahlt, zu ergaunern hofft. Im ersten Fall hat er die ausgesprochne Absicht, dem nächsten Käufer für gutes Geld ein falsches Bild aufzuhängen, im zweiten Falle spielt er dem Maler gegenüber, dessen Notlage er ausnutzt, die Rolle eines schamlosen Wucherers.

Warum ich das alles sage? Weil ich in der Zeituug lese, daß in Hamburg der Aquarellmaler Ottmar Seibert aus Busch in Bayern als Bilderfälscher verhaftet wurde. Und warum? Weil er an einen hamburger Geschäftsmann einen angeblich echten Rembrandt „Das Urteil des Salomo“ für — 350 Mark und einen ebenfalls als echt bezeichneten Dürer an einen andern Käufer für — 500 Mark verkauft habe. Ohne Zweifel wird jetzt der Maler wegen Betrugs ins Gefängnis gesteckt, die edeln Käufer dagegen, die einem armen Maler einen echten Rembrandt und einen echten Dürer für einige hundert Mark abkauften, gehen frei aus. Und das von Rechts wegen.

„Denn Brutus ist ein ehrenwerter Mann.
Das sind sie alle, alle ehrenwert.“

Elkan

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bibliotheksteuern

Die Tageszeitungen beschäftigten sich in der letzten Zeit mit Bibliothekfragen in Hinblick auf einen Vorschlag, der den jüngst an dieser Stelle erhobnen Forderungen geradezu ins Gesicht schlägt. Es handelt sich um eine Besteuerung der Bibliothekbenutzer, also eine Maßnahme, die die Bildungsmöglichkeit einengen muß und die Bedeutung der Bibliotheken für die geistige Entwicklung der Nation herabsetzen wird. Wo dieser Plan geheckt und gebrütet ward, braucht wohl kaum gesagt zu werden —: in Preußen. Dort hat man Lamprechts harte, aber wahre Bemerkung über das allmähliche Zurückbleiben der Deutschen hinter der amerikanischen Wissenschaft nicht vernommen und glaubt das Universitätsleben zu fördern, wenn man beim akademischen Nachwuchs noch unverfrorner als bisher Vermögen statt Begabung voraussetzt. Die Steuer soll nämlich, wie beschwichtigend mitgeteilt wird, in erster Linie auf Universitätsbibliotheken in Kraft treten, und die Studenten sollen blechen, weil sie offenbar noch nicht genug an Sondergebühren für Institute, Seminare und dergleichen zu bezahlen haben. Man verspricht ihnen dafür aufs liebenswürdigste eine beträchtliche Bereicherung der Bibliotheken, die allerdings, das soll ohne weiteres zugegeben werden, eine Vermehrung ihrer Mittel sehr nötig haben. Wenn aber die Entleihsteuer, wie vorgesehen, vierzigtausend Mark abwerfen soll, dann wird auf die einzelnen preußischen Bibliotheken nicht allzuviel entfallen. Jedenfalls wird der Schaden größer als der Nutzen, und was man auf der einen Seite eingenommen hat, muß auf der andern für Vergrößerung der Lesesäle wieder ausgegeben werden, da die Bücherbenutzung im Lesesaal steuerfrei bleiben soll. Instituts-büchereien, deren erfreuliche Erweiterung stetig fortschreitet, haben kaum erst die Universitätsbibliotheken entlastet und Ersparnisse hoffen lassen, da wird die Benutzerschar wieder in die Leseräume zurückgedrängt, muß wertvolle Zeit auf den Weg zur Bibliothek verwenden und obendrein sich dem Zwange der Bibliotheksstunden fügen, statt die Bücher nach Hause mitnehmen zu können. Wollte man, statt Bibliotheksteuern zu ersinnen, doch lieber dem Bibliotheksbureaukratismus zu Leibe gehen, der mit verschiedenen überflüssigen Formalitäten (zum Beispiel der Bürgschaftsprozedur) leider noch allzuviel Bildungshungrige zurückstößt! Blößen bietet er genug, und er verdeckt sie so wenig, daß für manche Leute die Assoziation von Bureaukratie mit Bibliothek bereits unzertrennlich geworden ist. Hoffentlich hat dieser neueste Steuerplan die unbeabsichtigte Wirkung, daß alle Gebildeten und Wissenschaftsbeflissenen nicht nur gegen ihn protestieren, sondern überhaupt eine Erweiterung der Bibliotheksschranken durchsetzen.

Siegfried Sieber

Verantwortlich: für die Redaktion Otto Walters, für den Inseratenteil Otto Friedrich, beide in München. — Verlag von Albert Langen in München. — Redaktion und Expedition: München, Kaulbachstraße 91. — Verantwortlich für die Redaktion in Österreich-Ungarn: Adolf Schlesinger in Wien I. — Expedition für Österreich-Ungarn: Huber & Lambe Nachfolger, Wien I, Herrengasse 6
Druck von E. Mühlthaler's Buch- und Kunstdruckerei AG. in München. Dachauerstraße 25
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik Niefern bei Pforzheim

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die englischen Wahlen

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Der Riesenwahlkampf, den Großbritannien kämpft, und dem die übrige Welt mit gespannter Aufmerksamkeit zuschaut, naht seinem Ende. — Dieser politische Kampf ist denkwürdig in der englischen und in der internationalen Parlamentsgeschichte durch die Größe der idealen und realen Kampfobjekte, wie durch die Wucht des Zusammenpralls.

Schon die Schlacht im Unterhaus und dann die Schlacht der beiden Häuser hatte Monumentalität, und das Pathos der Parlamente hat sich in Leidenschaft der Wähler umgesetzt.

Es geht in England immer um die Macht, und darum steckt Wert und Wahrhaftigkeit in der Anstrengung, während bei dem Scheinkonstitutionalismus immer ein Stück Fiktion und Verlogenheit mit unterläuft. Aber neben der politischen Macht wurde diesmal um große Fragen und Güter, um die Richtlinien der englischen Politik gerungen. Sonst beherrscht eine einzige Frage die Wahlstatt, — im Januar 1910 war es ein ganzer Haufen von mächtigen Fragen. Diese Fragen aber stehen unmittelbar oder mittelbar im Zusammenhang mit der europäischen Lage, und darum ist bei uns andern nicht bloß eine starke Zuschauerneugier, sonder ein eignes internationales und kulturelles Interesse in Schwingung geraten, von dem man klugerweise vor dem Wahlkampf nicht gesprochen hat, das man aber nach dem Wahlkampf weder verkennen noch ableugnen soll.

Die Konservativen, bei dem vorigen Wahlkampf aufs Haupt geschlagen, hatten diesmal in der Unruhe der öffentlichen Meinung einen gewaltigen Bundesgenossen. Vieles wirkte zusammen, diese öffentliche Meinung zu verwirren; und die Konservativen von England sind so gute Demagogen wie die aller modernen Länder. Sie verstehen es, das Interesse und das Vorurteil vorzuspannen und aufzupeitschen wie zwei Zugstiere. Sie legten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Verschiebungen, die sich in der europäischen Welt vollzogen hatten, den Liberalen zur Last. Durch den Gang der politischen und technischen Entwicklung ist in Albion ein stabiler Faktor in zitternde Schwingung geraten.

Das Inselbewußtsein wankte. — Das Inselbewußtsein, dieser Wall und diese Grundlage der politischen Selbständigkeit, dieser Erretter von stehendem Heer und Militarismus, dieser Freund der Bürger im Kampf gegen die Aristokratie, ist durch die ewige Vergrößerung der Schiffstypen, der sich gleichzeitig mit England auch andre zuwenden konnten, und durch die Lösung des Problems der lenkbaren Flugmaschinen erschüttert worden. Man muß sich ohne dummen Hohn und Chauvinismus vergegenwärtigen, was es für die Psychologie eines Volkes von dem bedeutenden Zuschnitt des englischen bedeutet, wenn ihm jenes Ruhekissen der faktischen Unangreifbarkeit ein klein wenig weggezogen wird, und wenn die nach der Macht sich zurücksehnenden Konservativen Tag für Tag schreiben, schreien, das Ruhekissen werde ganz weggerissen werden, und der auswärtige Feind laure darauf, ins Land zu dringen. Der Deutsche kommt! der Deutsche kommt, — das war der ängstliche Alarmruf der Tories. Wir Deutschen wissen, wie grundfalsch es ist, uns Angriffslust zuzuschieben, wir wissen aber auch, wie sich anno 1887 die ganze deutsche Wählerschaft ins Bockshorn hat jagen lassen, als Bismarck den deutschen Chauvinisten die Parole gab: Der Boulanger kommt.

Also der Chauvinismus war der erste Wahlmacher der Konservativen. Aber nicht der einzige.

Weil sich das liberale Ministerium, angesichts des deutschen Flottengesetzes, den Rang der ersten Seemacht nicht ablaufen lassen wollte und neue Kolosse von Schlachtschiffen baute, und weil zum Teil auch unter dem Druck der internationalen Verhältnisse die wirtschaftliche Lage in England für die Deckung der wachsenden Staatsausgaben nicht reichte, mußte das liberale Ministerium ein neues Budget vorlegen und in diesem das vornehmen, was man bei uns eine Reichsfinanzreform und was man anderwärts eine Steuervermehrung nennt. Weil aber das Ministerium liberal, demokratisch und arbeiterfreundlich war, wurde nicht nur eine Erbschaftssteuer, sondern auch eine Reihe von andern Steuern vorgeschlagen, welche die besitzenden Kreise sehr fühlbar belasteten. Auch die großen Brauer und Brenner wurden

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

herangezogen; die beiden Gruppen waren schon durch die vorausgegangne Schankbill, die eine Verminderung der Trinkgelegenheiten wegen der Alkoholgefahr in England anstrebte, heftige und mächtige Feinde des liberalen Ministeriums geworden, und sie hatten aus innern und äußern Gründen Tausende von Schankwirten hinter sich. Also die Brauer und Brenner, die Großbanken und der Großgrundbesitz, der noch großenteils in den Händen des Hochadels liegt, bildeten eine gemeinsame Phalanx.

Nicht genug damit. Die Schutzzöllner versuchten nach ihrer letzten großen Niederlage noch einmal Sturm zu laufen. Sie waren schnell bereit, das Schlagwort auszugeben: Erlöse uns von dem übel der neuen Steuern durch englische Schutzzölle, die nicht dem Volk, sondern Deutschland wehtun; und sie bliesen den Deutschenhaß an, um Wind in ihre Segel zu bekommen. Da Deutschland ein ernster Weltmarktkonkurrent Englands ist und Schutzzölle gegen englische Waren aufgerichtet hat, so hat diese Aufforderung eine verführerische Macht über englische Industrielle, welche den tiefen Segen nicht kapieren, den der Freihandel für ein an der Spitze stehendes, fremde Märkte aufsuchendes Industrievolk haben muß.

Also, man überschaue die großen Heeresmassen, die sich gegen die liberale Regierung gesammelt hatten.

Imperialisten mit den Unterarten der Flottenschwärmer und Nationalisten, die besitzenden Klassen mit den Unterarten: Adel, Bankiers, Brenner und Brauer samt Schankanhang und die Protektionisten mit den Unterarten der industriellen Schutzzöllner und der Steuergegner.

In jedem andern Land Europas wäre der Kampf mit solcher Kräftegruppierung schon beendet gewesen, bevor er angefangen hätte.

Der demokratische Liberalismus Englands hat diesen Riesenkampf aufgenommen und mit genauer Kenntnis aller drohenden Gefahren geführt. Er führte einen außerordentlichen Gegenstoß, dessen Bedeutung zugleich prinzipieller und taktischer Natur war. Das Ministerium, in dem Männer von Willenskraft und Scharfblick saßen, legte das große demokratische Budget vor, das von dem Hause der Gemeinen mit seiner sehr großen liberalen Mehrheit angenommen wurde, und unterbreitete dieses Budget der Peerskammer zur formalen Erledigung.

Zur formalen Erledigung, — damit war ein neues großes Prinzip an-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gerufen, man kann sagen: zu Hilfe gerufen, nämlich der Grundsatz des unbedingten Übergewichts des Unterhauses über das Oberhaus in allen Finanzfragen. Das Ministerium stellte sich auf den demokratischen Standpunkt. Ungeschriebnes Recht, aber durch Tradition zum Gesetz geworden ist es, daß das Oberhaus eine vom Unterhaus angenommene Finanzbill nicht verwerfen darf. Diesem staatsrechtlichen Grundsatz widersprach die Lordskammer heftig. So explodierte ein neuer tiefgehender Gegensatz: Unterhaus gegen Oberhaus, Gemeine gegen Lords, Volk gegen Aristokratie.

Der Aufruf an das Volk, die Prärogative der gewählten Volksvertretung zu wahren, — das war das liberale Paroli gegen die Parole des Imperialismus, wie „billige Lebenshaltung" durch den Freihandel und die „soziale Gerechtigkeit der Steuerheranziehung des Besitzes zur Deckung des Defizits" der Gegenschlag war gegen die Triumphe der Schutzzöllner, der Brauer und Brenner und die Steuerscheu der Besitzenden.

So marschierten die materiellen Interessen und die politischen Ideen in Frontstellung gegeneinander, als das Oberhaus das Budget verworfen hatte, mit der duckmäuserischen Ablehnungsformel, die Peers wollten dem Volk Gelegenheit geben, sein Votum über das Votum abzugeben.

Die Konservativen übertrumpften also den demokratischen Vorstoß gegen das Veto der Lords durch die demokratische Forderung eines Referendums der Wähler.

Die Lage war reichlich schwierig für die Liberalen, als die Wahlen begannen; und da sie bei der vorangegangnen Wahl wie durch einen „Erdrutsch" ausnehmend viele Männer der mittleren und unteren Klassen ins Parlament gebracht und dadurch eine exzeptionelle und große Mehrheit erlangt hatten, so ging der Kampf auch noch um die halb persönliche, halb politische Frage, ob die Männer aus den breiten Volksschichten oder die aus den guten Familien im Parlament die Macht haben sollten.

Auf eine kräftige Minderung ihres Mehrheitsüberschusses mußte sich die liberale Regierungspartei gefaßt machen. Sie hätte bei der national überhitzten Stimmung Englands wohl auf eine große Niederlage rechnen müssen, wenn nicht die Minister als Parteiführer mit beiden Füßen in den Wahlkampf gesprungen wären. Der Elan der Minister Asquith, Churchill und vor allem Lloyd Georges als Wahlagitatoren war geeignet, Respekt und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mut einzuflößen und die wankenden Reihen vor dem Auseinanderlaufen zu bewahren.

Der Wahlkampf hat auch im äußern Apparat und in der persönlichen Anstrengung der Gegner gewaltige Dimensionen angenommen, und die Wahlkassen der Konservativen waren reich gefüllt. Auch liefen in wachsendem Grade Beschwerden ein über den Mißbrauch des persönlichen und wirtschaftlichen Einflusses der großen Grundbesitzer in den Landgemeinden.

In England, Schottland und Irland erfolgt die Entladung nicht an einem und demselben Wahltag. Die Lawine braucht drei Wochen, bis sie zu Tal kommt, und so steht zurzeit noch etwa ein Fünftel der Wahlen aus.

Die Konservativen, die sich seit des alten Gladstone Kampf für Homerule der Irländer mit dem Namen Unionisten, zu deutsch Unitarier, bezeichnen, haben den Liberalen und den Arbeitern an die hundert Sitze abgenommen und damit, gemessen an den letztmaligen Wahlen, einen relativ großen Erfolg, aber keinen Sieg erfochten. Denn da die Arbeiter in ihren verschiednen Nuancen gegen die Konservativen stehen und auch die Irländer, die nur von den Liberalen Selbstverwaltung erhoffen, ein konservatives Ministerium nicht stützen, ist es den Konservativen unmöglich, ein Kabinett zu bilden.

Andrerseits sind die Liberalen durch die Verluste und die vergrößerte Wahlstimmenzahl ihrer Gegner, daneben durch die notgedrungene Rücksicht auf die Vertreter der Arbeiterpartei — die im Wahlkampf übrigens fühlbar geschwächt wurde und den Liberalen durch eine Anzahl „dreieckiger" Wahlen, die verloren gingen, geschadet hat, — zahlenmäßig und politisch hart an die Grenze der Minderheit herangerückt. Vielleicht werden die Liberalen, je nach dem Ausfall der letzten hundert Wahlen, auf die Hilfe der politisch kapriziösen Iren direkt angewiesen sein, jedenfalls können diese durch ein Zusammenstimmen mit den Unionisten das liberale Ministerium in die Minderheit versetzen.

Das Veto gegen das Oberhausveto hat wohl eine Mehrheit gefunden, ob aber diese stark genug ist, die demokratische Übung zum Staatsgesetz zu erheben und das Oberhaus in Finanzfragen auch formell auszuschalten, — das ist die Frage.

Die Schutzzöllner sind in der Minderheit und in den großen Industrie-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zentren aufs Haupt geschlagen, aber ihre Zahl gibt ihnen doch neuen Wind in die Segel. Die Chauvinisten haben keine Mehrheit, aber ihre Saat ist gewachsen.

So zeigen sich unreine Brüche in der Rechnung, und die innerpolitische Lage ist so verwickelt wie je. Noch haben die Liberalen gleichsam die Vorhand, aber ihre Führer werden genau erwägen, ob sie spielen wollen, und sie werden bei Fortführung der Regierung ihre Bedingungen stellen. Das werden sie jetzt noch können. Balfour wird Asquith bitten müssen, weiter zu regieren, und dieser wird bei seiner Entschließung schon die nächsten Wahlen ins Auge fassen. Denn Asquith hat politischen Weitblick bewiesen, und Lloyd George ist noch lange nicht verbraucht.

Aber das scheinen nur innerpolitische Sorgen Englands zu sein.

Genau betrachtet, wird freilich die internationale Lage scharf von der Krisis der englischen Liberalen, oder sagen wir von der englischen Krisis berührt.

Es ist für Europa nicht gleichgültig, ob die Chauvinisten in London das Ruder führen oder nicht. Ein konservatives Ministerium bedeutet eine Verlängerung des kriegerischen Echauffements. Freilich würde Balfour, der im Wahlkampf demagogisch schwarz gefärbt und aufgewiegelt hat, als Ministerpräsident abwiegeln. Aber trotz alledem wird er dem Geist, den er gerufen hat, um sich von ihm tragen zu lassen, Hekatomben opfern müssen. Er hat erklärt, England sei ungenügend gegen Deutschland „geschützt", und er wird „Verteidigungsschiffe" gegen Deutschland bauen müssen; und Deutschland wird diese Schiffe für Angriffsschiffe erklären und seinerseits neue „Verteidigungsschiffe" ausrüsten.

Wir stehen dann vor einer Fortsetzung dieses Rüstungsprotzentums, das die Finanzen beider Reiche ins Defizit und sie selbst in die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Verwirrungen gestürzt hat, die in den „Reichsfinanzreformen" beider Reiche in Erscheinung traten, und die fortfahren, wichtige Volksinteressen beider Länder zu schädigen.

Das ist der Punkt, wo man die deutsche Mitwirkung an dem Wahlsieg der englischen Chauvinisten ehrlich und nüchtern ins Auge fassen muß.

Das, was heute eingetreten ist, war seit Jahren mit Sicherheit vorherzusehen: eine Schwächung der friedlich-gesinnten englischen Liberalen und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eine Stärkung der englischen Imperialisten durch die deutsche Politik und eine chauvinistische Publizistik.

Man hat den deutschen Flottenverein jahrelang einen knabenhaft rasselnden Spektakel machen lassen.

Die deutsche Marineverwaltung hat ein kaum aufgestelltes Flottenprogramm durch neue, darin nicht vorgesehene Mehrrüstungen übertrumpft und durch diesen Mangel an Stetigkeit im Programm mißtrauischen Unterstellungen den Boden geebnet. Auf allerhöchste Äußerungen, Telegramme, Flaggensignale und Interviews soll nicht eingegangen werden.

Eine chauvinistische Presse hat fortgesetzt renommiert und gedroht.

Deutschland hat es auf eine Sondierung des liberalen Ministeriums wegen einer Verständigung im Sommer 1908 abgelehnt, dieser Frage näher zu treten; das Auswärtige Amt in Berlin hat den Finanzminister Lloyd George, als dieser eigens nach Berlin kam, garnicht ersucht, näher zu treten, und Bülow blieb während dieses Besuches eines leitenden englischen Staatsmannes in der Siesta von Norderney.

Die Minister Bannermann und Asquith haben — so deutlich sie es tun konnten, ohne sich dem Vorwurf der Schwäche oder des Korbholens bei ihren konservativen Todfeinden auszusetzen — ihre Neigung zu einer Annäherung ausgesprochen, und der Auswärtige Minister Englands hat im Wahlkampf die Formel der „freiwilligen Verlangsamung" ausgesprochen, auf die auch in Deutschland und in diesen Spalten schon hingewiesen worden ist. Man kann natürlich in Deutschland sagen: „Es ist uns alles egal!" Und niemand wird bestreiten, daß der deutsche Flottenverein das „Recht" hat, zu agitieren, ebenso wie die deutsche Reichsregierung und der Kaiser das „Recht" hatten, sich passiv zu verhalten. Aber das ist gewiß, daß die Politik und Haltung Deutschlands ein wichtiger Faktor für die überhitzte Stimmung der Chauvinisten und für ihre Wahlerfolge gewesen ist.

Das Ergebnis ist: die bisherige deutsche Methode hat das Gegenteil von dem gebracht, was für Deutschland erwünscht ist, nämlich eine Stärkung der antideutschen Chauvinisten und der Tarifreformer, welche deutsche Waren durch Schutzzölle von England und seinen Kolonien ausschließen wollen.

Man wird nicht verlangen, daß man diese Kurzsichtigkeiten Staatskunst nenne.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Bedeutung der englischen Wahlen

Von G. H. Perris

London, den 19. Januar

Es wäre in der Tat merkwürdig, wenn die Welt den Verlauf der Wahlen im vereinigten Königreich nicht mit etwas sorgenvollem Interesse verfolgen würde. Bei ihrer internationalen Bedeutung liegt die Möglichkeit weitgehender Beunruhigungen der Gesamtweltwirtschaft nahe; denn was wir auch immer von den Vorzügen von Schutzzoll oder Freihandel halten mögen, die Freihandelsidee ist so innig in das Gefüge des Welthandels verwebt, daß ihre Niederlage unvermeidlich, mindestens für längere Zeit den ganzen Mechanismus von Börsen- und Finanzwesen ernstlich in Mitleidenschaft ziehen müßte. Nicht weniger ernst zu nehmen war die Möglichkeit einer tiefgehenden politischen Beunruhigung, wenn die anti-deutsche Stimmung der Tory-Opposition triumphierte. Diese Faktoren sind bei dem britischen Volke natürlich ins Gewicht gefallen, aber von weit größerer Bedeutung für den Engländer war die Aussicht auf eine ausgesprochene Vorherrschaft des Oberhauses in der Gesetzgebung, auf die Abwälzung der Hauptsteuerlasten von Besitz und Reichtum auf den Lebensbedarf des Armen und die drohende Zurückstellung der Sozialreform. Alle diese Umstände haben dazu beigetragen, einen so aufregenden und verzweifelten Kampf herbeizuführen, wie ihn England seit den Tagen, da die Lenker seiner Geschicke zwischen der großen Reformbill und offener Revolution zu wählen hatten, nicht gesehen hat.

Von einem Ende des Landes bis zum andern geht die leidenschaftlichste Agitation der feindlichen Kräfte. Seit die Lords das Budget verwarfen, jagten Minister und Exminister einander Nacht für Nacht im Lande umher und, während die Abgeordneten in überfüllten Versammlungen zu ihren Wählern sprachen, hielten Straßenredner in allen großen Städten das Volk in Aufregung. Kampflustige Pairs beteiligten sich in noch nicht dagewesener Weise

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

an dem Besitz der volkstümlichen Rednertribüne und hielten wochenlang in den Redeschlachten aus. Kinematographen, Grammophone und Bilderanschläge wurden zum ersten Male ausgiebig zur Agitation benutzt und, man kann wohl sagen, daß kein Hilfsmittel, welches durch Geld oder Parteileidenschaft aufzubringen war, in der Entscheidungsschlacht zwischen zwei so scharf umrissenen, politischen Gegensätzen fehlte.

Lassen Sie mich ganz kurz und summarisch die Streitfragen zusammenstellen! An erster Stelle handelt es sich um einen Kampf zwischen Lords und Gemeinen. Die absolute Kontrolle, die das Unterhaus über das Finanzwesen seit Generationen unangefochten ausgeübt hat, wurde durch die Verwerfung des Budgets im Oberhause direkt in Frage gestellt. Aber das ist nicht alles. Durch die Verwerfung der Hauptvorlagen der Regierung maßten sich die Pairs eine noch weitergehende Vorherrschaft an. Immer vorwiegend konservativ, haben sie durch Verweigerung einer Reihe nicht gerade vitaler, aber immerhin wichtiger Reformen, die Frage der Notwendigkeit einer Beschränkung ihres allgemeinen Veto in der Gesetzgebung in den Vordergrund gezwungen.

An zweiter Stelle hat die Tarifreformbewegung, die mit ungeheueren Geldaufwendungen und fieberhafter Energie die letzten sieben Jahre hindurch betrieben worden ist, alle Wähler, auch in den entlegensten Teilen des Landes, vor eine endgültige Wahl zwischen Aufrechterhaltung oder Preisgabe des Freihandelssystems gestellt. Es ist hier nicht meine Aufgabe, die Gründe zu prüfen, welche von Mr. Chamberlain und seinen Anhängern vorgebracht werden — Gründe, welche den Schutzzöllnern überall in der Welt vertraut sind und welche, soweit England in Betracht kommt, tausendmal von unsren Haupt-Nationalökonomen widerlegt worden sind, einschließlich des Mr. Chamberlain selbst in seinen früheren Tagen. Aber zweierlei muß gesagt werden: das erste ist, daß die kleinen Inseln des vereinigten Königreichs unter dem Freihandelssystem zweifellos die Vorherrschaft im auswärtigen Handel, die sie nach der industriellen Umwälzung durch die Maschine gewannen, behauptet haben, und daß sie sich jetzt der höchsten Löhne und der billigsten Lebensmittel in Europa erfreuen. Das zweite ist, daß die Bedeutung freier Einfuhr unendlich größer ist für ein kleines Land, dessen Lebensmittel zum größten Teil von auswärts hergebracht werden müssen, und das von seinem

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

überseeischen Handel und seiner Schiffahrt weit abhängiger ist, als ein Kontinentalstaat wie das Deutsche Reich.

Die dritte große Streitfrage bei der Wahlparole ist eine sehr delikate und von einem Engländer, der zu einer deutschen Zuhörerschaft spricht, nicht ohne Beschämung anzuschneiden. Es ist vollständig wahr, was Mr. Balfour sagt, und ich unterstreiche die Tatsache für meine deutschen Leser — daß der gewöhnliche Mann, der „Mann auf der Straße", wie wir ihn nennen, nicht imstande ist, ohne Unruhe an das Wachstum einer großen europäischen Macht zu denken, die bereits das größte Landheer in der Welt hat und nun dabei ist, ihm eine ebenso mächtige Flotte hinzuzufügen. Mr. Balfour war skrupellos genug, mit dem Feuer dieser vulgären Furcht zu spielen, die an die Möglichkeit einer neuen Art napoleonischer Gefahr glaubt, und seine jüngst in Hanley gehaltene Rede, in der er giftigen Klatsch über deutsche Rüstungen und die „Unvermeidlichkeit" eines englisch-deutschen Krieges vorbrachte, muß zu den niedrigsten Äußerungen gerechnet werden, die jemals von verantwortlichen europäischen Staatsmännern in kritischen Augenblicken gemacht worden sind. Die liberalen Führer und die Presse haben mit dem Nachweis erwidert, daß die britische Flotte vollständig ausreichend für die Situation ist, und daß die Sicherheit Englands wie Deutschlands besser durch ein Übereinkommen über die Seerüstungen als durch eine Fortsetzung des gegenwärtigen gefährlichen Wettbewerbs gefestigt werden kann. Es wird mir gesagt, daß die Friedensgesellschaften und ähnliche Idealistengruppen beim deutschen Volke weniger Ansehen als beim britischen haben. Es muß aber ausgesprochen werden: wenn in England seit dem südafrikanischen Kriege von den Fürsprechern internationaler Verständigung nicht eine beträchtliche Aufklärungsarbeit geleistet worden wäre, so würde heute Aussicht auf die Erscheinung eines offen anti-deutschen Ministeriums sein, ein Ereignis, das die ganze europäische Lage schwer komplizieren würde.

Das waren die drei großen Streitfragen der Wahlen; aber hinter ihnen standen auf seiten der Opposition, die korrumpierende Macht des Getränkehandels und die Befürchtungen des Mittelstandes über der Wirkung der neuen „Landtaxen", auf der andern Seite, hinter der Regierung, faktisch die ganze Macht der organisierten Arbeit, der Radikalismus von Schottland und Wales, und der Nationalismus Irlands. Man muß sich auch

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erinnern, daß die Krisis am Ende einer Periode ernster Handelsdepression kam, und daß die Regierung in der Defensive, die Opposition in der Offensive war.

Und nun zu den Resultaten des Kampfes, soweit sie nach den ersten drei Tagen der Abstimmung beurteilt werden können.

Es gibt 670 Mitglieder des Unterhauses — 465 werden in englischen, 30 in walliſischen, 72 in schottischen und 103 in irischen Bezirken gewählt. Die große Mehrheit der walliſischen und schottischen Mitglieder sind Liberale oder Arbeiterparteiler; die meisten irischen Abgeordneten sind Nationalisten und mithin Stützen von Mr. Asquiths Ministerium, welches versprochen hat, Irland unter der Suprematie des imperialistischen Parlaments home rule zu geben. Von Wales, Schottland und Irland kann man deshalb erwarten, daß sie der Regierung 150 Stützen geben werden. England ist immer der unberechenbare Faktor; aber weil die englischen Abstimmungen zuerst vorgenommen werden und über das zweifelhafte Element bereits einige Klarheit herrscht, bin ich im Stande, eine annähernde Berechnung des Gesamtresultats anzustellen.

Während ich schreibe, sind 266 Mitglieder oder mehr als ein Drittel des Hauses gewählt worden. Die folgende Tabelle zeigt, wie deren Wählerschaften vor und nach der Wahl vertreten waren:

Dezember 1909			16. Januar 1910		
Liberale	137		Liberale	98	
Arbeiterpartei	23	188	Arbeiterpartei	20	146
Irische Nationalisten	28		Irische Nationalisten	28	
Konservative	78		Konservative	120	
Ministerielle Mehrheit	110		Ministerielle Mehrheit	26	

Ein Verlust von 84 — das heißt ein Übergang von 42 Sitzen von 266 von der Regierung auf die Opposition.

Das sieht sehr ernsthaft aus für das Budget und den Freihandel, und zweifellos sind diese Ziffern in auswärtigen Kreisen, wo die gegenwärtige Regierung nicht beliebt ist und die Situation nicht richtig verstanden wird, viel besprochen worden. Aber ihre Bedeutung tritt sehr zurück, wenn wir uns erinnern, daß sich die Regierung vier Jahre lang einer beispiellosen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mehrheit erfreut hat. Sie war schon etwas verringert worden durch einige Zwischenwahlverluste; aber, wenn man die Arbeiterpartei und die irische einrechnete (beides unabhängige Fraktionen die jetzt mit den Liberalen zusammenarbeiten), so stand die ministerielle Mehrheit vor einer Woche auf 334, das heißt das Ministerium repräsentierte drei Viertel und die Opposition nur ein Viertel der Volksvertretung. Die Konservativen hatten daher 168 Sitze zu erobern, um im nächsten Parlament eine einfache Majorität zu erlangen.

Wir können füglich sagen, sie hatten 200 Sitze zu gewinnen, um eine genügende Mehrheit zur Durchbringung eines schutzzöllnerischen Budgets zu erlangen. Aber wie schon gesagt, die Möglichkeit konservativer Gewinne war faktisch auf England beschränkt, wo es sich um 327 liberale Mandate handelte. Von diesen hatten sie mithin die Hälfte zu erobern, um eine einfache Majorität zu erlangen, oder Zweidrittel, um eine wirksame Majorität im Parlament zu erlangen. Aber von 160 Liberalen und Arbeitersitzen haben sie nur 42 erobert. Was können sie noch erhoffen?

Ungefähr 250 englische Wahlen müssen noch stattfinden. Wenn diese in demselben Verhältnis ausfallen, wird Mr. Balfour etwa 63 von ihnen gewinnen. Er kann garnichts in Irland gewinnen; Wales ist seinem Führer, Mr. Lloyd George, dem Finanzminister, absolut treu, und die Konservativen haben sehr wenig Eindruck auf Schottland gemacht und haben dort keine Aussichten. Um abzurunden, gebe ich ihnen 5 weitere Sitze zu den schon zugestandenen. Das macht eine Gesamtübergang von 110 Sitzen und gibt folgendes Resultat:

	Vor den Wahlen	Nachher
Ministeriale	502	392
Opposition	168	278
Ministerielle Mehrheit	334	114

Das wirkliche Resultat kann günstiger sein als die Schätzung. Die Abstimmung hat bisher einen merkwürdig ähnlichen Verlauf wie die von 1885 gezeigt, als die liberale Partei eine Mehrheit von 84 ohne, oder von 166 mit den irischen Nationalisten hatte. Die Wahlen in der Zwischenzeit sind durch besondre, jetzt nicht vorhandne Faktoren, störend beeinflußt worden. So schwang der Pendel im Jahre 1886 ganz hinüber durch die Zersplitterung

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in der liberalen Partei wegen home rule, und die Konservativen und liberalen Unionisten erlangten eine Mehrheit von 123. Im Jahre 1900 hatten wir die berühmte „Khaki- (südafrikanische Kriegs-) Wahl und die Unionisten erlangten eine Mehrheit von 134. Im Jahre 1906 fielen die Sünden des Jingoismus auf ihn zurück, und bei der Bezahlung aller Rechnungen der ungeheuren Mißgriffe, wählte das Land die Friedens- und Reformpartei, mit der noch nicht dagewesenen Mehrheit von 354 Sitzen.

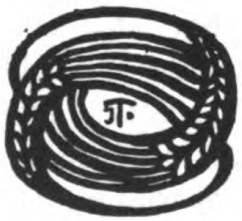
Nun da die liberale Verwaltung wieder an der Reihe ist, kritisch angesehen zu werden, in einer Zeit gesteigerter finanzieller Not und langer Depression, ist es natürlich, wenn die Mehrheit auf ein normaleres Verhältnis fällt. Sie kann etwas größer sein als obige Berechnung zeigt, denn die ländlichen Wählerschaften, die noch abzustimmen haben, werden sicherlich für Altersversicherung und Landreform sein; für sie spielen im Gegensatz zu einigen Städten, welche die Regierung verloren hat, weder die Arbeitslosigkeit in der Industrie, die Heer- und Marinefragen, noch die Zersplitterungen in der liberalen und Arbeiterpartei eine Rolle. Ich nehme an, daß die ministerielle Mehrheit, durch den Abschluß der Wahlen Ende dieses Monats in der Mitte zwischen 120 und 150 liegen wird, einschließlich der irischen Stimmen. Sie ist völlig ausreichend, um den Schutzzoll fernzuhalten und Oberhausfrage und das Budget zu erledigen. Der anti-deutsche Schrecken wird verschwinden, wenn die Wahlen vorüber sind.

Ich habe Sie mit Berechnungen, die für fernstehende Leser ermüdend sein werden, geplagt; sie stellen aber praktisch die Hauptelemente britischen politischen Lebens dar. Bei der Wahlschlacht handelt es sich um ein historisches Ereignis, denn in ihr stehen alle Kräfte des Fortschritts allen Kräften der Reaktion gegenüber, und beide Seiten haben ihr Äußerstes getan und, wie wir sagen, „ihren letzten Mann zum Abstimmen gebracht". Wie das Resultat auch ausfallen mag, es wird kein zufälliges sein, sondern den überlegten Willen der Nation verkörpern. Keine Partei kann die Hoffnung haben, für die Dauer Abtrünnige von der anderen zu gewinnen. Wenn ich mich also zu der Frage äußern soll, ob sich die fortschrittliche Mehrheit stabil und dauernd erweisen wird, so erwidere ich: sie wird es, nach aller menschlichen Berechnung. Nahezu sicher werden wir vier oder fünf Jahre stetiger politischer und sozialer Reform haben. Die Torys haben kein positives Programm, wenn

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

man von dem Schutzzoll absieht. Sie haben damit ihr Bestes versucht und sind viel entscheidender geschlagen worden als die Zahlen der liberalen Mehrheit zeigen. Fast alle großen Fabrik- und Industriestädte haben überwältigend für den Freihandel entschieden. Die meisten Tory-Gewinne kommen auf 1. die kleinen Städte und winzigen Marktflecken, einschließlich Luxusorte wie Brighton, wo der Einfluß des Klerus und des Reichtums stark ist; 2. die schiffsbauenden Zentren, wo die schlechte Handelskonjunktur besonders fühlbar gewesen ist; 3. die alten Toryhochburgen wie London. Mr. Chamberlain hat zugegeben, daß es sich diesmal um die letzte Chance „für Tarifreform" handelte, daß sie jetzt oder niemals kommen würde. Das Wiederaufleben des Handels wird die Schutzzollbewegung ersticken, und die Niederlage wird vollständig werden durch die Ausdehnung der Altersversicherung und die Wirkung der neuen Landtaxen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Forderung nach einer größeren unabhängigen Arbeitervertretung in Zukunft Uneinigkeit in die fortschrittlichen Reihen trägt, aber das ist vorläufig noch nicht in Sicht.

Das einzige unmittelbar vorliegende Problem ist sehr interessant, aber es läßt nach meiner Meinunng nur eine einzige Lösung zu. Was wird König Eduard tun, wenn Mr. Asquith die Mittel verlangt, die Macht der Pairs wirksam zu beschränken? Wenn die tatsächliche Mehrheit im Unterhause gering ist, mag der König versucht sein, Schwierigkeiten zu machen. Das hieße, die Krone in die politische Arena herunterziehen und mit der Gefahr revolutionärer Verwicklungen zu spielen. König Eduard besitzt nach meiner Meinung zuviel Klugheit und gesunden Menschenverstand, um einen solchen gefährlichen Pfad zu beschreiten.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Weltanschauungen“ / Von Carl Vogt

(Fortsetzung statt Schluß)

Man hat darüber gejubelt, daß Bebel und Genossen eine genauere Definierung des Zukunftstaates nicht geben konnten. Eine solche genauere Definierung, über welche sich die Genossen wohl selbst nicht ganz klar sind, hätte ohnedem dem Zukunftstaat jeden Reiz benommen. Die Mystik will keine scharfen Linien, keine genauen Umrisse, keine greifbaren Dinge, — je unbestimmter, nebelhafter, formwechselnder, desto mehr fühlt sie sich angezogen und verleitet sie dazu, weiter zu wirbeln. Noch kein Religionsstifter hat sein Paradies (ohne ein solches geht es ja überhaupt nicht ab) der nebelhaften Ferne entrücken können, in welcher es überhaupt gehalten werden muß, um keine Gestalt zu erringen; und schließlich ist das Nirwana, wo überhaupt garnichts getan oder gedacht wird, das richtige Ideal eines logisch ausgedachten Zustandes nach dem Tode.

Jeder Strom bedingt einen Gegenstrom; und je mächtiger der eine, desto stärker der andre. So sehen wir denn auch dem realistischen Strom, der einer Küste zustrebt, wo der Mensch glücklich und zufrieden lebt, den mystischen Rückstrom entsprechen, der den Menschen zu ähnlichen, glücklichen Gefilden führt, sobald er gelebt hat. Das ist für meine, vielleicht etwas naive Auffassung der einzige Unterschied zwischen dem Bellamyschen und andern Zukunftsstaaten und dem religiösen, für uns Westeuropäer spezifisch christlichen Zukunftsstaate, — der eine *vor*, der andre *nach* dem Strich, den ein bis jetzt unausweichliches Naturgesetz durch die Existenz zieht.

Auch in dieser Beziehung habe ich, als durchaus unparteiischer Zuschauer, abwechselnde Fluten und Ebben miterlebt, sodaß ich mich über die jetzige mystische Hochflut in keiner Weise wundere. Ich erinnre mich noch sehr wohl des Aufsehens, welches Alexander von Humboldt durch ein geflügeltes Wort machte. In seiner Eigenschaft als dienstuender Kammerherr mußte er einer Zeremonie in der Kirche beiwohnen. Vor der Türe begegnete ihm der fromme General von Gerlach, der ihn mit den Worten anredete: „Sie hier, Exzellenz, in der Kirche?“ — „Man will doch auch Karriere

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fähigkeit auf seinen ursprünglichen Zwinglianismus aufzupfropfen wußte, — das weiß Jedermann. Aber hier traf er mit Stahl zusammen, und nun bekämpften sich die beiden Produkte einer und derselben Strömung, und in dem Kampfe gegen Stahls theologische Richtung, welche wirklich, wie Bluntschli sagt, „die Umkehr der Wissenschaft" bedeutet, in dem Kampf gegen die kirchliche Reaktion, welcher die theologisierende Staatslehre angehörte, die in den höchsten Kreisen Berlins eine ähnliche einflußreiche Stellung erhielt wie die Theologie der Jesuiten in Rom" ging der Protestant Bluntschli sogar soweit, die römische Institution für „in sich folgerichtiger" zu erklären. „Wenn," sagt Bluntschli, „die obrigkeitliche Gewalt wirklich etwas spezifisch göttliches, dem menschlichen Verstande unbegreifliches, über dem Volke und über dem Staate erhabenes und daher nicht vom Volk und Staat beschränktes und bestimmtes ist, was nur geglaubt, aber nicht gewußt werden kann, dann entspricht es dem einmal erhitzten religiösen Gefühl doch noch besser, diese göttliche Vollmacht und Hoheit vorzugsweise in einem religiösen Oberhaupte, das heißt in dem Papste, zu verehren, dem obersten und nächsten Stellverteter Gottes in der Christenheit. Denn der Papst kann sich doch für seine Autorität auf eine religiöse Offenbarung stützen, welche der staatlichen Autorität entgeht, und in dem Papste ist doch die Einheit gewahrt, während die fürstlichen Stellvertreter des einen Gottes nur ein widerspruchsvolles Reich Gottes darzustellen vermögen. Wenn aber einmal der Verstand von dem Glauben gebunden und jede Kritik mit der Berufung auf das Geheimnisvolle und Unerklärliche niedergeschlagen wird, dann wüßten wir nicht, weshalb die welthistorische Autorität des Papstumes weniger Unterwerfung der Vernunft und weniger Glaubensherrschaft versprechen dürfte als irgend ein protestantisches Theologenkollegium."

So weit Bluntschli, der Präsident des Protestantenvereines gegen den weiter gehenden Konkurrenten im Kampfe um die religiöse Alleinherrschaft! Zwei protestantische Weltanschauungen feindlich einander gegenüber stehend! Bolet gegen Fliegenschwamm!

Die Stahlsche Welle hat sich längst verlaufen, — jetzt kommt eine andere, deren Größe und Dauer wir noch nicht abmessen können, deren Anwachsen aber jeder aufmerksame Beobachter konstatieren muß. Nordau in seiner Schrift über die Entartung, die in Frankreich weit mehr Aufsehen macht,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

als sie in Deutschland verursachte, hat diese allgemeine Erscheinung schon eingehend behandelt und sie als einen Beweis für die von ihm angenommene zerebrale Entartung angesehen. Zugegeben, daß es ein großenteils neuropathischer Prozeß ist, so ist damit doch wohl nicht gesagt, daß er unheilbar sei, daß die Welle nicht wieder ablaufen könne, wie das schon so oft der Fall gewesen ist. Der materielle, auf der Erde verlaufende Strom, der es hier gut haben will, wird nicht versiegen, aber er wird vielleicht in ruhigere Bahnen lenken, wenn man ihm nur die Gelegenheit dazu gibt; vielleicht sogar wird er in weite Becken sich sammeln, wo der Strom kaum noch sich bemerken läßt; und in dem Maße, wie der materielle Grundstrom an Stoßkraft abnimmt, wird auch der mystische Gegenstrom sich abschwächen.

Jetzt aber, dies darf man nicht vergessen, ist dieser mystische Gegenstrom für diejenigen Schichten, die weniger mit der stets anwachsenden Mühe und Not um das tägliche Brot zu kämpfen haben, zugleich ein oft unbewußtes Verteidigungsmittel geworden gegen den von unten herkommenden Ansturm; und je weitere Kreise in den Wirbel dieses Unterstromes gezogen werden, desto mehr wird sich der Gegenstrom in den oberen Schichten verstärken und ausbreiten.

Aber welchen Einfluß, frage ich noch einmal, kann unter solchen Verhältnissen die sogenannte „schöne Literatur" mit ihren Novellen, Romanen, Dramen und sonstigen Produkten auf den Gang der Geschichte üben, und welchen Einfluß übt sie jetzt schon?

Die einzige Literatur, welche tiefergehenden Einfluß übt, ist die Zeitungsliteratur, schon aus dem einfachen Grunde, weil bei dem zum Kampf um das Leben heute nötigen Treiben und Hasten nur eine sehr geringe Zahl von Menschen über einige Stunden beschaulicher Ruhe gebieten kann, die zum Lesen und Verdauen eines Buches nötig sind. „Haben Sie denn alle die Bücher gelesen, Herr Professor?" fragte mich ein naiver Tischler, der mir für meine Bibliothek einige neue Regale einrichtete, „das scheint mir ja kaum möglich!" — „Fällt mir auch nicht ein, mein Lieber," antwortete ich lächelnd, „man hat die Bücher zum Nachschlagen, aber nicht zum Lesen! Man liest nicht einmal Zeitungen, sondern fliegt sie nur durch, um zu wissen, was vorgeht, und die meisten begnügen sich mit den telegraphischen Depeschen, weil sie nicht die Zeit dazu haben, mehr zu lesen!"

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es ist wirklich merkwürdig, wie wenig Fähigkeit, reale, faktische Verhältnisse zu beobachten, die meisten besitzen.

Man liest, man geht in das Theater, in Konzerte, je nach individuellem Geschmacke oder aus anerzogener Gewohnheit, nicht um seine Gedanken anzustrengen, sondern um im Gegenteil dem ermüdeten Gehirn Gelegenheit zu geben, sich auszuruhen und neue Spannkraft zu sammeln. Eine Art Schlaf im wachenden Zustande! Fulda hat neuerdings gegen die öde, absolut gedankenleere Geselligkeit unsrer Zeit diese beachtenswerten Worte gesagt, — aber sucht man denn nicht gerade deshalb diese Ödigkeit auf, weil sie keine weiteren Anforderungen an das durch die Tagesarbeit übermüdete Gehirn stellt?

In der Tat sind, je nach den Individuen und ihrer Stellung im Leben, die Ansprüche, welche die einzelnen an solche geistige Ausspannung stellen, von gar mancherlei Art. Im Allgemeinen aber kann man wohl sagen, daß man nach dem Gesetz der Kontraste, das ja auch in der Wirkung der Farben eine so große Rolle spielt, solche Dinge aufsucht, die im Gegensatze zu der durch das Leben auferlegten Geistesarbeit stehen. Die Musik steht hier wohl in erster Linie. Die Musiker von Fach ausgenommen, stellt sie keine Anforderungen an das Denken. Vielleicht beruht gerade darauf die allgemeine Teilnahme an der melodieenlosen Musik unsrer Zeit, welche die Nerven erst aufregt, dann abstumpft, ohne weitere spezielle Eindrücke zu hinterlassen, und gewissermaßen in mystischer Weise Melodien verspricht, ohne diese Versprechungen einzulösen. Um eine Mozartsche, eine Webersche Melodie aufzufassen und nachzuträllern, bedarf es schon einiger Aufmerksamkeit, — aber bei melodieenloser Musik findet das Wort des Hans von Katzenfinger über den Sermon, den der Pfarrer den dazu kommandierten Kadetten hielt, Anwendung:

Das war die Zeit für alle Träumereien,
So viel dem Exerzieren noch entronnen!

Da mich die Wagnerischen Opern, deren ich viele an verschiednen Orten gehört habe, stets und überall hinreichend gelangweilt haben, so benutzte ich meine Zeit, das Publikum, in den Logen namentlich, aufmerksam zu studieren. Ich fand, daß ich mich während der ersten Akte, sehr wohl in dem „Saale der Aufgeregten" eines Asyls für Nervenkranke hätte glauben können, so

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aufgeregt, zerfahren, zitterig waren Gesichter und Bewegungen. In den letzten Akten aber sahen die Brüstungen der Logen etwa aus — man verzeihe mir das Bild, aber ich weiß kein besseres —, sie sahen etwa aus wie die Einfriedungen der Wagen, in welchen man früher, wo es noch keine Eisenbahnen gab, die Kälber vom Lande her zum Schlachthause führte. Die Köpfe hingen blödsinnigen Ausdruckes über die Brüstung herüber und fuhren nur von Zeit zu Zeit auf bei einem besonderen Effekte, — genau so, wie die Köpfe der Kälber auffuhren, wenn der Wagen über einen großen Stein humpelte. Aber ich begriff die Anziehungskraft dieser Musik in einem neuropathischen Zeitalter.

Das Gesetz der Kontraste kommt auf allen Gebieten zur Geltung — je stärker der Gegensatz, desto mehr wird er für die Ausspannung gesucht —, freilich immer mit Rücksicht auf die individuelle Anlage. Im Besuche der Theater und der Wahl der Stücke, in der Literatur und der Auswahl des Lesestoffes tritt dies klar hervor. (Schluß folgt)

Der Bote Gottes / Roman von Jakob Schaffner

(Fortsetzung)

Es waren auch Katzen dagewesen; die hatten sich beiseite gemacht, weil sie dachten, es komme sonst was Ungutes des Weges. Nun brachte sich aber der reitende Kater nicht schnell genug in Sicherheit, weil er sich mit den Krallen zu fest im Halsfleisch des Köters verhackt hatte, und augenblicks war die ganze Meute über ihm. Es gab einen gräßlichen Spektakel. Der Kater fuhr wie der leibhafte rote Teufel unter den schwarzen Taugenichtsen herum. Die Rangen machten sich auch über das Vergnügen her und gaben ihm erst den rechten Geschmack. Und zu guterletzt kam die Magd Christine mit dem Besen aus der Haustüre gelaufen und begann frisch dreinzuschlagen, sobald sie etwas erreichen konnte, daß Kater, Kind und Köter auseinanderstoben wie geblasen. Sie hatte auch eine Frage an das Intelligentere davon:

„Nennt ihr das Schafe hüten, ihr Bande? Nennt ihr das Schafe hüten?"

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aber sie hatten gar keinen Versuch gemacht, das so zu nennen; sondern weil der schwanzlose Tunichtgut vom Feld angelaufen gekommen war, hatte man das Kreuz geblaut gekriegt und so war's gut. Das heißt, die Magd Christine war damit garnicht zufrieden, und ihr kam überhaupt nichts gut vor. Als der Bauer aus der Stalltür trat und fragte, was es denn gebe, sagte sie, Kreuz und Leid gebe es, und wenn man das Schafe hüten heiße, so solle der Bauer noch das Haus anzünden, so brauche man auch darauf nicht mehr aufzupassen. Oder ob nicht die Wälder voll Raubgesindel steckten? Aber ein ganzes Rudel Schlinghälse von andrer Leute Tisch im Quartier haben, und dafür nicht einmal seiner paar Schafe auf dem Feld sicher sein, scheine ihr bei Gott ein lüderliches Geschäft.

Der Bauer wischte sich die Nase mit dem Handrücken und strich friedfertig damit an der Hose herunter. Auf Mauern und Zäunen saßen wohlgeborgen und klug die besprochenen Hofkatzen, grau- und rotgestreift nach ihrem Vermögen, und sahen ihm zu. In jedem Winkel hockte ein schwarzer Köter und lauerte mit blauglühenden Augen auf den Ausgang der Unterredung. Aber die lumpige Kleinkinderschule drückte sich an den Mauern hin nach dem verfallnen Hoftor, um das Freie zu gewinnen: fünf, sechs Hunde juckten aus ihren Löchern hervor und rannten ihnen eifrigst voraus; nur die beiden Kleinsten, ein Hemdenmatz und ein Daumenlutscher, machten sich zum Bauern und fingen an zu weinen, sobald sie in seiner Greifnähe waren.

„Geschäft", antwortete der Bauer seiner Magd und sah sie sehr besorgt an: „Geschäft ist das ja keins, Christine."

Eigentlich hatte er schon ausgeredet, aber er fügte noch etwas hinzu, indem er die beiden Schreimätze zu sich zog und ihnen gedankenvoll die Köpfe kraute:

„Ich weiß auch nicht, warum du das Haus anstecken willst, Christine. Raubwesen hats jetzt überall vom Krieg her. Man muß nicht Angst haben davor. Denn wieso? Gott wirds machen."

Der Bauer war jetzt vierunddreißig Jahre alt, und es hatte all sein Leben noch keiner von ihm gesagt, er sei ein hübscher Junge. Die Form mußte wohl in der Luft liegen: er sah am Kopf den Kötern ähnlich, die den Katzen das Leben sauer machten und über jedem Spaß die Schafe im Stich ließen; jedoch unter dem schwarzen Haarpelz kam eine Stirne von fast jüngferlicher Weiße zum Vorschein, die der längste Sommer nicht bräunte, und darunter

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

blickten ein paar Augen hervor, die waren zeitlos und blau vor Güte, und machten mit der Schläfe, die nicht ganz so frei geworden war, wie es der gute Wille dahinter wohl wünschte, ein Bild schwermütigen Vertrauens und rastloser Liebe aus. Er war Witwer. Von den Kindern gehörten vier der kleineren ihm. Die andern hatte man ihm zum Teil im Verlauf der Übelzeit sozusagen zum Überwintern gebracht, zum Teil waren sie ihm zugelaufen wie junge Hunde. Nun hungerte er sich so durch mit ihnen, wie es gehen wollte, vertraute im Winter auf den Sommer und im magern Herbst auf das Frühjahr, und verließ sich in allen Dingen zumeist auf Gott, der noch ein ganz anderer Vater war als er mit seinen Zwölfen.

Die Magd Christine war nicht zufrieden mit der Antwort des Bauern. Sie runzelte die Stirn und sagte, das sei Gerede für kleine Kinder. Dann ärgerte sie sich und fügte die Frage hinzu, warum denn Gott da nicht das deutsche Land besser gehütet habe? Oder ob die Deutschen bloß zum Prügeln da seien? Und schließlich wurde sie richtig zornig und legte los.

„Ich will dir sagen, was Gott machen wird. Daß du hier verkommst und am Ende verhungerst mit deinem Betrieb; das wird er machen. Du bist kein Mann; du bist eine Klosterfrau. Daß dir ein Bart ums Maul wächst, das macht garnichts aus; es gibt genug Weiber mit Bärten. Du hast deine Kinder selber gebracht, Gott weiß wie, und wenn du fremde siehst, so ist es dein Magenweh, daß du sie nicht auffressen kannst und von dir aus noch einmal auf die Welt setzen. Gieb mir deine Hosen nur acht Tage, und wundere dich in meinen Röcken, wie ich dir den Gräuel vom Hof fege."

Der Bauer lachte.

„Was haben sie dir wieder zuleid getan, Christine?" fragte er und freute sich. Man sah wohl, daß er dem Mädchen Christine nicht im mindesten übel gesinnt war, und daß sie ihm sogar sehr gut gefiel; aber Christine mußte sich mit Kindern, Kötern und Katzen herumschlagen.

„Zuleid getan?" grollte sie, durch Beschämung etwas gesänftigt; denn immerhin hatte sie den Respekt vergessen. „Die Schafmilch ausgesoffen haben sie mir wieder. Wovon soll ich dir jetzt Schafkäse machen?"

Es war etwas Schönes um Schafkäse, wußte der Bauer. Doch gab es keine Ursache, sich um den Trost zu bringen, wenn sie die Milch ausgesoffen hatten. Übrigens war die Frage, wer es getan hatte.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Wer hat sie denn ausgesoffen, Christine?"

Wenn der Bauer meinte, Christine eifere um die Milch, so irrte er sich. Sie meinte den Zustand.

„Hab ich zugesehen?" erwiderte sie grämlich. „Die Hunde. Die Katzen. Die fremden Schlinghälse. Du hältst dir Kreatur, damit sie dir die Milch wegsäuft. Das ist deine Sache. Aber es ist kein Winkel im Haus, der nicht Krallen hat. Es ist kein Pflanzfleck im Garten, der nicht Tag und Nacht bellt, statt zu wachsen. Ich muß mit den fremden Schlinghälsen aus dem Kübel essen, weil sie mir das Geschirr zerschlagen und verschleppt haben. Das ist meine Sache, und sie gefällt mir nimmer."

Der Bauer freute sich noch besser.

„Iß mit mir aus meinem Teller, Christine," schlug er wohlmeinend vor.

Die Magd antwortete mit einem geärgerten Blick unten herauf, faßte sich in der Tiefe und kam zum Schlußsatz.

„Nein. Es ist mir alles verleidet." Ihre Stimme klang nun müde und lustlos. „Entweder der Betrieb geht, oder ich geh. Ich begehre nicht mehr der Narr zu sein, der in den Wind predigt. Mache, was du willst, das ist mein neuer Glaube. Ich meine nicht, daß ich just ein Ketzer sei damit." Sie zog die Augen von ihm ab, ließ sie mit einem dunkel gequälten Ausdruck den Brandmauern entlang streifen, die den Hof zum größten Teil ausmachten, schaute weiter um sich und seufzte. „Der Hof sieht wieder aus," beschloß sie und ließ mutlos die Arme hängen.

Indem hatte sich der Bauer aufmerkend über einen der beiden blonden Kinderköpfe gebeugt und auch eine Entdeckung gemacht.

„Ei, ei," brummte er besorgt. „Weißt du was, Franzel, wir wollen mal zur Tante gehen miteinander. — Das Kind hat flache Engel, Christin," erklärte er dieser mit einer Verlegenheit, als wäre er selber dieses Kind. „Die Ketzern können sich nämlich so gut verstecken im blonden Haar."

Er führte ihr den besagten Franzel zu, und sie nahm ihn wort- und hoffnungslos, doch nicht ohne Zartheit von seiner Hand und ging willig mit ihm zur Feierabendbank, die vor dem Haus stand. Das machte ihre sittliche Persönlichkeit aus: sie war die erklärte Hand Gottes, wie der Bauer das Herz; was darunter kam, das wurde unweigerlich vollbracht; aber nachher räsonierte sie unter Umständen darüber. Diesmal freilich sah sie sich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ins volle Licht der erbarmungsvollen Zustimmung gesetzt, weil der Franzel das leibhafte jüngste Kind des Bauern war. Und so wurde auch über seinem verwilderten Schopf Frieden geschlossen. Dafür schob sich der Bauer nach dem Stall, brachte einen Reisigbesen heraus, spuckte einsichtig in die Hände und begann den Hof zu wischen.

Er war nur gerade mit einem Zipfel in die erste Reinlichkeit gediehen, so gab es, wieder vom Feld her, einen neuen Aufstand. Die Hunde draußen heulten und wüteten, und die Kinder schrieen wie vor dem Räuber. Augenblicks schossen alle zurückgebliebenen Köter tumultuarisch über den Hof und aus dem Tor, und die Katzen verschwanden von Zaun und Mauer nach ihren Sicherheiten. Dann kamen zwei Schafe gerannt, angeführt von dem schwanzlosen Tunichtgut, der jetzt von Blut troff, und von der ganzen Meute aufgeregt umkläfft. Auch die Kinder trabten an und brachten den Bescheid, daß die Wölfe die beiden andern Schafe zerrissen hätten; sie seien gerade mit den Hunden dazu gekommen. Die Hunde hätten sich über die Wölfe hergemacht und einen totgebissen; von den Hunden seien zwei liegen geblieben, und einer komme noch nachgehinkt. Der ohne Schwanz habe den Wolf abgetan; drum sei er so blutig. Er schien auch zu wissen, daß er ein Benefiz verdient hatte, kam vor den Bauern angetänzelt wie Salome vor den König Herodes, schnaubte und prustete und wackelte mit der hintern Persönlichkeit, daß es ihn fast umriß, weil er doch keinen nennenswerten Schwanz zum Wedeln hatte, und schließlich, da der Bauer so gar kein Zeichen gab, sprang er an ihm hoch und fuhr ihm mit der ganzen Zungenbreite durch den Bart. Darauf wälzte er sich, blutnaß wie er war, auf der Staub- und Kehrichtwelle, die der Bauer zusammengewischt hatte, schoß zwischen den Kinderhaufen hinein, riß zwei Mädchen von den Füßen und rannte auf Christine los, der er in aller Freude seine feuchte Nase ins Gesicht stieß, daß sie scheltend auffuhr und ihm mit einer Backpfeife gleich eine Menge Mäßigung und Selbständigkeit beibrachte. Sie wollte ihn auch am Schopf packen und in aller Gründlichkeit durchprügeln vor lauter Leid um die beiden Schafe, mußte aber ihre Aufmerksamkeit dem Bauern zuwenden. Der Bauer lachte. Er lachte mächtig und hellauf, daß gleich der ganze Hof voll war von seiner Stimme. Er krümmte den Rücken und stützte die Hände auf die Kniee. Er hatte blaue Adern an den Schläfen vor

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gründlichkeit seines Vergnügens, und aus seinem schwarzen Bart heraus schallte es immerfort:

„Ho, ho, ho, ist das auch eine Antwort für einen Hund, ho, ho? Eine Maulschelle? Stummel, komm her. Komm her, sag ich. So. Sei mal, ho, vernünftig mit Gottes Hilfe. Du weißt doch jetzt Bescheid. Wir verstehen uns mal verständlich zu machen, ho, ho, ho! Hast dem Wolf auch das Landesgesetz ausgelegt. Ja, ja, die armen Schäfchen, Stummel. Aber die weiden jetzt schon im grünen Paradies. Haben ja noch zwei, und das eine macht nächstens Junge, dann sinds wieder sechs oder sieben. Heda, haben denn die Wölfe alles aufgefressen? Ist nicht etwas übrig geblieben von den Schafen?"

„Doch," schrieen die Buben. „Sie haben sie nur angerissen. Nachher liefen sie doch davon."

„Ha, wollt ihr wohl lange Beine machen, ihr Unkräuter, und das schöne Fleisch heimholen, bevor die Racker wieder kommen? Ist denn das eine Haushaltung, einen Osterbraten auf dem Feld liegen zu lassen? Nehmt die Hunde mit. Und Stecken. Immer frisch auf die Nasen, wenn sie kommen; dort hat sie Gott empfindlich gemacht. Hopp, hopp!"

Die Bande fuhr mit Kriegsgetümmel ab, worauf es wieder still wurde in der Hofstatt. Die Ostersonne schien. Es lebte Auferstehung im Licht, wenn es die Glocken auch nicht beläuten konnten, weil man sie gestohlen und den Krieg damit bezahlt hatte. Der Schatten von zwei wandernden Störchen ging über den Hof. Der Bauer sah auf, und es kam ihm vor, als sei die Friedenstaube Noahs das reine Raubvögelchen gewesen gegen diese leuchtende Verheißung. Sie machten ihm die Welt gleich so friedlich, als ob es weit und breit keine Wölfe gäbe. Er griff wieder zum Besen und hatte ihn schon angesetzt, da erinnerte er sich an die Hundsohrfeige und guckte noch einmal auf, was seine Christine jetzt wohl für ein Gesicht machte. Er hatte eigentlich noch einmal lachen wollen; was er jedoch sah, kam ihm bedenklich vor, und er ließ es. Christine saß da mit dem Kind zwischen den Knieen und mit dem Gesicht über ihren Händen, und weinte. Die Tränen liefen ihr schlank und hurtig über die rechtschaffnen Wangen herunter und fielen auf Franzels blonden Kopf zwischen die kleinen Läuse hinein, die es dort hatte. Der Bauer trat besorgt näher.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Christine, sag mal, siehst denn du etwas auf die Art?"

Christine schüttelte den Kopf. Nein, sie sah garnichts. Aber sie nahm sich zusammen, wischte sich mit dem Ärmel einmal über die Augen, und sah gleich wieder für zwei. Der Bauer nickte.

„Wenn wir die Hunde nicht gehabt hätten, kein Schwanz wär uns lebendig in den Stall zurückgekommen."

Die Magd schnaubte sich die Nase mit dem Schürzenzipfel, weil ihr Augenwasser darein gekommen war.

„Und die Katzen, Daniel," erwiderte sie mit dem tiefsinnigen und maßvollen Spott des Trauernden.

Daniels Augen leuchteten auf, erstlich, weil er an sein Vorbild dachte, an den großen Vater im Himmel, und dann, weil er etwas von ihrer Seele gespürt hatte, die jetzt weinte; das gefiel ihm.

„Christine, die Katzen, die hat Gott auch geschaffen. Und er hat sie noch besonders lieb, sonst hätt er sie nicht so artlich gemacht, daß jedermann seine Freude dran haben muß. Soll man denn nun mit dem Totschläger zwischen sein Vergnügen hineinfahren? Wie würde man dann dastehen vor ihm am jüngsten Tage?"

Christine verhärtete sich.

„Er hat die Wölfe geschaffen wie die Katzen," sagte sie, nicht mehr so traurig wie vorhin, „und hätte es nicht getan, wenn es ihn nicht was Rechtes dünkte. Aber die schlägt man tot, wo man sie findet; du hast die Jungens mit Knüppeln gegen sie geschickt."

Der Bauer schaute wieder besorgt drein.

„Ich hab noch keinen Wolf totgeschlagen, Christine," rechtfertigte er sich. „Will es auch nie tun, weil sie Gottes Geschöpfe sind, ha ja. Und die Buben sind zu schwach dazu. Sie können ihnen nur auf die Nasen geben; das vertragen sie nicht."

Das Mädchen Christine faßte sich mit einer Hand in Franzels Schopf fest, daß ihm die Augen übergingen. Sie saß jetzt ganz strack und richterlich da in ihrem düstern Ansehen.

„Aber die Schafe schlachtest du ab, sobald dir die Zähne nach Schaffleisch stehen. Hat die der Teufel geschaffen?"

Das schlug ein. Der Bauer hatte die Zunge im Mund, und wußte seiner

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seele auf einmal keinen Rat mehr. Seine Ohren waren voll Todesgeschrei und Lämmerblöken, vor seinen Augen wurde es rot vor lauter Schafsblut, das er vergossen hatte, und darüber stieg weit und breit das blaue Engelsleid und Bedauern auf.

„Ha ja, du hast schon Recht, Christine," bekannte er tiefreuig. „Das muß man, — das arme Vieh muß man eigentlich auch leben lassen. Es freut sich doch so und hüpft in seinem grünen Gras, das ihm Gott wachsen läßt. Ich glaub auch wohl, daß er uns Fleisch schickt, wenn wir Fleisch haben sollen. Wir haben ja die Wolle und die Milch, Christine."

Diesmal war das Mundaufsperren an Christine; nur wurde es ihr nicht rot vor den Augen dabei, sondern schwarz. Freilich dauerte sie die Schafskreatur, wenn man ihr den Hals abschnitt wie einer schlechten Rübe; doch das mußte nun einmal so sein, weil es zur Ordnung gehörte; wie durfte man da sagen: man muß das Vieh leben lassen? Was gab dann das für ein Bauernwesen? Ihre Seele schlug die Hände über dem Kopf zusammen. Sie starrte den Bauern an mit dem tiefbegründeten Grauen des Normalmenschen vor dem Genie. War er nun unter die Heiligen gegangen oder unter die Narren? Man konnte nachgerade nicht mehr an seinen Witz denken, ohne daß einem ein Knoten in die Luftröhre geknüpft wurde. Herrgott im Himmel, war das eine Not mit einem Mann, der nichts wollte als nur gut sein, und der vor lauter Augen für die Kreatur keine für das Mühehaben des Nebenmenschen erübrigte!

Viertes Kapitel

Indessen wurde für diese Verlegenheit auch heute kein Entscheid gefunden. Auf einmal stand der kleine Hemdenmatz, den man über den Verhandlungen ganz vergessen hatte, vor dem Bauern, krummbeinig, ungewaschen und ungeschnäuzt, mit den schönsten roten Wangen, die man sich denken konnte, und obenheraus aus den blauen Augen von einer unsäglichen Zärtlichkeit des Ernstes. In den Händen hielt er einen Beutel oder Sack mit einem Inhalt, der dem Bauern gleich aufs erste Ansehen gewichtig vorkam und irgendwie ernsthaft. Er reckte verwundert seine behaarte Hand aus und nahm das Ding an sich. Oben war es mit einer Schnur zugebunden; als er die auf-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zog, zeigte es sich, daß der Sinn der Erscheinung in vierzig, fünfzig Goldstücken bestand nebst einer Anzahl Siegel- und Schmuckringen, Spangen, Agraffen und sonstigen Köstlichkeiten, von denen er nicht einmal den Gebrauch ahnte.

„Schau, schau!" machte er bedächtig, „wo hast du das denn her, Mäusel? Ist mein Seel ein ganzer Schatz. Da guck mal, Christine."

Er langte der Magd den Beutel hin und war nicht aufgeregter dabei, als wenn das Kind ein Stück Glimmerschiefer gebracht hätte. Er schien auch so wenig wie dieses einen Begriff von der Bedeutung des Geschenkes zu haben, das der Krieg ihm da in seinen Frieden hinein überreichte. Dafür war Christine jetzt ganz auf dem Laufenden. Ihr stieg ein richtiges Morgenrot auf aus dem Gold, in dem sie alles erblickte, was nach ihrer Meinung ein Bauernherz begehren konnte, einen neuen Hof mit einer hohen Mauer darum, zehn braune Kühe, drei Pferde, Schimmel oder Füchse, einen Schweinekoben, einen Hühnerhof und Feldeigentum, so weit das Auge sah. Sie hielt den Beutel am Hals gepackt wie einen erwischten Spitzbuben und staunte dabei so hell und großäugig in den Tag hinein, als ob sie weissagen könnte. Die hübschen Versenkungen hinter ihren Wangen von den Schläfen abwärts, die so eigensinnig immer von Ordnung und Rechtschaffenheit aussagten, färbten sich langsam tiefer unter einer lebhaft empfundenen Innigkeit, während ihr Mund sich mit einem Zug hoffnungsvoller Genugtuung fast neckisch zusammenzog, als wollte sie sagen: „Das geschieht ihm jetzt schon recht." So umgänglich konnte Christine in einem guten Moment aussehen.

„Jetzt kannst du machen was du willst im Land, Daniel", stellte sie fest und sah mit soviel Respekt und Bewunderung zu ihm auf, als hätte er schon alles ausgeführt, und noch viel mehr, als sie in der Eile überschlug. Aber er verstand kein Wort von ihrer Ansprache, so wenig es waren, antwortete völlig unberührt und nur etwas befremdet von ihrer Erregung, daß man es halt weglegen müsse und warten, bis sich vielleicht jemand darum melde, und griff von neuem zum Besen, um die unterbrochene Arbeit fortzusetzen.

Der Bauer war ein Dickfeller und hatte seine eigene Freude in sich. Allein Christine stand im Leiden der Zeit wie ein poröser Baum, der sich langsam und sicher mit dem Wasser der Trübsal vollsaugt, bis er darin ertrinkt. Hier

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hielt sie nun den Sonnengott in der Hand, der auf ihrem Fleck die ganze Sintflut in blauen Himmel und gute Zeit verwandeln konnte; und der Bauer erkannte ihn nicht; das üble Wesen sollte immer weiter dauern mit Katzen, Kötern, Kindern und Läusen, und dazu dem Raubzeug aus den Wäldern, das einem jetzt hungriger vor der Tür lag, als vorher der ganze Krieg.

„Wie lange," sagte sie mit gestelltem Atem, „wie lange — willst du denn da warten, Daniel?"

Er blickte auf. Sie verbreitete wieder Dunkelheit um sich; aber es fiel ihm weiter nichts ein dabei, weil er sie nicht anders kannte. Er war so ungeheuer stark in seinem selbstherrlichen und eigensinnigen Wohlwollen, daß er nicht einmal merkte, wie da jemand Tag für Tag mit ihm rang und dabei von der Gnade kam.

„Ha, ich denke halt, bis man so stirbt, Christine. Dann können sich die Kinder drüber machen. Was tun wir damit? Ho, ho, wird nicht schwer aufs einzelne fallen."

Er bückte sich, hob einen Stein auf, schleuderte ihn über die Hofstatt hinweg ins Brandgemäuer und tat wieder ein paar Züge mit dem Besen. Inzwischen öffnete Christine das zweite Augenpaar ihrer tieferen Spekulation. Das Gut war immerhin auf den Hof gekommen. Es stand jetzt nur noch beim Wirken des Augenblicks, so wurde es auch Eigentum. Sie reichte den Beutel dem Hemdenmatz hin, der immer noch dabei stand:

„Da, bring dem Vater den Sack wieder." Und indem sie die Stimme etwas erhob, fuhr sie zu diesem gewandt mit einem seltsamen blauen Licht in den Augen und fast wieder mit dem vorigen neckischen Mund — ein Augenblick war doch etwas, das man unter Umständen herbeiführen konnte — fort:

„Laß ihn das Kind hintragen, wo es ihn gefunden hat, Daniel."

Dem Bauern blieb der Besen stehen wie angefroren. Das war noch einmal eine vernünftige Idee! Kurzweg das allereinfachste war es.

„Ha ja, Mäusel", sagte er zu dem Kind, das wieder mit dem glückhaften Beutel in den Händen zärtlich und ernsthaft zu ihm aufsah, „trag es halt hin, wo du's herhast. Können nichts anfangen damit, wir, ho, ho. Denn wieso? Das ist dem Herrgott seine Sache. Solls abmachen mit dem, wo's verloren hat."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Licht in Christines Augen erlosch. Nein, man konnte hier garnichts herbeiführen; es juckte einen nur in den Händen nach Stecken und Stangen. Sie wußte in aller Hast nicht, sollte sie ihm jetzt mit einem Mauerbrecher über den verschlossenen Schädel kommen, sollte sie dem Kind nachlaufen und das Gut gleich unter ihre Bestimmung bringen, oder sollte sie den unbegreiflichen Schafskopf einfach seiner Seligkeit überlassen. Sie blickte dem Kind nach. Das bewegte sich auf seinen krummen Beinen mit dem Beutel im Arm quer über den Hof auf das Brandgemäuer zu, vor dessen hoffnungsloser Trauer es sich in seiner unbewußten sonnigen Sieghaftigkeit freudig abhob. Es betrat in tiefem Gehorsam den Schatten, den die Sonne vom Gemäuer schräg herunter in die Hofstatt warf, ging still mit Kopf und Rumpf und allem Leuchten darin unter, und verlor sich durch eine stehengebliebene Tür zwischen den schwarzen Trümmern.

Für diese entschwundene Erscheinung trat unterm Hoftor eine neue auf. Wie das Mädchen Christine in der Unruhe ihres Herzens die Augen eben dahin wandte, sah sie aus der dortigen Duunkelheit zwei fremde Kinder in den Hof treten, einen Jungen von etwa elf Jahren, der ein siebenjähriges Mädchen an der Hand führte, beide halb verwildert und übel gekleidet, blond, blauäugig, verhungert und barfuß, und das Mädchen hinkte und weinte. Der Ton des Weinens ließ auch den Bauern aufgucken. Der hatte kaum den Sachverhalt erkannt, so wunderte er sich wieder. Er tat das, indem er seinen struppigen Kopf auf dem Hals vorreckte, wie wenn er besser sehen wollte, den Mund aufsperrte, das rechte Knie herausstieß und die halbgeöffnete rechte Hand mit dem Rücken dagegen schlug. Das zweite Stadium war ein stilles, inniges Lachen gegen Gott, das ihn von der kleinen Zehe bis unter den Haarwirbel füllte, weil der ihm nun wieder so ein Kroppzeug ins Garn geführt hatte. Es war die Art, die ihm am besten anstand von allen Arten, einen Verkehr mit Gott aufrecht zu erhalten. Es steckte für ihn so etwas darin wie ein Existenzbeweis für beide Teile.

Die Kinder hatten ihren Vormarsch zum Stillstand gebracht, weil sie jetzt, nachdem auch der Bauer sie ansah, nicht wußten, an wen sie sich wenden sollten. Das Mädchen weinte halblaut und hingegeben vor sich herunter, während der Knabe mißtrauisch und mit einem ängstlichen Zug von Trotzbereitschaft zwischen dem Bauern und der Magd hin und her prüfte. Das

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nest flog, und nicht ihnen. Sie erraten vielleicht den Grund in Ihrer tiefen Weisheit, Herr Ihringer? Weil dann das Ergebnis noch verlegener ausgefallen wäre, mit Ihrer gütigen Erlaubnis. Ja. Ach, ich finde Sie entzückend, Herr Ihringer, wahrhaftig. Ich bin der Erste, der das behauptet; aber es ist dafür auch mein Ernst. Sie haben wohl noch nichts von Psychologie gehört? Entschuldigen Sie: Wissenschaft von der Seele, Ahnung von der geistigen Konstruktion. Sie meinen, das sei nichts: sehr viel reiche Leute und ein paar Traditionen, anknüpfend an Amerbach, Oekolampad, Erasmus, Holbein, Nietzsche, Burkhardt und Böcklin, und alles innerhalb eines kleinen Gemeinwesens von nur hunderttausend Seelen. Viele reiche Leute und sieben schwerwiegende Traditionen: zum Kuckuck, so zeigen Sie mir doch die zweite Stadt, an der Sie so schöne Apropos noch bemerken können! Nehmen Sie uns aber die sieben Sterne, so sind wir, wie Sie vielleicht zugeben, immer noch kein schlechterer Himmel als irgendeiner im Reich. Sie dürfen jedoch überzeugt sein: wenn diese und eine Reihe andrer Zierden an unserm Firmament noch nicht existierten und leuchteten, so würden wir sie in kürzester Zeit hervorbringen. Das ist unser Stil, uns vor dem Universum zu erweisen. Wenn Sie gestatten, so erkläre ich ihn für den vornehmsten und geistreichsten Stil, zu leben und zu wirken, den es heute gibt und zu allen Zeiten gegeben hat. Es ist der Stil, durch den sich die Griechen verewigt haben. Es ist der Stil, durch den die Italiener groß wurden. Man bringt helle Köpfe hervor, wenn man kann, begnadete Augen, Schöpferhände, auch gute Wirtschafter, die den materiellen Zustand heben. Wenn man kann, Herr Ihringer. Wir haben je und je gekonnt. Und wir können immer noch; Sie dürfen sich fest darauf verlassen. Wir schlafen noch nicht. Viel weniger sind wir gestorben. Wenn Sie wieder einmal nach Basel kommen und sich nicht nur auf der Freien Straße umtreiben, sondern, nach dem zum Schimpfen, den viel wackrerern Mut fassen, unsre nähere Bekanntschaft zu machen, so kann es vielleicht sein, daß wir Ihnen zu Wissenschaften verhelfen, die Ihnen not tun.

O wir haben die allerbeste Lust und das fröhlichste Zutrauen zu uns selber, den deutschen Philologen und andern großen Kindern noch recht viel Stoff zu ungefährlichen Entrüstungen über uns zu verschaffen. Es kann wirklich sein: wir ruhen und rasten nicht mit unsrer neuerlichen Vielköpfigkeit, bis

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wir von unserm Punkt aus Europa in die Luft gesprengt haben. Wahrscheinlich werden wir dann erschrecken und befremdet vom Täter der großen Tat abrücken. Was wollen Sie, Herr Ihringer, Selbsterkenntnis ist die allerschwerste Erkenntnis; Sie können von uns nicht verlangen, daß wir die Bedeutung und Wirkungskraft unsrer eignen Idee ermessen und verehren, bevor uns sicherer Bescheid über ihren Wert zugekommen ist. Sie machen da vielleicht eine Ausnahme: Sie ziehen fragwürdige Erkenntnisse aus einem gesellschaftlichen Zustand, und verkündigen sie kritiklos. Dafür sind sie auch in Dagmarsellen oder Spaichingen eine populäre Persönlichkeit. Haben Sie nicht bemerkt, daß Eigenkritik die hervorstechende sittliche Note des basler Künstlers und Arbeiters ist? Sie ist auch eine Note der basler Gesellschaft; sie tritt dort auf in der Form von Ironie und steter Freudigkeit, einander am Zeug zu flicken. Einander, das sind immer wir als Gesamtheit; begreifen Sie? Und der basler Künstler sind wir auch. Wir sind Holbein. Wir sind Böcklin. Wir sind Burkhardt. Haben Sie keine Neigung, uns in dieser Bedeutung zu verehren? Es würde Ihnen nicht schlecht stehen. Wir ironisierten uns selber im Karnevalzug, als wir Böcklin vorhatten; dazu besaßen wir ein gutes Recht, und es ging keinen dritten etwas an. Die große Geste, die uns in seiner Person erschien, kam uns Bescheidnen und Ehrlichen zunächst grotesk vor in ihrer Gesteigertheit; wir glaubten nicht, daß wir das seien; und darum versuchten wir es zuerst mit dem Spott; zur Anbetung kamen wir immer noch vor den Dagmarsellern und Spaichingern. Das Hodlersche Bild, das wir vorige Fastnacht aufs Korn nahmen, ist notorisch schlecht und krampfhaft. Hodler hat sich dafür mit uns auseinander gesetzt; was wollen denn Sie noch? In unserm Museum hängen zwei Bilder eben dieses Hodler; Sie finden, bei uns werde alles bemuttert, was keinen Funken Kraft und Saft hat. — „Funken Saft", Herr Ihringer! — Wir wollen nicht von dem schönen Segantini reden; der gehört zur Vergangenheit, wie Böcklin, Sandreuter, Feuerbach. Sie sind nicht heimisch in unserm Museum, sonst wüßten Sie etwas von unsern mutigen Neuerwerbungen, Lehmann, Giacometti, um die beiden Prachtmänner vor einem Dutzend gediegner Namen vorweg zu nennen. Sie haben wirklich Ihre Wissenschaft von der Straße. Unsre Weihnachtsausstellung war so gut wie irgendeine im Reich. Dagegen sagen Sie auch

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nichts; aber Sie dürfen nicht den Basler von seinem Genie trennen; das Genie gehört zum Basler, solange es noch Basler gibt. Und der unbestechliche Geschmack gehört zu ihm. Und die echte, wohlbewußte Innenkultur gehört zu ihm. Die merkt man ebenfalls nicht auf der Straße.

Aber wir tun noch mehr. Wir vollbringen das Unerhörte. Sie haben ganz Recht: wir sind in der Auflösung begriffen. Wir lösen uns auf, und Sie werden erleben, daß wir uns neu organisieren. Sie stehen zwar händeringend daneben: „Es ist alles vertreten!" Das ist natürlich ein Zeugnis für Reichtum und Lebensfreudigkeit. Und unser Bedürfnis nach Spaltung, Herr Ihringer,—ist es nicht dasselbe ehrwürdige Grund- und Elementarbedürfnis der Urzelle auf ihrem Weg zur Höherbildung? Das brauchen Sie freilich nicht zu wissen. Nein, im Ernst, ich entbinde Sie. Sie sind nur eine Stimme. Sie sind ein Organ. Organe sind unverantwortlich. Sie sind die Stimme des hungrigen Fuchses, das schüchtern-grimmige Morgengebell des Rudels am Waldrand, kurz vor Sonnenaufgang. Sie sind das Organ dessen, der nicht hineinkommen kann. (Hätten Sie aber nichts besseres vorzustellen, o Verehrtester?) Wir gehen nach wie vor am Hut und an der Faust vorbei. Wir schreiten über den Unfruchtbaren hinweg zur Neuorganisation. Wir lösen auf! Wir lösen auf! Wir kritisieren. Wir stellen in Frage. Wir sind so frei. Wir nehmen neue Einschläge auf in das Gewebe unsres Lebens. Wir machen Raum für frische Ideen. Wir stolpern über keine Traktätchen und über keine Münzkabinettgeschichten. Wir scheren uns den Teufel um die Chronique scandaleuse und um die Inzucht der zwanzig Familien. Wir wollen ihnen zwar Mut machen, ihre schönen schmiedeeisernen Tore wieder dem freien Leben zu öffnen, und sie werden es auch tun, wenn sie finden, es sei der Mühe wert; aber wir wenden uns nicht extra an sie, sondern wir wenden uns immer und immer wieder an uns selber und an eben dieses freie Leben, das die Tat gibt und die Kraft, und das Begeisterungen und Ruhmestitel hinter sich her führt. Wir sind stolz auf unsre Zerrissenheiten und auf unsre Schmerzen; wir leiden, also leben wir. Wir zerfallen; also sind wir auf dem Weg zur neuen Form. Die sieben Kardinalschwächen, Herr Ihringer, die Sie von unsrer gesellschaftlichen Öffentlichkeit in Universität und Kirche erzählen, tragen wir gelassen lächelnd im Ganzen mit. Das allgemein Menschliche wird nie jemand überwinden, auch nicht

Generated on 2019-10-26 22:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

der Basler, der soviel schönes Genie hat. Wir sind ein Zeichen der Zeit. Wer sich an uns ärgert, ärgert sich an der Zeit und richtet sich vor uns, denn wir stehen verflucht ernsthaft da mit unsrer großen Tradition in unsrer modernen Not.

Grüßen Sie Spaichingen von mir, Herr Ihringer, und lassen Sie sich bestens empfohlen sein Ihren

Schaffner

Schulwege / Von Dr. James Baumann

Mein Schwager hat mich gefragt, welchem Schulsystem er seinen Jungen zuführen solle. Ich habe mir darauf von den mir am nächsten liegenden Schulen allerhand Material besorgt, amtliche Leitfäden, Schulprogramme und dergleichen, und durch die Lektüre dieses Materials kam ich auf den Gedanken, mir einmal die verschiedenen Bildungswege ziffernmäßig zu veranschaulichen. Das Ergebnis überraschte mich, um so mehr, als die offizielle Schulkritik dieses einfache Mittel niemals benutzt hat. Nun müßte ich ja eigentlich schnell eine Broschüre oder mindestens eine erschöpfende „Studie" über meine Ziffern schreiben; ich verzichte aber gern darauf, da ich aus meiner Schulzeit weiß, daß die exaktesten Menschen am liebsten mit „nackten Zahlen" rechnen.

Ich habe also zusammengezählt, wieviel Stunden ein Schüler mit Deutsch oder Mathematik oder alten Sprachen und so weiter in der Schule zubringt, wenn er eins der gesetzlich patentierten Schulsysteme absolviert. Als solche kommen in Betracht: das Gymnasium, das Realgymnasium und die Oberrealschule, die Realschule, die im Rahmen der Volksschule arbeitende Mittelschule, die mehrklassige Volksschule und die einklassige Volksschule. Da die fachliche Vorbildung der Volksschullehrer für die gesamte Volksbildung so außerordentlich wichtig ist und vielfach interessiert, so habe ich auch sie in meiner Statistik berücksichtigt. Meine Statistik rechnet natürlich nicht mit der Tatsache, daß die Mehrzahl aller Schüler höherer Lehranstalten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mindestens einmal „sitzen bleibt", also ein Jahr länger die Schulbank zu drücken hat.

Hier meine Statistik der Bildungsfächer:

	Gymnasium	Realgymnasium	Oberrealschule	Realschule	Seminar und Präparandenanstalt mit vorausgegangener Volksschulbildung	Mittelschule	Volksschule	Einklassige Volksschule
Deutsch	2139	2173	2377	2108	3737	2294	2701	2928
Geschichte	476	425	578	344	897	481		
Geographie	408	527	510	306	860	579	1258	1110
Naturwissenschaften	884	986	1224	578	1119	579		
Rechnen und Mathematik	1600	1872	2076	1896	2294	1813	1332	1258
Religion	1090	1090	1090	886	1961	666	1184	1258
Latein	2312	1666	—	—	—	—	—	—
Griechisch	1224	—	—	—	—	—	—	—
Französisch	680	986	1598	1088	481	999	—	—
Englisch	918	612	850	442	—	481	—	—
Turnen und Spiel	1140	1140	1138	630	1258	444	592	481
Zeichnen, Gesang	1675	1471	2015	1097	2331	1332	851	740
					dazu Pädagogik 333			
Summa	14546	12948	13456	8870	15271	9618	7918	7776

Die im „Unterbau" der höheren Schulen (Vorschule und dergleichen) zugebrachten Schuljahre sind hier eingeschlossen.

Nur auf folgende Tatsachen möchte ich noch aufmerksam machen: Allen drei Arten des Gymnasiums im weiteren Sinne, nämlich dem humanistischen Gymnasium, dem Realgymnasium und der Oberrealschule sind bekanntlich im Prinzip die gleichen Berechtigungen für ein Universitätsstudium verliehen worden. Ist für das gleiche Ziel der Kraftaufwand der gleiche? Das Gymnasium verlangt gegenüber dem Realgymnasium ein Plus von ungefähr 1500 Unterrichtsstunden! Die Schuld daran hat das Latein, das im Gymnasium mit 2312 Stunden quantitativ an der Spitze aller Unterrichtsfächer marschiert. Fürs Latein müssen beinahe 200 Unterrichtsstunden mehr aufgewandt werden, als für sämtliche

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

deutsche Fächer zusammen, wobei zu berücksichtigen ist, daß in den Vorschuljahren von Latein noch keine Rede ist. Da läßt man sichs schon eher gefallen, wenn die Oberrealschule mehr als die gleiche Stundenziffer für deutsche Fächer einsetzt. Daß das Gymnasium für Englisch mehr Stunden braucht als die Oberrealschule, deren Charakteristikum doch die modernen Fremdsprachen sind, scheint mir nicht logisch zu sein. Die „deutscheste" Bildung vermittelt jedenfalls der Bildungsweg des künftigen Volksschullehrers.

Für die körperliche Ausbildung wird noch immer viel zu wenig getan. Man bedenke, daß im Gymnasium für die gesamte körperliche Bildung nicht soviel Stunden eingesetzt sind wie für das eine Fach: Griechisch. Das Übergewicht der Oberrealschule in Rechnen, Mathematik und so weiter über das Gymnasium ist nicht so erheblich, wie man anzunehmen geneigt ist.

Ich hoffe, daß solche Ziffern nicht nur Laien, sondern auch die Leute vom Bau zu ernsthaftem Nachdenken über die von den höheren Lehranstalten befolgte Ökonomie in den Bildungsfächern veranlassen wird.

Innere Kolonisation / Von Dr. Hans Crüger

Die innere Kolonisation, die Bauern- und Arbeiteransiedlung, beschäftigt seit Jahr und Tag stark die Öffentlichkeit, sie gehört besonders in Preußen zu den immer wiederkehrenden Verhandlungsgegenständen im Abgeordnetenhaus und im Landesökonomiekollegium. Neuerdings hat Süddeutschland sein besondres Interesse für die innere Kolonisation durch die Entsendung von Politikern und Volkswirten nach den Ostmarken, nach Posen und nach Westpreußen bestätigt, und man hat bei der Gelegenheit viel Rühmenswertes zu berichten gewußt. Dabei ist meist aber ein Moment übersehen worden: daß nämlich die innere Kolonisation in diesen preußischen Provinzen in erster Reihe politische Zwecke verfolgt; sie ist gegen das Polentum gerichtet. Mit der Ansiedlung deutscher Bauern soll der Polonisierung der preußischen Provinzen entgegengewirkt, die Provinzen sollen dem Deutschtum wiedergewonnen werden. Wie die Dinge

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dort liegen, muß man leider von einer Wiedergewinnung sprechen. Was die blühenden deutschen Dörfer anlangt, die die Besucher gesehen haben, so ist es doch schließlich nichts Erstaunliches und kann kaum überraschen, wenn sich herausstellt, daß mit vielen hundert Millionen Mark eine Anzahl Güter erfolgreich aufgeteilt worden sind. Dabei ist es selbstverständlich, daß bei solchen Gelegenheiten nur die gelungenen Kolonisationen vorgeführt werden. Wie wenig die Ansiedler politisch befriedigt sind, hat die große Bauernbewegung in der Provinz Posen gezeigt; der Bauer im Osten — vielleicht ist es ein gutes Zeichen von der Intelligenz der Ansiedler, vielleicht ist es die Wirkung süddeutschen Einschlages, daß die Bauernbewegung gerade aus dem Ansiedlungsgebiet hervorgeht — ist der Bevormundung durch den Großgrundbesitzer satt; man macht zunächst wenigstens einen bescheidenen Anfang, sich zu befreien. Im Ansiedlungsgebiet hat man eine ganz besondre Spezies von Großgrundbesitzern geschaffen: es sind die Käufer der sogenannten Restgüter, das heißt der Güter, bei denen nach der Aufteilung des Gesamtgutes „Schloß und Park" und die herrschaftlichen Wirtschaftsgebäude bleiben. Können sich die Eigentümer dieser Restgüter auch nur als „Besitzer auf . . ." bezeichnen, so ist doch eine solche Titulatur im Osten nicht bedeutungslos, wie die Verhältnisse auf dem Lande sich entwickelt haben. Die Restgutskäufer sind Leute, die, mit einem kleinen Vermögen ausgestattet, in der Idee sich niederlassen, sich eine „Herrenexistenz" schaffen zu können. So beurteilt sie der schlesische Oberpräsident und frühere Präsident und Ansiedlungskommissär Graf von Zedlitz-Trützschler.

Eine großzügige innere Kolonisation — aber nicht eine solche zur Bekämpfung des Polentums, weil sie hier nicht zu dem erwarteten Ergebnis führt und gegen den Verfassungsgrundsatz der staatsbürgerlichen Gleichheit verstößt — ist von jeher eine Forderung des Liberalismus gewesen. Die richtige Verteilung von Grund und Boden ist der Zweck der inneren Kolonisation, „einmal, um eine möglichst große Zahl von Deutschen im Inlande seßhaft zu machen, und zweitens, um den Grund und Boden so gut wie möglich auszunutzen." Ich bediene mich hier der Worte des Führers des Bundes der Landwirte, des Freiherrn von Wangenheim, der sich allerdings scheut, aus diesem sehr verständigen Satz die Konsequenzen zu ziehen, denn er macht Halt vor dem Großgrundbesitz, — er wünscht überall das nötige

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Quantum von Großgrundbesitz, wobei man wohl, ohne seinen Widerspruch zu befürchten, feststellen kann, daß das nötige Quantum sehr groß zu bemessen ist. Und weiter — ich mache aus diesem Zugeständnis garkein Hehl — fordert der Liberalismus die innere Kolonisation, weil der Großgrundbesitz ein Hindernis für die freiheitliche Entwicklung Preußens, und nicht nur Preußens, sondern Deutschlands überhaupt, ist. Endlich erscheint die innere Kolonisation als das einzige brauchbare Mittel für die zweckmäßige Behandlung der ländlichen Arbeiterfrage. Denn hierzu ist die Schaffung einer sozialen Stufenleiter auf dem Lande notwendig; es muß dem Arbeiter ein wirtschaftliches Vorwärtskommen ermöglicht werden. Der soziale Aufstieg, Bauern- und Arbeiteransiedlung müssen Hand in Hand gehen. —

Die konservative Partei hat sich dieser liberalen Forderung gegenüber in einer schwierigen Lage befunden und empfindet dies heute sehr stark. Sie konnte ihr nicht gut entgegentreten, ohne sich bei den Bauern verdächtig zu machen; sie will andrerseits aber auch nicht einmal Teile des Großgrundbesitzes opfern, auf dessen Kosten doch schließlich nur die innere Kolonisation durchgeführt werden könnte. Die innere Kolonisation bedroht die wirtschaftliche und vor allem die politische Macht des Großgrundbesitzes. So spricht man in konservativen Kreisen viel von der Notwendigkeit der inneren Kolonisation, aber leistet doch einen gewissen passiven Widerstand, indem man nach den richtigen Formen für die Durchführung sucht und sie — nicht findet. Man sollte glauben, daß jeder Weg geeignet sei, der zum Ziel führt, auch zum Beispiel die Tätigkeit eines Privatmannes oder einer Privatgesellschaft, wenn sie einwandfrei der Bauernansiedlung dient. Und tatsächlich hat sich das Privatkapital — Kapital, und zwar sehr viel Kapital, ist zur Durchführung der inneren Kolonisation notwendig — der Sache bemächtigt gehabt. Doch nun zogen die Konservativen gegen die „Güterschlächter" zu Felde, die sie als Ausbeuter schildern. Merkwürdigerweise ist aber keine offizielle Darstellung der Mißstände bekannt geworden, die sich bei der Aufteilung von Gütern durch Private ergeben haben. Man könnte höchstens den einen oder andern Ansiedler bezeichnen, der nicht vorwärtsgekommen ist, jedoch solche Ansiedler kennt auch die Königliche Ansiedlungskommission in Posen und Westpreußen. Der Staat sollte die innere Kolonisation in die Hand nehmen, — so lautete die erste Forderung der Konservativen. Dagegen wehrte sich natürlich der Finanzminister. Dann

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wurden Genossenschaften und Gesellschaften gebildet; an ihrer Spitze standen und stehen höhere Beamte und gut konservative Männer. Der Erfolg war gering, und die kaum gegründeten Gesellschaften mußten sich tiefgehenden Reorganisationen unterziehen. Die ostpreußische Landschaft wollte sich in den Dienst der inneren Kolonisation stellen, doch stieß sie überall auf Schwierigkeiten. Die innere Kolonisation geriet so schließlich in das Stadium der Prüfung und Erörterung. Die Verhandlungen im Landesökonomiekollegium lassen nur allzu deutlich erkennen, daß der Großgrundbesitz bei einer systematischen, konsequent durchgeführten Ansiedlung für seine Existenz fürchtet.

Die Konservativen verstehen sich auf Winkelzüge. In derselben Zeit, wo man sich angeblich für die innere Kolonisation, das heißt für die Bauernvermehrung, begeistert, erweitert man den Fideikommißbesitz und sucht die Latifundienbildung dadurch zu verdecken, daß man im Preußischen Abgeordnetenhause einen Antrag einbringt, der sich mit dem Aufkauf bäuerlicher Besitztümer im Westen beschäftigt. Es soll der „Großkapitalist" sein, der im Westen auf den Aufkauf bäuerlicher Besitztümer ausgeht; hierin soll eine nationale Gefahr zu erblicken sein, gegen die der Staat einzuschreiten habe, — so die konservativen Führer des Bundes der Landwirte, deren Freunde inzwischen im Osten selbst „arrondierten"! Als wenn die Fideikommißbesitzer im Osten nicht auch in die Kreise der Großkapitalisten gehörten und dem Bauernstand ebenso gefährlich würden wie die Großkapitalisten im Westen!

Der preußische Landwirtschaftsrat hat wiederholt den ernsthaften Willen bekundet, das große Werk der inneren Kolonisation zu fördern, ist aber bei seinen agrarischen Freunden einem zum mindesten passiven Widerstand begegnet. Er hat nun eine Aussprache deren herbeigeführt, die ihr Interesse für die innere Kolonisation öffentlich bekundet haben. Am 14. und 15. Juni 1909 fanden in Berlin die Verhandlungen der „Konferenz zur Beratung über die Organisation der inneren Kolonisation" statt. Schon der Titel ist kennzeichnend, unter dem der stenographische Bericht jetzt erschienen ist: „Beratung über die Organisation der inneren Kolonisation." Nach der Eröffnungsrede des Ministers weiß man eigentlich nicht recht, welchen Zweck die Konferenz gehabt hat, denn der Minister erklärte, daß die Regierung sich über die einzuschlagenden Mittel und Wege durchaus im Klaren sei; wesentliche Meinungsverschiedenheiten beständen nicht; die Verhandlungen der Konferenz

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

würden eine weſentliche Änderung in den bisher eingehaltnen Grundſätzen nicht herbeiführen.

Danach kann man mit Recht die Frage aufwerfen: Wozu iſt denn der Apparat in Bewegung geſetzt worden? Abgeſehen von den Arbeiten der Anſiedlungskommiſſion in Oſt- und Weſtpreußen, die, wie bemerkt, einem ganz beſtimmten Zweck, nämlich der Verdrängung des Polentums, dienen, hat aber eigentlich das preußiſche Landwirtſchaftsminiſterium auf dem Gebiet der inneren Koloniſation bisher ſehr wenig oder faſt garnichts erreicht; das heißt, es hat in landwirtſchaftlichen Kreiſen faſt garkeine Unterſtützung gefunden. Die ſtolzen Worte des Miniſters ſind nach den Tatſachen daher kaum begründet. Man weiß nur, daß in Oſtpreußen gerade die Geſellſchaft, auf die die Regierung den denkbar größten Einfluß hatte, die gewiſſermaßen eine Muſtergeſellſchaft für die innere Koloniſation ſein ſollte, ſoeben erſt wieder durchgreifenden Reformen unterzogen worden iſt. Alſo die Erfahrungen, von denen der Miniſter ſpricht, können weder alt, noch groß, noch vielſeitig ſein. Die Ausſprache in der Konferenz hat aber dennoch einen Wert gehabt, weil ſie zeigt, wo die Schwierigkeiten für die Durchführung der inneren Koloniſation liegen. Man kann ſie in die Worte zuſammenfaſſen: bei dem Großgrundbeſitz. Ich habe, da ich etwa als zwölfter Redner der Konferenz zum Wort kam, den Eindruck, den die Verhandlungen auf mich machten, in die Worte zuſammengefaßt: „Etwas eigenartig hat es mich berührt, daß zunächſt die beiden Referenten, wenn auch nicht mit großer Begeiſterung, ſodoch mit ſtarker Sympathie für die Bauernanſiedlung plädiert haben, daß dann aber dieſe Sympathie allmählich während der Debatte immer mehr abflaute, bis der Tiefſtand, möchte ich ſagen, bei dem Grafen von Zedlitz erreicht wurde. Die Antipathie gegen die Bauernanſiedlung, die heute hier zu Worte gekommen iſt, läßt ſich wohl nur aus der Befürchtung herleiten, es könne der Großgrundbeſitz durch die Bauernanſiedlung in ſeiner ſtarken Poſition geſchwächt werden. Es iſt ſogar ausgeſprochen worden, daß nur dort die Bauernanſiedlung vorgenommen werden ſolle, wo ſich ein Großgrundbeſitz gewiſſermaßen notleidend befinde; dort ſoll eingegriffen werden, und dieſer Großgrundbeſitz ſoll aufgeteilt werden, es ſollen aus ihm Bauernanſiedlungen geſchaffen werden." Ich ſtellte feſt, daß in dem vorgelegten Fragebogen noch eine Frage hätte hinzugefügt werden müſſen:

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Soll die Bauernansiedlung gefördert werden, weil es sich um eine Frage von hervorragender nationaler Bedeutung handelt, oder soll sie nur dort gefördert werden, wo sich notleitender Großgrundbesitz findet, der zu zerschlagen ist, um in Bauernansiedlungen aufgeteilt zu werden?"

Ich möchte dies hier um so mehr mit einigen in der Konferenz getanen Äußerungen belegen, als die Korrespondenz des Bundes der Landwirte kürzlich den Versuch gemacht hat, die Führer des Bundes der Landwirte und die Konservativen als unbedingte Anhänger der inneren Kolonisation und der Bauernansiedlung hinzustellen.

Freiherr von Wangenheim, der erste Berichterstatter, äußerte sich in der Konferenz: „Wir wollen uns darüber keinen Illusionen hingeben, daß heute — ich kann speziell Pommern als Beispiel anführen — in sehr weiten Kreisen des Großgrundbesitzes noch ein mindestens passiver, vielfach aber auch direkt ein aktiver Widerstand gegen die innere Kolonisation besteht, weil man darin eine Schädigung des Großgrundbesitzes erblickt, ein etwas liberalisierendes Manöver." So pessimistisch war die Schilderung des Herrn von Wangenheim, daß der Graf von der Groeben darauf erwiderte: „Ob man so weit gehen soll, wie Herr von Wangenheim es tat: zu sagen, daß an einzelnen Stellen die Kolonisation überhaupt schon zu weit gegangen sei, kann ich nicht beurteilen. Es ist mir allerdings bekannt, daß in einigen Kreisen die Befürchtung herrscht, daß dort nicht mehr genügendes geeignetes Material für die Selbstverwaltung vorhanden sei." Gemeint ist dabei natürlich die Selbstverwaltung, wie sie die Konservativen geübt sehen wollen. Der zweite Berichterstatter, der Präsident des Oberlandeskulturgerichts Doktor Metz erklärte unter Bezugnahme auf frühere Erklärungen des Ministers, daß die Großgrundbesitzer im Osten der Ansiedlung von Bauersleuten wenig Teilnahme entgegentrügen; er fügte hinzu, daß an der Richtigkeit dieser Behauptung nicht zu zweifeln sei, es sei aber „noch viel richtiger und erklärlicher, wenn die Großgrundbesitzer der Bauernansiedlung feindlich gegenüberstehen." Und dieser Widerspruch kommt gerade aus Provinzen, in denen der Großgrundbesitz so überwiegt, daß ein Mann wie der Hauptritterschaftsdirektor Kammerherr von Arnim erklären mußte, in Neuvorpommern und Ostpreußen überwiege der Großgrundbesitz in einem Maße, „daß man nicht mehr sagen kann, daß eine gesunde Besitzverteilung vorliegt." In Pommern sind zur Zeit

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dreiundfünfzig Prozent in der Hand des Großgrundbesitzes! Professor Doktor Sering untersuchte die Gründe, die man in den Kreisen des Großgrundbesitzes und weiterhin im Landesökonomiekollegium gegen das „angeblich zu heftige Tempo der bäuerlichen Kolonisation" ins Feld geführt hat. Wie groß muß die Furcht vor der Bauernansiedlung bei dem Großgrundbesitz sein, wenn man bei dem wenigen, was geschehen ist — nur geredet wurde viel — von einem „heftigen Tempo" der bäuerlichen Kolonisation sprechen kann. Sering sprach von seinem „lebhaften Erstaunen" über die „starke Opposition". Der erste Grund soll nach Sering sein: die Würdigung der politischen kulturellen Bedeutung des Großgrundbesitzes; der zweite Grund soll in der rationelleren Bewirtschaftung beim Großgrundbesitz liegen. Daß der zweite Grund nicht stichhaltig ist, wurde in der Konferenz mühelos zahlenmäßig nachgewiesen, und zwar vor allem für die Viehzucht; was aber die politische und kulturelle Bedeutung des Großgrundbesitzes anlangt, so braucht nur hinzugefügt zu werden: im konservativen, reaktionären Sinne. Bei dieser Haltung des Großgrundbesitzes ist es zu verstehen, wenn der ostpreußische Generallandschaftsdirektor Kapp, der sich wirklich um die Durchführung der inneren Kolonisation bemüht hat, einen Weg einschlägt, auf dem das nötige Land gewonnen werden kann, ohne daß die Besitzeinheit des Großgrundbesitzes gestört wird.

So mußte denn der Minister schließlich dagegen Verwahrung einlegen, daß von einer „Überspannung der bäuerlichen Ansiedlung" gesprochen wurde.

Natürlich suchten die Vertreter des Großgrundbesitzes nachzuweisen, daß dieser dem bäuerlichen Besitz überlegen sei. Da deckte nun aber der schlesische Oberpräsident Graf von Zedlitz-Trützschler erfreulicherweise die Karten auf, indem er erklärte, daß in den verschiednen Zeiten die Frage nach dem Übergewicht des einen oder anderen Besitzes verschieden zu beantworten gewesen wäre. Er führte aus, daß in den fünfziger und sechziger Jahren der großwirtschaftliche Betrieb dem bäuerlichen Besitz überlegen war, und fuhr dann fort: „Wir haben jetzt eine Zeit gehabt, die glücklicherweise vorübergegangen ist — es war die Zeit der achtziger und neunziger Jahre —, wo das Umgekehrte eintrat: wo der bäuerliche Besitz dem Großgrundbesitz in seiner wirtschaftlichen Kraft entschieden überlegen war. .... Die letzten günstigen Jahre haben die Situation meiner Auffassung nach sehr erheblich verändert, und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in der heutigen Zeit ist wenigstens bei uns in Schlesien oder doch in einem ganz überwiegenden Teil von Schlesien der Großbetrieb wieder sehr erstarkt." Was sagt dies anders, als daß die Schutzzollpolitik den Großgrundbesitz gestärkt hat? Graf von Zedlitz-Trützschler gibt hier unumwunden zu, was von liberalen Politikern und Volkswirten stets behauptet worden ist. Wie wenig freundlich der Großgrundbesitz der Bauernansiedlung gegenübersteht, — davon zeugt, daß Professor Sering sich bemühte, der in gewissen Kreisen herrschenden Ansicht entgegenzutreten, jede Parzellierung eines Gutes bedeute einen Rückschritt in der Kultur. Vom Standpunkt des Großgrundbesitzers aus liegt bei ihm selbst, und nur bei ihm, die Kultur.

Man gewinnt aus diesen Verhandlungen einen wertvollen Beitrag für die Stellung des Grundbesitzes zur inneren Kolonisation.

So tritt eine nachteilige Folge der Schutzzollpolitik nach der andern hervor. Professor Gerlach erklärte: „Ein Teil des Großgrundbesitzes hat im Kampf um die Zölle mit aller Kraft darauf hingewiesen: Erhöht ihr die Getreidezölle, so verhindert ihr die Möglichkeit der bäuerlichen Kolonisation. Durch hohe Getreidepreise wird der Großgrundbesitz in seiner wirtschaftlichen Lage gestärkt. Hier wird also mit Recht behauptet, daß die Kolonisationsmöglichkeit davon beeinflußt wird, ob das wichtigste Erzeugnis des Großbetriebes hoch oder niedrig im Preise steht: die Reinertragsverhältnisse geben den Ausschlag." Daher konnte jetzt auch der Minister mit Fug und Recht erklären: „In der Preisfrage des Besitzers liegt eine ungeheure Schwierigkeit." Durch die Zollpolitik hat man die Widerstandskraft des Großgrundbesitzes künstlich gestärkt und die innere Kolonisation erschwert, woraus sich ohne weiteres ergibt, daß der Bauernstand von der Schutzzollpolitik große politische Nachteile hat.

Wie ängstlich man in den Kreisen des Großgrundbesitzes um deren Erhaltung besorgt ist, zeigt, daß zum Beispiel die Generalkommission in Frankfurt, die recht eifrig auf dem Gebiet der inneren Kolonisation gearbeitet hat, glaubte, etwaigen Vorwürfen, die hieraus geleitet werden könnten, damit entgegentreten zu müssen, daß ihr Vertreter erklärte, es sei nie ohne die Zustimmung des Landrats vorgegangen worden. Die Zustimmung des Landrats spielte auch bei den Vorschlägen über die Organisation der inneren Kolonisation eine große Rolle.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Geht es nach den Wünschen des Großgrundbesitzes, dann wird die innere Kolonisation über Erwägungen nicht hinauskommen. Man fürchtet, daß bei weiterer innerer Kolonisation der Bauernstand schließlich doch das politische Joch abschütteln könnte, und man befürchtet gleichzeitig, daß mit einer Wirtschaftspolitik gebrochen werden könnte, die vor allem dem Großgrundbesitz zugute kommt.

Zur Psychologie der Wunderheilungen

Von Dr. Julian Marcuse

Von den Wundern, welche die Bibel Moses zuschreibt, bis zu denen des Neuen Testaments, von der Selbstmordepidemie der milesischen Jungfrauen bis zu den Kinderkreuzzügen, von den Heilungen, welche die Priester bei den alten Indern und Ägyptern durch Beschwörungen und Zauberformeln zustande brachten, bis zu den Wunderkuren der Jungfrau von Lourdes haben wir es überall mit der gleichen Gruppe von Suggestiv-Erscheinungen zu tun.

Das Charakteristikum der Suggestion aber liegt in dem psychischen Zwang, den sie uns antut, und dem die Gattung Mensch sich nicht entziehen kann. Jede durch irgendein direktes oder indirektes Suggestivmittel in dem Gehirn entstehende Vorstellung drängt sich mit einer je nach der Intensität des suggestiven Einflusses größeren oder geringeren Gewalt in die Gedankenwelt ein und verschafft sich hier Raum auf Kosten der früher für die betreffende Begriffskategorie aufgespeicherten Vorstellungen. Sie ist also, wie Moll in seinen Betrachtungen über Suggestion und Hypnotismus in der Völkerpsychologie treffend hervorhebt, mehr als die von experimentierenden Medizinern ins Gehirn einer somnambulen Hysterika getriebene Halluzination, mehr als die verzückte Ekstase eines halb verrückten religiösen Visionärs: die Suggestion ist die Zwangsjacke des Gedankens, die wir fast alle tragen, die unser Tun und Lassen bestimmt und unser Urteil über wahr und unwahr,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unsere Anschauungen von gut und böse, unsere Empfindung von Liebe und Haß gestaltet.

Das Wechselspiel der suggestiven Einflüsse wird allein durch den Umstand kompliziert und teilweise verdeckt, daß für die Aufnahme mancher Vorstellungen in unser Gehirn die Logik der früher erworbnen Erfahrungstatsachen ein Regulativ bildet und die Aufnahme absurder, unlogischer Vorstellungen erschwert oder sogar ganz verhindert. Dieser kontrollierende Einfluß reicht aber, wie man leicht auf dem Gebiete der Religion nachweisen kann, viel weniger weit, als man denken sollte. Da „glauben" im religiösen Sinne heißt: „für wahr halten", was sich nicht beweisen läßt, so ist es begreiflich, daß der religiöse Glaube die fruchtbarste Quelle von Suggestiverscheinungen bildet, und auf seinem Boden sind auch die gefährlichsten Kategorien suggestiver Einflüsse: die religiös-pathologischen Massenbewegungen des Mittelalters, entstanden. Die Gestaltung solcher Bewegungen wechselt natürlich mit den Anschauungen der Zeiten und der Völker. Berücksichtigen wir die Verhältnisse der drei christlichen Hauptkirchen, so finden wir, daß entsprechend der Verschiedenheit ihrer Lehren und Gebräuche auch die Art der bei ihren Gläubigen auftretenden Massensuggestionserscheinungen variiert. Dem Katholizismus eigentümlich sind die Massenhalluzinationen von Muttergotteserscheinungen, Massenillusionen in Bezug auf Heiligenbilder, Wunderheilungen durch Berührung, durch Reliquien und ähnliches; dem Protestantismus, speziell dem englisch-amerikanischen, gehören die Epidemien von Revivals, die Heilsarmee mit ihrer lärmenden Gottgefälligkeit, die Christian Science mit ihrem spiritualistischen Heilkultus, der russisch-griechischen Kirche die Bildung von Sekten mit ausgesprochen selbstquälerischen und lebensverneinenden Tendenzen an. Dabei sehen wir, daß die gleichen Ursachen die gleichen Wirkungen zu verschiednen Zeiten und an den verschiedensten Orten hervorrufen. Ein schwärmerisch veranlagtes und religiös exaltiertes Kind oder eine dem Marienkultus besonders ergebne Hysterika sieht an irgendeinem Orte die Himmelskönigin in dem Glanze, den ihr der Glaube und die übliche bildliche Darstellung verleihen; die Kunde von der wunderbaren Erscheinung verbreitet sich in der Umgebung, eine Menge von Gläubigen strömt alsbald zusammen und harrt des Sichtbarwerdens der Erscheinung. Die religiöse Erregung in der Masse schwillt mehr und mehr an, einer beeinflußt den andern. Bald wird

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Erscheinung von vielen gesehen, und nun tritt zu der Massensuggestion die des Individuums hinzu, die die Vorstellung einer mächtigen Heilkraft weckt, die von der wunderbaren Erscheinung ausgehe.

Der Einfluß der Erzeugung gewisser Vorstellungen bei der Heilung von Krankheiten, der bis in die grauesten Zeiten der Menschheitsgeschichte zurückreicht, ist zwar schon in früheren Epochen nicht ganz unbeachtet geblieben, allein erst seit den letzten Dezennien sind wir durch das Studium der hypnotischen Phänomene dahin gelangt, die Bedeutung der Suggestion in der Therapie mehr und mehr zu erfassen. Jener suggestiven Beeinflussung, die nicht bloß die ungemein mannichfaltigen Zustände aufzuheben sucht, die in unsrem Körper durch primäre Änderungen unseres Bewußtseins entstehen, sondern die sich auch — und mit nicht geringerem Erfolg — an die Begleit- und Folgeerscheinungen organischer Erkrankungen heranwagt, die sekundär auf der Grundlage gestörter Lebensvorgänge und der dadurch veränderten Empfindungen und Vorstellungen entstehen. Verbindet sich nun mit dieser festen Einfügung bestimmter Vorstellungen in das Bewußtsein — damit ist das Wesen der Suggestion gekennzeichnet — die Wirkung aufs höchste gesteigerter Affekte, also eine durch äußere wie innere Momente hervorgerufne Erregungsphase, dann wird das blitzschnelle Auftauchen neuer Vorstellungen die ursprünglichen verdrängen, und damit ist die Bahn für das Zustandekommen von Heileffekten (Lösung von Krampfzuständen und Lähmungen, Aufhebung von Gefäßstörungen, von trophischen Veränderungen und so weiter) geebnet. Der wissenschaftlichen Erkenntnis zugänglich, den biologischen Gesetzen untertan, vollziehen sich Vorgänge, die in ihrem urplötzlichen Geschehen nach vorangegangener scheinbarer Unheilbarkeit seltsam anmuten. Von hier bis zur Proklamierung des Wunders durch die fanatisierte Masse, die Augenzeuge des Vorganges war, ist nur ein kurzer Schritt; alle wollen es gesehen haben und haben es auch tatsächlich gesehen und miterlebt, der Kreis der Beweisführung ist für den Gläubigen geschlossen. Von Simon dem Magier bis zum Diakon Paris und den Wundertaten des Prinzen von Hohenlohe im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, — immer ist es der gleiche Gang der Dinge, und immer hat die Dogmatik Wunder und Weissagungen als die vermeintlich festesten Säulen des christlichen Fundamentaldogmas angesehen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Heiligkeit und Wunder wurden so zu Korrelativbegriffen, von den vollzognen Wundern macht die Kirche ihre Selig- und Heiligsprechungen abhängig. Und da diese naturnotwendig erst nach dem Tode des Heiligen erfolgen können, so wurde sein menschliches Leben, sein eigenes Ringen und Streben zur Nebensache; selbst was er vor seinem Tode gewirkt hatte, erschien gleichgültig, — die Hauptsache war, was er nach seinem Tode vermochte: nach seinen Wundern maß man seine Größe. Diese Wundergläubigkeit und Wundersucht, die alle religiösen Vorstellungen des Katholizismus beeinflußt, ist, man kann wohl sagen, vom Wandel der Zeit, unberührt geblieben. Ja, wir stoßen in der Gegenwart auf ein weiteres ursächliches Moment für das Festhalten an Wundern, das früheren Jahrhunderten im wesentlichen wenigstens fehlte: das ist wirtschaftliche Fruktifizierung derartiger Ereignisse, die mit der Glaubenszüchtung in vielen Fällen eng verknüpft ist. Pilgerfahrten zum Grabe von Dionysius, dem Bischof von St. Denis bei Paris, oder dem heiligen Vinzenz von Paul waren in der Zeit des Mittelalters kaum Gelegenheiten zu wirtschaftlichen Spekulationen; ein Wunderort wie das neuzeitliche Lourdes dagegen ist eine unversiegbare Quelle materieller Werte für die mannigfachsten Erwerbs- und Berufsstände. In einem Grade, daß selbst die Republik trotz den offenbarsten und flagrantesten Verstößen gegen das Allgemeinwohl in gesundheitlicher Beziehung, die sich dort abspielen, vor Eingriffen zurückscheut. Wo alljährlich weit über eine Million von Pilgern aus allen Ländern der Erde zusammenströmt, wo der Devotionalienhandel allein Riesenbetriebe mit einem Millionenumsatz erhält und nährt, wo eine Hotelindustrie erstanden ist, die, wie man sagt, sechzigtausend Pilger auf einmal in dem einstens so armseligen Baskendorf unterzubringen vermag, da sind wirschaftspolitische Faktoren emporgewachsen, die ihre Fäden bis in das Innere eines Staatswesens spinnen. Gegenüber der Bedrängnis durch das Fortschreiten naturwissenschaftlicher Erkenntnis aber und der Zweifelsucht an den offenbarten Glaubensstützen des katholischen Dogmas hat die Kirche aus den Reihen der Wissenschaft selbst sich Gefolgschaft und Knappen erkürt, die Schild und Lanze schirmend vor die Vision der kleinen Bernadette Soubirous halten, und die mit denselben Argumenten, mit denen man dieses Gebäude falscher Beobachtungen, konfuser Schlüsse und unrichtiger Verallgemeinerungen niederzureißen droht, es fester als je zu schützen suchen. Hatte

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Literatur bisher diese „wissenschaftlichen" Beobachtungen und Feststellungen rubriziert und beschrieben, so war es dem jüngsten Lourdesprozeß, der sich vor den münchner Assisen im Anschluß an eine formale Beleidigungsklage abspielte, vorbehalten, ihre Expektorationen vor der weitesten Öffentlichkeit zu vernehmen. Ärzte als Kronzeugen der Wunder von Lourdes, — dieses Schauspiel darf das höchste Interesse beanspruchen; in der Geschichte des Wunderglaubens und der Wunderdeutung bedeutet es sicherlich eine neue Phase, die von der glänzenden Anpassungsfähigkeit der katholischen Hierarchie an die veränderten Zeitverhältnisse zeugt. Und man beschied sich in weiser Zurückhaltung — wie auf eine gemeinsame Direktive taten es sämtliche Gutachter — mit der Konstatierung, daß in diesem und jenem Falle plötzliche Heilungen eingetreten seien, für die es eine wissenschaftliche oder natürliche Erklärung nicht gebe; ob sie Wunder seien, — das zu entscheiden wäre nicht Sache des Arztes, sondern einzig und allein der Kirche und ihrer Vertreter.

Diese Konstatierungen aber, die mit großem Aufwand von pseudowissenschaftlichen Ausdrücken und Bezeichnungen, mit sittlicher Entrüstung ob des frevelhaften Anzweifelns und ähnlichen Posen vorgetragen wurden, hatte niemand persönlich vorgenommen, keiner selbst wahrgenommen; nur Briefe, direkte und indirekte Mitteilungen sollten dafür zeugen! Und die Quellen hierfür: das berühmte Bureau de renseignements in Lourdes, ein krasses Zerrbild wissenschaftlicher Arbeitsweise, die Annalen von Lourdes, ein von Abbés, Curés und Jesuitenpatres versorgtes und gespeistes Winkelblättchen, Briefe von Ärzten, die selbst oder deren Angehörige in Lourdes geheilt sein wollen, und ähnliches mehr! Solchen Beweisgängen gegenüber ist der ernsten Forschung ihre Stellung vorgezeichnet: Sie darf, so schwer ihr dies auch ankommen mag, diese Erscheinungen nicht ohne Prüfung vornehm ignorieren, wie dies leider heute noch vielfach geschieht; sonst kann es passieren, daß Fälle wie der der angeblich vom Lupus geheilten Frau Rouchel in Metz unter ärztlicher Gefolgschaft als Wunder proklamiert und zum Glaubensinkarnat der Masse werden. In diesem Sinne hat die jüngste Entwicklungsphase von Lourdes mit dem Eintritt ärztlicher Helfershelfer zur Deklarierung von Wunderheilungen, ich möchte fast sagen, reinigend gewirkt. Wohl oder übel wird die Wissenschaft gezwungen sein, jene wirren Gedankengänge zu verfolgen und den klaffenden Lücken solcher Beobachtungen exakte Tatsachenreihen gegenüberzustellen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der württembergiſche Perſonaladel

Von Otto Perſius

Vor Jahren einmal hat eine berliner Zeitung die aufregende Entdeckung gemacht, daß ſich in Württemberg alle höheren Stellen des Juſtiz- und Verwaltungsdienſtes in den Händen des Adels befänden. Vermutlich war ihrem Gewährsmann ein württembergiſches Staatshandbuch in die Hände gefallen, und da dieſer von den ſchwäbiſchen Zuſtänden, die er gloſſieren wollte, keine Ahnung hatte, fiel er auf alle die Herren von Müller und von Maier, von Schmid und von Fiſcher, die er in dem glücklichen Beſitz der Poſten von Staatsräten, Präſidenten, Direktoren und ſo weiter fand, herein und rechnete ſie friſchweg dem Erbadel zu. Obgleich ihr Namensklang doch gewiß nichts Junkerhaftes an ſich hat. Ach nein, Württemberg iſt das demokratiſchſte aller deutſchen Länder, zum mindeſten in der Hinſicht, daß der Geburtsadel im Staatsdienſt herzlich wenig zu bedeuten hat. Aber zum Ausgleich hat man den Pairsſchub gewiſſermaßen in Permanenz erklärt.

Nach dem Statut des am 23. September 1818 durch König Wilhelm I geſtifteten Ordens der württembergiſchen Krone iſt mit dem Beſitz des Ehrenkreuzes und der höheren Grade der Perſonaladel verbunden, und die von demſelben Monarchen am 18. Oktober 1818 erlaſſene Rangordnung knüpft an die vierte und die darauf folgenden Rangſtufen denſelben Vorzug. Damit iſt die lebenslängliche Nobilitierung der Staatswürdenträger in ein förmliches Syſtem gebracht. Man hat in der ganzen Einrichtung Nachwirkungen von demokratiſchen Ideen des napoleoniſchen Zeitalters erkennen wollen. Wie jeder Soldat des großen Kaiſers den Marſchallsſtab im Torniſter trug, ſo hatte fortan jeder Württemberger, mochte er von noch ſo dunkler Herkunft ſein, begründete Ausſicht, als ein Herr „von“ zu ſterben.

Aber Napoleon hat ja gerade ſeine demokratiſche Abſtammung verleugnet, indem er ſein Parvenükaiſertum mit einem dem legitimen Königtum nachgeäfften höfiſchen Apparat umgab. Ebenſo war in Württemberg die Ein-

Generated on 2019-10-26 22:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

führung des Verdienſtadels eine nichts weniger als demokratiſche Maßregel. Das Bürgertum hätte ſich an dem faktiſchen Beſitz der höheren Beamtenſtellen genügen laſſen können. Eher war die formale Anpaſſung an das charakteriſtiſche äußere Merkmal des Erbadels, deſſen Superiorität dadurch anerkannt wurde, eine Demütigung. Da die Verhältniſſe in dem adelsarmen Württemberg es nicht geſtatteten, wie in Preußen und anderwärts den Adel im Staatsdienſte zu bevorzugen, ſo wollte man die Ratgeber der Krone wenigſtens mit einem ariſtokratiſchen Schein ausſtatten, — weniger ihnen ſelbſt als dem Glanz der Krone zulieb. Das mag die pſychologiſch richtigſte, nichts weniger als demokratiſche Erklärung ſein.

Man kann nicht ſagen, daß dieſe Einrichtung auf das Beamtentum demoraliſierend gewirkt habe. Die meiſten freuen ſich in erklärlicher menſchlicher Schwäche auf den Augenblick, da ihnen durch die Rangerhöhung oder Ordensverleihung der Perſonaladel zuteil wird, und wachen eiferſüchtig darüber, daß ſie die Auszeichnung auch wirklich erhalten, ſobald ſie Anſpruch darauf haben; für einen Beamten iſt ja Zurückſetzung nicht bloß kränkend, ſondern auch bedenklich, weil ſeine Zukunft dadurch bedroht wird. Aber die Mehrzahl legt größeren Wert darauf, das Vorrecht zu beſitzen, als ſich ſeiner zu bedienen. Sie halten es damit wie mit einem koſtbaren Familienſchmuckſtück, das man das ganze Jahr im feuerſichern Schranke verſchließt und nur bei beſonders feſtlichen Anläſſen hervorholt. Es iſt nicht üblich, das „von" auf Viſitenkarten oder Wohnungsſchildern zu führen. Selbſt amtliche Unterſchriften werden nur ausnahmsweiſe damit verziert. Kurz, der Gebrauch bleibt für die ganz offiziellen Gelegenheiten vorbehalten. Vollends fällt es keinem halbwegs geſchmackvollen Beamten ein, ſeinen Perſonaladel in der Fremde oder auf Reiſen zur Schau zu tragen. Da wäre es aber auch ſchon eine Art von unlauterm Wettbewerb gegenüber allen Bürgern von Staaten, die jene ſchöne Inſtitution nicht kennen. Ebenſowenig kann natürlich ein mit dem betreffenden Orden beglückter Nichtwürttemberger in ſeiner Heimat das „von" führen, ohne ſich unſterblich zu blamieren.

Etwas anders liegt die Sache ſchon bei den Beamtenfrauen, die in das Privileg ihrer Ehehälften eingeſchloſſen ſind, weil ja im chriſtlichen Staate die Gatten Leid und Freud miteinander tragen ſollen. Sie ſind lange nicht ſo widerſtandsfähig gegen den Eitelkeitskitzel. Was muß das aber auch für

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ein erhebendes Gefühl für eine Frau Soundſo oder Dingsda ſein, wenn ſie eines Morgens zwar nicht mit blauem Blute in den Adern erwacht, aber doch mit dem verbrieften Rechte, ſich Frau von Soundſo, oder Frau von Dingsda nennen zu laſſen! Wehe, wenn das jemand unterläßt! Man kann es erleben, daß noch die uralte Witwe einer längſt vermoderten Größe wie ein Drache den ihr gebührenden Anteil an dem Verdienſtadel ihres Seligen behütet. Für eine Ariſtokratin, die einem reichen Bürgerlichen die Hand geſchenkt hat — und das kommt nicht ſelten vor in einem Lande, deſſen Adel wenig mit irdiſchen Glücksgütern geſegnet iſt —, bedeutet das durch den Gatten erreichte „von" ein erwünſchtes Mittel, wenigſtens ſcheinbar wieder zu der Geſellſchaftsſtufe emporzuklimmen, auf die ſie durch ihre Heirat freiwillig verzichtet hat. Für die heranwachſende Tochter pflegt es freilich ein herber Schmerz zu ſein, daß ſie an der Ehre ihrer Eltern nicht teilnehmen darf und ſchlechtweg Fräulein Soundſo oder Fräulein Dingsda bleibt, ſelbſt wenn ſie einen Miniſter zum Papa hat. Sie wehrt es wenigſtens ihren Verehrern nicht, wenn dieſe das verführeriſche „von" widerrechtlich auf ſie ausdehnen. Ebenſo muß natürlich der Sohn des perſönlich Geadelten ſich den Adel erſt wieder durch eignes Verdienſt neu erwerben.

Nicht ganz ſo harmlos iſt die Verleihung des Perſonaladels (durch das Ehrenkreuz des Kronenordens) an Vertreter von Handel und Induſtrie, Technik und Kunſt, — eine Sitte, die allmählich immer weiteren Umfang angenommen hat. Was man beim Beamtentum als ein bis zu einem gewiſſen Grade berechtigtes dekoratives Beiwerk oder auch als Entſchädigung für das allzu niedrig bemeſſene Gehalt auffaſſen kann, wirkt bei den freien Berufen als Anreiz zur Streberei. Die Staatsdiener erhalten ihre Auszeichnungen nach einer feſten Ordnung und einem beſtimmten Turnus; bei den übrigen Untertanen waltet mehr Willkür und Gunſt. Deshalb iſt hier die Verführung zum Betteln und Antichambrieren bei einflußreichen Perſönlichkeiten ſo groß. Wenn einem Fabrikherrn, der ſich wie ein kleiner Fürſt in ſeinem Reiche fühlen darf, oder einem Beherrſcher des Geldmarkts, oder einem Manne, in deſſen Händen die Fäden öffentlicher Wohlfahrtseinrichtungen zuſammenlaufen, ohne eignes Zutun die Dekoration zufliegt, ſo mag er ſich lächelnd für dieſe Beſcheinigung ſeines Werts bedanken; an die Unhöflichkeit einer Ablehnung wird er keinen Augenblick denken. Aber

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sein berechtigtes Selbstbewußtsein muß es ihm verbieten, sich selber darum zu bemühen und zu bewerben. Die Öffentlichkeit hat ja allerdings an dem Fortbestehen der Einrichtung des Personaladels ein gewisses Interesse, weil die Aussicht darauf zur Wohltätigkeit im großen Stil und zu gemeinnützigen Stiftungen verlockt. Nur ist der Vorteil zu teuer mit der Korruption deren erkauft, die zur Führung des unabhängigen Bürgertums berufen sind. Je mühsamer die Würde erworben wird, desto größer ist auch die Geneigtheit, damit zu prunken. Jedenfalls begegnet man in den Kreisen der Börse und Industrie nicht derselben Zurückhaltung im Gebrauche des Wörtchens „von" wie beim Beamtenstand.

Der Appetit kommt bekanntlich beim Essen. Die einmal aufgestachelte Eitelkeit steckt sich leicht höhere Ziele, und der Personaladel wird mitunter als Sprungbrett zum Erbadel verwendet. Daraus leitet die Aristokratie ihrerseits ein Recht ab, auf den Bürgerstand herabzusehen. Wenn sich dessen Häupter in die Reihen des Adels drängen, so ist der Schluß, daß dieser etwas Besseres und Höheres sein müsse, ganz logisch. Man kann unter diesem Gesichtspunkt gegen den offiziellen Ausdruck „Erhebung in den Adelstand" nicht mehr viel einwenden. Wenn ein Aristokrat vor einen bürgerlichen Millionär mit der Bitte um die Hand seiner Tochter hinträte und dieser erwidern würde: „Gut, du sollst sie haben! Aber zuerst mußt du das „von" vor deinem Namen ablegen und zur Fahne des Bürgertums schwören", — kaum einer würde sich dazu bereit finden, trotz aller Liebe zur Tochter und ihrer Mitgift. Aber der Bürgerliche hält es umgekehrt für keine Schande, seinem Stande untreu zu werden, ja sieht sogar manchmal in der Nobilitierung das höchste Ziel seines Ehrgeizes. Auf so tönernen Füßen steht noch im zwanzigsten Jahrhundert die Gleichheit der Stände. Und das Schlimmste ist, daß das Bürgertum selbst die Hauptschuld daran trägt.

Weil der württembergische Personaladel in seinen Wirkungen den Ansprüchen des Erbadels Vorschub leistet, ist er eine durchaus undemokratische und zugleich unzeitgemäße Einrichtung. Er wirkt demoralisierend, zumal da er in der ohnehin allzu langen Reihe deutscher Ordensstreberei und Titeljägerei ein selbständiges Glied bildet. Man berufe sich nur nicht auf andre Länder, wie Österreich oder Bayern, die den Verdienstadel gleichfalls haben!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nirgends wird er ſo häufig verliehen, iſt er in ein ſo regelrechtes Syſtem gebracht wie in Württemberg. Vollends lächerlich wäre es, wenn man dieſe Sondereinrichtung, eben weil ſie eine ſolche iſt, aufrecht erhalten wollte. Es gibt für den berechtigten Partikularismus doch wohl würdigere Anläſſe zu Kraftproben. Nein, wir haben es da mit nichts als mit einem rieſigen und keineswegs ungefährlichen Zopf zu tun. Je eher ſich der kühne Staatsmann findet, der ihn abſchneidet, deſto beſſer!

Im Feuer der Verteidigung

Von W. Berenſtam*)

1. Die Beule

s war im Kriegsgericht. — „Ich ging auf der Straße," ſo ſagte der Polizeikommiſſar bei ſeiner Vernehmung aus, „als plötzlich hinter einem Zaun dieſer Mann heraustrat; jedenfalls kam es mir ſo vor. Er flitzte, das ſah ich ganz deutlich, an mir vorüber. Da ertönte eine ſchreckliche Exploſion. Ich wurde faſt zu Boden geworfen und war wie angebrannt. Der Boden zitterte. Hatte doch die Bombe einen tiefen Trichter ausgehoben . . . Ich verſuchte, mich in Sicherheit zu bringen. Als ſich der Rauch verzogen hatte, ſah ich dieſen Menſchen die Straße entlang laufen. Eine Minute darauf kam ich vollſtändig zu mir und ſtürzte ihm nach. Hinter mir lief noch jemand. Ich blieb nicht zurück. Ich holte den Verbrecher ein. Er lief in Todesangſt, ſchien an nichts zu denken und nichts zu ſehen. Die enge Gaſſe wurde von einem Hauſe geſperrt, das einen Durchgangshof hatte. Dieſer Mann lief auf das hölzerne Hoftor zu. Blos das kleine niedrige Pförtchen darin war geöffnet. Ich hatte ihn ſchon faſt eingeholt. In der Hand hielt ich den gezognen Säbel. In vollem Lauf und mit aller Wucht prallte der Verbrecher mit der Stirn an das Tor und blieb, weil er ſich für verloren hielt, einen Augenblick ſtehen. Und da blieb ich, ich weiß nicht warum, auch ſtehen und konnte daher aufmerkſam

*) Deutſch von Fräulein Oſtrowsky

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ſeine Kleidung betrachten. Ich weiß: er hatte genau ſo einen ſchwarzen Mantel an! Sofort aber bückte er ſich und begann weiterzulaufen. Ich ſtürzte ihm nach; da ich aber ſehr groß bin und ſehr vorſichtig über die Schwelle des Pförtchens ſchritt, verlor ich ihn auf ein paar Sekunden aus dem Geſicht. Er ſprang auf die Straße hinaus. Als ich ſelbſt durch das andre Tor heraustrat, war er ſchon nicht mehr da, — er ging aber auf dem Trottoir drüben langſam weiter, als ob mein Herauskommen ihn garnichts anginge. Ich ſtürzte mich auf ihn und arretierte ihn. Er atmete ſchwer. Zuſammen mit dem Hausmeiſter führten wir ihn in das Polizeirevier ab ... Der Oberkommiſſar erkannte ihn ſofort. Vor zwei Monaten hatte er wegen Beteiligung an Straßenunruhen eine Woche geſeſſen. Dann wurde er freigelaſſen. Er iſt derſelbe Mann, der hier jetzt auf der Anklagebank ſitzt ..."

Wie er ſo auf den Angeklagten zeigte, geriet der Polizeikommiſſar augenſcheinlich in ſeeliſche Unruhe und begann gegen Ende ſeiner Beſchuldigung ſchwer zu atmen.

Ich machte das Gericht darauf aufmerkſam, daß auch der Polizeikommiſſar, der doch ruhig auf ſeinem Platz geſtanden hätte, an Atemnot litt.

„Ich hab mich aufgeregt," bemerkte der.

„Ich zweifle nicht daran," antwortete ich; darauf richtete ich an den Zeugen noch einige Fragen, damit die Richter ſich davon überzeugten, daß der Flüchtende wirklich mit der Stirne ans Tor gerannt wäre.

Der Prozeß wurde nach dem Standrecht verhandelt und daher ſchon einige Tage nach dem Attentat. Es ſah ſo aus, als ob die beſtimmte Ausſage des Polizeikommiſſars die Richter überzeugt hätte. Damit mußte gerechnet werden.

„Zeuge, haben Sie genau und ununterbrochen jede Bewegung des Bombenſchleuderers in den Momenten, von den Sie ſprachen, beobachtet?"

„Jawohl ..."

„Täuſchen Sie ſich vielleicht in Ihrer Behauptung, daß er mit der Stirne an das Tor anprallte?"

„Nein, ich hab es deutlich geſehen."

Der Polizeikommiſſar wurde entlaſſen.

Darauf wurde der Oberkommiſſar ſelbſt vorgerufen und erzählte von der Überführung des Angeklagten ins Bezirksrevier und davon, daß er „frech" geweſen wäre.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Als man ihn ins Bezirksrevier brachte, da hatten Sie sich sein Gesicht aufmerksam angesehen, bevor Sie ihn erkannten?"

„Natürlich. Ich sehe die Gesichter immer aufmerksam an . . ."

„Haben Sie auf seinem Gesichte nichts Besonderes bemerkt?"

„Nein, es war nichts Besonderes zu bemerken! . . ."

„War vielleicht seine Stirne gerötet? Oder hatte er eine Beule auf der Stirn?"

„Niemand hat ihn geschlagen! . . . Bei uns im Revier . . ."

„Aber eine Beule hatte er auf der Stirn?"

„Nein."

„Können Sie das beschwören?"

„Positiv!"

„Ist Ihnen vielleicht eine Röte in seinem Gesicht aufgefallen?"

„Ich muß kategorisch behaupten, daß sein Gesicht ganz gewöhnlich aussah . . ."

Der dritte Zeuge, der Hausmeister, gab an, daß er hinter dem Angeklagten gelaufen sei und ihn darum nicht wiedererkennen könne.

Ich griff die Schuldbeweise des Staatsanwalts an. — „Er ist es nicht", sagte ich mit voller Überzeugung am Schlusse. — „Der Polizeikommissar behauptet kategorisch, daß der Flüchtende mit der Stirn an das Tor gerannt sei! Wo ist aber dann die Röte der Stirne, wo die Beule? Wenn er in vollem Lauf an das Tor gestoßen ist, hätte sich eine Beule auf der Stirn bilden müssen, und die könnte auch bis heute nicht verschwunden sein. Er ist es nicht! Das Fehlen dieser Beule — einer einfachen Beule, wie sie jeder von uns von klein auf oft genug an der Stirn hatte — beweist die Unschuld meines Mandaten klarer als jedes Argument, hebt jeden Verdacht auf, rettet ihn vor dem Strang. Es ist klar, daß es dem Flüchtling gelungen ist, zu entkommen, oder daß er vielleicht im Durchgangshofe ein Versteck gefunden hat."

Ich wandte mich der Psychologie des Flüchtlings zu und entwickelte den Gedanken, daß es einem Gehetzten unmöglich sei, so ruhig einherzuschreiten, wenn ihm der Tod auf der Spur folge, wenn er in der Flucht die einzige Rettung sehe . . . .

„Nun hat aber der Angeklagte, als er gefaßt wurde, schwer geatmet . . .

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

— Ja, er konnte doch ſchnell gegangen ſein, konnte ſich irgendwie erhitzt haben. Die Polizei hatte ihn ſchon einmal wegen nichts und wieder nichts eingeſperrt. Er iſt vielleicht ſogar herzleidend. Wir wiſſen es ja nicht! Und da wir es nicht wiſſen, können wir darüber auch nicht urteilen. Er hat um Ladung von Zeugen gebeten, die beſtätigen könnten, woher und wohin er ging. Nun hat aber das Kriegsgericht die Ladung der Zeugen abgelehnt, da ſie außerhalb der Stadtgrenze wohnen ... Was ſoll man machen, wenn die Stadtſtraße mit der Landſtraße zuſammenfällt und die Kriegsgeſetze einen ſolchen Fall nicht vorſehen? ..."

Der junge Menſch wurde freigeſprochen, und am Abend kam er zu mir, um ſich zu bedanken.

„Hören Sie mal," fragte ich ihn, „ſagen Sie die Wahrheit: haben Sie die Bombe geworfen?"

„Freilich ... Dieſer Polizeikommiſſar mit ſeinen Schutzleuten zuſammen hat uns damals im Revier erbärmlich geprügelt! Als ich endlich frei wurde, hab ich dafür die Bombe geworfen."

„Wieſo?" rief ich, „Sie ſind aber doch mit der Stirn an das Tor gerannt?!"

„Gewiß, fürchterlich ſogar! Ich dachte, ich muß umfallen, die Funken ſprühten mir nur ſo aus meinen Augen! Es war ſchlimmer als eine Bombenexploſion!"

„Aber die Beule, wo iſt Ihre Beule?"

„Ach, die iſt hier! Ich bin nicht mit der Stirn, ſondern mit der Mitte des Scheitels, faſt mit dem Nacken an das Tor gerannt, — die Beule iſt unter dem Haar ... Fühlen Sie, bitte, was für eine Geſchwulſt ich da noch heute hab ..."

Ich betaſtete ſeinen Kopf und ſchrie laut auf.

„Wiſſen Sie," ſagte ich, „ein wahres Glück für Sie, daß Sie nach dem eiligen, allzu ſchnellen Standrecht abgeurteilt wurden. Vor der ordentlichen Strafkammer, glaub ich, hätte man Ihren Kopf wohl ärztlich unterſuchen laſſen."

„Jawohl," lachte er auf, „es gibt nichts Böſes, was nicht auch ſeine gute Seite hätte."

Generated on 2019-10-26 22:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

2. Rettung!

Wieder das Kriegsgericht. Die Verhandlung geht ihrem Ende entgegen. Alle vier Angeklagten ſchweigen. Sie ſind aus der Haft vorgeführt worden und von Soldaten umgeben. Sie ſind wegen Zugehörigkeit zur Partei der Sozialiſten, Revolutionäre, Maximaliſten angeklagt. In dem Dorfe, wo ſie ihr „Neſt bauten", wurde eine Niederlage von Bomben und Dynamit aufgefunden. Die Frau iſt eine junge Dorfſchullehrerin. Die Tochter des Präſidenten am Landesamt. Ein liebes Kindergeſichtchen. Milde blaue Augen. Zwei von den Männern — Studenten — ſind zu ihr zu Beſuch gekommen. Sie erſcheinen auch vor Gericht in ſchwarzen Oberhemden mit weißen Knöpfen. Der vierte iſt ein Bauer aus dem Orte. Sie unterhielten Beziehungen zu dem Bauern ... Der Hof der Schule wurde durchſucht. Der Holzſchuppen war immer offen geweſen. Unter Schutt, Holzſpänen und allerlei Gerümpel iſt das ſchreckliche Körbchen vergraben geweſen, das jetzt auf dem Gerichtstiſch ſteht ... Daneben entladene Gußeiſenhülſen ... Ringsum alles leer. Der wachhabende Offizier ſitzt auf einer der Bänke für das Publikum ... Die Soldaten ... Wir, die zwei Verteidiger, ſonſt niemand ... Im Saal wird es merkbar finſter ... Der Staatsanwalt nimmt das Wort. Lang und breit ſpricht er davon, wie gefährlich dieſe Angeklagten ſeien. — „Nichts iſt ihnen heilig". Er beantragt die Todesſtrafe. Und im Saal wird es noch trauriger ... Es erhebt ſich mein Kollege, ein alter Verteidiger aus dem Orte, und hält eine „überzeugende" Rede. — „Wen beſchuldigt der Staatsanwalt?! Die allerfriedlichſten, ruhigſten Menſchen. Wo ſind die Beweiſe dafür, daß ſie irgendeiner Partei zugehören? — Eine Niederlage von Bomben? — Gefunden in dem Hof einer Schule. Die Tür des Hauſes, nicht nur die des Schuppens, war offen. Ein jeder konnte ſie hineinbringen ...." Und das alles belegt er mit Beweiſen. Es wird wohl zur Freiſprechung kommen.

„Haben Sie noch etwas hinzuzufügen?" ſo wendete ſich der Vorſitzende an den erſten der Angeklagten. Wie im Fieber erhob ſich der Gruſier. Er ſchien ein gänzlich zügelloſer Menſch zu ſein. Er vergaß ſofort ſeine Abrede mit der Verteidigung: zu ſchweigen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Unſer Verteidiger hat geſagt, wir gehörten zu keiner Organiſation," ſchrie er mit blitzenden Augen. „Es iſt nicht wahr! Wir ſind keine Vierfüßler! Sogar ihr . . . bildet des Abends Parteien von Kartenſpielern! Wir ſind Anarchiſten! Wir haſſen euere Gewaltordnung der Sklaverei, mit Ekſtaſe begrüßen werden wir euer ....."

Der Vorſitzende ließ ihn nicht weiter ſprechen. Der wachhabende Offizier und ein paar Soldaten ſchleppten den Gruſier aus dem Saal. Umſonſt verſuchte er, ſich mit ſeinen Fäuſten loszumachen. Die Sitzung wurde unterbrochen.

Der Gerichtshof verzog lange. Endlich erſchien der Offizier. In der Hand hielt er eine brennende Kerze. Mit ihm kamen zwei Soldaten. Ganz wie ein feierlicher Gottesdienſt in der katholiſchen Kirche. Der Offizier ging an alle Fenſterbretter, prüfte ſie vorſichtig, ſah hinter alle Vorhänge. Die Soldaten legten ſich auf alle Viere und krochen unter den langen Richtertiſch. Der Offizier leuchtete ihnen, wobei er das bis zum Boden herabhängende Tiſchtuch aufhob.

„Nichts!" ſagte ein Soldat.

„Sieh genau hin!" befiehlt der Offizier, „vielleicht iſt doch etwas unten."

Der Offizier und die Soldaten entfernen ſich . . .

„Der Gerichtshof!" ſchreit nach einer Minute der Offizier. Der General kommt heraus, begleitet von den Oberſten . . .

„Haben Sie noch etwas hinzuzufügen?"

Und wieder dieſelbe Geſchichte.

Der zweite Student iſt durch die Aufregung des Gruſiers angeſteckt worden. Er ſchreit zuſammenhangsloſe Flüche auf die Richter herab, ſelbſt dann noch, als man ihn aus dem Saal ſchleppt. Und es war, als ob die Flüche wirklich in der Luft hängen blieben . . .

Wider alles Erwarten fing auch der Bauer zu ſprechen an. Echt ruſſiſch, mit auserleſenen Schimpfworten. Augenſcheinlich hatte er ganz vergeſſen, daß ihn auch die Lehrerin hörte.

Er wird hinausgeführt. Wieder eine Unterbrechung.

Auf der Bank der Angeklagten ſaß jetzt die Lehrerin allein. In der Hand hatte ſie eine ſchwarze Handtaſche, einen kleinen Lederbeutel mit einer Stahlkette daran.

Der Offizier meldet, daß der Gerichtshof erſcheine. Die Richter treten ein. Plötzlich ſchaute der General die Angeklagte an und wich verwirrt zurück. Ebenſo die Richter. Alle gingen wieder hinaus.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Offizier lief ihnen nach, kam aber bald wieder und näherte sich der Angeklagten.

„Sein Sie so liebenswürdig, Fräulein, mir Ihre Handtasche zu geben!"

„Wozu?"

„So ... Befehl ..."

„Nein!"

„Das zieht die Verhandlung in die Länge."

„Mir ganz gleich!"

„Dann zeigen Sie mir die Tasche wenigstens!"

„Ich denk nicht dran!"

„Ihre Weigerung wird das Gericht sehr reizen, sie wird schädlich auf Ihr Schicksal einwirken. Ich gebe Ihnen einen guten Rat ... Fräulein, Sie sind so jung ..."

„Ich sagte schon, daß ich nicht dran denke!"

Der Offizier entfernte sich. Er kehrte verwirrt zurück und rief meinen Kollegen hinaus. Bald waren beide wieder da. Der Kollege bat das Fräulein, die Handtasche ihm zu geben. „Sonst will das Gericht nicht erscheinen. Und Sie wünschen doch selbst, daß die Sache schnell verhandelt wird ..."

Sie willigte gern ein und gab ihm die Handtasche. Als die Richter endlich ihre Plätze einnahmen hielt ihnen der Anwalt, scheinbar zur Beruhigung der Justiz, die Handtasche entgegen und öffnete sie demonstrativ ... Es war darin nur ein Taschentuch zu sehen ... Plötzlich erhob sich die Angeklagte schnell von ihrem Platz, beugte sich über die Barriere vor und klammerte sich an die Handtasche an.

„Ich kann nichts dafür," rief verzweifelt eine junge aufgeregte Stimme, „ich konnte im Gefängnis kein sauberes Taschentuch bekommen, ich kann nichts dafür, daß es so schmutzig ist!"

Alle lächelten gutmütig. Ein solches Lächeln aber hat im Kriegsgericht viel zu sagen. Ihr Verzweiflungsgeschrei rettete alle vier Angeklagten ... Man konnte sie nicht henken. Wir wußten aus Erfahrung, daß die Richter jetzt ein mildes Urteil fällen würden.

Und obgleich auch sie von ihrem Haß zu reden begann, man hörte nicht darauf ... Die Richter lächelten gutmütig wie zuvor ...

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rundschau

Die Zukunft Chinas

Nach den vielen Meldungen und Berichten über Reformen im chinesischen Reiche hatte man sich allmählich an den Gedanken gewöhnt, dieses würde sich eines Tages als modernes Staatswesen entpuppen. Umso verblüffender wirkt es, daß jetzt plötzlich Fürst Ito in öffentlicher Rede bekennt, an ein solches Wunder glaube er für absehbare Zeit nicht. Trotz dem dringenden Geldbedarf des Reiches seien die konservativen Mächte darin zu stark, als daß sich neue Besteuerungsgrundsätze geltend machen ließen; und noch größeren Hindernissen würde man begegnen, wollte man andre durchgreifende Änderungen vornehmen, wie sie eine verfassungsmäßige Regierung erfordere. Kurz bevor diese Äußerungen des hervorragenden japanischen Staatsmannes aus Tokio gekabelt wurden, veröffentlichten die londoner „Times" ähnliche, ausführlich begründete Betrachtungen ihres Vertreters in China. Diese Übereinstimmung ist umso auffälliger, als die Berichte, die die „Times" noch vor einem halben Jahr aus China erhielten, die Aussichten für die amtlichen Reformarbeiten recht günstig beurteilten. Es scheint also, daß die ostasiatischen Gewährsmänner des londoner Blattes seit ihrem Umfall in der Angelegenheit der Takumenbahn die Dinge in China nur noch durch japanische Brillen sehen. Das muß stutzig machen.

Gewiß werden die Schwierigkeiten, die das Reich des Himmelssohnes zu überwinden hat, wenn es den Anforderungen des neuzeitlichen Weltverkehrs gerecht werden will, vielfach unterschätzt. Gewiß waren auch die amtlichen Reformmaßnahmen, über die die Zeitungen in den letzten Jahren soviel zu melden wußten, wieder großen Teils nur Blendwerk, show-pidgeon, wie der bezeichnende Ausdruck im Pidgeon-Englisch lautet, das im Verkehr mit den Chinesen an ostasiatischen Handelsplätzen gebräuchlich ist. „Warum sehen wir China, zu einer traurigen Dauer verdammt, in ewiger Kindheit altern?" Mit dieser Frage beschäftigte sich schon Friedrich Schiller in seiner Abhandlung „Über Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter". Er fand auch eine Antwort, die mehr befriedigt, als die manches heutigen Sinologen „. . . weil sich die Horden der Mantschu in dem ungeheuren China unmerkbar verloren. Nur die Menschen hatten sie unterjocht; die Gesetze und die Sitten, die Religion und der Staat waren Sieger geblieben. Für despotisch beherrschte Staaten ist keine Rettung als in dem Untergang. Schonende Eroberer führen ihnen nur Pflanzvölker zu, nähren den siechen Körper und können nichts als seine Krankheit verewigen." Die „Gesetze und die Sitten, die Religion und der Staat" erweisen sich in der Tat auch heute immer wieder mächtiger als die Absichten amtlicher Neuerer. Eine gesunde Finanzreform, die Voraussetzung aller andern durchgreifenden Änderungen in der Verwaltung des Riesenreiches, wird vor allem durch das herkömmliche Verhältnis zwischen der Zentralregierung einerseits, den Gouverneuren und Generalgouverneuren in den Provinzen andrerseits erschwert. Diese schalten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und walten in den ihnen anvertrauten Gebieten ziemlich willkürlich. Ihre Abhängigkeit von Peking beschränkt sich fast darauf, daß sie einen Teil ihrer Einkünfte dorthin abliefern. Der Betrag, der der Zentralregierung im Laufe eines Jahres aus den Provinzen zufließt, hat nie mehr als neunzig Millionen Taels (etwa zweihundertzwanzig Millionen Mark) betragen. Nun erfordert heute der Zins für auswärtige Anleihen allein jährlich sechzig Millionen Taels. Da ist es kein Wunder, daß die Machthaber in Peking sich fortwährend mit den Provinzialregierungen wegen eines größeren Anteils an deren Einkünften streiten; aber in der Regel läuft der Streit darauf hinaus, daß die Gouverneure ihre pekinger Quälgeister durch höhere Bestechungsgelder zufrieden stellen. Dafür sucht man dann aus dem Ämterverkauf und aus der Ausgabe von Papiergeld höhere Summen herauszuschlagen. Auch wegen neuer Eisenbahnbauten ergeben sich fortwährend Zwistigkeiten zwischen Peking und den Provinzen, die für sich selbständig Konzessionen erteilen wollen, was man in der Reichshauptstadt nicht zulassen mag.

Für ein Reich mit einer Bevölkerung von vierhundert Millionen erscheint es theoretisch leicht, glänzende Finanzverhältnisse herzustellen. Die chinesische Grundsteuer allein würde nach einer Berechnung Sir Robert Harts, in der Höhe der indischen und in gleicher Weise wie diese erhoben, einen jährlichen Ertrag von vierhundert Millionen Taels statt wie jetzt fünfundzwanzig Millionen ergeben.

Weil es sich aber nicht denken läßt, daß das Mandarinentum sich am eignen Zopf aus dem Sumpf der Korruption herausziehen könnte, möchte offenbar Japan diese Aufgabe übernehmen und hierfür ein Mandat von der europäischen Kulturwelt erhalten. Deshalb will man jetzt in Tokio die Aussichten der chinesischen Reformbewegung so trostlos wie möglich erscheinen lassen, und vielleicht ist auch der Gewährsmann der „Times“ von japanischer Seite überzeugt worden, daß er die Fähigkeit Chinas, sich selber zu helfen, früher weit überschätzt habe. Fürst Ito glaubt nicht, daß der Versuch, dem chinesischen Reich eine Verfassung zu geben, gelingen werde, meint aber gleichzeitig, daß das Fehlschlagen eines solchen Versuches den Frieden im fernen Osten gefährden müßte, und wundert sich, daß man sich in der westlichen Welt so wenig mit dieser für den Frieden des Ostens so wichtigen Frage beschäftige.

Wenn nun Japan bei dem Versuche mitwirken würde? Dann bliebe der Friede in China gewahrt, und die Interessen der Europäer blieben unangetastet. Das war es gewiß, was Fürst Ito der westlichen Welt nahelegen wollte. Und Japan würde schon sehen, wie es dabei auf seine Kosten käme.

Daß indes eine japanische Oberhoheit über China dazu führen könnte, dieses von Grund aus neu zu gestalten, ist ganz ausgeschlossen; das läge auch nicht im japanischen Interesse. Es würde bei äußerlichen Verwaltungsreformen sein Bewenden haben. Zu grundstürzenden Umwälzungen kann es in China erst kommen, wenn eine revolutionäre Bewegung die Formen zersprengt, die seit Jahrtausenden allen schöpferischen Geist daran hindern, sich zu entfalten. Eine japanische Vorherrschaft vermag diesen Zeitpunkt nur hinauszuschieben, und kaum für sehr lange. Würde es übrigens nicht den Bock zum Gärtner machen heißen, wenn man Japan den Schutz europäischer Interessen in China gegen etwaige revolutionäre Gefahren anvertraute? Warum sollten chinesische Revolutionäre heutzutage weniger klug verfahren als die türkischen und die persischen, die Leben und Eigentum der Fremden wohlweislich zu schonen wußten? Bei den

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Boxerunruhen war es die Regierung, die die Wut der Revolutionäre von sich ab auf die Fremden lenkte. Ein zweites Mal werden diese sich hüten, sich so auf den Leim führen zu lassen. Es liegt also garkein Grund vor, das kranke China ohne weiteres japanischen Ärzten preiszugeben.

Otto Corbach

Fürsorge für schwachsinnige Kinder

Es ist vor kurzem wieder darüber gestritten worden, ob der Kulturmensch im Verkehr mit dem Wilden, dem Afrikaner, lediglich die Grundsätze unserer Sozialethik befolgen solle oder sich auf den Moralstandpunkt des Negers stellen dürfe, dem unter anderm das Menschenleben weit weniger gilt als uns. So eindeutig auch die Frage von jedem auf der Höhe der Kultur Stehenden beantwortet werden muß, so liegt die Zeit doch noch gar nicht lange weit zurück, wo auch bei uns die Einschätzung des menschlichen Lebens ungemein tief sinken konnte. Bei manchen geistigen Krüppeln, unter denen als an moral insanity leidende Bezeichneten ja in ihrer psychischen Verfassung nach einer geistvollen Hypothese Professor Guddens schlagende Ähnlichkeit mit dem Seelenzustande des Negers aufweisen, könnte wirklich einem Realpolitiker der Zweifel auftauchen, ob man hier noch Shakespeares großes Wort gelten lassen darf: Gott schuf ihn, also laßt ihn für einen Menschen gelten. Die großzügige soziale Auslese des alten Sparta, das alle Neugeborenen auf ihre Tüchtigkeit prüfen und die Minderwertigen in den Schluchten des Taygetos erbarmungslos aussetzen ließ, fand noch manchen Anklang in der Anschauung späterer Zeiten. Wie man sich im Geiste der Reformationszeit zur Frage der Existenzberechtigung der aller normalen Anlage baren Idioten verhielt, zeigt eine kleine Erzählung aus dem Leben Luthers. In Dessau wurde ihm ein zwölfjähriges Kind gezeigt, das wohl seine Sinnesorgane hatte, aber blödsinnig, gefräßig, unrein, laut und aufgeregt war; über traurige Vorfälle lachte, über Angenehmes weinte es angeblich; darüber äußerte sich der Reformator zum Fürsten von Anhalt: „Wenn ich da Fürst oder Herr wäre, so wollte ich mit diesem Kinde in das Wasser, in die Molda, so bei Dessau fleußt, und wollte das homicidium dran wagen."

Was somit noch in jenem Zeitalter, dem das moderne Fühlen seinen Ursprung verdankt, wohl unter dem Einfluß des Teufels- und Hexenwahns bei den erleuchtetsten Geistern möglich war, ist für unsere Kulturepoche längst nicht mehr diskutabel. Fürsorge für jedes Mitglied der menschlichen Gesellschaft gilt uns als etwas Selbstverständliches. Freilich, die Art der Fürsorge zeigt eine Reihe von recht verschiednen Entwicklungsstufen. Die private Wohltätigkeit bildet den Beginn; ihr Wirken ist bei aller Anerkennung der menschenfreundlichen Bemühung einzelner am wenigsten zureichend. In Madrid sah ich, wie eine Idiotin tagsüber in einem kleinen Wägelchen durch die Stadt gefahren wurde, das die Aufschrift trug: „muda, ciega y buldada" (stumm, blind und gelähmt). In unseren Landen führt mancher Schwachsinnige noch auf abgelegnen Bauernhöfen, wo er sein Gnadenbrot erhält, ein jammervolles, tierähnliches Dasein; vor allem in den Alpengegenden mit gehäuft auftretendem Kretinismus. Die traurige Institution des Gemeindedeppen ist noch keineswegs ganz ausgestorben, doch bildet sie schon den Übergang zu der Form einer organisierten Fürsorge. Am meisten entwickelt wurde diese Form auf Grund caritativer Bestrebungen kirchlicher und auch bürger-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

licher Korporationen. Es ist auf diesem Wege Großes geleistet worden, doch wird dadurch noch keineswegs der Nachfrage genügt, auch entspricht die Art der Fürsorge nur teilweise den Anforderungen, die unsere Zeit an Kranken- und Erziehungsanstalten zu stellen berechtigt ist. Vollauf ausreichen wird daher erst die noch in ihren Anfängen befindliche dritte Form der Fürsorge, die staatlich organisierte Anstaltsunterbringung der Schwachsinnigen, analog dem musterhaften, wenn auch noch immer nicht ganz lückenlosen System der öffentlichen Irrenfürsorge.

Die Analogie involviert schon das Hervortreten des ärztlichen Charakters. Vor allem wird das Eingreifen dieses Faktors dadurch zur dringenden Notwendigkeit, daß bei jeder Anstaltsaufnahme auch zu berücksichtigen ist, inwieweit die ärztliche Kunst den Abnormen vielleicht doch noch zu bessern vermöchte. Es ist eine Errungenschaft vorwiegend der jüngsten Zeit, daß man sich nicht mit der Feststellung eines aus frühester Kindheit herrührenden Blödsinns begnügt, sondern auch nach der Grundlage des Defektes, nach den Hirn- und Körperabnormitäten forscht und auf Grund solcher Erkenntnis auch die Möglichkeit einer Besserung, ja sogar Heilung, überhaupt in Betracht zieht, statt der früher üblichen trostlosen Prognose der völligen Unheilbarkeit der Idiotie.

Ehemals beschränkte sich der Schwachsinnigenpfleger auf die höchst einfache Gruppierung lediglich nach dem Grade des Defektes. Er sprach von blödsinnigen oder bildungsunfähigen Idioten und stellte diesen eine etwas minder defekte Gruppe gegenüber: die der schwachsinnigen oder etwas bildungsfähigen oder Imbezilen, von denen dann nach den Normalen oder den lediglich Dummen noch eine Zwischenstufe der Debilen oder Minderbefähigten hinüberleiten konnte. Höchstens gliederte man die Schar noch, je nachdem sie mehr erregt oder mehr apathisch waren.

Die moderne wissenschaftliche Gliederung läßt sich dem Laien weniger leicht darlegen, ist das Forschungsgebiet doch schon zu einer Art Spezialfach in der Psychiatrie geworden. Der Grad des Defektes kann bei der gleichen Ursache recht verschieden sein, je nachdem die Störung tiefer oder weniger tief eingreift. Für den Forscher von Interesse ist in erster Linie die Art der Schädigung, nicht der Grad.

Da sehen wir zunächst die nicht besonders zahlreiche Gruppe der durch Entwicklungshemmung bedingten Idioten, bei denen schon in der embryonalen Zeit Störungen eingriffen und das Hirn nur mangelhaft zur Ausbildung kam. Die schwersten Fälle, bei denen das ganze Großhirn fehlt oder gar nur das verlängerte Mark und das Rückenmark das Zentralnervensystem repräsentieren, sind nur für Stunden oder Tage lebensfähig. Daneben aber finden sich doch manche Idioten mit großen angebornen Defekten im Hirn.

Viel häufiger freilich setzen entzündliche Schädigungen in frühester Lebenszeit ein und bringen Abschnitte der Hirnrinde zur Verödung. Das halbe Großhirn kann verkümmern; häufiger freilich sind es kleinere Defekte, die gelegentlich eine tiefe Lücke hervorrufen, die sogenannte Parenkephalie. Trifft der Herd die motorische Zone mit, also Abschnitte der vorderen Zentralwindung, so pflegen die Extremitäten der entgegengesetzten Körperseite unter Lähmung zu verkümmern, was oft mit Krampfanfällen verbunden ist. Freilich kann bei günstiger Lage des Defektes auch die Lähmung ohne Intelligenzschwächung eintreten. Vor zwei Jahren starb in Wertheim ein Mädchen, das an allen vier Gliedmaßen solche Lähmungen aufwies, aber geistig so rege war, daß sie es

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fertigbrachte, mit den steifen Armen und der Zunge Näharbeiten zu verrichten. Es hieße die ganze Hirnlokalisation hier beschreiben, wollte ich darauf eingehen, welche Störungen die Erkrankung der einzelnen Rindenabschnitte nach sich zieht. Ein Teil der Kranken fällt schon auf durch den kleinen Kopf von vierzig oder weniger Zentimetern Umfang, während andre Fälle von Mikrokephalie oder Kleinköpfigkeit auf Anlagehemmung beruhen. Eine eigenartige Erscheinung sind die Fälle, bei denen auf entzündlicher Grundlage eine Vermehrung des Hirnwassers stattfand. Es wird dann das Hirn blasenförmig aufgetrieben, und dementsprechend erweitert sich auch der weiche kindliche Schädel, sodaß statt des normalen Kopfumfanges von ungefähr fünfzig bis fünfundfünfzig Zentimetern monströse Gebilde von zweidrittel bis dreiviertel Meter Umfang erscheinen. Noch nicht widerlegt ist die Theorie, daß ein geringer Grad von solcher Hydrocephalie für die geistige Entwicklung geradezu förderlich sei, wie aus den Fällen von Helmholtz und Menzel bewiesen werden soll.

Andre Gruppen, wie die amaurotische familiäre Idiotie oder die hypertrophische Sklerose oder die Idiotie infolge von Gliawucherung oder Hirngeschwulst und so weiter, haben nur für den Fachmann Interesse. Recht selten ist eine Kopfverletzung die Ursache; vereinzelt tritt schon im Kindesalter eine Gehirnerweichung, eine Paralyse auf, gewöhnlich auf Grund erblich übertragener Syphilis.

Nicht gering ist jedoch der Anteil der Epilepsie an dem kindlichen Schwachsinn.

Von besonderm Interesse auch volkswirtschaftlicher Art weiterhin ist der Kretinismus, jene Form mißgestalteter Blöder in Gebirgsgegenden. Als ich in Franken, wo Virchow vor einem halben Jahrhundert derartige Studien getrieben hatte, solchen Fällen wieder nachforschte, da zeigte sich, daß sie mittlerweile weit seltener geworden waren, ferner aber auch, daß man früher noch nicht scharf zwischen den körperlich verunstalteten Idioten und den Kretinen im engeren Sinne geschieden hatte. Heute wissen wir, daß auf Grund von Schilddrüsenstörung das Knochenwachstum zurückbleibt, die Haut wulstig und welk wird, die Geschlechtsteile sich nicht weiterentwickeln und gewöhnlich auch ein stumpfer Schwachsinn eintritt. Das Tierexperiment kann uns jederzeit den Zusammenhang bestätigen, aber auch bei andern Erkrankungen der Schilddrüse, ebenso wie nach ihrer operativen Entfernung tritt in der Folge stets die geschilderte Gruppe krankhafter Symptome auf. In manchen Gegenden nun finden sich solche Individuen in beträchtlicher Menge, sodaß sie einen bemerkenswerten Prozentsatz darstellen. Kropfleute sind dann freilich noch viel zahlreicher vertreten. Allem Anscheine nach wird da durch das Trinkwasser eine Schädlichkeit einverleibt, die eine Schilddrüsenentartung hervorruft. Welcher Art der Störenfried ist, etwa ein Bazillus oder eine Amöbe, das wissen wir noch nicht Wichtiger aber ist die Erkenntnis, daß die betroffenen Gebirgsorte von der Degeneration auch gereinigt werden können, vor allem durch Versorgung mit gesundem Trinkwasser und allgemeine Hebung der hygienischen Verhältnisse; dann aber sind wir heute auch in der Lage, die bereits erkrankten Individuen durch Darreichung von tierischer Schilddrüse einer Besserung zuzuführen.

Vorbeugen, dann die Heilung versuchen und schließlich, wenn diese versagt bleibt, für dauernde Unterkunft sorgen, das ist die Aufgabe der wissenschaftlichen Schwachsinnigenpflege. Bei den Kretinen läßt sich erwarten, daß dies Leiden in absehbarer Zeit so fremd und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

selten sein wird wie etwa heute die schwarzen Blattern. Bei den andern Gruppen sind die Erfolge bisher bescheidener. Hier kann einmal eine Hirngeschwulst operativ beseitigt, dort kann ein Fall von Wasserkopf durch Entleerung der Flüssigkeit etwas gebessert werden, aber das sind noch Ausnahmen. Entschieden erfolgreicher ist die Behandlung der kindlichen Epilepsie durch ein kombiniertes diätetisch-medikamentöses Verfahren.

Im ganzen sind die Heilversuche noch im vollen Gang, ja, es werden geradezu neue Krankheitsformen in den Vordergrund des Interesses gerückt. So die Fälle von Athetose, von Littlescher Krankheit und noch mehr die Degenerationsform des Mongolismus, so bezeichnet, weil die davon betroffenen Kinder durch vorspringende Jochbeine, breite Nasenwurzel und etwas geschlitzte, von auffallend viel Haut umgebne Augen tatsächlich an den mongolischen Typus erinnern. Wir treffen ferner Veränderungen an der Zunge und eine merkwürdige Schlaffheit der Gelenke bei diesen meist schwachsinnigen und bildungsunfähigen Kindern.

In regem Fluß ist die mühsame Arbeit der psychiatrischen Forschung, die Licht in das Chaos von kindlichen Schwachsinnsformen bringen will, das man früher so bequem mit dem Sammelbegriff der Idiotie charakterisiert zu haben glaubte.

Wie steht es nun mit den gegenwärtigen Fürsorgegelegenheiten in Deutschland? Erst das letzte Jahrhundert hat in dieser Hinsicht einiges geleistet; nur vereinzelt nahmen ältere Krankenhäuser Jugendliche auf. Ganz wenige Lehrer, Ärzte und Pfarrer haben sich vor 1850 um die Unterbringung Schwachsinniger bemüht; von da ab griffen jedoch mannichfache Körperschaften ein, um die Idiotenpflege zu organisieren. Vor allem konnten, ihrem Wesen entsprechend, geistliche Institutionen auch die Schwachsinnigenfürsorge mit in ihr Programm aufnehmen. Es ist erstaunlich, wie wirksam manche human denkende Geistliche an die Mildtätigkeit appellierten, sodaß zum Beispiel 1884 ein Pfarrer zu Ursberg eine Anstalt eröffnen konnte, die alsbald über tausend Pfleglinge zählte. Es bestehen zur Zeit etwas über hundert Anstalten in Deutschland, von denen nicht weniger als die Hälfte geistlichem Einflusse unterworfen ist. Recht spät fing man an, von staatlicher oder städtischer Seite eigene Anstalten zu errichten. Während in Bayern zum Beispiel eine öffentliche Fürsorge für erwachsene Geisteskranke, für Blinde und für Taubstumme besteht, sind alle Idiotenanstalten nur Privatunternehmungen, ja mit Ausnahme einer einzigen sind es geistliche Gründungen. Preußen ging durch ein Gesetz vom elften Juni 1891 einen Schritt vorwärts, indem es die Landarmenverbände, also Provinzialbehörden, verpflichtete, für geeignete Anstalten zu sorgen. Einige Provinzen wenigstens haben daraufhin selbständige Anstalten errichtet. Immerhin sind nur einundzwanzig Anstalten Deutschlands als öffentlich zu bezeichnen, und von diesen stehen nicht mehr als fünfzehn unter ärztlicher Leitung.

Von den dreiundzwanzigtausend Insassen sind nur etwas über fünftausend befähigt, einigen Unterricht zu genießen, etwas über achttausend können ein wenig beschäftigt werden. Bei der überwiegenden Mehrheit kommt jedoch lediglich die Pflege in Frage, für die vernünftigerweise die gleichen Bedingungen gelten sollten wie für erwachsene geistig Abnorme, für die ja heutzutage die ärztliche Fürsorge allgemein als etwas Selbstverständliches erscheint. Das war nicht immer so; auch die Irrenpflege mußte erst allmählich in die Hand der dafür Sachverständigen, der Psychiater geleitet werden. So verdienstvoll auch die caritativen Leistungen der Gründer

Generated on 2019-10-26 22:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

und der Leiter vieler Idiotenanstalten waren, — das Ideal einer Fürsorge ist damit noch nicht erreicht. Es verhält sich ähnlich, wenn der Vergleich erlaubt ist, wie mit der Landesverteidigung, die ja auch nicht mehr begeisterten Freischärlern, sondern geschulten Truppen überlassen wird.

Tatsächlich fallen Mängel des nichtärztlichen Regimes noch unangenehm in die Augen. Noch bestehen die Rudimente einer Irrenfürsorge vergangner Jahrhunderte, noch kann man in manchen Blödenanstalten reihenweise die Kranken in Zwangsstühle eingeschnallt finden, noch führen manche Anstalten in ihren Satzungen Strafllisten, die unter völliger Verkennung des Wesens der Geistesschwäche für widersetzliche Kranke Entziehung von ein bis zwei Mahlzeiten, Schläge oder Entlassung androhen. Mit Recht haben die Psychiater solche Anstalten als den Anforderungen der Wissenschaft, Erfahrung und Humanität widersprechend hingestellt. Es können daher in kulturellem Interesse nur immer wieder für die Idiotenfürsorge die beiden Programmpunkte betont werden: Verstaatlichung und Verärztlichung.

Es sollte sich bei dem Charakter des modernen Rechtsstaates von selbst verstehen, daß er für die unter seinen Gliedern, die zeitlebens zur Ausübung irgendwelcher Rechte unfähig sind, so viel Schutz als möglich bietet. Und vom Standpunkte der Humanität wie der Ethik ist die Forderung vernünftig, daß den Unglücklichsten unserer Brüder nach Kräften ein menschenwürdiges Dasein bereitet, ihre geringe körperliche und geistige Fähigkeit tunlichst entwickelt und jede Besserungsmöglichkeit berücksichtigt werde. Daß hierzu der Psychiater die geeignete Persönlichkeit ist, sollte eigentlich garnicht erst betont werden, gerade weil über die primitive Fürsorge hinaus doch die Therapie noch so manchen Angriffspunkt bei den Idioten findet. Wie ein Klang aus vergangnen Zeiten mutete es mich an, als der in seiner Art hochverdiente Pastor von Bodelschwingh mir seine Ansicht auseinandersetzte, daß wir dem lieben Gott immer dankbar sein müßten, weil er uns so viele blödsinnige Kinder schuf, an denen wir ja die christliche Liebestätigkeit ausüben könnten. Nicht als Gnade, sondern als sein gutes Recht soll dem Blöden die denkbar beste Fürsorge werden. Neben der Machtfrage, auf Grund deren von geistlicher und auch pädagogischer Seite den psychiatrischen Bestrebungen vielfach entgegengetreten wird, fällt freilich die Finanzfrage ganz gewaltig in die Wagschale. Aber angesichts der Fortschritte in der Irrenfürsorge werden und müssen auch für einen Teil der psychisch Defekten, für die jugendlichen Schwachsinnigen, die nötigen Mittel flüssig gemacht werden. Für die erwachsenen Geisteskranken geschieht gewiß in den neuen Anstalten das Menschenmögliche, es finden sich Pavillons mit Liegehallen, die an ein Schwarzwald-Sanatorium erinnern, es finden sich opulente Heiz- und Ventilationsvorrichtungen, man fährt den Kranken ihr Essen mit Automobilen zu, damit es warm bleibe und so weiter.

In der Tat ist auch für einen Teil der Schwachsinnigen heutzutage schon in erfreulicher Weise gesorgt: für die leicht Minderwertigen, für die mäßig Imbezilen und die Debilen. Hier hat man in fast allen größeren und mittleren Städten, ja schon in manchem Landstädtchen Sonderklassen eingerichtet, in denen die Minderbegabten unter intensiverem Unterricht einem niedriger gesteckten Lehrziel entgegengeführt werden. Während sie früher auf der Eselsbank garnichts lernten und für ihre Klassenkameraden einen Hemmschuh und ein Objekt des Spottes bildeten, lernen sie jetzt etwas weniger als die normalen,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aber das doch wenigstens einigermaßen sicher und abgerundet.

Von besondrer Bedeutung ist die Einrichtung der Hilfsschule, weil auch im späteren Leben auf diese Erfahrung zurückgegriffen werden kann, wenn etwa ein derartiger Minderwertiger eine strafbare Handlung begangen hat und nun nach der Verantwortlichkeit gefragt wird, oder wenn es sich um die militärische Diensttauglichkeit handelt. Wie hier die gering Minderwertigen eine besondere pädagogische Fürsorge unter Beihilfe von Schulärzten gefunden haben, so müssen für die erheblich Minderwertigen, die zeitlebens fürsorgebedürftig sind, die nötigen Anstaltseinrichtungen unter psychiatrischer Leitung erst noch geschaffen werden. Für moralisch Defekte hat die Fürsorgeerziehung einzutreten, die freilich noch recht ausbaubedürftig ist. Auf die Idiotenfürsorge durch Geistliche werden kommende Geschlechter zurückblicken, wie wir heutzutage auf die Zeit nach dem Siebenjährigen Kriege, als ausgediente Unteroffiziere zu Schulmeistern ernannt wurden, oder an den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, wo noch ein geisteskranker Totschläger von einem Gymnasialrektor auf Zurechnungsfähigkeit begutachtet worden ist. Der Fortschritt muß kommen. Daran zu wirken, daß es bald geschehe, gehört zu unserer Kulturpflicht.

Prof. Dr. Wilhelm Weygand

Glossen

Spreekosaken

Die drei Prozesse, bei denen jüngst unsre berliner Schutzleute so herzerfrischend Eide schworen, haben uns Mängel offenbart, die unerklärlich sind für jeden, der die historischen Zusammenhänge und die rassenartig begründete Verwandtschaft der preußischen Regierung mit Rußland versteht und liebt.

Wann endlich wird man die Polizei mit der Knute ausrüsten? Diese braven Leute, die angefeuert von petersburger, warschauer und odessaer Beispielen, gegen sechzigjährige Frauen Attaken reiten, sollten denn doch auch die Waffe erhalten, die ihre Kameraden vom Don so oft mit Ehren gegen Greise und Kinder geführt haben.

Gerade unsre jetzige Regierung, die pietätvoll das Wahlrecht schützt, welches der paralytische Pietist auf Preußens Thron dem Volke sozusagen verliehen hat, müßte auch in öffentlich bekundeter Liebe zu Rußland das Andenken an Friedrich Wilhelm IV ehren. In der geschichtlichen Tradition liegt viel staatserhaltende Kraft; und dem Vaterlandsfreunde, der mit ostelbischem Kummer die Europäisierung Preußens, oder wenigstens die mißglückten Versuche hiezu, betrachtet hat, muß die Rückkehr zu Rußland, wenn sie voll und ganz und rückhaltlos bekannt wird, als segensreicher Schritt erscheinen.

Wenn ich des weitern von Forderungen des ästhetischen Gefühls spreche, so weiß ich wohl, daß sie häufig hinter nüchternen Erwägungen der Behörden zurückstehen müssen; allein hier treffen sie glücklich mit den sachlichen Wünschen der berliner Polizei zusammen und sind darum geeignet, deren Berechtigung hervorzuheben.

Wo immer ein Angriff der bewaffneten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Macht erfolgt, will man das Bild von Mut und Wildheit sehen, und die entfesselte Kraft des Staates muß uns den Eindruck des Großartigen machen.

Was ist aber ein Polizeileutnant, der auf Passanten nur mit Fäusten schlägt und gegen alte Damen höchstens einige Schimpfworte verwendet?

Erhalten wir da nicht die Vorstellung von etwas Unzulänglichem?

Wie anders, wenn der tapfere Ritter die mit dem preußischen Aar geschmückte Knute mit eiserner Faust ergriffe und, über ohnmächtig hingesunkne Frauen hinwegschreitend, unter die Partikuliers einhauen würde, Zylinder spaltend und ins Mark des Feindes treffend!

Gäbe das nicht ein Bild altbrandenburgischer Kraft?

Ich gestehe aufrichtig, daß ich von der Schilderung des Grafen Hoensbroech peinlich berührt und zu der demütigenden Vorstellung gezwungen war, daß eine kräftige Maulschelle diese Ritter vom Bürgersteige außer Gefecht hätte setzen können, und ich atmete ordentlich auf, als ich die Gewißheit erhielt, daß keiner von den feindlichen Steuerzahlern den Mut gefunden hatte, den Kavalieren des Königs eine herunterzuhauen. Die nächste Frauenversammlung sollte unsre Schutzleute nicht so mangelhaft ausgerüstet finden, und ich erwarte von der Ehrliebe berliner Polizeioffiziere, daß wir bald etwas von geknuteten Damen hören werden.

L

Bagatellen zum „Fall Kattowitz"

Vor etwa zehn Jahren lebte ich einmal längere Zeit im Schlesischen, nicht in Oberschlesien, sondern irgendwo im Regierungsbezirk Breslau, in jenem Gebiet ungefähr, wo Virchow seinerzeit am Hungertyphus der Hausweber die Höhe der preußischen Kultur zu ermessen Gelegenheit gehabt hatte.

Übermäßig ergötzlich wars gerade nicht; aber die böhmische Grenze war nahe. Da fuhr man denn so oft wie möglich hinüber, aß Krebse und trank blanken Klosterneuburger dazu. Bei der nächtlichen Rückfahrt erlebte man fast regelmäßig ein kleines, reizvolles Abenteuer. Von irgendeiner Waldecke her ertönte es schauerlich: „Halt!" Hoch zu Roß hielt da ein Zöllner treue Wacht fürs deutsche Vaterland, sprengte aus dem Dunkel an unsern Kutschenschlag heran, zwang uns, zu halten, ermunterte uns, aufzustehen, und durchstöberte dann die Sitzpolster nach etwaigen zollpflichtigen Reminiszenzen ans österreichische Land.

Vielleicht hätte man das ein bißchen weniger rinaldinihaft erledigen können; die österreichischen Zollbeamten jedenfalls zeichneten sich durch mildere Sitten aus.

Aber wie sagte neulich Herr Delbrück im Reichstag? „Der Staat Friedrichs des Großen hat das allgemeine Kulturinteresse über andre Erwägungen gestellt."

Nun ja, wer wüßte das nicht!

Zu unserm kleinen Kreis gehörte damals ein scharmanter Herr, der sich Szulc schrieb und Schulz aussprach. Der Ahnherr Schulz wird ja wohl ein Germane gewesen sein. Unser Szulc aber war nach Aussehen und Gebaben ein waschechter Pole, sein Vater ebenso, und wenn der Name nun seit drei oder vier oder noch mehr Generationen nach der polnischen Orthographie geschrieben wurde, wird das wohl seine Gründe gehabt haben. Ob diese Gründe zu billigen sind, ist eine andre Frage, die nicht hierher gehört. Jedenfalls figurierte in allen Zivil- und Militärpapieren die Schreibart Szulc.

Eines Tags erhielt unser Doktor

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kasimir Szulc zu seinem mißbilligenden Erstaunen einen Steuerzettel, in dem er Schulz genannt wurde. Er nahm eine Ungeschicklichkeit des Unterbeamten an und schickte den Zettel mit einer kurzen Richtigstellung zurück. Unverändert kam das liebe Papier von neuem in seine Hände. Nun raffte er seine schriftstellerischen Qualitäten zusammen und verfaßte unter Darlegung der historischen, juristischen und weiß Gott noch welcher Gesichtspunkte eine nette, einleuchtende Abhandlung an die Steuerbehörde.

Was war die Folge?

Das Kuvert, in dem er seinen Zettel wieder bekam, trug nunmehr die Adresse: Herrn Doktor Kasimir Schulz (Szulc).

Wie äußerte sich doch gleich Herr Delbrück? „Der preußische Staat und seine Beamten haben dem Lande erst Gesetz, Freiheit, Kultur und Bildung gebracht."

O

Die schwarze Krankheit

Die Unsittlichkeit läßt die Ritter vom schwarzen Geiste nicht ruhen. Während die Geweihten unter ihnen mit starkem Worte und noch stärkerer Hand die Ausübung der Erbsünde zu unterdrücken trachten — welcher Kampf gegen den Bösen freilich nur schrittweise und unter mannigfachem Nachgeben durchzuführen ist —, befaßt sich der weltliche Flügel mit dem Bösen selber. Denn dieser bedient sich der unfairen Kampfesweise, den geistlichen Hieben ausweichend dicht vor das Angesicht des Herrn einen besondern Weltbetrieb hinzupflanzen, in dem der Ungehorsam gegen das geistliche Wort zur Stärke, die Ausübung der Erbsünde zum göttlichen Gebot, die Rückkehr zur Einfachheit und Natürlichkeit der Sitten zur Heiligkeit erhoben wird! Das bedeutet nichts weniger, als daß die verführte Menschheit durch die Hintertür der Natur dem Dienste des Jenseits zu entwischen sucht. Der wahre Menschenfreund darf nicht nachlassen, dieses Teufelsloch, durch das das falsche Licht der Welt in die geheiligte Dunkelkammer hereinströmt, zu verstopfen. Schwarzes Lumpenpapier tut hier die besten Dienste.

Namentlich sind Sittlichkeitsanträge von vorzüglichster Wirkung. Wird man auch des vermaledeiten Lichtstromes nicht Herr, so gewährt doch die verstopfende Tätigkeit an sich so himmlische Freuden wie keine andre. Wer könnte nicht auch als Andersgläubiger die tiefe Befriedigung eines Roeren mitempfinden, wenn er wieder einmal, wie jetzt, vor dem kaum eröffneten preußischen Landtage, Zeugnis davon ablegen kann, wie stark sein Anteil an der Beschützung des himmlischen Reiches ist? Denn mit einem neuen Antrage auf Bekämpfung der Schmutzliteratur behauptet er sich nach wie vor in der vordersten Reihe der Lichtverstopfer.

Die Logik dieser Kämpen ist so bekannt, wie sie einfach ist. Die Kirche will nur das Gute, und das Gute kann nur durch die Kirche gewollt werden. Folglich entstammt alles Schlechte dem Widerstand gegen die Kirche. In diesem Widerstand finden sich Aufklärung, Wissenschaft und natürliche Lebensauffassung mit allem, was Schmutz und Verderbnis ist, als gleichgeartet zusammen. Und da man im Kampfe gegen den Schmutz auch außerhalb der Kirche auf Bundesgenossen rechnen darf, so läßt sich die Unterdrückung der ersten drei am sichersten durch ihn bewerkstelligen. Somit hantiert man mit farblosem Verstopfungsmaterial, in der Gewißheit, daß es sich durch den Gebrauch auf die natürlichste Weise von selber schwärzen werde.

Wenn nicht der grundsätzliche Wille zur Finsternis jeder andern Einsicht im Wege stünde, so müßte diesen Ärzten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Menschheit doch irgendwann einmal die Möglichkeit aufleuchten, daß die Indigestionen ihres Patienten von der gewaltsamen Hemmung seines natürlichen Stoffwechsels herrühren könnten. Läßt sich wirklich das Leben auf die Dauer aus dem Nichtleben bestimmen, das Natürliche aus dem Unnatürlichen, das Zeitliche, Räumliche und Kausale aus dem Unzeitlichen, Unräumlichen und Insichselbstberuhenden? Muß nicht das Leben jedesmal, wenn es eine Periode der Schläfrigkeit durch frisches Aufblühen überwindet, den Bann jener negativen Bestimmungswelt zersprengen?

Alles, was der Jenseitskult aus der höheren menschlichen Bestimmung ausschließt, ist auch der sittlichen Verantwortung entrückt und muß, da das Leben aus den Lebenden nun einmal nicht auszurotten ist, der richtungslosen Verwilderung verfallen. Zumal der Geschlechtstrieb ist durch seine Verbannung aus der göttlichen Einheit ein Gegenstand willkürlichen, unsozialen Gebrauchs geworden und eine Geißel für den, der in der verstümmelten Einheit allein sein höheres Menschentum sucht. Das geschlechtssittliche Chaos und der entartende Mißbrauch der Natur ist allein aus ihrer Entgöttlichung entstanden, und alle die salbungsvollen Donnerworte, mit denen die Geschäftsführer des Jenseits ihre dunkeln Forderungen begleiten, fallen auf ihre Weltanschauung zurück.

Ihre unablässigen Verstopfungsversuche können die Lichtstrahlen des Lebendigen wohl noch vielfach brechen; aber sie ganz auszuschließen, dazu reicht das schwarze Material doch nicht mehr aus. Sollte dem Körper der Menschheit noch eine gesunde Blüte bestimmt sein, so wird er es sogar auf die natürlichste Weise wiederhinauslaxieren.

Hermann Gottschalk

Von der neuen Astrologia

Da saßen wir in fröhlicher Einfalt und ließen die Bienen summen und die Schmetterlinge gaukeln. Wir freuten uns über das regsame Getier und dankten dem Schöpfer, wenn wir einen hatten, für seine bunte und reiche Welt. Bis eines Tages auf der hohen Zinne der Wissenschaften ein stolzer Ritter erschien, sein Panier gewaltig schwenkte, dröhnend an sein Schild schlug und also sprach:

Verehrte Zeitgenossen! Wißt ihr, aus was die Welt besteht? Aus Natur und Kultur. Diese ist das höhere, denn sie stammt direkt vom Menschen ab, als welcher für die Natur ein höheres Wesen ist und bedeutet.

Dieser hohe Mensch also stellt seine erzeugte Kultur mitten hinein in den wilden Weltbetrieb, und siehe: derselbige dreht sich nunmehr um vieles sänftlicher und edler. Das große Schwungrad trifft und tötet zwar nach wie vor Gerechte und Ungerechte mit gleicher Sicherheit, aber der Mensch hat die Geschwindigkeit des Schwunges bemessen, seine Schlagkraft als entschieden lebensgefährlich erkannt und mehrere Warnungstafeln aufgestellt: „Zur Beachtung." Diese weithin sichtbaren Wahrzeichen der Kultur nützen zwar nicht allzuviel, denn am Ende läuft doch alles, was fleucht und kreucht, dem großen Räderwerk irgendwann einmal blindlings zu. Nichtsdestoweniger läßt sich dann sagen: Hier ist wieder jemand so schief dahingestolpert, daß er in einem ungesunden Winkel von x Graden der Natur anheimfallen mußte.

Mit Hilfe der Kulturergebnisse läßt sich ähnliches noch in vielen andern Heimfällen sagen, und diese Aussagen betreibt die sogenannte Wissenschaft. Sie weiß sehr viel; jedenfalls gibt es nichts auf der Welt und unter den Menschen, was noch mehr wüßte als

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Wissenschaft. Darum, meine Zeitgenossen — hier machte der Redner eine sprechende Pause —, darum ist die Wissenschaft die höchste und feinste Blüte der Kultur. Oder, um mich eines unwissenschaftlichen und daher unklaren Bildes zu bedienen: die Sonne am Kulturhimmel der Menschheit.

Hier sahen sich einige Sterngucker unter den Zeitgenossen betreten an. Sie hatten, ein jeder für sich, ihre eigne Astrologie. Der eine betrachtete die Hühnerzucht für den einleuchtendsten Gewinn der Erde, der andre die strenge Anwendung des corpus juris, der dritte das beschwerliche Formen innerer Gesichte in Wort oder Ton. Der Redner aber fuhr munter fort:

Die Wissenschaft, die ich meine, entfaltet nur dann ihr wahres Licht, wenn sie praktischen Wert hat und etwas nützt. Reine Wissenschaft um ihrer selbst willen betrieben ist unnütz. Die Kultur braucht sie nicht. Wir alle aber brauchen die Kultur. Item, die praktische Wissenschaft erleuchtet und erwärmt euer Leben. Nämlich die, deren Arbeit einen neuen Durchblick eröffnet auf praktischen Lebensgewinn. —

Als Zeitgenosse, der in Vernunft und Wissenschaft „des Menschen allerhöchste Kraft" zu sehen sehr geneigt ist, fühlt man sich verpflichtet, zu erwägen:

Was bezweckte jenes frühe Gehirn menschlicher Denkkultur, das den simplen Satz „zweimal zwei ist vier" — als unumstößliches Grundgesetz aller Logik aufstellte?

Bezweckte es einen praktischen Nutzen mit dieser ungeheuern theoretischen Erkenntnis? Daß unser Wissen und Erkennen Stückwerk ist, steht bekanntlich im ersten Korintherbrief. Was trieb Kant zur neuerlichen Untersuchung und festen Begrenzung unseres Erkenntnisvermögens? Was konnte sich Darwin oder irgendein Erforscher der natürlichen Schöpfungsgeschichte an praktisch brauchbaren Erkenntniswerten versprechen? Und überhaupt: woran erkennt man denn den praktischen Nutzen der Wissenschaft, solange sie ohne greifbare Ergebnisse arbeitet? Und wie unendlich lange und geduldig muß sie erfolglos arbeiten!

Demnach erscheint das behende und so einleuchtende Wort von der Wissenschaft, die, ohne Perspektiven für praktische Ausnützung zu eröffnen, unnütz sei, — als ein so verblüffender Blender wie etwa die Forderung der amerikanischen Pragmatiker auf dem letzten internationalen Philosophenkongreß, die Philosophie solle sich aller übersinnlichen Spekulationen enthalten und praktisch werden, pragmatisch, handgerecht, lebensgerecht, lebensfähig, kulturfähig.

Kein Zweifel: die wissenschaftliche Kurve neigt sich, von diesen und ähnlichen Forderungen geleitet, aus dem Äther der Ideen abwärts, der soliden Erde zu. Das hat sein Gutes gehabt, lange bevor gelehrte Herren unter die Sterndeuter der Kultur auswanderten, und sein Gutes hat es auch noch. Denn welche Wissenschaft, und sei es das Denken über das Ding an sich, käme je vom Objekte, von objektiven Erfahrungstatsachen los? Aber wenn nun der Forscher, der Denker, dem ein neuer Einfall oder gar eine Idee meteorgleich das Hirn durchzuckte, sich vorerst entscheiden soll, ob die Sache auch praktisch verwendbar sei, dann kanns ihm geschehen, daß die lichte Gabe von oben verweht ist, ehe er den Mut fand, sie zu erfassen. Verweht in den Äther der Ideen, wo allen Praktikern zum Trotz immer noch der gefürstete Thron der Wissenschaften seinen Kultursitz hat.

Wie hoch dieser Thron nun sei, ob höher als der Sitz der Künste oder als die mancherlei Kultstätten des großen Geistes und Weltenlenkers, — das festzustellen reichen Maschinen und Methoden der neuen Astrologia noch nicht recht

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aus. Man kann das eine glauben und behaupten, und das andre auch. Der Äther ist nicht umsonst so undurchsichtig blau und unergründlich. Aber wenn die Frage richtig und mit der gehörigen Gravität gestellt wird, so gäbe es für sie sicher einen prächtigen scholastischen Kulturbeweis jener Wissenschaft, die um praktische Anwendung verlegen ist. Man müßte sie „Kultur-Astrologie" taufen und ihr eine eigne Hochschule errichten. Am besten im Monde. Der Mann da oben hat sowieso tagsüber nichts Gescheites zu tun.

Eugen Kalkschmidt

Ars mihi non tanti est!

Über die Erteilung des Nobelpreises an Ostwald ist nicht zu streiten. Die wissenschaftlichen Verdienste Ostwalds wurden ja schon vor der Belobigung durch die Nobelkommission allseitig anerkannt. Und welchen Wert das Nobelinstitut hat, das wurde schon in der vorigen Nummer dieser Zeitschrift besprochen. Sehr diskutabel ist aber wohl, was Ostwald über den Begriff der Kultur und über Kunst in einem Vortrage im Blüthnersaal ausgeführt hat. Und in dem Lande der Dichter und Denker hält man dazu still! Wundern sollte man sich nicht. Denn im Zeitalter des Welträtsel-Haeckelismus haben wir das schon sattsam erlebt. Und doch drängt es einen immer wieder, zu opponieren, vielleicht in dem geheimen Gefühl, daß es noch eine kleine Gemeinde gibt, die das Gewissen für diese Sünden hat.

Und Sünde ist es, was immer und immer wieder geschieht, ein Unfug ist es, um mit dem zu beginnen, wovon Ostwald ausging, ein Unfug ist es, mechanistische und biologische Begriffe auf das Seelenleben und auf die Kultur kritiklos zu übertragen. Kaum war das Wort Zellenstaat erfunden, da gings schon in die Tageszeitungen, da wurde schon diese oberflächliche Analogie auf Staat, Politik, Sozialismus, wer weiß was noch, übertragen, und daran zehrten dann die Parteigenossen, die „Gebildeten", die fleißigen Zeitungsleser und so weiter. Das sind solche bequeme Vehikel, um die Welträtsel zu lösen. So gings mit vielen kaum gebornen, noch nicht verstandnen Begriffen. Und so, es muß leider gesagt werden, hat auch Ostwald kritiklos den Begriff der Energetik auf das Kulturproblem übertragen. Das hören nun die, so die Bildung schinden wollen, und — was herauskommt ist Halbbildung, das gräßliche Zerrbild der Kultur.

Sind wir wirklich schon so weit in das Verständnis der Energetik eingedrungen, daß wir es wagen dürfen, damit von einer Disziplin in die andre hinüberzuspringen? Wie kann man überhaupt nur das psychologische Problem „Kultur" mit mechanistischem Handwerkszeug, wie Energie, Energietransformation und so weiter, erfassen wollen! Bedeutet das nicht einen bedauerlichen Rückfall in die flachste Periode jener l'homme machine-Positivisten! Oder wird demnächst eine „Energetik der Seele" erscheinen!

Als Siegestrophäe schwingt Ostwald jubelnd das Schlagwort Technik, und der Ausklang seiner Philosophie ist das Loblied auf die Erfüllung aller Glücksmöglichkeiten. Brüder, also erspart euch alle unnützen Energieverluste, vermeidet das Aufeinanderplatzen der Gegensätze, und es lebe die Tugend und die Versöhnung! Zur Erreichung dieses Zieles empfiehlt uns auch Ostwald noch die Kunst, für die er folgende niedliche Definition übrig hat:

„Die Kunst, ist die Kunst, auf künstliche Weise angenehme Erregungen hervorzurufen'." — — —

O Deutsche! Wir leben in herrlichen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zeiten! Darum haben eure Großen gerungen, darum haben sie ihr Bestes zermürbt, darum haben sie ein Märtyrerdasein gelebt, damit der gute Bürger, wenn er sich an den Kulturproblemen müde gearbeitet hat, ein behäbiges Erholungsstündchen habe! Die Kunst, das ist so ein angenehmes, einlullendes Narkotikum, übrigens unschädlich, wie die modernen kastrierten Genußmittel, enthaschischter Haschisch. Das Gift, — he he, das hat der Künstler für sich behalten. Gott, das ist nun mal so, diese Leute reiben sich eben auf und — verrecken daran. Aber uns erholungsbedürftigen Leuten bleiben alle die schönen Werke, auf daß sie angenehme Erregungen in uns auslösen. Dann kann auch unser Organismus wieder neue Spannkräfte daraus saugen, sich laden mit potenzieller Energie. Und die potentielle Energie wird dann wieder in andre Energieen umgewandelt und so weiter. So könnte man endlos in diesem Tenor weiterspinnen. Das ist sogar sehr gebildet. Im Ernst: nach dem, was da im Blüthnersaal gesprochen wurde, versteht Ostwald von Kunst — nichts. Da ist es auch kein Wunder, daß er den Streit um die Autorschaft eines Kunstwerkes nicht begreift. Denn schließlich ist ihm der Künstler selbst Hekuba. So ist auch Ostwald der lebendige Zeuge alles dessen, was im Laufe der Jahrhunderte an den Titanen gesündigt wurde. Diese Ausnahmemenschen, diese wenigen, deretwegen ja die Existenz der Menschheit nur einen Sinn hat, wurden von jeher hinter ihren Werken kaum der Beachtung gewürdigt. Sie gingen dahin, unerkannt und — oft gekreuzigt. Und die Werke, die sie hinterließen, die Male ihres Leidens sind — risum teneatis — Mittel, um auf künstliche Weise angenehme Erregungen hervorzurufen.

Machen wir es kurz! Meinen Leserkreis hier bitte ich, gegen diese energetische Kunstauffassung Front zu machen. Wir wollen nicht mit Ostwald glauben, daß das „Entgegenarbeiten von Energieen durchaus kulturwidrig sei". Und wir halten daran fest: Der Kampf ist doch der Vater alles guten, nicht, wie Ostwald will, der Vernichter. Wie, — der „Mut sei nicht die erste Tugend"!? Sapere aude! Und seien wir nicht, wie Ostwald will, der „Versöhnung" hold, sondern betrachten wir es als die vornehmste Kulturaufgabe, unversöhnlich zu kämpfen gegen alles, was, vielleicht gut gemeint, doch nur geeignet ist, Halbbildung in Reinkultur zu züchten.

Robert Lewin

Die Hochzeit des Mönches

Pater Benno Auracher, weiland Generaldefinitor des Kapuzinerordens, hat sich jüngst in London mit einer münchner Bürgerstochter verheiratet. Da der Mann seinem Orden längst den Rücken gewandt hat, sollte die öffentliche Meinung sich an dieser Tatsache genügen lassen. Seit Luther hat es Mönche genug gegeben, die sich auf ihre Männlichkeit besannen und es für geschmacklos hielten, der Welt gegenüber den geschlechtslosen Engel zu spielen. Den Freunden einer natürlichen Moral mögen solche Vorkommnisse als Schulbeispiele und Belege willkommen sein; nur sollte man sie nicht zu Heldentaten stempeln. Noch weniger schickt es sich für Leute von einigem Zartgefühl, die Geheimnisse des Ehebettes zu lüften und den Beweggründen nachzuspüren, die zu der Hochzeit des Mönches geführt haben.

Ich rede hier nicht von den Ordensbrüdern des Neuvermählten. Daß dem Kapuzinerorden die Sache peinlich ist,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

versteht sich doch von selbst; denn gute Beispiele, muß er sich sagen, verderben böse Sitten. Und daß man im Vatikan, wo Benno Auracher lange Jahre lieb Kind war, von dieser Heirat auch nicht sehr erbaut ist, kann sich jeder Vernünftige ohne weiteres denken. Und doch war die Kurie klug genug, den peinlichen Vorfall, so gut es ging, zu vertuschen, und die deutsche Zentrumspresse, deren Dummheit in der Verteidigung kirchlicher Interessen sonst ihresgleichen sucht, erhielt den Auftrag, sich diesmal wenigstens nicht den Mund zu verbrennen. Und sie hielt sich über Erwarten tapfer: erst schwieg sie, dann leugnete sie und erfuhr aus angeblich guter Quelle, daß Pater Auracher in einem ausländischen Kloster in geordneten kirchlichen Verhältnissen lebe; und endlich, als es nichts mehr zu leugnen gab, erklärte sie den bedauerlichen Fall für erledigt.

Nicht so die sogenannten guten Freunde des verheirateten Mönches. Noch ehe Rom ihn angeklagt hatte, hielten sie ihm eine lange Verteidigungsrede. Aber ich glaube kaum, daß der ehemalige Kanzelredner von der oratorischen Leistung seines Anwalts sehr erbaut gewesen ist. Denn hätte es sich hier um einen Prozeß um Leben und Tod gehandelt, so wäre dem armen Klienten der Galgen sicher gewesen. Und zwar lediglich durch die Ungeschicklichkeit und Geschmacklosigkeit des Herrn Verteidigers, der im „Zwanzigsten Jahrhundert" die Ehe des Apostaten ganz offen für ein gutes Geschäft erklärt.

„Ganz" offen ist vielleicht zu viel gesagt. In der kapitalistischen Mundart, deren sich der merkwürdige Wortführer der Modernisten bedient, wird zunächst nur leise angedeutet, in welch verzweifelter Lage sich ein mit der Kirche zerfallner Kleriker befinde, der außer dem bißchen Theologie nichts gelernt habe. ‚Was soll er tun?' heißt es dann ungefähr weiter. ‚Soll er hungern lernen und auf der sozialen Stufenleiter immer tiefer sinken? Soll er ein Lump werden? Ist es da nicht besser, wenn er die Hand einer edeln Frau ergreift, die ihm die Mittel zu einem behaglichen Leben bietet?'

Ich gestehe, ich habe noch selten so herzlich gelacht, als da ich das eheliche Glaubensbekenntnis dieses Modernisten las. Ein wahres Glück, daß die Zentrumspresse so dumm ist und garnichts merkt! Das konstanzer Bäuerlein, das vor fast fünfhundert Jahren zum brennenden Holzstoß des Johannes Hus eigenhändig einige Scheiter herbeitrug, war gewiß ein Urahne dieses Modernisten vom „Zwanzigsten Jahrhundert". Nur fiel es ihm nicht ein, den Umstehenden zu erklären, er wolle mit seinen Scheitern das Feuer löschen. Die Chronik erzählt, der Reformator habe beim Anblick des scheitertragenden Bäuerleins mitten in den Flammen gelächelt und die Worte geflüstert: „Sancta Simplicitas!" Was mag wohl Pater Auracher gesagt haben, als er die Verteidigung seiner Ehe im „Zwanzigsten Jahrhundert" las? Es ist doch für einen sittlich hochstehenden Menschen nicht gerade angenehm, mit dem ersten besten Leutnant, der durch den heiligen Ehestand seine Gläubiger befriedigt, oder Ladenschwengel, der in ein Geschäft hineinheiratet und die Prinzipalin als Zuwage mitnehmen muß, auf eine Stufe gestellt zu werden.

Edgar Steiger

Nochmals Wahrmund

Zum ersten Mal ist die Wahrmundangelegenheit in rein objektiver Weise und auf Grund des authentischsten Materials vor dem Forum der wiener Ortsgruppe des deutschen Hochschullehrerverbandes verhandelt und beurteilt

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

worden, und zum ersten Mal konnte auch die Organisation der Hochschullehrer als das Gewissen der deutschen Hochschulen nach außen in Erscheinung treten. Eine Kommission von drei angesehenen wiener Hochschullehrern, der sich ein Vertreter der innsbrucker Ortsgruppe anschloß, führte die Untersuchung, und der frühere Unterrichtsminister Marchet legte vor ihr Zeugenschaft ab. Das wichtige Resultat der Untersuchung war die Feststellung, daß

1. der Unterrichtsminister, indem er sich auf das der Unterrichtsverwaltung im Gesetze nicht benommene Recht berief, Hochschullehrer als staatliche Beamte auch gegen ihren Willen zu versetzen, Wahrmund die Versetzung nach Prag als eine unabänderliche, im Vollzuge bereits eingeleitete Tatsache vor jeder weiteren Vereinbarung mitteilte, — und daß

2. es sich bei den folgenden Vereinbarungen nicht darum handeln konnte, Wahrmund Verpflichtungen und Einschränkungen seiner Lehrfreiheit aufzuerlegen, sondern umgekehrt, unter prinzipieller Wahrung aller seiner Rechte in seiner prager Lehrtätigkeit, die nur als Übergangsstadium nach Wien gedacht war, ihm auch solche Rechte zuzugestehen, die ihm den erzwungnen Aufenthalt in Prag erträglich und wissenschaftlich fruchtbar gestalten sollten.

Damit ist die von Marchets Nachfolger, dem Grafen Stürgkh, der prager Universität suggerierte Entscheidung endgültig widerlegt; die wiener Hochschullehrervereinigung hat Wahrmund gleichsam in allen Belangen freigesprochen. Dagegen hat sie das Vorgehen des jetzigen Ministers indirekt verurteilt, indem sie aussprach: „Der bloße Gedanke müßte zurückgewiesen werden, daß etwa eine spätere Unterrichtsverwaltung aus der Tatsache des Abschlusses einer Vereinbarung mit einer früheren Unterrichtsverwaltung sollte Material nehmen können, den andern Vertragsteil zur Verantwortung zu ziehen."

Auch sonst beginnt man den pragmatischen Zusammenhang der ganzen „Affäre" etwas genauer zu verstehen. Es gibt Anzeichen dafür, daß trotz der scheinbaren Abweisung der Einmischung des Nuntius — der übrigens nach zwei Jahren immer noch Nuntius in Wien ist — durch sehr einflußreiche und persönlich, wenn auch nicht sachlich maßgebende Kreise in Rom das Versprechen abgegeben wurde, daß Wahrmund nicht mehr Kirchenrecht vortragen werde. Der frühere Unterrichtsminister, der im Parlamente sein Wort verpfändet hatte, daß Wahrmund auch ferner Kirchenrecht lehren werde, ihn aber in Innsbruck nicht mehr halten konnte, half sich durch die Zwangsversetzung nach Prag, die gewiß prinzipiell nicht zu billigen ist, damals aber wahrscheinlich für den Minister der einzige Ausweg war, wenn er sein Wort einlösen und nicht weggeschickt werden wollte, — was wieder die vollständige Beseitigung Wahrmunds zur Folge gehabt hätte. Das Ministerium Beck und insbesondre Marchet sind dann wenige Monate später das Opfer der klerikalen Rache geworden. Der neue Unterrichtsminister aber machte sich bald ans Werk, um auf echt jesuitische Weise die Zusage an Rom zu erfüllen; als dies mit Wahrmunds Willen nicht anging, versuchte er sich mit Hilfe der verblendeten und irregeführten prager Professoren eine Handhabe zu verschaffen, um gegen Wahrmund vorzugehen. Dieser Versuch dürfte nunmehr durch den Widerstand der öffentlichen Meinung auch abgeschlagen sein und hat dem Minister nur Schimpf und Schande eingetragen.

Die Moral von der Geschichte ist aber sehr gut in dem Schlußsatze des besprochnen Kommissionsberichtes ausgedrückt, in dem es als sehr bedauerlich bezeichnet wird, „daß das Gesetz die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Lehrfreiheit zwar anerkennt, aber doch die Möglichkeit nicht ausdrücklich ausschließt, daß ein akademischer Lehrer ohne vorhergegangnes rechtliches Verfahren gegen seinen Willen versetzt oder gemaßregelt wird, weil auf diese Weise die Lehrfreiheit schwer geschädigt werden kann und jede Partei, welche immer es sei, in die Versuchung geführt wird, einen Einfluß oder eine Macht, die sie besitzt, in dieser Richtung auszunützen."

Ludo M. Hartmann

Baron de Schoen

Die Reste schiefbeiniger und gelber Wenden, die an der Schnauder und Pleiße der Herstellung mechanischer Musikwerke, dem polygraphischen Gewerbe und der Textilbranche leben, haben von der Polizei die Erlaubnis erhalten, sich „Alldeutsche" zu nennen.

Die ausgelassenen Jünglinge treiben aber mit der behördlichen Nachsicht einen ausschweifenden Mißbrauch, indem sie ihre büffelhörnigen Läppereien auch außerhalb der Kneipe vollführen.

Als eine Belästigung ernsthafter und wirklicher Deutschen muß man es bezeichnen, wenn die Visitenkarte des Staatssekretärs von Schoen den Anlaß bieten darf, daß alldeutsche Bierreden in Parlamenten gehalten und in Zeitungen abgedruckt werden.

Nichtwendische Chauvinisten mögen erfahren, daß auch Monsieur de Bismarck französische Visitenkarten in Deutschland geführt hat, und so schreibt er zum Beispiel aus Karlsbad an seine Frau: „Schicke mir mit nächstem Feldjäger französische Visitenkarten, auf denen steht président du conseil et min. des a.-étr. de Sa M. le Roi de Prusse; wenn keine Karten, so ist die Platte jedenfalls im Sekretär in meinem Kabinett vorhanden, dann schicke die Platte." (Siehe Fürst Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin, Seite 519).

Ich bemerke das, wie gesagt, nur für die reifere Jugend Deutschlands; was aber die Kindsköpfe an der Schnauder und Pleiße anlangt, so hoffe ich, daß ihnen die Polizei baldigst den irreführenden Namen der „Alldeutschen" wieder entziehen wird, weil der wendische Papier- und Leinenbranchist sich durch jene Bezeichnung zum groben Unfug gewissermaßen angestachelt fühlt.

L

Titelunfug und Prägnanz

Seit einigen Jahren haben sich unsre deutschen Schriftsteller das schöne Ziel gesetzt, Romane und Novellen zu schreiben, um ihnen ganze Sätze als Überschrift auf den Weg mitzugeben. Zurzeit erscheint in der hochangesehenen „Neuen Zürcher Zeitung" ein zwar aus dem Französischen übersetzter Roman (war es nötig?) von Henry Bordeaux, der sich betitelt: „Wenn uns die Augen aufgehen . . ." und ein andres schweizer Blatt bringt einen solchen mit dem sensationellen Titel: „Vielleicht war er dennoch unschuldig." Dies sind nur zwei unbedeutende Beispiele; mehr oder weniger berühmte Exempel anzuführen, habe ich nicht nötig, denn eine Anzahl davon sind schon vor längerer Zeit im „Literarischen Echo" in Form eines Gedichtes erschienen, das aus lauter solchen modernen Überschriften zusammengesetzt war.

Diese Titelunzucht, dieser Unfug, wird einem bald zum Überdruß. Das Wesen der Überschrift, das auf diese Weise vergewaltigt wird, besteht in etwas ganz anderem, als auf marktschreierische Art irgendeinen hohlen Satz ins Blaue hinaus zu rufen: es soll in prägnanter Kürze zeigen, weß Geistes Kind der Leser vor sich hat. Hieran

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu erinnern, scheint mir nicht überflüssig.

Dazu hat uns die Mode mit einer andern schriftstellerischen, und zwar stilistischen Unart beglückt, die zum Teil auch schon ins Volk übergegangen ist, nämlich mit den kurzen Sätzen. Sätze kann man sie jedoch wohl kaum nennen, denn oft folgt Punkt auf Punkt mit dazwischen liegenden zwei bis drei Worten, die offenbar die Prägnanz des Ausdruckes beurkunden sollen, deren sich die Schreibenden für fähig halten. Oft wird einem ganz schwindlig vor diesem Wirrwar von Punkten und abgerissenen Worten. Lange Sätze sind kein Vorzug, besonders nicht diejenigen Kants, aber die modernen unzusammenhängenden Vokabeln zwischen zwei Punkten haben garkeine Berechtigung: auch damit dürfte man endlich aufhören! Ist es denn nicht möglich, gutes, schönes Deutsch zu schreiben, ohne solche Possen zu treiben?

Prägnanz pflegen heißt: möglichst viel gedanklichen Inhalt in anständige, grammatikalisch unanfechtbare Sätze zu kleiden, ohne weitschweifig zu werden. Früher hieß es: „Menschenähnliche Töne und Affengedanken!" (Weber, Demokritos); jetzt muß man sagen: Affenähnliche Töne und Menschengedanken! Dies in doppeltem Sinne, denn einerseits wird man bei jenem abgerissenen modernen Wortkram, wenn man in den Tropen gewesen ist, unwillkürlich an die Sprache der Affen erinnert, und anderseits ist die neue Mode ein Beweis für die Affennatur des Menschen, da einer dem andern diesen zweiten Unfug je länger je mehr nachzuahmen scheint.

Auch gegen diese Ungezogenheit müssen wir entschieden Front machen, denn wir brauchen Gedanken in gediegener Form, und keinen hohlen Wortkram.

Ernst Girsberger

In Mecklenburg approbiert

Mecklenburg, das Land mit dem Ochsenkopf und ohne Verfassung, — schauderhaft! Und hat doch auch seine guten Seiten für den armen Staatsbürger. Zum Beispiel gerade in dem Punkt, der ihn am meisten interessiert, im Steuerzahlen. Auch in Mecklenburg ist freilich der Dalles ziemlich chronisch, und ganz wie anderswo ist man auch hier bei der Suche nach Steuern schon längst „auf den Hund" gekommen. Aber wieviel leichter hat es der mecklenburgische Steuerzahler als etwa der preußische oder bayrische, wenn es gilt, sich die Hundesteuer wieder vom Halse zu schaffen. Bei uns muß schon einer sehr schwerhörig sein, damit ihm der Hund als Wächter und Begleiter steuerfrei gelassen wird. In Mecklenburg genügt dazu schon etwas — Rheumatismus. Denn die in Mecklenburg staatlich approbierte Heilkunde sieht in dem Hunde das geeignete Objekt zur Heilung dieser unheilvollen Krankheit. Beim Schlafen legt man bekanntlich den Hund auf das schmerzende Glied, und die Krankheit ist weg. Wenigstens in Mecklenburg.

Im Jahre des Heils 1910.

N—e

Verantwortlich: für die Redaktion Otto Wolters, für den Inseratenteil Otto Friedrich, beide in München. — Verlag von Albert Langen in München. — Redaktion und Expedition: München, Kaulbachstraße 91. — Verantwortlich für die Redaktion in Österreich-Ungarn: Adolf Schlesinger in Wien I — Expedition für Österreich-Ungarn: Huber & Lambe Nachfolger, Wien I, Herrengasse 6
Druck von E. Mühlthaler's Buch- und Kunstdruckerei AG. in München. Dachauerstraße 25
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik Niefern bei Pforzheim

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die preußische Wahlrechtsvorlage

Von Dr. Heinrich Hutter

In der Reichstagsthronrede stand nichts. — In der preußischen Thronrede stand nichts. — In der preußischen Wahlrechtsvorlage steht: Der deutsche „Vorstaat" soll das Bollwerk des Rückschritts und soll ein Klassenstaat bleiben. Bethmann Hollweg hat sich zum zweiten Male unter die Befehle der Feudalität gebeugt. Er besitzt nicht den Mut, sich von den junkerlichen Schichten auch nur einen Schritt weit zu entfernen. Seine Politik ist: als Reichskanzler von der Rechten geduldet zu werden, weil er ihr als Ministerpräsident dient. Das beweist seine Vorlage.

Die konservative Partei wird für das Niederstimmen der Reichserbschaftssteuer dadurch belohnt, daß die von dem König von Preußen vor einem Jahr feierlich versprochne „organische Fortentwicklung" der von ihm für reformbedürftig erklärten preußischen Verfassung aufgegeben wird. „Es ist mein Wille!" Es war mein Wille! Den Konservativen wird alles geopfert, sogar königlich kaiserliche Versprechungen. Die Konservativen haben im vorigen Sommer die richtige Parteitaktik eingeschlagen; Kenner der Minister sagten sich: Je schlechter wir die Regierung behandeln, um so besser wird die Regierung uns behandeln. Der preußische Minister fürchtet Gott und die Junker.

Das wird der bleibende große Eindruck dieser Kampagne sein, die in der Sache schon zu Ende ist, ehe sie anfängt. Die Stimmung des Grimms wird sich noch vertiefen, die der konservative Beutezug im letzten Sommer in Deutschland zurückgelassen hat.

Der Inhalt und die Begründung klingen wie Hohn.

Die Deutschen, die in dem schwarzweißen Land heimatberechtigt sind, bleiben je nach dem irdischen Besitz in drei verschiedne Klassen eingeteilt: in der obersten ein paar Reiche, in der zweiten eine Gruppe von Wohlhabenden, in der dritten die Masse der „kleinen" Leute. Die Gleichberechtigung

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dieser drei verschiednen Klassen bei dem Wahlakt ist der Inbegriff der Ungleichheit. Diese Ungleichheit wird noch verworrner dadurch, daß man einzelne Kategorien von Untertanen nach andern Gesichtspunkten in eine höhere Klasse avancieren läßt: die Beamten und pensionierten Offiziere werden staatsrechtlich privilegiert und durch automatisches Vorrücken über ihre Steuerleistung hinaus den Bürgern vorgesetzt; die Feldwebel mit Zivilversorgungsschein und die Einjährigen, aber erst, wenn sie fünfzehn Jahre den Stimmungen der Kaserne entrückt sind, werden den Gemeinen vorgezogen, weiterhin die Studenten, zehn Jahre nach dem Examen, der ungebildeten Masse der Nichtgymnasiasten. Endlich avancieren die Magistratspersonen und alle zweimal gewählten Abgeordneten. Die „Berufserfahrung" verleiht Anspruch auf ein erhöhtes Stimmgewicht, aber nicht die Erfahrung des gewerblichen und bürgerlichen Berufs, sondern nur die Erfahrung der Menschen in Amt und Würden.

Dieser Gesetzentwurf ist eine Degradierung aller Preußen ohne Geld und Titel, ist die Sanktionierung jenes Geistes, der den Menschen ohne Rang und Titel über die Achsel ansieht, jenes Geistes, der den Deutschen, die „draußen" waren, die Rückkehr verleidet, weil sie sich ohne Orden und Titel gesellschaftlich deklassiert vorkommen. Die gesellschaftliche Deklassierung erhält nun eine staatsgesetzliche Besiegelung.

Die sogenannte „Maximierung", welche die Steuerbeträge der Staatsbürger mit mehr als hunderttausend Mark Jahreseinkommen aus der Rechnung zunächst ausläßt, um die zweite und erste Klasse ein klein wenig stärker zu füllen, ist, da es sich nur um dreizehntausend solche mehrfache Millionäre handelt, praktisch belanglos und wegen der willkürlichen Verkünstelung nur charakteristisch für diese plutokratische Klassenbildung.

Dieser königlich preußische Klassengeist schürt den Klassenkampf unheilvoll.

Die Zulassung der direkten Wahl statt der Wahlmännerwahl beseitigt eine Umständlichkeit, ist aber politisch nahezu belanglos.

Dagegen ist die Aufrechterhaltung der öffentlichen Stimmabgabe eine fortgesetzte amtliche Unterschlagung der staatsbürgerlichen Wahlfreiheit. Hier liegt der entscheidende Punkt: Die Vergewaltigung der wirtschaftlich Unfreien soll fortdauern. Darauf beruht die Herrschaft der Junker, und darum darf Bethmann Hollweg hieran nicht rühren. Beschämend ist es aber, daß er

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dieses unsittliche Mittel mit sittlichen Redensarten verteidigen, daß er Unkenntnis der wahren Wirkungen heucheln muß. Wir lesen, die geheime Abstimmung „stumpfe das politische Verantwortlichkeitsgefühl ab". Das ist eine Unwahrheit. Das Gegenteil ist richtig. Denn wer wegen seiner wirtschaftlichen Abhängigkeit und wegen der öffentlichen Kontrolle nicht nach seiner Herzensmeinung abstimmen kann, der, und nur der, verliert das Verantwortlichkeitsgefühl und den sittlichen Zusammenhang mit seinem Votum. Des weitern steht ministeriell geschrieben, „die geheime Wahl verbreite heimliche Unzufriedenheit." Hier liegt ein pharisäischer Trugschluß und ein unwürdiger Sophismus vor. Denn die Unzufriedenheit kann nicht erzeugt und nicht verbreitet werden durch die Wahl eines dem Herzen geeignet erscheinenden Kandidaten, sondern nur durch die Verhinderung einer solchen Wahl unter einem unsittlichen Druck und der stillschweigenden Androhung politischer, wirtschaftlicher oder gesellschaftlicher Schädigung. In Wahrheit will der Entwurf die tatsächlich vorhandne Unzufriedenheit nur hindern, sich legal zu äußern. Er verschließt das natürliche Ventil und verlangt „Zufriedenheitsheuchelei". Das ist unmoralisch und pädagogisch verwerflich.

Geradezu lächerlich aber ist die politische Haltung eines Staatsmannes, der in seiner Stellung als Reichskanzler die Reichsgesetze, im Interesse der Wahlfreiheit das Wahlgeheimnis zu schützen und zu hüten hat, und der als preußischer Ministerpräsident mit seinen Vorschlägen grundsätzlich das Wahlgeheimnis im Interesse der Wahlunfreiheit denselben deutschen Staatsbürgern entreißen hilft. Entweder — oder! Ein Staatsmann kann nicht zweierlei Art von politischer Sittlichkeit vertreten, ohne Schaden zu nehmen an seiner unsterblichen Seele.

* * *

So konnte es nicht ausbleiben, daß alles, was sich in Deutschland gerades Denken und eine Empfindung für politische Wohlanständigkeit bewahrt hat, alles, was eine „organische Fortentwicklung" nach dem uneingelösten Kaiserwort ohne Deutelei erwartet hat, alles, was den Zwiespalt des doppelten Rechts, dem Preußen bei der Wahl zum Reichstag und zum Landtag unterstellt sind, allmählich aufheben möchte, sich grimmig auflehnt gegen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

diese Politik, die von einer Kaste der ihr gehorsamen Regierung vorgeschrieben wird.

* * *

Das Schicksal der Vorlage wird sein, daß sie in die Kommission verwiesen wird, und daß dort der Antrag auf Einführung der geheimen Wahl wahrscheinlich eine kleine Mehrheit erlangen wird, weil auch das Zentrum ein Jahr vor den Reichstagswahlen nicht wagt, die geheime Wahl preiszugeben. Im Herrenhaus wird dann der Paragraph wieder amputiert, nachdem der Ministerpräsident dem hohen Adel erlaubt hat, zu diesem Sicherungsakt der Adelsvorherrschaft unter Bezugnahme auf die königlich preußische Regierung zu schreiten.

Bis dann die trostlose Vorlage an das Abgeordnetenhaus zurückkommt, stehen die Reichstagswahlen vor der Türe, für welche Bethmann Hollweg Sozialdemokraten züchtet, damit die Konservativen den Vorwand erhalten, mit dem Bauernbund und dem über die roten Stimmen erschrockenen Zentrum das Reichswahlrecht nach dem Muster des preußischen abzuändern und dadurch die Rechtseinheit herzustellen.

Das bedrohte Reichstagswahlrecht und die Erbschaftssteuer werden die Parole des nächsten Reichstagswahlkampfes sein, bei dem die Rechte auf die Selbstbefehdung der Liberalen, Demokraten und Sozialdemokraten rechnet, wie sie auf die Unterwerfung Bethmanns und des Bundesrats gerechnet hat.

Die Affäre Oldenburg / Von Ludwig Thoma

Der tiefe Unwille, den das vielbesprochne Exempel des Herrn von Oldenburg in allen Kreisen erregte, hat stärkere Gründe als jene, die in der Person wie in den Meinungen des januschauer Gutsbesitzers zu finden sind. Man war veranlaßt, wieder einmal zu sehen, wie unser öffentliches Leben verflacht, wie das Gefühl für Bedeutung und Wert des Reichstags in weiten Kreisen verloren ge-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gangen ist, und wie die Gleichgültigkeit im Volke leider durch die Würdelosigkeit ganzer Parteien bedingt und begründet ist.

In diesem Parlamente, dessen Verhandlungen immer zu großen oder schallenden Heiterkeiten führen, gibt es nicht allzuviele, die Achtung vor ihrem Berufe und ein Gefühl für den Ernst ihrer Pflichten haben; in diesem Parlamente kann ein Herr Bruhn, dessen Journal als Revolverblatt gebrandmarkt worden war, Ulkstimmen fürs Präsidium erhalten, und in diesem Parlamente dürfen Oldenburg, Kreth und Konsorten ihr Ehrenamt beschimpfen, um das sie mit schmeichelnden und drohenden Worten gebettelt haben.

In England, Frankreich, Italien wäre die Verachtung aller ernsthaften Männer stark genug, um sogleich und für immer einen Menschen aus der Volksvertretung zu jagen, der das Beispiel von dem Leutnant und den zehn Mann heranzog; in Deutschland findet er Beifall bei der Schar von adligen Herren, die ihr Mandat verachten, wenn sie sichs auch bezahlen lassen.

Und er findet Hilfe bei den Ultramontanen, die sich später wieder zu Volksfreunden umlügen werden, wenn die Wahlen kommen.

Warum soll dieser deutsche Reichstag nicht Beschimpfungen hören, wie sie ein vollgefressener Januschauer zwischen zwei Gängen zu reden pflegt? Selbst wenn ihm das eigne Gefühl gesagt hätte, daß seine Worte unwürdig waren, dann mußte er nur den prinzlichen Präsidenten schwitzen und lächeln sehen, um sogleich zu wissen, daß in diesen Räumen keine Autorität war, die einem Schwätzer Respekt einflößen konnte.

Und zuletzt: dieses freudige Hervorheben der militärischen Macht war vielleicht nicht allzu befremdend in einem Parlament, bei dessen Eröffnung nur Reservefritzen zu sehen sind, und nicht gar zu überraschend in einem Reiche, dessen Kanzler sich als Dragoner kostümiert, wenn er was gelten will.

Der Junker von Januschau, der Rittmeister Bethmann Hollweg und der Hauptmann von Köpenick sind die Repräsentanten des militärischen Geistes, der in Preußen weht; und am Ende können wir Süddeutsche zu diesen Erscheinungen auch ein wenig lächeln.

In gründlicher Erwiderung der partikularistischen Abneigung, die uns lieben Bundesbrüdern der Herr von Oldenburg gezeigt hat.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das bedrängte Finnland

Von Alexis Freiherrn von Engelhardt

Der erste große Vorstoß der russischen Nationalisten gegen die konstitutionelle Sonderstellung des Großfürstentums Finnland endete in den Jahren 1904 und 1905 mit einem vollständigen Mißerfolge dieses russischen Vergewaltigungsversuchs. Der Generalgouverneur Bobrikow, den die um die Zarin-Mutter und um den verstorbenen bösen Genius Rußlands Pobedonoszew gescharten nationalistischen Frömmler und Reaktionäre als Werkzeug ihrer Gewaltpolitik in Helsingfors eingesetzt hatten, wurde von einem jungen finnländischen Patrioten ermordet. Gleich danach brach auch sein System zusammen. Die Niederlagen im mandschurischen Feldzuge, der Ausbruch der Revolution im Reiche zwangen die Regierung des Zaren zu einem grotesk beschleunigten Rückzuge auch in der finnländischen Frage. Die Angst vor der innerrussischen Erhebung und vor der exponierten Lage der Residenz unmittelbar an Finnlands Grenze wird jedenfalls mitbestimmend auf den plötzlichen Umschwung gewirkt haben. Die verängstigte zarische Regierung wollte wenigstens nach einer Seite gesichert sein. Zweifelte man in jenen Tagen doch sogar an der Zuverlässigkeit der Garden. Täglich befürchtete man einen Handstreich der russischen Revolutionäre von Finnland her und war überzeugt, daß die entrüstete, drangsalierte Bevölkerung des Großfürstentums solch einem Flibustierzuge in jeder Weise Vorschub leisten würde.

Feige Angst also, nicht guter Wille, war es, was die am Ende immer asiatisch hinterlistige petersburger Regierung zu der Deroute vom Oktober 1905 zwang. Daß sie sich schon damals die Rückkehr zur Bobrikowschen Vergewaltigungspolitik für spätere, bessere Zeiten vorbehielt, davon darf man überzeugt sein. Wortbrüchigkeit in rebus politicis ist ja längst zu einem Grundpfeiler politischer Weisheit geworden. Wird sie nur durch den Erfolg geheiligt, so finden sich auch immer ehrwürdige Auguren und Haruspices, die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sie mit weisen Worten und ehrlichem Augenaufschlag als rettende Tat, als staatsmännische Notwendigkeit preisen.

Der Zar hob also die mit der Konstitution Finnlands unvereinbaren Bestimmungen des Februarmanifestes von 1899 auf und restituierte feierlich die alten, verbrieften Rechte des Landes. So geschehen 1905 im gesegneten Oktober, als dem ganzen Reiche in dem etwas doppelsinnig berühmt gewordnen Manifeste die goldne Freiheit versprochen wurde. Es schien, daß damit alle zwischen der petersburger Zentralregierung und Finnland aufgeworfnen strittigen Punkte erledigt gewesen wären und die alte Ordnung der Dinge hergestellt worden sei. Mit der ihnen eignen Zähigkeit und Energie machten sich die Finnländer an die Reorganisation ihrer unter der berüchtigten Zirkularregierungsmethode russischer Beamten in Unordnung geratnen Einrichtungen. Zwei liberale Generalgouverneure, Senator Gerhard und General Böckmann kamen ihnen entgegen, und im Lande kehrte Beruhigung ein.

Die erfreuliche Wendung währte nicht lange. In Petersburg erstarkte nach kurzem liberalem Rausche die Reaktion. Diese begann sich auf die chauvinistischen, fremdvölkerfeindlichen Elemente zu stützen. „Rußland für die Russen" und all die abgehetzten ähnlichen Schlagworte wurden Feldgeschrei. Überall im Reiche wurde die Militärdiktatur eingesetzt. Hinrichtungen und Verbannungen wurden zu gewöhnlichen Erscheinungen. Nahe an zweitausend Todesurteile jährlich, siebentausend bis zehntausend politische Deportationen im Jahr (1906—1908) schaffen keinen besonders günstigen Boden für die Entwicklung junger Freiheit. Durch einen Verfassungsbruch verschaffte sich die Regierung eine nationalistisch empfindende, gefügige Parlamentsmajorität. Der energische Premierminister verstand es mit Glück, die Fäden der Gewalt in seiner Hand zu konzentrieren. Hatte während der kurzen liberalen Ära schon sofort die Dezentralisation gleichsam automatisch im ganzen Reiche eingesetzt, (unter ihrem Zeichen wird auch trotz allem Gegenwartselend die Zukunft Rußlands sich entwickeln) so trat alsbald die in Revolutionsepochen immer unvermeidliche rückläufige Flutwelle ein. Die liberale Intelligenz verweigerte Stolypin allerdings die Gefolgschaft. Aber die starke nationale Strömung verstand er gewandt zu benützen. Und er läßt sich auch heute geschickt von ihr treiben, ohne in ihren gefährlichsten Wirbeln unterzugehen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Da er aber nun einmal eine starke Dosis von nationalem Chauvinismus in sein System aufnehmen mußte, ist er mit seinem Ministerium in vielen Fragen vom Altrussentum abhängig geworden. Eine der Kardinalforderungen des letzteren ist die Assimilierung der Grenzgebiete. Und gerade auf diesem Gebiet ist Stolypin zum Sklaven der Strömung geworden, die er zu meistern glaubt. Die Lösung der nationalen Schwierigkeiten in Polen rückt mit keinem Schritte vorwärts. In den Ostseeprovinzen ist er so weit gegangen, die Anstellung deutscher Beamten zu untersagen. In der finnländischen Frage aber hat er von Anfang an den Boden des Gesetzes verlassen.

Und das kam so. Als man unter Bobrikow mit der „Assimilierung" Finnlands begann, hatten die Urheber der Aktion allerhand staatsrechtliche Entdeckungen gemacht. Erstens wäre Finnland durch den Traktat von Frederikshamm ohne jeden Vorbehalt dem russischen Reiche einverleibt wdrden. Später hätte ihm Alexander I aus freier Entschließung eine „Sondereinrichtung" seiner innern Verwaltung eingeräumt, die von den Nachfolgern jenes Herrschers beliebig verändert werden könne.

Auf dieser Grundanschauung baute nun das Kabinett Stolypin weiter: Finnland ist ein integrierender Bestandteil des russischen Reiches. Die vom Zaren Nikolaus II erlassenen neuen Grundgesetze des Reiches hätten daher auch die Lage Finnlands in rechtlicher Beziehung geändert. Denn diese Grundgesetze verliehen der neugeschaffnen Reichsduma und dem Reichsrat das Recht, über Gesetze, die das ganze Reich — folglich auch Finnland — beträfen, zu verhandeln und schlüssig zu werden. Dieser Rechtsauffassung folgend, vindizierte sich der russische Ministerrat aus eigner Machtvollkommenheit die Kompetenz einer Zwischeninstanz zwischen den konstitutionellen Institutionen Finnlands — Generalgouverneur, Landtag, Staatssekretär für Finnland — und dem Monarchen. Aus dieser einseitigen und zweifellos ungesetzlichen Kompetenzerweiterung der obersten russischen Staatsinstitution gegenüber Finnland entspringen alle heutigen und künftigen Konflikte.

Tatsächlich liegt im Traktat von Frederikshamm nicht ein so wenig komplizierter Einverleibungsakt vor, wie die Russen voraussetzen. Es wird vielmehr in diesem Vertrag auf die feierlichen Versprechungen hingewiesen, die Alexander I dem Volke Finnlands für die Beendigung des Krieges vor Abschluß des russisch-schwedischen Friedens gab. Die Konstitution Finnlands

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ist eben das Resultat von Verhandlungen, durch die der Feldzug in Finnland beendigt wurde. Der russische Kaiser ist als Großfürst von Finnland durch einen Vertrag mit dem finnischen Volke an die Einhaltung der Rechte und Freiheiten des Landes gebunden. Um sich von dieser Sachlage zu überzeugen, braucht man nicht einmal auf die Ereignisse von 1809 zurückzugreifen. Der Text aller möglichen späteren Manifeste, die die Kaiser als Großfürsten von Finnland erließen, strotzt förmlich von Beweisen dafür, daß in Finnland nicht irgendeine dehnbare „Sondereinrichtung" gilt, sondern eine Konstitution im westeuropäischen Sinne dieses Wortes. Eine Änderung dieser Konstitution ist, wenn sie gesetzlich sein soll, nur auf konstitutionellem Wege möglich. Die geringste gesetzgeberische Maßregel, die ohne Zustimmung des finnländischen Parlaments vorgenommen wird, ist in das Gebiet ungesetzlicher, den Charakter von Staatsstreichen tragenden Handlungen zu verweisen.

Besteht aber in Finnland eine Konstitution, wie die russischen Kaiser das in ihren Manifesten selbst bezeugen, so ist es evident, daß die Verleihung einer Konstitution an das russische Reich mit der längst bestehenden finnländischen nichts zu tun hat. Die Durchführung von Gesetzen, die für das ganze Reich, Finnland eingeschlossen, Geltung haben sollen, wird nur möglich, wenn diese Gesetze sowohl in Rußland als in Finnland von den gesetzgeberischen Institutionen sanktioniert worden sind. So wenig der finnländische Landtag einseitig ein Gesetz votieren kann, dessen Wirkung sich auf das ganze russische Reich ausdehnen soll, ebenso wenig vermag etwas Analoges die russische Reichsduma Finnland gegenüber. Unzweifelhaft sind im Interesse beider Länder auf diesem und jenem Gebiete gleichlautende Gesetze wünschenswert. Ins Leben gerufen können sie aber nur werden, wenn sie in beiden Ländern die Billigung der Parlamente gefunden haben.

Die russische Regierung verläßt den gesetzlichen Weg, wenn sie nun immer wieder den Versuch macht, diesen oder jenen Gegenstand unter dem Vorwande eines Interesses des Gesamtstaates der Kompetenz der konstitutionellen Einrichtungen Finnlands zu entziehen. Würde die Regierung das ruhig zugeben und sich einfach damit verteidigen, daß sie der Ansicht sei, die russischen Interessen erforderten eine Verletzung der Gesetze und Prärogative Finnlands zum Besten des Reiches, — so wäre das ehrlich und an sich nicht verwunderlich. Denn niemand wird so kindlich empfinden, von einer russischen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Regierung heutigen Zuschnitts zu erwarten, daß sie Recht und Gesetz höher einschätzen sollte als den gewöhnlichen Machterhaltungs- und Machterweiterungstrieb.

Wie wird nun der begonnene Feldzug gegen die kulturelle Individualität und politische Sonderstellung Finnlands verlaufen und endigen? Bis jetzt ist ja noch nicht allzu viel unternommen worden. Eigentlich nur Vorpostengefechte. Jeder finnländische Landtag, der auf die Gesetzesüberschreitung des russischen Ministerrats hinweist, wird aufgelöst. Der Zar und Großfürst ordnet aber einstweilen noch ganz korrekt die Neuwahlen an. Unterdessen fährt der petersburger Ministerkonseil mit mehr oder weniger fühlbaren kleineren Schikanen und größeren Machtüberschreitungen fort. In der Frage der Militärkontribution, die Finnland, solange es keine allgemeine Wehrpflicht leistet, dem Reiche zahlt, und in der Stempelsteuerangelegenheit war man in Petersburg schon ziemlich ungeniert. Der neue Generalgouverneur Seyn, ein vorurteilsvoller Feind der Autonomie Finnlands, hat jedenfalls eine ganze Reihe „assimilierender" Reformprojekte im Sack, die er peu à peu auskramen dürfte. Die soeben in Finnland stattfindenden Landtagswahlen, über die sich leider in dieser Arbeit noch nicht berichten läßt, werden auch für das Tempo der russischen Assimilierungspolitik wichtig sein. In dem demokratischen Lande gewinnen sozialistische Ideen immer mehr Boden. Der aufgelöste Landtag wies mehr als vierzig Prozent sozialdemokratische Abgeordnete auf. Es ist dieses Anwachsen sozialistischer Tendenzen in unmittelbarer Nähe der eine große Arbeiterbevölkerung aufweisenden russischen Residenz für die pseudokonstitutionelle russische Regierung natürlich eine große Sorge, die ihre Haltung Finnland gegenüber in hohem Maße beeinflußt.

Ein ewiges Hin und Her, ein rastloses Experimentieren gehört zu den Traditionen russischer Regierungsweisheit. Wie die Regierung 1905 mit der aggressiven Politik in Finnland brach, so steuert sie heute wieder in das gefährliche Fahrwasser, um es vielleicht morgen aufs Neue zu verlassen.

Trotz der scheinbaren Größe und Gewalt der russischen Regierungsmaschine sind deren Chancen in dem gewaltsamen Annäherungsprozesse gegen Finnland ganz verzweifelt gering. Es fehlen eben gänzlich die kulturellen Elemente, die allein einen gewissen Erfolg möglich machen könnten. Auf Jagdexkursionen im petersburger Gouvernement und im alten Karelien bin

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ich wohl auf Dörfer gestoßen, wo aus Russen Finnen geworden waren. Verläßt man die Residenz, nach welcher Richtung man will, so merkt man bald, daß sie eigentlich in einem fremden Lande liegt. Kommen doch die Volksschullehrer des Gouvernements Petersburg ohne die Kenntnis der finnischen Sprache noch heute nicht aus. An eine wirkliche Russifizierung Finnlands, wie man hier und dort in ausländischen Blättern liest, ist ja nie und nimmer zu denken. Eher macht man aus Polen Preußen . . . Und wie unmöglich das ist, wissen wir alle. Auch die russische Regierung ist sich der Unmöglichkeit einer echten Russifizierungspolitik in Finnland vollkommen bewußt. Einen so unsinnigen Gedanken hat noch kein russischer Scharfmacher gefaßt.

Aber auch die administrative Angliederung der „finnländischen Gouvernements" und ihre Vereinigung mit dem Reiche auf dem Gebiete der Verwaltung, der Justiz, der ökonomischen und sozialen Gesetzgebung ist eine Unmöglichkeit. Diese Absichten aber bestehen wenigstens im Kreise der nationalistischen Parteien und Gruppen Rußlands, die auf die heutige Regierung leider nicht ohne Einfluß sind. Und gegen die Verwirklichung auch nur eines kleinen Teiles solcher Absichten werden und müssen die Finnländer sich mit allen Kräften wehren. Vor allem durch die Taktik des stillen, passiven Widerstandes auf dem festen Boden ihrer Landesgesetzgebung. Und man darf überzeugt sein, daß es dem starken kleinen Volke gelingen wird, siegreich aus dem Kampfe hervorzugehen. Es wird vielleicht nötig sein, einige Positionen zu opfern, hier und dort Konzessionen an wirklich wichtige Reichsinteressen zu machen, aber die autonome konstitutionelle Stellung des Großfürstentums zu erhalten, — das muß den Finnländern gelingen. Wenn auch nach manchen Kämpfen.

Westeuropa kann ihnen in diesen nicht helfen. Der professorale Ausflug auf das Gebiet der russischen Politik, der kürzlich in einem Aufrufe für Finnland gemacht wurde, war eine höchst überflüssige, direkt schädliche Exkursion, durch die höchstens eine Verschärfung der Situation eingetreten ist.

Finnland hat aber einen großen gewaltigen Bundesgenossen. Der heißt: Rußland. Nicht das Rußland der Ministerien und der Regierungsclique, das Rußland der heutigen Reaktion. Aber das riesige, sich langsam befreiende Land. Das Rußland der Zukunft. Denn die Reaktion von heute ist nur

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eine kleine, vorübergehende Erscheinung, wenn wir sie an dem mächtigen, gährenden Umwandlungsprozeß messen, an dessen Anfängen das riesige Reich heute noch krankt. Ist die Reaktion und noch manche andre Kinderkrankheit erst überwunden, so wird Finnland in dem erneuerten, dezentralisierten Staatengebilde seine Autonomie ungeschmälert gewahrt, — sollte es, wider Erwarten, unterdessen ganz schlimm hergehen, — restituiert sehen.

Österreichisches / Von Hermann Bahr

7

Der Versuch, den „Feldherrnhügel", ein lustiges Stück von Roda und Rößler, das von der Zensur erlaubt und neunzehnmal unangefochten gespielt worden war, nachher hinterrücks abzumurksen, ohne Verbot, bloß durch einen Druck auf den Direktor, der durch Drohungen und Versprechungen zugleich bestimmt werden sollte, das unbequeme Ding unmerklich verschwinden zu lassen, hat Aufsehen erregt, als ein besonders auffälliges Beispiel der Rechtsunsicherheit, in der wir leben. Niemand weiß hier, was ihm eigentlich erlaubt und was verboten ist. Da nämlich unsre Gesetze nicht angewendet werden, hat man keine Möglichkeit, sich darüber irgendeine Gewißheit zu verschaffen. Was manchen erlaubt ist, ist andern verboten, — es hängt von ihren Beziehungen ab, und hauptsächlich davon, ob sie einen Hofrat zum Onkel haben. Aber auch was einem erlaubt ist, bleibt ihm deswegen noch nicht erlaubt; Erlaubnis und Verbot wechseln mit dem Wind, der oben geht. Und wie sie je nach der Zeit wechseln, wechseln sie auch je nach dem Ort; in Graz herrscht eine andre Sittlichkeit als in Prag, je nach dem Präsidenten des Oberlandesgerichts. Auch wer einen Hofrat zum Onkel hat, selbst der ist nie ganz sicher, nicht eingesperrt zu werden, gar, wenn er in einen andern Sprengel kommt. Dies gibt dem ganzen Leben bei uns einen gewissen aufregenden Reiz; es läßt sich ja nicht leugnen, daß es in gesetzlosen Zeiten viel romantischer zugeht und in der Willkür ein einzelner verwegner Mann sich ganz anders ausbreiten kann als in rechtmäßigen Zuständen, die wirklich nichts Spannendes haben, weil man da

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

doch alles im voraus weiß. Das erklärt auch die Vorliebe unsrer Ästheten oder Artisten für die Räuberromantik der österreichischen Verwaltung; sie haben Angst, Österreich könnte, wenn auch hier einmal Achtung vor dem Gesetz eingeführt würde, viel von seiner Farbe verlieren und am Ende nicht mehr so pittoresk sein.

Pittoresk ist das Verfahren mit dem „Feldherrnhügel" ja jedenfalls gewesen. Er hat zuerst die höchst langwierige, lächerliche Behandlung bei unsrer offiziellen Zensur durchgemacht, von der zunächst ein Stück wochenlang ausgeschnüffelt wird. Sie hat natürlich auch hier viele Verbrechen entdeckt, aber nachdem diese getilgt worden waren, schließlich dem verdächtigen Ding doch zugestimmt. Die Generalprobe kam, und da sitzt ja hier immer die Behörde dabei, um sich noch einmal zu überzeugen, ob nicht durch ein gefährliches Augenzwinken oder einen hochverräterischen Schnurrbart das Reich erschüttert werden könnte. Sie hat diesmal nichts gefunden. Die Erlaubnis wurde denn erteilt. Das Stück wurde neunzehnmal gespielt, immer in Gegenwart der Behörde. In jeder Vorstellung ist ja bei uns die Behörde da. Und die Behörde trug nach jeder Vorstellung in das Buch ein, daß alles in Ordnung gefunden worden war. Dann aber, nach der neunzehnten, ist etwas geschehen, was wir noch immer nicht genau wissen. Irgendwem muß das Stück mißfallen haben. Das war natürlich das gute Recht dieses Irgendwer. Und er muß nun dem Statthalter oder dem Polizeipräsidenten mitgeteit haben, daß es ihm mißfalle, daß solche Stücke nicht nach seinem Geschmack seien, und daß solche Stücke lieber nicht aufgeführt werden sollten. Was natürlich auch sein gutes Recht war; auch ich habe manchmal, wenn ich aus dem Theater komme, bei manchen Stücken solche Wünsche, — das Glück ist offenbar nur, daß ich mit dem Statthalter nicht genügend, bekannt bin. Der Irgendwer aber war mit dem Statthalter genügend bekannt und dieser, um sich ihm gefällig zu zeigen, beschloß, die Aufführungen des Stückes einzustellen. Auch dagegen läßt sich schließlich noch immer nichts sagen, wofern der Statthalter irgendein gesetzliches Verfahren eingeschlagen hätte, durch das die Entscheidung der ersten Behörde mit Gründen angefochten, der Fall vor eine höhere Behörde gebracht und wenn von dieser jene Erlaubnis aufgehoben und in ein Verbot verwandelt worden wäre. Man könnte dann über dieses Verbot streiten, doch das hier geltende

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gesetz wäre nicht verletzt worden. Aber das Gesetz anzuwenden, hat man den Statthalter erst zwingen müssen. Zunächst tat er dies noch immer nicht, sondern er ließ den Direktor zur Polizei holen, wo diesem zugemutet wurde, das Stück unauffällig sacht verschwinden zu lassen. Man empfahl ihm die Schonung eines Schauspielers, wofür man ihm, der dem Theater ohne die nach unseren Berechnungen dazu notwendige Konzession führe, diese nun zu erteilen versprach, wogegen man ihm, wenn er Geschichten mache, sein Theater zu sperren drohte; denn, wenn in Österreich jemand versucht, auf seinem Rechte zu bestehen, nennt man dies „Geschichten machen"; das ist der technische Ausdruck dafür. Der Direktor machte natürlich keine Geschichten, aber wir machten sie: die Dichter verlangten ihr Recht, die Freie Volksbühne schloß sich ihnen an, dann auch der Bühnenverein und der Verband der Autoren. Wir sagten: Solange das Stück nicht verboten ist, hat der Direktor die Pflicht, es aufzuführen; soll es nicht mehr aufgeführt werden, so verbietet es! Der Direktor, zwischen unseren Drohungen (wir konnten ja den Kontrakt über ihn verhängen) und den Drohungen der Behörde, sein Theater zu sperren, eingeklemmt, bat die Behörde, das bisher noch immer erlaubte Stück auch ferner zu erlauben oder aber es jetzt zu verbieten. Sie verweigerte dies, es sei denn, daß der Direktor ein besonderes Gesuch einreiche, in dem das Verbot des Stückes ausdrücklich verlangt werde. Merkwürdigerweise schämte der Direktor sich doch, das Gesuch einzubringen, die Behörde möge das von ihr erlaubte Stück auf die Bitte des Direktors hin verbieten. Er schlug ihr aber vor, das von ihr erlaubte Stück abzuändern, damit es noch erlaubter werde. Er war bereit, eine Art Kriminalstück daraus zu machen, in dem durchaus nichts mehr auf unser Land bezogen oder so gedeutet werden könnte, als wären wir damit gemeint. Die Behörde schien im ersten Augenblick einzuwilligen. Aber es sei dazu notwendig, die Zustimmung des Zensurbeirats einzuholen. Dieser Zensurbeirat ist eine Erfindung Koerbers. Koerber hatte die Methode, wenn sich doch einmal das öffentliche Gewissen zu regen schien, es durch Erlässe zu beschwichtigen. Er war ein guter Stilist, der über alle Beteuerungen des Rechtes und der Freiheit verfügte. Wären seine Erlässe jemals von seinen Beamten ernst genommen und auch nur zum Teil ausgeführt worden, so hätten wir einen Rechtsstaat. So ernst nahm er es aber nicht, und die Beamten verstanden, daß er dies keineswegs meinte. Sein

Rechtsgefühl und sein Freiheitssinn blieben auf dem Papier. Auf dem Papier blieb auch der hohe Rat, den er der Zensur beigab, um sie vor den ärgsten Dummheiten zu bewahren. Ihr Urteil, hieß es, sollte von Leuten geprüft werden, die der Literatur etwas näher stünden als die Polizei. Dazu wurden nun aber einige Herren ausgewählt, die vielleicht auf andern Gebieten tüchtig sind, jedoch zur Literatur, jedenfalls zur dramatischen, keine Beziehung haben. Dies war die Methode Körbers. Die Behörde benützte denn auch den Beirat sogleich, um Verfügungen, deren sie sich selbst doch geschämt hätte, von ihm verantworten zu lassen. Er wird einberufen, um Stücke zu verbieten, die zu verbieten die Behörde doch Bedenken hat. Er funktioniert ausgezeichnet, er hat noch nie versagt. Er hat auch diesmal nicht versagt: er verbot sogleich das von der Zensur erlaubte Stück.

Und nun kann niemand mehr behaupten, daß in Österreich das Gesetz nicht angewendet werde. Es wird nicht gleich angewendet, die Behörde versucht es zuerst lieber anders, heimlich und hinterrücks, durch Drohungen und Versprechungen, sie geht lieber den ungesetzlichen Weg, aber wenn man es durchaus will, wenn man Lärm macht, wenn man schimpft und schreit, zeigt sie schließlich, daß sie sich schon auch einmal gesetzlicher Mittel bedienen kann. Hätte sie das aber gleich getan, so wären wir ja nicht in ganz Europa wieder einmal ausgelacht worden. Für die Belustigung Europas zu sorgen scheint ihr das Wichtigste zu sein.

Charakteristisch für unsre Verwaltung ist nicht, daß das Stück schließlich verboten wurde. Charakteristisch ist, daß sie zu feig war, es gleich zu verbieten, und deshalb versuchte, es ohne Verbot abzutreiben. Österreich ist ein Militärstaat. Seine Machthaber sind der Meinung, des Militärs gegen den äußern und gegen den innern Feind nicht entraten zu können. Der Militärstaat bringt es mit sich, daß der Militärstand als eine besondre Kaste, von allen andern Klassen abgeschlossen und über alle andern Klassen erhöht, mit besondern Vorrechten auftritt und mit ungewöhnlichen Würden, ja, fast mit einer Art von Heiligkeit umgeben wird. Darauf beruht der Militärstaat schließlich, und wer ihn für notwendig hält, wird auch dieser Devotion vor dem Militärstand zustimmen müssen und es begreifen können, daß man ein Stück verbietet, das durch seine harmlosen Neckereien für manches Gefühl die Ehrfurcht vor dem Militärstand zu verletzen scheint.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gesetz wäre nicht verletzt worden. Aber das Gesetz anzuwenden, hat man den Statthalter erst zwingen müssen. Zunächst tat er dies noch immer nicht, sondern er ließ den Direktor zur Polizei holen, wo diesem zugemutet wurde, das Stück unauffällig sacht verschwinden zu lassen. Man empfahl ihm die Erkrankung eines Schauspielers, wofür man ihm, der sein Theater ohne die nach unsern Verordnungen dazu notwendige Konzession führt, diese nun zu erteilen versprach, wogegen man ihm, wenn er Geschichten mache, sein Theater zu sperren drohte; denn, wenn in Österreich jemand versucht, auf seinem Rechte zu bestehen, nennt man dies „Geschichten machen"; das ist der technische Ausdruck dafür. Der Direktor machte natürlich keine Geschichten, aber wir machten sie: die Dichter verlangten ihr Recht, die Freie Volksbühne schloß sich ihnen an, dann auch der Bühnenverein und der Verband der Autoren. Wir sagten: Solange das Stück nicht verboten ist, hat der Direktor die Pflicht, es aufzuführen; soll es nicht mehr aufgeführt werden, so verbietet es! Der Direktor, zwischen unsern Drohungen (wir konnten ja den Boykott über ihn verhängen) und den Drohungen der Behörde, sein Theater zu sperren, eingeklemmt, bat die Behörde, das bisher noch immer erlaubte Stück auch ferner zu erlauben oder aber es jetzt zu verbieten. Sie verweigerte dies, es sei denn, daß der Direktor ein besondres Gesuch einreiche, in dem das Verbot des Stückes ausdrücklich verlangt werde. Merkwürdigerweise schämte der Direktor sich doch, das Gesuch einzubringen, die Behörde möge das von ihr erlaubte Stück auf die Bitte des Direktors hin verbieten. Er schlug ihr aber vor, das von ihr erlaubte Stück abzuändern, damit es noch erlaubter werde. Er war bereit, eine Art Kostümstück daraus zu machen, in dem durchaus nichts mehr auf unser Land bezogen oder so gedeutet werden könnte, als wären wir damit gemeint. Die Behörde schien im ersten Augenblick einzuwilligen. Aber es sei dazu notwendig, die Zustimmung des Zensurbeirats einzuholen. Dieser Zensurbeirat ist eine Erfindung Körbers. Körber hatte die Methode, wenn sich doch einmal das öffentliche Gewissen zu regen schien, es durch Erlasse zu beschwichtigen. Er war ein guter Stilist, der über alle Beteuerungen des Rechts und der Freiheit verfügte. Wären seine Erlasse jemals von seinen Beamten ernst genommen und auch nur zum Teil ausgeführt worden, so hätten wir einen Rechtsstaat. So weit trieb er es aber nicht, und die Beamten verstanden, daß er dies keineswegs meinte. Sein

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rechtsgefühl und sein Freiheitssinn blieben auf dem Papier. Auf dem Papier blieb auch der hohe Rat, den er der Zensur beigab, um sie vor den ärgsten Dummheiten zu bewahren. Ihr Urteil, hieß es, sollte von Leuten geprüft werden, die der Literatur etwas näher stünden als die Polizei. Dazu wurden nun aber einige Herren ausgewählt, die vielleicht auf andern Gebieten tüchtig sind, jedoch zur Literatur, jedenfalls zur dramatischen, keine Beziehung haben. Dies war die Methode Körbers. Die Behörde benützte denn auch den Beirat sogleich, um Verfügungen, deren sie sich selbst doch geschämt hätte, von ihm verantworten zu lassen. Er wird einberufen, um Stücke zu verbieten, die zu verbieten die Behörde doch Bedenken hat. Er funktioniert ausgezeichnet, er hat noch nie versagt. Er hat auch diesmal nicht versagt: er verbot sogleich das von der Zensur erlaubte Stück.

Und nun kann niemand mehr behaupten, daß in Österreich das Gesetz nicht angewendet werde. Es wird nicht gleich angewendet, die Behörde versucht es zuerst lieber anders, heimlich und hinterrücks, durch Drohungen und Versprechungen, sie geht lieber den ungesetzlichen Weg, aber wenn man es durchaus will, wenn man Lärm macht, wenn man schimpft und schreit, zeigt sie schließlich, daß sie sich schon auch einmal gesetzlicher Mittel bedienen kann. Hätte sie das aber gleich getan, so wären wir ja nicht in ganz Europa wieder einmal ausgelacht worden. Für die Belustigung Europas zu sorgen scheint ihr das Wichtigste zu sein.

Charakteristisch für unsre Verwaltung ist nicht, daß das Stück schließlich verboten wurde. Charakteristisch ist, daß sie zu feig war, es gleich zu verbieten, und deshalb versuchte, es ohne Verbot abzutreiben. Österreich ist ein Militärstaat. Seine Machthaber sind der Meinung, des Militärs gegen den äußern und gegen den innern Feind nicht entraten zu können. Der Militärstaat bringt es mit sich, daß der Militärstand als eine besondre Kaste, von allen andern Klassen abgeschlossen und über alle andern Klassen erhöht, mit besondern Vorrechten auftritt und mit ungewöhnlichen Würden, ja, fast mit einer Art von Heiligkeit umgeben wird. Darauf beruht der Militärstaat schließlich, und wer ihn für notwendig hält, wird auch dieser Devotion vor dem Militärstand zustimmen müssen und es begreifen können, daß man ein Stück verbietet, das durch seine harmlosen Neckereien für manches Gefühl die Ehrfurcht vor dem Militärstand zu verletzen scheint.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Man kann dann sagen: Schade, daß wir in einem Militärstaat leben! Man kann es auch benützen, um gegen den Militärstaat zu agitieren, und kann sagen: Seht, zu welchen Folgen der Militärstaat führt! Man kann es aber dem Militärstaat nicht verdenken, daß er ein Militärstaat bleiben will und alles abwehrt, worunter die fast religiöse Verehrung des Militärstandes leiden könnte, und jedes gesetzliche Mittel anwendet, um ein Stück zu verbieten, in dem Offiziere nicht als vollkommne Idealgestalten dargestellt werden. Allerdings ist im deutschen Reich der Zapfenstreich nicht verboten worden. Man war eben dort offenbar der Meinung, den Militärstaat auch gegen dieses Stück behaupten zu können. Wenn man dieser Meinung bei uns nicht ist, sondern von der Schnurre der Herren Rößler und Roda Gefahren für den Militärstaat befürchtet, so kann man darüber streiten, nicht aber über sein Recht, sich nach Kräften zu wehren und ein so verdächtiges Stück abzuweisen. Was ein Militärstaat zu seiner Erhaltung für notwendig hält, darüber steht schließlich den Gegnern des Militärstaats kein Urteil zu, sondern nur ihm selbst und seinen eignen Machthabern. Es hat sich nun gezeigt, daß die Machthaber des österreichischen Militärstaats der Meinung sind, die Schnurre der Herren Rößler und Roda sei mit dem Ansehen unsres Militärstands unvereinbar. Ob unsre Machthaber mit dieser Meinung Recht haben oder Unrecht, kann ich nicht ermessen. Ich muß aber zugeben, daß sie, wenn sie nun einmal, mit Recht oder mit Unrecht, dieser Meinung sind, die Pflicht haben, uns vor Aufführungen eines solchen Stückes zu schützen. Sie haben dazu ja eine eigne Behörde, die darüber zu wachen hat: eben unsre Zensur. Ich bin kein Freund des Militärstaats und bin kein Freund der Zensur, aber ich beuge mich vor der Tatsache, daß wir in einem Militärstaat und unter einer Zensur leben. Nur muß ich aber nun doch fragen: Warum funktioniert dann die Tatsache unsrer Zensur so schlecht? Wie kommt die Zensur dazu, überhaupt ein Stück zu erlauben, das, nach der Meinung der Machthaber, wie wir jetzt erfahren, eine Gefahr für das Ansehen unsers Militärs ist? Ist unsre Zensur so wenig mit der Meinung unsrer Machthaber vertraut? Hat unsre Zensur so wenig Sinn für das Ansehen unsers Militärs? Man hört doch jetzt sogar erzählen, in diesem Stücke wären Erzherzoge verspottet worden. Haben wir also eine Zensur, mit deren Zustimmung Erzherzoge verspottet werden? Und der Beamte, der ein Stück

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erlaubt hat, das, wie es jetzt auf einmal heißt und wie der Zensurbeirat noch ausdrücklich bestätigt, unsern Militärstand und unsre Erzherzoge lächerlich macht, dieser Beamte bleibt im Amt, und man hört noch immer nicht, daß er fortgejagt worden sei? Hat Zensur irgend einen Sinn, so kann es doch nur der sein, die Meinung der Machthaber auszuführen, das Ansehen ihrer Einrichtungen zu schützen und dafür zu sorgen, daß ihr Wille geschehe, nicht aber auch noch den Machthabern heimlich ein Bein zu stellen. Eine Zensur wie die unsre, die das Volk gegen die Machthaber erbittert, aber dabei die Machthaber nicht einmal vor unbequemen Meinungen schützt, sondern sich noch ein Vergnügen daraus macht, sie hinterrücks dem Spott preiszugeben, ist eine Karikatur. Und diese Karikatur einer Zensur, die auch noch ihren eignen Herrn verrät, die überall Verwirrungen anrichtet, die das Gesetz verhöhnt, jeden gegen die Machthaber erbittert und dann erst noch an der Verspottung der Machthaber schadenfroh mitwirkt, — die haben nur wir in Österreich ganz allein! Denn die ist nur mit österreichischen Beamten möglich, die das Gesetz nicht achten, die Mächtigen nicht achten, das Volk nicht achten, kein Rechtsgefühl haben, kein Pflichtgefühl haben, sondern in allem immer nur ihrer eignen Allmacht dienen, der Selbstherrlichkeit der Bureaukratie.

In andern Ländern wird die Bureaukratie zuweilen dadurch unbequem, daß sie den Staatsbegriff überspannt. In Österreich hat die Bureaukratie garkeinen Staatsbegriff. Sie hat sich längst unabhängig vom Staat und selbständig gemacht. Sie hat sich neben dem Staat etabliert, auf eigne Faust und voll Eifersucht, voll Neid, voll Mißtrauen gegen ihn. Ihre einzige Beziehung zum Staat besteht darin, daß sie so freundlich ist, sich von ihm bezahlen zu lassen. Sonst lebt sie in einem permanenten geheimen Widerstand gegen ihn. Jeder österreichische Beamte ist ein Frondeur gegen den Staat. Das Gesetz benützt er nur dazu, um den Staat in Verlegenheit zu bringen. Für sein eigentliches Amt hält er es, nachzuweisen, wie das Gesetz umgangen werden kann. Wer etwa bei uns eine Fabrik baut und sich zur Erfüllung der gesetzlichen Vorschriften an die Behörde wendet, erfährt von dem Beamten zunächst, daß nach den gesetzlichen Vorschriften diese Fabrik überhaupt unmöglich ist. Dann aber erklärt der Beamte sich gern bereit, diese nach den gesetzlichen Vorschriften unmögliche Fabrik zu ermöglichen,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

indem er nun die Mittel angibt, an dem Gesetz vorbeizukommen. Eine Haupttätigkeit unsrer Bureaukratie besteht auch darin, die Beschlüsse des Parlaments oder die Absichten der Minister durch die Art, wie der Bureaukrat sie ausführt, lächerlich und unmöglich zu machen. In diesem allem ist ein System: es soll dadurch dargetan werden, daß es nichts nützt, das Recht für sich zu haben, wenn man nicht die Bureaukratie für sich hat. Es soll jedem jeden Tag bewiesen werden, daß die Bureaukratie die einzige wirkliche Macht in Österreich ist. Wer sie für sich hat, kann der Dynastie trotzen, das Gesetz verachten und sich gegen das Volk vergehen, — es geschieht ihm nichts, weil er die Bureaukratie für sich hat. Wer aber die Bureaukratie nicht für sich hat, dem kann keine Macht in Österreich helfen, er kommt zu keinem Recht. Diese Meinung sucht die Bureaukratie möglichst zu verbreiten. Wer auf ein Recht pocht, erhält von jedem österreichischen Beamten immer zur Antwort: „Mit dem Gesetz werdens da nicht weit kommen!" Macht er sich dann aber vor dem Beamten klein und verlegt sich aufs Bitten und Kriechen und Betteln, so heißts: „Ich werd schauen, Ihnen das zu richten!" Unsre Bureaukratie sucht jedem Österreicher den Glauben zu erhalten, daß man ohne sie nichts in Österreich könne oder dürfe, daß aber sie einem in Österreich alles zu richten wisse. Diesen Glauben an ihre Allmacht zu befestigen, ist ihr einziges Prinzip. Die Bureaukratie, das Mittel des Staats, hat sich bei uns vom Zweck befreit: statt dem Staat zu dienen, bedient sie sich des Staats, um, indem sie alle gegen alle hetzt, den Staat mit der Kirche, die Dynastie mit dem Volk, jede Nation mit jeder andern entzweit und an jeder Macht nagt, allein über alle zu herrschen. Das ist der ganz einzige Zustand Österreichs. Wer nicht erkennt, daß uns im Geheimen ganz allein eine bureaukratische Verschwörung regiert, wird Österreich nie begreifen. Wer den österreichischen Beamten nicht kennt, in seiner ungeheuern Gewissenlosigkeit, besessen von der Gier, alle Macht an sich zu reißen, verräterisch nach oben und nach unten, losgelöst von jeder sittlichen Empfindung, diesen grotesken Tyrannen, der alles wagen darf, weil er nichts zu verantworten hat, weil er immer anonym bleibt, weil er nirgends zu fassen ist, weil nichts ihn bändigt, kein Rechtsbegriff, kein Pflichtgefühl, keine Liebe zum Vaterland, keine Rücksicht auf den Staat, keine Furcht vor dem Volk, und weil diesem entsetzlichen Phänomen eines durchaus amoralischen Un-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geheuers für jeden Kopf, den man ihm abschlägt, gleich tausend neue Köpfe nachwachsen, der wird nichts von allem je begreifen können, was sich täglich bei uns begibt. Es begibt sich bei uns täglich aufs Neue der Triumph des Hofrats über Österreich.

Neben dem Österreich beherrschenden Bureaukraten sind die Dynastie, alle Stände, alle Klassen, alle Nationen, alle Parteien, alles, was in andern Ländern Macht ausübt, bloße Figuranten. Das Elend unsrer bürgerlichen Parteien ist es, daß keine jemals auch nur ahnt, wie jede nur immer von der Bureaukratie geschoben wird, um jene Verwirrung zu vermehren, in der der Bureaukrat dann immer wieder den Staatsretter spielen kann. Die Partei der Arbeiter allein scheint zu verstehen, daß der Kampf um Österreich ein Kampf gegen die Bureaukratie sein muß. Sie hat ihr den stärksten Schlag versetzt, durch das allgemeine Wahlrecht. Dieses so zu verfälschen, daß man den Glauben daran wieder verliert, — dafür setzt die Bureaukratie nun ihre ganze Kraft ein, dazu hat sie sich jetzt mit den Nationalisten verschworen.

Wer den österreichischen Beamten nicht kennt, dem bleibt auch der Fall Hofrichter unerklärlich, der jetzt seit Wochen unsre Stadt aufregt. Darüber ist nun ein ganz ausgezeichnetes Buch erschienen: Der Fall Hofrichter von Max Winter (bei Albert Langen in München). Max Winter ist ein wirklicher Journalist, einer, der nicht dieses Metier verdrossen und ermüdet zum Broterwerb betreibt und aufatmet, wenn die Zeilen voll sind, sondern der die große Passion der Neuigkeit hat, dem es nicht genügt, sein Blatt zu füllen, sondern der auf die Zeit einwirken, der mithelfen, raten, trösten, Unrecht verhüten, Recht erstreiten will. Seine Schilderungen aus dem unterirdischen Wien, aus dem Glasmacherland, aus dem Leben der Holzknechte im Böhmerwald sind vortrefflich. Er ist ein Journalist mit Augen und Ohren; und was noch seltener ist, einer, der sich die Zeit läßt, ein Herz zu haben. Der hat nun den Fall Hofrichter von Tag zu Tag aufgeschrieben. Wie ein Polizist eine Spur zu finden glaubt, der er nun, seiner Pflicht gemäß, folgt. Wie nun aber allmählich, als diese erste Spur nur einen Verdacht, keinen Beweis ergibt, als sie von Tag zu Tag immer dürftiger und es immer wahrscheinlicher wird, daß man einen Unschuldigen mit diesem entsetzlichen Argwohn quält, als sich andre Spuren zeigen, die auf einen andern Täter deuten,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dem nach allem, was man von ihm weiß, pſychologiſch die Tat viel eher zuzutrauen iſt als dem armen Häftling, den keiner, der ihn kennt, für ſchuldig hält, — wie nun da jetzt auf einmal der Poliziſt faſt den Eindruck macht, in dieſem furchtbaren Prozeß ſelbſt zur Partei zu werden.

Und wie nun ſchließlich, ſo ſehr man ſich wehren mag, der Verdacht wächſt, als wenn es ſich heute nur noch darum allein handle, auf keinen Fall und um keinen Preis zuzugeben, daß ſich die Behörde auch einmal geirrt haben kann. Mir iſt jener Poliziſt nicht unmäßig ſympathiſch, weil mir ſeine Art nicht beſonders gefällt, jedes Verbrechen, dem er nachzuſpüren hat, zur Verherrlichung ſeiner eignen Genialität zu benützen; kein Schauſpieler macht mehr Reklame für ſich, immer wieder müſſen wir hören, wie weit er den Sherlock Holmes noch übertrifft. Aber das iſt Geſchmackſache. Trotzdem ſcheint er wirklich begabt, klug und geſchickt zu ſein. Ich will auch an ſeinem guten Glauben nicht zweifeln; er ahnt vielleicht ſelbſt nicht, in welcher Gefahr er iſt. Aber es kann ihm geſchehen, daß er ſich lieber den Schuldigen entgehen läßt, nur damit die Behörde Recht behält. Ein einzelner iſt dafür garnicht verantwortlich zu machen, der Geiſt ſeiner Kaſte ſteckt ihn an. Keiner, der einmal dem öſterreichiſchen Bureaukratismus verfallen iſt, hat je die Kraft, innerlich der ſchlimmſten Abart des Cäſarenwahns zu widerſtehen: unſerem Beamtenwahn.

Der Bote Gottes / Roman von Jakob Schaffner

(Fortſetzung)

„Freilich, freilich," ſagte der Bauer, „das iſt ſchon ein Leiden geworden von wegen dem rechten Glauben. Aber jetzt iſt Frieden." Er fuhr dem Jungen mit der Hand durch die Löwenmähne, die ſeinen Kopf zierte, beugte ſich zu dem Mädchen herunter und hob ihm mit einem Finger das Kinn in die Höhe: „Oi, oi, was ſind das für Sachen! Ich muß doch mal ſprechen mit dir. Nämlich wie heißt du eigentlich? Oder haben dir die Schubiacke auch den Namen fortgeſchleppt? Du heißt ja wahrſcheinlich Kaſpar, ſoviel ich ſehen kann."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Spaß tat die erwünschte Wirkung. Das Mädchen hörte auf zu weinen und hob das Gesicht von den Händen.

„Nein; Marie heiß ich," antwortete es vorwurfsvoll, und betrachtete sich den Menschen nun genauer, der so dumm an sie her redete. Wie konnte sie Kaspar heißen? So war schnell die Gleichstellung eingerichtet, ohne die bei so jungen Jungfrauen nichts zu erreichen ist, wie der Bauer wohl wußte. Dann wurden die Füße besichtigt und die übrigen Tatbestände der Not festgestellt, und schließlich kam der Verlauf der Angelegenheit direkt auf das Mädchen Christine zu.

„So, so", schloß der Bauer das Verhör, halb gegen sie gewendet, „und dann geht das immer so weiter, und kein Mensch weiß, was daraus wird." Sein gnadenreicher Kopf betrübte sich. Er fuhr den Kindern nacheinander mit der Hand über die Wangen, seufzte, und lachte gleich hinterher: „Jetzt haben wir halt wieder zwei neue Kinder bekommen, mit Gottes Hilfe. Geht mal zur Jungfer da und sagt Guten Tag, und sie soll euch ein Stück Brot geben zum Anfang. Gott walt's."

Das war der Eigensinn seiner Liebe: er fragte keinen zuvor, ob er auch Gebrauch machen wolle davon, sondern maß jedem sein Stück an, wie es ihm vorkam, als könne er es brauchen. Er meinte, es sei alles betrübte Volk extra für ihn gemacht, daß er es in seinen Sack stecken könne. Und in die jüngste Barmherzigkeit war er immer besonders verliebt, bis wieder eine noch jüngere kam, und die vorige dem allgemeinen Zustand überwiesen wurde. Wenn es ihr da auch nicht schlecht ging, so war das doch die Rückenschwäche in seiner Beweisführung, die er freilich wie die kräftigen Wunder mit seinem lieben Gott gemein hatte.

Christine saß noch in der gleichen gespannten Haltung wie vorhin auf ihrem Platz, derweilen die Kinder gegen sie ankamen. Sie blickte ihnen entgegen wie einer Gefahr. Es mußte etwas in ihrer Erscheinung sein, das sie mit Gefühlen der Furcht erfüllte und mit einer angstvollen, unglücklichen Bereitschaft zu irgendeiner Tat oder Unternehmung, von der sich vorderhand noch kaum eine Ahnung in ihr regte. Sie hatte nichts dagegen, daß die Kinder ein Stück Brot haben sollten. Sie mochten sogar Schaffleisch miteffen. Aber dann gab es einen Punkt, wo Entlastung eintreten mußte, und sie konnte diesmal nicht mit sich handeln lassen darüber.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Kinder ſtanden vor ihr, und der Daumenlutſcher ſchaute bewundernd am Jungen empor. Chriſtine wandte ihre Augen von ihnen weg nach dem Bauern.

„Daniel", redete ſie ihn an, und ihr Ausdruck war ganz demütige Bitte, „ſie ſollen auch über Nacht dableiben. Das Mädchen iſt ſchlecht zu Fuß. Weil doch Oſtern iſt. Aber morgen müſſen ſie weiter, Daniel."

Der Bauer erſchrak gleich zweimal hintereinander.

„Gotteswunder, Chriſtine", machte er und fuhr ſich an den Bart: „Wieſo müſſen ſie weiter?

Sie nahm die Hände von der Bank fort und faltete ſie auf den Knieen. Über der Demut ging ein Schein von Bekenntnis auf, in dem ſie gleichſam erſt ihre rechte Farbe zeigte; und da war es ein ernſthafter und ſchon weit gediehener Kummer. Die Bitte wuchs.

„Daniel, für wen ſiehſt du mich an? Ich kann das nicht mehr ſo, für alle und für nichts. Was hat man davon? Du mußt dir da jemand andern dazu nehmen; ich bin dann halt fertig."

Der Bauer kam ſich elend dumm vor unter dieſer ſchwacherleuchteten Rede. Er tat einen Schritt gegen das Mädchen Chriſtine.

„Meinſt du, ich verſteh da was davon?" erſuchte er ſie. „Mit was biſt du fertig? Wozu ſoll ich mir jemand andern nehmen, ha?"

Sie krümmte ſich einmal hin und einmal her mit ihrem Leid. Die Vormüdigkeit der allzuoft gemachten Erfahrung ſchlich ihr über die Wangen herunter: ſie wußte ja genugſam, daß er nichts verſtand von ihr.

„Ich bin nicht du. Ich hab kein weites Herz. Ich bin da, daß ich dir dienen ſoll. Du bringſt immer andres auf dazwiſchen hinein. Das andre kümmert mich aber nicht. Es iſt jetzt wieder Friede. Ich mache nicht ſo fort und verliere meinen guten Willen an deine Barmherzigkeit. Entweder ich arbeite hier auf dem Hof und auf dem Feld für dich, daß du wieder vorankommſt in der guten Zeit, oder ich ſehe, daß ich weiter finde."

Der Bauer Daniel hatte einen Kopf, da konnte man mit keinem Hammer einen Nagel hineintreiben. Er begriff nach wie vor nichts.

„Ha, ja," entgegnete er, „es iſt hier nimmer ſo ſchön, ſeit die Schubiacke drüber geweſen ſind. Ich glaub, du willſts halt beſſer haben. Was muß ich denn tun, ha?"

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Christine stand mit einer Art von Hast auf, als ob er ihr schon alle Wünsche und noch drei darüber hinaus gutgesagt hätte.

„Daniel," bat sie mit fortgefalteten Händen: „Schaffe das Mißwesen vom Hof, daß man wieder anfangen kann und etwas Rechtes vor sich bringen. Du bist es deinen Kindern schuldig; sie haben schon wenig genug Platz am Tisch; da kannst du nicht noch fremde dazu nehmen. Wir sind doch nur Bauern; was soll denn da der ganze Betrieb mit der unordentlichen Erbarmung? Wenn das Gott von dir gewollt hätte, so wärest du als ein reicher Junker zur Welt gekommen, oder er hätte einen Erzvater aus dir gemacht. Überhebe dich auch nicht."

Nun wußte der Bauer, was sie meinte, aber es ergab ihm trotzdem noch keine Einsicht. Er kam auch nicht bis zum Nachdenken über den Sinn der vernommnen Wortfolge; er sah und fühlte sich plötzlich in der Verklärung und Idealisation seiner selbst, die seinem guten Willen als Meinung innewohnte. Er tat mit seinem Besen noch einen Schritt gegen das Mädchen Christine, und offenbarte ihr nun den ganzen Reichtum seiner Güte in aller souveränen Pracht der Torheit, die ihre irdische Gestalt und Erscheinung ausmachte.

„Ich bin ein Erzvater," stellte er fest mit Andacht vor der Kraft, die ihn trieb. „Du erkennst das nicht, weil du ein Weib bist und nur Schafkäse und Rüben im Kopf hast. Es kann dir aber geschehen, daß Gott dir über Nacht den Trotz aus den Fingern nimmt; dann wirst du mir vielleicht eine Gehilfin werden."

Christines Hände lösten sich. Um ihren Mund, der so neckisch sein konnte, trat der öde Zug der Unzufriedenheit wieder hervor. Sie wandte sich mit einem viertelsspöttischen Blick ab, um ins Haus zu gehen, und sagte dabei, was ihr die hoffnungslose Stunde eingab:

„Ich werde dir garnichts werden."

Sonst nichts. Sie kehrte sich von ihm ab und verschwand in der Haustüre, ohne den Daumenlutscher fertig gelaust zu haben.

Nachher traten die Hunde und Kinder wieder an mit Knüppeln und mit Spießen, und mit aufgeregtem Getöse. Sie brachten einen einzigen traurigen Schafskopf hergeschleppt als ganzes Ergebnis der hoffnungsreichen Expedition. Und der getötete Wolf war auch von seinen Knochen verschwunden.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Fünftes Kapitel

Als Christine noch diesen Erfolg erfahren hatte, fand sie, es sei jetzt genug Heu unten. Sie kochte von der letzten vorhandnen Grütze eine dünne Suppe, füllte dem Bauern Daniel den Teller, verzichtete für ihr Teil auf die Mithaberschaft, ging aus der Stube und ließ ihn mit seinen vierzehn Kindern und dem Suppenkübel da sitzen. Sie konnte kaum ausschreiten vor Kötern und Katzen, die den übrigen Raum des Zimmers füllten und auf Abfälle lauerten. Sie hatte den Schafskopf in die Suppe gekocht, und das rochen sie natürlich; aber der Bauer besaß die wichtigeren Stücke schon in seinem Teller; die andern hingen noch am Kopf. Nun kämpften die Kinder, die direkt aus dem Kübel aßen, darum, lamentierten und schrieen, rissen den Kübel hin und her, daß die Suppe über den Rand schwapperte, schlugen sich die Löffel um die Ohren; und die Kleinsten, die mit den ihrigen überhaupt nur verlorne Anstrengungen machten, resignierten und verlegten sich aufs Heulen. Dabei fiel ein Stück Brot vom Tisch zur Erde. Die Köter stürzten sich darüber, der Eigentümer, der fremde Junge mit dem kleinen Mädchen, merkte es und warf sich zwischen die Köter, aber der Schwanzlose, der noch immer sein Benefiz im Kopf hatte, schnappte es im letzten Moment weg und verschlang es ungekaut. Dafür empfing er einen Fußtritt. Er wollte heulen und konnte nicht, weil ihn das Brot würgte. Er geriet in Aufregung; so etwas war ihm noch nie passiert. Die Augen traten ihm aus dem Kopf und sein Pelz sträubte sich. Die andern Hunde begannen zu lärmen wegen des Fußtrittes, den sie für ein Alarmzeichen nahmen, und sprangen händelsüchtig hin und her; doch der Schwanzlose stand dazwischen voll Angst mit hochgezognem Kreuz und eingeknickten Hinterbeinen auf seinem Platz fest, schnappte mit den Kiefern, machte einen schlanken Hals und schluckte aus aller Macht. Er hatte schon schrecklich Herzklopfen. Der Junge holte noch einmal mit dem Fuß aus, und er tat einen halb unwissenden steifen Seitensprung, wie die Bank beim Erdbeben, bekam eine trockne Nase und fing an zu zittern. Auf einmal merkte er, daß er winseln konnte, und tat es. Vom Winseln kam er schicklicherweise ins Heulen. Als er sich den Bissen glücklich herunter geheult hatte und an Herz und Nase gleich Besserung merkte, wurde er frech und fuhr dem Jungen nach der Hose. Der hatte

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

im Zorn die Schüssel an sich gerissen, hielt sie mit der linken Hand gewaltig fest, und aß mit der rechten in aller Hast zehn, zwölf Löffel voll in sich hinein, während es von Maulschellen und Kopfnüssen nur so regnete um ihn herum, wodurch natürlich ein paar Löffel auch fehl gingen. Schließlich guckte ohne Augen der Schafskopf aus dem bewegten Suppenteich heraus, was denn das für ein Sturm sei in seinem Wetter. Der Teufelsjunge gewahrte das kaum, so fuhr er ihm blitzschnell mit zwei Fingern in die leeren Augenhöhlen, hob ihn, triefend und grinsend wie er war, aus seiner Taufe, und machte sich noch im Augenblick damit aus dem Staub. Die nächste Folge am Tisch war ein allgemeiner stummer Krampf und Kampf der Augen und Kinnbacken. Aber Stummel fuhr mit einem verständnisvollen Wuff hinter dem Räuber her aus der Tür, und gleich darauf war die ganze Stube von Hunden so leer, als hätte Gott überhaupt keine gemacht am vierten Tag. Dafür hob dann ein hohes und tiefes Weltuntergangsgezeter an um die entseelte Suppe, daß der Bauer aus seinen Grübeleien, in die er von Christines Worten und Handlungen gestürzt war, zu Tage stieg und fragte, was es gebe. Von der Ofenkunst, auf die man sich stufenweise zurückgezogen hatte, kam seiner Aufmerksamkeit entgegen grau- und rotgestreift das Geschlecht der Katzen herunter geklettert und wollte sich auch für die Vorlage interessieren. Der Sachverhalt stellte sich aber so dar, daß der Bauer keine Antwort bekam, als er zwischen seinen vierzehn Kindern heraus nach dem Mädchen Christine rief, und sie nachher auch nirgends fand, als er sie suchen ging.

In der Weile stand Christine in allem Sonnenschein auf der Landstraße und schlug sich mit einem wilden Panduren herum. Sie hatte sich Wort gehalten und der hoffnungslosen Wirtschaft und Geduld den Rücken gedreht, um zunächst ihre Vetterschaft in der Stadt aufzusuchen, den Sternseher Balduinus Alizel und seine Ehefrau, ihre Base Luna. Von dort aus hoffte sie den Sprung in neue Verhältnisse zu unternehmen, um dann die Rechnung des Lebens auf einem frischen Blatt von vorn anzufangen. Zunächst war ihr nun freilich ein Pandur in den Weg getreten und verlangte allerhand von ihr, was sie zum Teil nicht besaß, nämlich Geld, und zum andern Teil nicht hergeben mochte, weil sie ihre Jungfernschaft nach wie vor auf andre Manier zu verlieren hoffte. Wie ihr der kauderwelschende Schuft zu allem Leid und Kummer mit seinem hundsdummen Reiterbrauch den Kopf noch

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

warm machen wollte, fuhr sie mit dem Ellenbogen heraus, und malte ihm in der Angst und Geschwindigkeit ein paar Augen, die waren nach fünf Minuten so blau wie der Himmel, und sahen noch eine gute Stunde lang nichts als feurige Mäuse in ebensolchen Vierecken, und nachher unter einem merkwürdig wimmelnden Tag eine Welt, die ihn mit allen Farben und Rackerphysiognomien der wohlbekannten Blume Stiefmütterchen anlächelte. Er setzte sich zum bequemeren Studium der Phänomene an den Straßenrand und brach nach reiflicher überlegung in die bedeutungsvollen Worte aus:

„Gotts Sternenkaib, die ischt nicht von Milch und Honig. Sie hat mir meineidig Guten Tag gesagt. Aber sie ischt doch bloß im Frieden möglich. Im Krieg hätte sie einmal erfahren sollen, was ein rechter Pandur so fertig bringt. Beim Hagel, ich bin glaub ganz verrückt von dem engen Heidenwams und von der gottlosen Wüschtenei; das kann man garnicht aushalten. Ich weiß jetzt, warum die Tiger und Bären immer aus der Wüschte kommen. Was habe ich denn eigentlich gewollt mit diesem braven Mädchen? Schtraf mich Gott. Aber die nächschte darf mir doch nicht so grobschlächtig antworten, oder ich muß ihr ganz anderscht ein Bein schlagen. Ich bin doch ein Bote Gottes, wenn ich auch noch gar nicht weiß, was ich ausrichten soll. Es wird mir halt noch geoffenbart werden müssen. Vorläufig bin ich vielleicht vielmehr ein Pandur und Gauner."

Er strich seinen Schnurrbart, den er nach guter Pandurenart abwärts gewirbelt vor sich her trug, pfiff so etwas wie ein ungarisches Reiterliedchen zwischen den Zähnen und setzte geduldig seine Versuche fort, die Welt wieder zu sehen, wie sie wirklich war. Als er es damit soweit gebracht hatte, daß er seine Füße bestimmt voneinander unterscheiden konnte, stand er auf und nahm den so unvermutet unterbrochnen Weg wieder darunter. Es zeigte sich jetzt übrigens, daß er etwas krumme Beine hatte und auch sonst weder eben prächtig noch irgendwie eindrucksvoll vortreten konnte; allein die Pandurentracht, die er auf dem Leib trug, sowie der krumme Säbel und der lange, steife, erdfarbne Schnurrbart ließen ihn wirklich als ein sehr verwegnes Ding erscheinen, besonders wenn er noch das Maul auftat und mit schadhaften Pferdezähnen fürchterlich auf panduriſch zu kauderwelschen anfing.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

So beschaffen, bekam dieser Pandur das Dorf Wullenhausen mit seinen Brandstätten und Ruinen zu Gesicht, bemerkte am Weg den bestellten Acker und das Saatfeld, beschritt den Steg, der aus halbverkohlten Balken über den Bach gelegt war, und hatte beim Dorfeingang die erste Begegnung mit den Kötern. Erst waren es zwei, und der Pandur dachte sich weiter nichts dabei, um so weniger, als sie vor seinen Sporen wirklichen Respekt zu haben schienen. Aber sie bellten und belferten so verteufelt dringlich und vielsagend, daß es rasch aus allen Brandlöchern heraus laut wurde von Hundebässen, und ums Umsehen hatte er eine Meute von zwanzig schwarzen struppigen Schnapphälsen um sich herum, die ihn alle aus blauglühenden Augen anleuchteten und in ihrem ganzen Gehaben diesem einzelnen Strauchdieb gegenüber kein bißchen mehr Respekt oder weniger echten Appetit zu empfinden schienen, als in diesem Fall ein Rudel ungarische Wölfe. Der Pandur wußte zwar nicht, wie ungarische Wölfe dabei dreinblickten, wenn sie einen Strauchdieb anpacken wollten, jedoch das Aussehen der verwilderten Dorfköter kam ihm schon reichlich verdächtig vor, und er zog unter Geschrei seinen Säbel.

„Hoho, hehe, wollt ihr wohl in eure Löcher kriechen, ihr Teufelsbraten? Kusch, kusch! Ihr habt ja noch keinen heiligen Panduren kennen gelernt! Ich mache lauter arme Väter und arme Söhne aus euch, wenn ich euch unter mein krummes Vaterunser kriege. Das isch das beschte Vaterunser, was es gibt, kann ich euch sagen; das hat schon ganz anderes Blut gesoffen. Kusch, ihr guten Tiere, oder ich werde euch umschtändlich, ha!"

Das krumme Vaterunser wirkte im Verein mit der erklärten Gegensätzlichkeit soviel, daß der Pandur die Hunde nun hinter sich bekam, und sich umdrehen mußte. Aber weil sie sich sofort wieder hinter ihn machten, mußte er abermals die Richtung wechseln, und so in einer Art Tanzschritt kreuzpolkte er mit seiner Begleiterschaft, die sich immer noch vermehrte, links herum, rechts herum die Dorfstraße hinauf, gewahrte bei einer neuen Wendung das Hoftor, retirierte rückwärts hinein, machte wiederum kehrt, und stand nun auf einmal mit seinen großmächtigen himmelblauen Prügelaugen und dem gezogenen Säbel in der Faust vor dem Bauern Daniel, den er aus seiner Dringlichkeit frisch heraus anschrie: „Bauer pfeif! Bauer pfeif! Nimm die Hund von mir." Da kehrte er ihm schon wieder den Rücken zu und unterhielt sich mit den Kötern weiter:

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Ich schlag euch kurz und klein, ihr Brechzähne," weissagte er ihnen. „Ich richte ein Mittagessen her mit euch. Ihr wißt scheints noch garnicht, wie ihr gebraten schmeckt. Haha, hab ich dich auf den Hintern gesetzt? Wauwauwau, dieses bemerkscht du richtig. So tut es im Kreuz. Am Bauch tut es wieder ganz anderscht. Wer will es probieren? O, kriegt ihr jetzt Reschpekt? Jscht mein Seel Zeit. Ich hab gerade wollen anfangen, und euch die Beine unten abmähen, wie an einer verkehrten Wiese.

Er bekam Luft und geriet nun von den Kreaturen an den Bauern. Der Bauer hatte nicht gepfiffen. Wohl zu bedenken: keinen Ton hatte er von sich gegeben. Die Meinung war natürlich gewesen, daß ihn die Hunde zerrissen. Den mußte man sich jetzt genauer ansehen, und zwar auf panduriſch. Gotts Donner, jetzt war der Augenblick da.

„Warum hascht du nicht gepfiffen, verdorbner Bauer? Katrbataster Donnerwetter, sitze in der Winkel, denke, Hund soll ihn freß; was übrig bleibt, das ischt sein Geld, und man tut es zum andern. Du bischt heimliches Räuber, Teufelsjäger, jage mit wilde Hund. Ha, aber ich will notzüchtigen dein Rebellion. Ich will kurz und klein schlagen deine schlechte Knochen. Du muscht heraus machen Geld alles, Silber und Gold, was du hascht gejagt und hütescht es mit der wilde Hund. Dazu bin ich geschickt vom Kaiser in Wien. Ich bin der Bote; schau mich nur an. Gleich kommt meine Kompagnie. Willscht du gehorch sofort, oder magscht du es lieber, daß wir aufhängen dich am Hals nachher? Sei nur nicht frech. Denk, du sitzeschst vor einem heiligen Pandur. Führe mich zu deinem Schatz!"

Der Bauer saß auf der Feierabendbank vor dem Haus. Wenn der Pandur vorhin vor Hunden hätte Augen haben dürfen, so hätte er ihn gesehen mit dem Kopf zwischen den Fäusten vor sich hinbrüten. Nun richtete er sich auf seinem Sitz auf und guckte dem Kriegsmann ins Gesicht. In allem Lärm und Unbehagen bemerkte er die himmelblauen Augen, und es tröstete ihn, daß man so etwas konnte an der wilden Kreatur. Aber sein Interesse ging nach einer ganz andern Richtung. Er erhob sich friedfertig von der Bank und bot sie dem gefährlichen Gast an. Dann tat er eine Frage.

„Woher kommt der Herr des Weges?"

Es tönte ziemlich dringlich und eigenmächtig, und dem Panduren blieb

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auf einen Augenblick der Kiefer ſtehen. Weil er jedoch im Grund ein höflicher Menſch war, ſo antwortete er:

„Halsabſchneider, halt der Maul ſofort. Kennſcht noch keinen heiligen Panduren; aber ich will dir zeigen zwanzig ſofort im Augenblick. Meinſcht du, ich ſchteh da und ſchwatze mit dir, bis kommen deine lieben Bruder? Bin geritten aus der Stadt heißt Teufelsdreck, nix zu ſchprechen für Ungar ſchöne Schprach. Hab gemacht Rekognoszierung zu Fuß. Geh voran in dein Haus; zeig mir die Schatz."

Der Bauer blieb auf ſeinem Weg, wie ihn der Eigenſinn ſeiner Trauer hieß.

„Hat da der Herr nicht ein Weibsmenſch geſehen auf der Straße mit einem weißen Kopftuch und blauen Rock?"

Dem Boten Gottes kam die Welt wieder bunt vor. Potz Regenbogen, freilich hatte er das Weibmenſch geſehen. Er fuhr mit grasgrünen Blicken aus ſeinen himmelblauen Augenfeldern heraus und rückte dem Bauern mit dem krummen Vaterunſer dicht unter die Naſe, daß es nur ſo raſſelte um ihn von Lebensgefahr.

„Ha, ſo iſcht das dein Räubermenſch geweſen. Das iſcht mein Seel ein ſchauderhaftes Ding von einem Weibsbild. Aber ſie wird dir keine armen Juden mehr in die Hand ſchpionieren; ſie iſcht ſelber in die Hand gefallen." Er erblickte plötzlich die Form der göttlichen Gerechtigkeit, und vollzog ſie wenigſtens noch geſchwind hinterher, nachträglich und phantaſiemäßig. „Ich habe ſie erkannt und hab ſie genommen am Kopf, und mit meinem krummen Vaterunſer geſpielt ein Lied auf ihrem Hals, violine, violine, und den Kopf ihr in den Schoß gelegt; da liegt er noch. Ha, hier kennt alles nicht den heiligen Pandur. Kehr dich um auf deinem Abſatz und führe mich zu deine Schatz in der Keller oder auf der Boden, oder der Hund ſoll eſſen dich am Bauch ſelber, wo du biſcht am zarteſchten. Marſch, geh voran!"

Als der Bauer Daniel die ſeltſame und peinliche Märe von der Geige und dem Hals vernommen hatte, hörte er nichts weiter. Er ſah mit aufgeriſſenen Augen die traurige Szene am Straßenrand ſich abſpielen, zum Greifen deutlich und ſo erbärmlich, daß es ihm in den Haaren wühlte. Er ſah das Mädchen Chriſtine beten und weinen. Er ſah ſie die Hände heben und hörte ſie um Gnade ſchreien. Er hörte noch mehr: ſie ſchrie nach ihm

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

um Hilfe; ganz deutlich schrie sie: „Daniel, hilf mir!“ Er hatte nichts vernommen und nichts gemerkt, und nun war sie abgeschlachtet wie ein Huhn von diesem Schurken. Gottstot und -Marter, und wenn es der Kaiser selber war, so konnte ers doch nicht annehmen. Er spürte, wie sich sein Magen in ihm umdrehte. Wie ein Hund hinterm Ofen drehte er sich um sich selber. Der Bauer stöhnte. Er wandte sich ab und ging mit seltsam steifen Schritten geradeaus nach dem Stall, in dem er verschwand. Einen Augenblick stand der Pandur allein an der Sonne und machte ein verblüfftes Gesicht hinter ihm her, indessen die Köter wieder ihren Tanz mit ihm anfingen. Darauf erschien der Bauer mit der Mistgabel in der Stalltür. Er fällte sie fechtmäßig vor sich nieder und ging dem Boten Gottes stracks auf den Leib damit.

„Paß auf, Galgenvogel,“ sagte er traurig und ganz elend vor Schmerz: „Siehst du, was das ist? Das ist eine Mistgabel. Damit will ich dich jetzt aus der Welt misten. Bin ich ein Halsabschneider? War sie ein Räubermensch? Du hättest mich zuerst fragen sollen. Den Kopf in den Schoß gelegt hast du ihr. Sieh mal, das hättest du nicht tun sollen. Wehr dich jetzt, Schubiack; es geht ums Leben.“

Als die Köter diesen Ton hörten, merkten sie, daß der Landstreicher verurteilt war, und fühlten sich aufgeregt. Sie spürten das am meisten in den Zähnen und Kiefern, und dem Panduren blieb es nicht lange verborgen. Obwohl er nun reichlich Angst hatte vor des Bauern Mistgabel und wohl sah, daß es ernst gemeint sei, so hielt er doch die Hunde zunächst für seine ärgeren Feinde, besonders weil sie ihm den Weg zum Reißausnehmen verstellten. Unter hochgeschwungnem Vaterunser sprang er daher vor dem einen Tod weg mitten in den andern hinein, hieb hin, wo es treffen wollte, schlug dem braven Wolfstöter und Haupthund Stummel das letzte Endchen Schwanz von seiner Erscheinung herunter, geriet fast von den Füßen dabei, weil er nicht gewöhnt war, mit einem Säbel umzugehen, entsetzte sich darüber, verlor die letzte panduriſche Fassung und stand plötzlich da in der verbrannten Hofstatt mit einem Fleisch und Bein, das steckte so voll Hilflosigkeit und Mores, daß sich auch der Bauer in allem Leid darüber verwunderte. Er warf das Vaterunser weg, so weit er konnte, als ob er sich daran verbrannt hätte, gewann Freiheit davon, weil dem Säbel sofort die ganze Köterschaft nachstürzte und sich darüber selber in die Haare geriet, Stummel mit dem

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

roten Glanzscheibchen am Rückenende mitten drin, fiel vor dem Bauern und seiner Mistgabel in die Kniee wie vor einem Gnadenbild und hob aus dem sündenvollen Abgrund seiner Ungerechtigkeit ein Gesicht zu ihm empor, das vor der großen Furcht Gottes alle Farben eines Pavianshintern hatte.

„Ach Gott, liebschter Bauersmann, tu mir nur nichts zu leid. Ich sehe jetzt schon, daß du kein Räuber bischt, sondern ein Mann des Friedens. Und ich bin auch gar kein Pandur. Ich bin doch ein armer Sünder und aus der Schweiz, und dein Weibsmensch kann noch lang leben von mir aus, muscht du wissen. Ich hab ihre zuckenden Eingeweide nicht vergossen, sondern sie hat mir ihren Ellbogen in die Augen geschtellt, daß ich gleich nichts mehr gesehen hab als gelb und grün, weil sie meinte, ich will ihr etwas, und ich habe ihr garnichts gewollt, sondern hab sie nur nach dem Weg gefragt und wie alt sie ischt. Und dann hab ich eine Schtunde an der Schtraße sitzen müssen und warten, bis ich wieder etwas sehen konnte. Schtelle deine Gabel weg, liebschter Bauersmann, ich hab meinen Säbel auch weggelegt. Und wenn du willscht, so zeig ich dir, wo ich gesessen hab und gewartet. Und da ist kein Blut von einem Opferlamm, sondern ich hab gewartet, bis ich wieder zu Gnaden gekommen bin und es mir verziehen war von Gott. Ich bin doch auch ein Chrischt. Gib mir die Hand, schönster Bauersmann, wir wollen Freundschaft machen."

Die Worte der Unschuld taten ihre Wirkung im vollen Umfang des Wunsches. Der Bauer ließ die Mistgabel sinken und war schon mitten in der Reue und selber in der Angst, daß er da fast einen Menschen umgebracht hatte. Außerdem wußte er nicht mehr recht, wo ihm der Kopf stand, eben über diesem Fragezeichen von einem Schubiacken und schweizerischen Christen. Doch ging auch noch ein bißchen Mißtrauen durchs Ganze und bestimmte immerhin die nächste Wendung, die er damit nahm. Er stellte die Gabel ans Haus, kriegte dafür einen Knüppel zur Hand, den er unter der Feierabendbank hervorzog, und sagte kurzgefaßt, der Herr solle ihm die Stelle zeigen. Der war es zufrieden, daß er keinen Gabelzinken verdauen sollte, erhob sich von den Knieen und kehrte sich mit der leeren Säbelscheide an der Seite ohne Zaudern nach dem Hoftor. Der Bauer folgte ihm auf dem Fuß, und alle hundert Köter, als sie sahen, daß es wieder eine Expedition gab, kamen mit. Unterwegs trieben sie die Kinderschule auf, die weiß Gott

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einmal jene Gewalt fehlt, die uns in den Buddenbrooks mitriß, sind wir strengere und kühlere Richter, und da wundern wir uns denn, daß dieser große Künstler einen so fatalen Zug hat und daß all seine Sicherheit ihn nicht immer vor offensichtlichen Irrtümern und Geschmacklosigkeiten retten kann. Es klingt beinah komisch: Thomas Mann und Geschmacklosigkeiten, und doch ist es so.

Thomas Mann hat nämlich die Sicherheit des Geschmacks, die auf höchster Bildung beruht, nicht aber die traumwandlerische Sicherheit des naiven Genies. Damit ist alles gesagt: er ist ein Dichter, ein begabter und vielleicht großer Dichter, aber er ist ebensosehr und noch mehr Intellektueller. Er hat die Gaben, aber er hat nicht die Naivität eines Balzac oder gar Dickens. Darum fühlt er auch seine große Begabung mehr als vereinsamende Besonderheit denn als stolze Auszeichnung. Darum neigt er auch zum Ironisieren und gelegentlichen Durchreißen der Kunstform.

Der naive, „reine" Dichter, scheint mir, denkt überhaupt nicht an Leser. Der schlechte Autor denkt an sie, sucht ihnen zu gefallen, schmeichelt ihnen. Der mißtrauische Intellektuelle, also Thomas Mann, sucht sich den Leser in Distanz zu halten, indem er ihn ironisiert, indem er ihm scheinbar entgegenkommt, ihm Erleichterungen und Eselsbrücken bietet. Dazu gehört die boshafte, übrigens leider häßliche Manier, jede Figur bei jedem Wiederauftreten ihre stereotypen Attribute vorzeigen zu lassen, damit der Leser sage: Aha, das ist der! Mit solchen schlechten Scherzen weiß Mann den Leser bald zu locken bald zu düpieren, ja er geht so weit, ein durchaus kindliches, ja kindisches Spiel mit Namen und Masken zu treiben, von der Art ältester und übelster Lustspiele. Er bringt einen Doktor überbein mit grüner Gesichtshaut und rotem Bart, ein Fräulein Unschlitt (Tochter eines Seifensieders!) mit auffallenden Schlüsselbeinen, auch Herr Schustermann mit seinen Zeitungsausschnitten und viele andre solche Figuren sind garnichts als Masken. Und wenn man eine von Manns unglaublich liebevollen Naturbeobachtungen oder einen seiner leuchtenden Sätze über Kunst, etwa über Musik, gelesen hat, begreift man vorübergehend nicht, wie derselbe Mann seine Kunst so mißbrauchen kann.

Das klingt nun alles etwas grämlich und tadlerisch. Aber doch nur, weil wir Thomas Mann lieben und hochachten, müssen wir ihm jene Manieriert-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

heiten so strenge anmerken. Wahrlich, ein kleinerer könnte mit diesen Mätzchen und Spielereien, die bei Mann uns ärgern, noch Staat machen und imponieren. Uns aber scheint, ein Künstler wie Mann, der intellektuell so hoch über allen Vorurteilen und Urteilen steht, der so rein zu beobachten und so rein zu gestalten weiß, müßte in großen, ernsthaft angelegten und ernsthaft unternommenen Dichtungen diese gewiß witzigen, gewiß amüsanten und ihn gewiß heimlich befriedigenden Antreibereien des Publikums entbehren können. Er räumt damit, natürlich absichtlich, dem gemeinen Leser eine Art von Überlegenheit ein, um ihm alles Feine, Ernsthafte, wirklich Sagenswerte dafür zu unterschlagen, denn das sagt er dann so zart und nebenbei, daß jener es nicht merkt. So ist auch seine Sprache anscheinend die eines guten Journalisten, hat scheinbar keine Absicht als Deutlichsein, Präzisieren, und ist heimlich so voll Pikanterie, Ironie, Noblesse und verstohlenem Glanz, daß man beim lesen beständig feine Reizungen und Überraschungen erlebt.

Der Bürger kann diese Bücher lesen und sich tatsächlich unterhalten fühlen (um so mehr als in diesem neuen Roman eine recht romanhafte Fabel spielt), während ihm Pointe um Pointe entgeht. Und unsereiner, der die Nase für die Pointen wohl hat, genießt sie nur mit halbem Genuß und beinah schlechtem Gewissen, weil sie bei allem Geist und aller Grazie doch mit der Kunst nur ganz äußerlich zu tun haben. Wir möchten einmal ein Buch von Thomas Mann lesen, in dem er an die Leser garnicht denkt, in dem er niemand zu verlocken und niemand zu ironisieren trachtet. Wir werden dies Buch nie bekommen, unser Wunsch ist ungerecht, denn jenes Spiel mit der Maus gehört bei Mann zum Wesen; aber vielleicht tut er, der doch nach einer gewissen Objektivität zu streben scheint, sich einmal soweit Zwang an, diese allzu subjektive Technik noch etwas zu objektivieren. Denn dieses beständige Spielen mit dem Leser setzt ein beständiges Denken an den Leser voraus, und dieses Denken gehört nicht zu den Voraussetzungen für das Gelingen reiner Kunstwerke.

Inzwischen aber freuen wir uns an der „Königlichen Hoheit" und an allem, was von diesem feinen Manne kommt. Sein Unscheinbarstes wird immer noch hoch über dem üblichen stehen.

* * *

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Im allerersten Heft des „März", vor drei Jahren, stand zu meiner Freude und Genugtuung eine Novelle von Emil Strauß. Sie hieß „Vorspiel" und erzählte von einem jungen Mädchen, das einem geliebten Manne von Berlin nach Brasilien nachreist und ihn sich dort gewinnt, nachdem durch Eroberungslust und Eifersucht einer einheimischen farbigen Schönheit Blut und Schuld in die Geschichte gekommen ist. Diese Novelle, zusammen mit drei anderen, ist jetzt als schönes Buch bei S. Fischer in Berlin herausgekommen, und wenn jemand über unsre moderne Dichtung schimpft und behauptet, wir hätten keine rechten Erzähler mehr und unsre Dichter seien saftlose Schönschreiber, so soll er einmal diesen Band „Hans und Grete" mit den vier Novellen von Strauß lesen. Wenn er es tut und Verstand hat, auch ein redlicher Mensch und kein Meinungsfanatiker ist, wird er sein hartes Urteil ändern und zugeben, daß dieser Strauß sich immerhin neben recht guten Mustern der guten alten Zeit sehen lassen darf und daß er nicht nur ein kühner, sicherer Erzähler, sondern dazu auch ein tapferer, ehrlicher Mensch mit gescheiten Augen, einem zarten Gewissen und einem männlichen Herzen ist.

Von drei Österreichern, die alle unsern Lesern schon wohl bekannt sind, liegen neue Bücher vor. Der alte Wilhelm Fischer aus Graz bringt einen Novellenband „Murwellen". Der einfache, sichere Erzähler bewährt seine alte Kunst; seine Romantik löst die Geschichten keineswegs in Stimmung auf, sondern erhöht durch die leise Verklärung und Steigerung der Farben ihre Gegenständlichkeit. Das liebenswerte Buch ist bei Georg Müller in München erschienen.

R. H. Bartsch, unser alter Freund, erzählt in „Elisabeth Kött" (bei Staackmann, Leipzig) ein außerordentliches Schauspielerinnenleben, das unter seinen Händen gar reich an Figuren und reich an weiten Beziehungen wird. Die Kött, die sich von der gläubigen Schwärmerin zum erfolgreichen hübschen Luder, von da aber weiter zur echten Künstlerin entwickelt, bedarf unsrerseits keiner Einführung und Beglaubigung mehr.

F. K. Ginzkey nennt sein Buch „Die Geschichte einer stillen Frau" (bei Staackmann, Leipzig). Es handelt vom letzten Abenteuer eines flatterhaften Mannes, das ihn zum Verstehen seiner stillgewordenen, duldenden Frau bekehrt. Und es hat wieder die schlichten, fast verborgenen Tugenden wie des Dichters früherer Roman, ja es ist einheitlicher und hält im engen Rahmen seine Figuren und sich kreuzenden Geschehnisse gut beisammen.

Generated on 2019-10-26 22:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Ein nettes harmloses Büchlein mit drei behaglich altmodischen, milden, leis humoristischen Geschichten ist „Der scharfe Weingesang" von J. Höffner (Verlag E. Salzer, Heilbronn). Wer noch nicht ins Netz des Intellektualismus gegangen und für eine unschuldige, optimistisch milde Lektüre noch nicht verdorben ist, kann mit dem Höffnerschen Weingesang drei wohlige Feierabende hinbringen.

Von Heinrich Ilgenstein, dessen „Preußenspiegel" Ende vorigen Jahres hier durch eine besondre Glosse angezeigt war, kam gleichzeitig ein Roman „Die beiden Hartungs" (Concordia, Berlin). Das zart schildernde Buch mit dem feinen Verständnis, vor allem für das Kinderleben, sei angezeigt und freundlich empfohlen.

Ein gutes Unternehmen ist die wohlfeile „Bibliothek zeitgenössischer Romane" in S. Fischers Verlag. Unter den neuesten Bändchen der Sammlung, in welcher zu unsrer Freude auch Fontane zweimal vertreten ist, fällt „Oriol Heinrichs Frau" von Anny Demling als eine originelle und farbenschöne Dichtung auf. Das Buch verspricht zwar erzählerisch und ethisch mehr als es hält. So nimmt im sechsten Kapitel Oriol samt seiner Braut in einer stark betonten Szene einen trotzig selbstbewußten Kampf gegen die ganze Gemeinde auf sich, der nachher im Sande verläuft und dessen mit keinem Wort mehr gedacht wird. Es ist die Schwäche des Buches, daß die psychologische und die erzählerische Linie darin divergieren: die Handlung geht ihren Gang und das innere Leben der Heldin geht den seinen, ohne daß die Steigerungen, Betonungen, Höhe- und Ruhepunkte je zusammenfielen, worin eigentlich doch die Erzählerkunst besteht. Aber was hier an Kunst und Reife fehlt, das wiegt in der Schilderung die Farbenwärme und Stimmungskraft auf. Es gibt Bücher von formal weit besserer Haltung, die doch poetisch unbedeutend sind, während hier ein echtes Temperament laut wird.

Solche, die zu denken vermögen und eine kitzelnde Anregung der Gehirntätigkeit nicht hassen, seien auf den „Hans Himmelhoch" von Jakob Schaffner eingeladen (Verlag S. Fischer, Berlin). Dieser Hans, den wir schon aus den „Märzbriefen" kennen, trägt seinen unruhigen Kopf verflucht hoch und stolz, und manchmal möchte man rufen: Heda, bitte doch gradaus!, wenn er sich widerspricht und in Spiralen geht und sich unnütz bei Blasphemien aufhält. Er tuts aber doch nicht unnütz. Er tut alle diese wilden Gänge, denen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

übrigens ein aufmerksamer Leser so ziemlich zu folgen vermag, im gewaltigen Drang und Freiheitsrausch einer selbstbefreiten Jugend, er wird seiner Geistes-kräfte im scheinbar Zwecklosen froh, und das ist ein ästhetischer Vorgang, ja es ist recht eigentlich das Tun eines Dichters. Ob ihn zuweilen der beschleunigte Herzschlag des eben erst aus Schulen und Tempeln Entronnenen zu Unmäßigkeiten hinreißt, ob der Trotz des Autodidakten manchmal seine Gebärde etwas übertreibt, daran ist nichts gelegen. „Wir sind der losge-lassene Intellekt!" ruft er munter. Und da wir in jeder Zeitung, Rede, Predigt, Schule, in jedem Gespräch mit dem Herrn Nachbar des Umganges mit dem unfreien, beschnittenen, angebundenen Intellekt bis zur Ermüdung genießen können, soll uns dieser „losgelassene" wahrlich willkommen sein.

Im münchener Verlag Piper und Co. sind die beiden letzten Bücher von Anatole France deutsch erschienen. Wem die immerhin nicht leicht zu lesenden Originale unzugänglich sind, dem seien diese Ausgaben empfohlen. „Die Insel der Pinguine", bruchstückweise unseren Lesern bekannt, ist nicht so sehr nach Darstellungskraft und künstlerischer Delikatesse wie an Skepsis und Unerbittlichkeit der Satire ein Höhepunkt in des alten Meisters Lebenswerk. Der berühmte Teil des Buches, der maskiert die Dreyfusgeschichte darstellt, ist ohne alle Schlüssel und Deutungsversuche mindestens ebenso köstlich zu lesen. Der übersetzer gibt im Nachwort Andeutungen dieser Art, die immer-hin manchen freuen werden. Wenn er dagegen den Schluß des großartigen Buches in Parallele mit Wells und anderen englischen Utopisten stellt, tut er dem feinen Franzosen doch sehr unrecht. Zum wirklichen Utopisten, wie es zum Beispiel Wells in seinem Kometenroman ist, fehlen France alle Voraussetzungen. Es fehlt ihm vor allem die Naivität und kurzsichtige Gutgläubigkeit. Anatole France ist nie ein Optimist und gar Utopist gewesen; so stellen denn auch die paar Zukunftsbilder in den Pinguinen nur einen übergang zu dem für France unvermeidlichen skeptischen Schluß des Buches dar, der nicht an Utopien und andre Zukunftsländer glauben kann, sondern in der Zukunft genau wie im Vergangenen nichts zu sehen vermag als den ewigen Kreislauf des Geschehens, den man lieben oder verabscheuen mag, der aber jedenfalls als im Grunde ziellos erkannt wird.

Für die große Menge vielleicht weniger amüsant, doch als Dichtung ein-heitlicher und bedeutender, ein echter France, ist die „Thais", die Geschichte

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Schauspielerin, die vom Wüstenheiligen Paphnutius gerettet und ins Kloster gebracht wird, ihm selber aber zu Verführung und Verderben gereicht. Schade beinahe, daß der große Humanist und feine Dichter das Bedürfnis, hatte, auch dies Werk in einen Triumph seiner famosen epikuräischen Anschauung ausklingen zu lassen — nicht als ob es mir um den Säulenheiligen leid wäre und ich jene heitere Weltanschauung nicht billigte; aber die Versuchung und der selische Untergang des schlimmen Heiligen ist leider gerade das am wenigsten überzeugende im Buche, das sonst der christlich-asketischen Atmosphäre der Thebaiker wunderbar gerecht wird. Man wünschte den Paphnutius seiner sauer genug erworbenen spirituellen Wonnen nicht auf so lächerliche Art verlustig gehen zu sehen. Doch mag dieser Einwand auf sich beruhen bleiben — die feine Dichtung mit dem tiefen Verständnis für alle Weltanschauungen und kulturellen Erscheinungen der sterbenden Antike (man vergleiche die Anschaulichkeit seiner Darstellungen etwa mit dem geistreichen, aber kühlen und blasseren „Marius" des Walter Pater!) wird auch bei uns und in der Übersetzung viele frohe Bewunderer finden.

Drei hübsche und lesenswerte exotische Bücher brachte die literarische Anstalt Rütten & Löning in Frankfurt heraus: „Wälder" vom jüngeren Nordenskjöld, gute Feuilletons über eine Forschungsreise in argentinisch-boliviischen Gebieten. „Svarres Kongofahrt" von Jürgensen erzählt aus dem Innersten Afrikas, und „Eroberer" von Brinckmann gibt feine, zum Teil glänzende Studien über Amerika.

Einige gute Neuausgaben und Übersetzungen kann ich hier nur kurz anzeigen — möge die Anzeige zugleich als herzliche Empfehlung gelten! Eine wohlfeile einbändige Eichendorffauswahl, mit Bildern und Zierstücken von Schwind, hat Wilhelm von Scholz für den Verlag Langewiesche (München) besorgt. Die Auswahl ist vortrefflich, das knappe Vorwort ästhetisch präzis, das ganze Buch hübsch und gelungen. Doch möge man nicht vergessen, daß gerade Eichendorffs Prosa allzu wenig gelesen wird, und über den Auswahlen die Lektüre seiner beiden großen Erzählungen „Dichter und ihre Gesellen" und „Ahnung und Gegenwart" nicht versäumen.

Bei Diederichs in Jena ist — eine wichtige Publikation! — der zweite Band von Meister Eckeharts Schriften erschienen. Mit dem dritten wird das Werk, das wertvollste der deutschen Mystik, fertig sein. — Im selben

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Verlag kamen die "Vögel" des Aristophanes heraus, von unserm verehrten Doktor Owlglaß in kräftigen, sicheren Reimen mit kühner Frische übertragen. — Mit Freude begrüßen wir auch die Diederichsausgabe von Andersens „Märchen und Geschichten" in vier Bändchen, ein schönes Gegenstück zur Jacobsenausgabe.

Eine von Hans Floerke bearbeitete Neuausgabe des famosen goldnen Esels des Apulejus, in der klassischen Übersetzung von Rode, bringt der Verlag Georg Müller (München), und der Inselverlag eine Übertragung der Sonette Shakespeares von Eduard Sänger, die ich nicht mit andern vergleichen konnte, deren sorgfältig gepflegte Sprache und Verskunst aber jedenfalls Beachtung verdient.

Ebenfalls im Inselverlag kam eine zweibändige Auswahl altfranzösischer Novellen, ausgewählt von Paul Ernst, übersetzt von Paul Hansmann. Sie ist, wenn auch an Wert und Bedeutung nicht ebenbürtig, eine hübsche Ergänzung zu Ernst's „altitalienischen Novellen", die einer Empfehlung längst nimmer bedürfen und schon in dritter Auflage erscheinen konnten.

Vor kurzem kamen auch die ersten Bände des neuen „Tempelverlags" heraus, Bände von Goethe, Heine und Kleist, welche den von Bücherfreunden gehegten, hohen Erwartungen durchaus entsprechen. Die Texte, soweit die erste Einsichtnahme darüber urteilen läßt, sind einwandfrei, zuweilen frühe Fassungen von spätern Varianten bevorzugend, und besonders hübsch mutet es an, daß trotzdem die herausgebenden Philologen nicht wie sonst die Hauptpersonen sein oder sich doch möglichst vordrängen wollen. Der Druck, in einer eignen, wohltuenden Fraktur von E. R. Weiß, ist tadellos, die Halblederbände mit guter Fadenheftung sind verständigerweise und im Gegensatz zu den meisten Verlegerbänden nicht fürs Schaufenster, sondern für die Bibliothek gefertigt, und gut gefertigt, und schließlich ist der Preis kein hoher, im Verhältnis zum Geleisteten sogar ein geringer. Der schöne, solide Halblederband von viereinhalbhundert Seiten kostet 3.75 Mark. Es gibt noch billigere Ausgaben, gewiß, aber sie sind auch in jeder Hinsicht geringer. Es ist an nichts Notwendigem gespart, dafür zum Glück viel Überflüssiges (zum Beispiel der „Buchschmuck") weggeblieben, und so muß man sich der Aussicht, allmählich unsre älteren Dichter alle in dieser Musterausgabe zusammen zu bekommen, von Herzen freuen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Moderniſtiſche Klöſter“

Von Heinrich Driesmans

Je tiefer Lebeweſen auf der Deſzendenzleiter ſtehen, um ſo leichter laſſen ſie ſich organiſieren. Horden folgen blindlings dem Häuptling. Die beſten Krieger waren die mongoliſchen Horden; ſie haben alle Reiche des aſiatiſch-europäiſchen Kontinents erſchüttert. Die Tſchingiskhan, Kublaikahn, Tamerlan waren die wahren Napoleons der Weltgeſchichte, denen gegenüber der Korſe, der es knapp bis zur Unterwerfung des weſtlichen Europa brachte, um auf den Eisfeldern Rußlands zu verbluten, wie ein Zwerg und Stümper erſcheint. Die mongoliſchen Horden ſind hart bis an die Grenze Weſteuropas, die heutige Reichsgrenze, gedrungen; ſie haben ganz Rußland eingenommen und den ganzen Komplex vom Gelben Meer bis zum Indiſchen Ozean und dem Perſiſchen Golf mit ihren Agnaten beſetzt. Die Vorläufer wie die Nachzügler ihrer gewaltigen Vorſtöße, Hunnen, Avaren wie Osmanen, ſind gar bis ins Herz Europas gedrungen, und noch heute zeichnen ſich Madjaren und Türken in Fragen von nationalem Intereſſe durch ihre ungemeine animaliſche Energie und Organiſationsfähigkeit aus.

Dieſer Gedankengang ſoll uns indeſſen hier nicht weiter beſchäftigen; vielmehr nur zu verwandten europäiſchen Verhältniſſen überleiten, und zwar auf einem beſonderen, dem vielumſtrittenen religiöſen Gebiet. Die vielberufene „geiſtige Inferiorität“ des Katholizismus findet ihr Äquivalent ebenfalls in einer erſtaunlichen Organiſationsfähigkeit ſeiner Träger, unter deren Manko die proteſtantiſche und modern geiſtige, die „moderniſtiſche“ Welt gerade am ſchmerzlichſten leidet. Der Katholizismus duldet keine Sekten. Der Sektierergeiſt iſt eine ſpezifiſch proteſtantiſche Eigentümlichkeit und entſpringt einer germaniſchen Unart. Er entſpricht dem Partikularismus und Parteigeiſt in der Politik. Das alte Deutſche Reich iſt an ſeiner unüberſehbaren Zellenteilung zugrunde gegangen. Es war wie ein Organismus, der, anſtatt immer neue, höher entwickelte und vollkommenere Geſtaltungen aus ſich herauszu-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gebären, wie ein Protoplasmahaufe nur eine Zelle nach der anderen ausscheidet, bis er selbst zu einer haltlosen, undefinierbaren Masse geworden ist. Nicht wesentlich anders verlief der Prozeß der protestantischen Bewegung seit den Tagen der Reformation. Einmal war es das gleiche Menschenmaterial, das sich auch politisch nicht hatte disziplinieren lassen; dann ging dem Protestantismus das rechte organisatorische Prinzip ab; und endlich war die ganze Zeitrichtung, die der modernen Wissenschaft und Forschung entgegenging, auf individuelle Freiheit und persönliches Erleben eingestellt. Die Kirchenzucht konnte nichts mehr fruchten, wo man sich mehr und mehr von der Kirche abwandte, die ihre Kreise immer enger zog und der wachsenden geistigen Differenzierung den Weg verlegen wollte. Die ungeheure Macht der katholischen Kirche beruht weniger in dieser Zucht als in der größeren Bewegungsfreiheit, die sie ihren Anhängern gestattet; und die Ohnmacht der protestantischen wesentlich darin, daß sie ihren Anhängern eine gewisse Freizügigkeit nicht gestatten will. Auf der katholischen Seite kommt diese im Ordens- und Klosterwesen zum Ausdruck, das eine relativ unabhängige Stellung im Rahmen der alleinseligmachenden Kirche einnimmt, und dem entspricht, was das Sektenwesen auf der protestantischen Seite darstellt, nur daß es im Dienste der großen einheitlichen Organisation steht und nicht auf eigene Faust Religion treiben will. Das Ordenswesen bildet das eigentlich lebendige, treibende und praktisch wirksame Moment dieser Kirche, ihr soziales Element. Das einzig Fruchtbare und Positive, was der Katholizismus geleistet, hat in diesen Organisationen seine Auswirkung gefunden; die Klöster waren bekanntlich im Mittelalter die Träger der Bildung und geistigen Kultur. Über diese „Mission des Klosters" braucht nichts weiter gesagt zu werden, sie ist längst anerkannt. Wohl aber verdient die Frage eine Erörterung, ob nicht unsre protestantische und moderngeistige Welt gerade unter dem Manko entsprechender und ihrem Kulturbewußtsein angemessener Institutionen leidet, als eines Äquivalentes für ihre wachsende geistige Differenzierung, die längst pathologische Formen angenommen hat und eine Entartung herbeizuführen droht. Diese Differenzierung findet ihren Ausgleich nach dem Gesetze von der Einheitlichkeit der organischen Kraft in der Schwächung der animalischen Energie des Organismus, im Schwund der Befähigung für organisatorisches Walten und geistige Disziplinierung.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wo aber das rechte Verhältnis zwiſchen Differenzierung und Diſziplinierung geſtört iſt, da muß es zu einer Kataſtrophe kommen, und deren Vorboten machen ſich längſt bemerkbar in den ſich ſtetig mehrenden Fällen, daß gerade geiſtig hochgebildete Perſönlichkeiten zur katholiſchen Kirche überſchwenken oder doch anfangen, zu „katholiſieren", dem ſelbſt ein Goethe ſich nicht ganz entziehen könnte.

Die einzigen Anſtalten auf proteſtantiſcher, moderniſtiſcher Seite, die einen klöſterlichen Geiſt aufweiſen, ſind die Kaltwaſſerheilanſtalten und Sanatorien. An Stelle des Priors ſteht der „leitende Arzt", und die Kaſteiungen und Gebetsübungen werden vertreten durch diätetiſche Ernährung, teilweiſe Nahrungsentziehung und Übung im Stumpfſinn. Dieſer letzte Punkt intereſſiert uns hier hauptſächlich. Die religiöſe Verinnerlichung, die das klöſterliche Leben dem Katholiken bietet, findet in der modernen Welt ihr Gegenſtück nur in der Gedankenloſigkeit. Der Katholik hat einen Lebensinhalt, wenn auch inferiorer Natur; die proteſtantiſche Geiſtesbildung aber hat keinen ihrer Kulturſtufe entſprechenden aufzuweiſen, ſie kennt nur dieſen oder jenen Beruf, Kunſt, Wiſſenſchaft, Sport oder eine Liebhaberei, die das Leben ausfüllen müſſen. Das paradoxe Wort, daß „Bildung verroht", iſt faſt ſchon landläufig geworden — jedenfalls bloße Wiſſensbildung ohne perſönlichen Lebensinhalt. Einen ſolchen können weder die höheren Lehranſtalten bieten noch die Heilanſtalten, weder die proteſtantiſche Kirche, noch die freireligiöſen Gemeinen. Gerade dieſe letzten, die ſich auf die reine Ethik und naturwiſſenſchaftlich begründete Weltanſchauung ſtützen, haben das Manko des moderniſtiſchen Geiſtes recht zutage gebracht. Sie haben nur zur Verflachung und Trivialiſierung der „unvergleichlich hohen Worte" geführt, und mit Nietzſche zu reden, „den kleinen Leuten zuviel in den Kopf geſetzt", daß nun jeder ſich einbilden kann, eine Perſönlichkeit zu ſein, die ſich mit Goethes „Gottnatur" auf Du und Du ſtellen darf, und über alles mit- und abreden, was ihm über den Weg läuft. Das ganze moderngeiſtige Leben krankt an dem Manko der Fähigkeit zu naturgeiſtiger Verinnerlichung, die Goethe in ſo hervorragendem Maße beſeſſen hat, in dem Vermögen, ſich in die Geheimniſſe der Natur religiös zu verſenken, vor ihrem rätſelvollen Weſen und Werden bis in alle Tiefen zu erſchauern, und vor dem letzten Unlösbaren ſich ehrfürchtig zu beugen. Goethe war das, was wir, mit einem wohl etwas wunderlichen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ausdruck, einen „moderniſtiſchen Ordensgeiſtlichen" nennen möchten; er hätte nicht Miniſter oder auch nur Dichter und Forſcher, ſondern Prior einer klöſterlichen Gemeinſchaft ſein ſollen, deren Gedanken ſich einzig um die Geheimniſſe der „Gottnatur" bewegten, wie die ihrer mittelalterlichen Vorgänger um Gott-Vater, Sohn und heiligen Geiſt, und in dieſer Beſchäftigung ihre religiöſe Andacht verrichteten.

Der Ausdruck „moderniſtiſches Kloſter" mag paradox genug erſchienen ſein; man dürfte nunmehr erkennen, daß er gleichwohl kein Unding iſt. Es wird mehr und mehr zu einer nicht zu umgehenden Forderung der moderniſtiſchen Entwicklung werden, ähnliche Inſtitutionen zu ſchaffen zur geiſtigen Sammlung, naturgeiſtigen Verinnerlichung und Vertiefung gegenüber und als Gegengewicht zu dem überhaſteten Berufsleben wie der überhaſteten wiſſenſchaftlichen Forſchung. Zugleich Aſyle für die vielen feinſinnigen Naturen, die zum wirtſchaftlichen wie zum wiſſenſchaftlichen Konkurrenzkampf von Natur aus nicht gerüſtet ſind, und zugrunde zu gehen pflegen, während es nur wenigen von ihnen gelingt, eine Wirkungsſtätte und Lebemöglichkeit für ſich zu finden. Die rohen Zeiten des Mittelalters boten dieſen ſenſibeln Naturen das klöſterliche Leben an, wo ſie ungeſtört ihrem Empfinden und Denken nachgehen konnten. In der modernen Welt finden dieſe Naturen, wenn ſie nicht gerade von Haus aus begütert ſind, ſelten eine Stätte, wo ſie ihr Haupt niederlegen können.

Und fragen wir nun, in welcher Geſtalt ſolche Gemeinſchaften zu erſtehen hätten, dann bietet ſich uns die Antwort, daß die Form des klöſterlichen Lebens gewahrt bleiben müßte in der Schlichtheit der Lebensführung, vielleicht auch der Einheitlichkeit der Tracht, aber ohne klöſterlichen Zwang; frei für jeden, zu kommen und zu gehen, der den Hausgeſetzen ſich fügt. Es wäre ein ſchöner Gedanke, wenn wirklich in die alten Kloſterbauten, die ſich noch erhalten haben, dieſer neue Geiſt ſeinen Einzug hielte, der Beſtimmung, die ſie einſt erfüllt, tiefinnerlich verwandt und doch zugleich hochmodern. Aber auch unſre alten Burgen wären wie geſchaffen für dieſen idealen Zweck. Gibt es doch einen „Verein zur Erhaltung der deutſchen Burgen", der dieſe gegen Abbruch und Verfall ſchützen will, nur um der landſchaftlichen Schönheit und hiſtoriſchen Erinnerung willen. Warum aber dieſe Burgen leer laſſen, hohle Mauern mit einigem Urväterhausrat und altem Gerümpel, zu blöder

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Fremdenneugier und zum Vorteil trinkgeldheischender Kastellane? Warum sie nicht mit neuem Leben füllen, wie es zum ersten Male in Schloß Mainberg geschehen, als der Keimzelle einer ganz neuen Gemeinschaftsbildung? Vielleicht finden sich noch andre rheinische Fabrikanten, welche die der Erhaltung werten, alten Schlösser ausbauen und zugleich einem solchen neuen Gemeinschaftsleben dienstbar machen.

Was diesem Leben nicht fehlen dürfte, wäre die Gelegenheit zu körperlicher Arbeit. Die Anstalten müßten körperliche und geistige Heilstätten im besten Sinne sein und dürften auf die Dauer wohl manche Heilanstalt und manches Irrenhaus überflüssig machen. Klostergemeinschaften zur Vorbeuge gegen den Stumpfsinn der Kaltwasserheilanstalten als der schmachvollen Kehrseite der modernen inhaltslosen Überbildung. Vorbeugende geistige Hygiene auf dem Wege der Verinnerlichung und Vertiefung als dem einzigen, zu wahrer seelisch-geistiger Gesundung. Dies der Sinn unsrer „modernistischen Klöster". „Geh aus deiner Freundschaft und Verwandtschaft", willst du zu dir selbst kommen und zu innerem Werden, soll das Wort besagen. Unter den heutigen Verhältnissen kann man das nicht mehr, ohne gänzlich zu vereinsamen. Unsre „Klöster" wollen dieser Gefahr begegnen und für den Modernisten das Problem lösen, zugleich allein und gesellig leben zu können. Möchte die Idee Widerhall und vor allem — Gönner finden. Vielen wäre damit geholfen.

Schöpfungstrümmer*) / Von Hans Dominik

Seit den Tagen der Robert von Mayer, Joule und Helmholtz, das heißt seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts gilt unbestritten das Gesetz von der Erhaltung der Energie. Es besagt, daß eine bestimmte Menge von Energie in der Welt existiert und in verschiedenen Formen, zum Beispiel als Licht oder als Wärme oder als Spannkraft oder als mechanische Bewegung oder sonst irgendwie

*) Man vergleiche W. Fulola: „Der Zerfall der chemischen Elemente" (im zweiten Augustheft 1907) und Max Speter: „Die Erhaltung der Energie und des Stoffes" (zweites Juliheft 1908).

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in Erscheinung tritt. Das Gesetz besagt ferner, daß zwar jede Art der Energie durch irgendwelche Mittel in irgendeine andre Form verwandelt werden kann, daß wir beispielsweise die chemische Spannung zwischen Kohle und Sauerstoff in Wärme umformen, daß wir weiter die Wärme etwa unter Benutzung eines Dampfkessels wieder in die mechanische Spannung erhitzten Dampfes bringen können, daß wir diese Energieform in mechanische Bewegung, in Elektrizität, in Licht und so weiter zu transformieren vermögen. Das Entscheidende dabei bleibt aber, daß diese Umwandlungen nach ganz bestimmten Verhältnissen geschehen, daß irgendeiner Wärmemenge eine ganz bestimmte Elektrizitätsmenge oder eine für allemal feststehende Portion mechanischer Arbeit äquivalent ist. Das Gesetz besagt schließlich, daß es sich tatsächlich nur um Umformungen der einmal vorhandenen Energiemenge handelt, daß dagegen weder Arbeit aus dem Nichts entstehen, noch in das Nichts verloren gehen kann. Wenn man so will, ist das Gesetz von der Erhaltung der Energie, dessen Entdeckung dem Dreigestirn Mayer, Joule und Helmholtz zur Unsterblichkeit verhalf, nichts weiter als eine folgerichtige Anwendung und Entwicklung des kleinen Einmaleins auf die Physik.

Die letzten Jahre des neunzehnten Jahrhunderts brachten, wie man weiß, die Entdeckung Röntgens, brachten die Bekanntschaft mit geheimnisvollen Strahlen, die dem Auge nicht sichtbar, doch auf der photographischen Platte fixiert werden konnten und überdies die wunderbare Eigenschaft besaßen, durch Wände und Türen zu gehen. Damals wurde die Beschäftigung mit solchen Strahlungen modern, und allenthalben in den physikalischen Laboratorien stellte man Strahlungsexperimente an. Man fand, daß die ganze Welt voller Strahlen sei, und Dinge, denen man es früher wirklich nicht zugetraut hatte, sandten unter bestimmten Verhältnissen allerlei lang- und kurzwellige Strahlen in den Raum. Wollte doch zu jener Zeit ein amerikanischer Physiker sogar gefunden haben, daß gewöhnliches Holz, wenn man es starkem mechanischen Druck aussetzt, dunkle Strahlen emittiert. Vieles was damals entdeckt und prophezeit wurde, hielt ernster Prüfung nicht stand. Vieles ließ sich in einfacher logischer Weise in das bestehende System einfügen. Wenn zum Beispiel die Physiker Poincaré, Henry, Troost und andre fanden, daß mancherlei Salze im Dunkeln geraume Zeit Strahlen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aussandten, nachdem man sie vorher stark belichtet hatte, so bot das nichts wunderbares. Aus irgendwelchen Ursachen, die im Wesen der Materie begründet sein mögen und uns heute noch verborgen sind, wirken diese Stoffe eben als Strahlenakkumulatoren. Sie nehmen die Sonnenstrahlung auf, speichern sie gewissermaßen und senden sie im Dunkeln allmählich wieder aus. Theoretisch, wie gesagt, boten diese Entdeckungen also keine Schwierigkeiten. Leider hatten sie auch praktisch keine Folgen. Man hätte wohl daran denken können, das Sonnenlicht, das am Tage überreichlich zur Erde flutet, in solchen Körpern zu sammeln und dann des Nachts zur künstlichen Beleuchtung zu verwenden. Es wäre sehr schön gewesen, wenn man beispielsweise eine Calciumsulfidkugel hätte bei Tage ans Fenster stellen können und dann ohne weiteres bei Nacht eine hellbrennende Lampe besäße. Dazu waren die Erscheinungen aber bei weitem nicht kräftig genug. Handelt es sich doch bei allen diesen Strahlungen um äußerst schwache Erscheinungen, die überhaupt nur durch scharfsinnige Beobachtungsmethoden erkannt und gemessen werden können.

Bei solchen Versuchen nun entdeckte der französische Physiker Becquerel, daß die Uransalze auch Strahlen aussendeten, und zwar ohne daß man sie vorher irgendwelcher Belichtung ausgesetzt hätte. Er bewahrte einzelne Stücke fünf Jahre hindurch in völliger Finsternis auf, und trotzdem ging die Strahlung ungeschwächt weiter. Hier kam endlich das Wunderbare. Aus Nichts wird Nichts, besagte das Gesetz. Hier wurden Jahre hindurch garnicht unerhebliche Energiemengen emittiert, ohne daß man wußte, woher sie kamen. Die Physiker wurden aufmerksam und zum Teile beunruhigt. Manche stellten sich auf den Standpunkt jenes Franzosen, der auf den Einwurf, daß die Tatsachen gegen ihn seien, nur die Antwort gab: „desto trauriger für die Tatsachen". Manche suchten die Resultate Becquerels direkt abzustreiten. Aber eine kleine Gruppe energischer und entschlossener Forscher, die Giesel, Elster und Geitel in Deutschland, Rutherford, Lord Kelvin und Ramsay in England und ganz besonders das Ehepaar Curie in Frankreich gingen den Dingen energisch auf den Grund.

Zunächst handelte es sich einmal darum, den eigentlichen Sitz der Strahlung zu finden. Bis jetzt hatte man die Becquerelstrahlen an Uransalzen, ferner aber auch am Uranmetall selbst beobachten können. Unter diesen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

artigen Körper und dergleichen mehr. Da wurden denn schnell neue Namen, wie Aktinium oder Polonium geprägt. Heute sind uns derartige Irrtümer begreiflich. Wir wissen ja, daß das Radium andere Stoffe, mit denen es zusammen liegt gewissermaßen infizieren kann und daß wir auf diese Manier radioaktives Wismuth und dergleichen mehr erhalten können. Während über diese Dinge noch gestritten wurde, ging man mit Radium in der Hand an die weitere Untersuchung der Strahlen und fand, daß sie zusammengesetzter Art waren. Einmal brachte das Radium tatsächlich den umgebenden Äther zum Zittern und Schwingen, es erregte transversale Ätherwellen, auf deren Einzelheiten hier nicht näher eingegangen werden soll. Ferner aber stieß es auch in ständigem Strome eine außerordentlich feine gasartige Masse, die sogenannte Emanation, von sich ab. Es gab reine Energie in Form von Ätherbewegung von sich und es schleuderte feinstverteilte Materie in den Raum. Das ging Jahre hindurch, und mit den feinsten Meßmethoden ließ sich keine Verminderung des strahlenden Trägers, kein Verblassen der Wirkung erkennen. Was man schließlich gefunden zu haben glaubte, gestattete den Schluß, daß ein Zentigramm Radium, eine verschwindend kleine Prise dieses wunderbaren Stoffes mehr Energie gespeichert enthalten müsse als ein langer Güterzug allerbester Steinkohle. Wenn anders, — und das war vorübergehend die Frage —, wenn anders das Grundgesetz von der Erhaltung der Energie überhaupt noch zu Recht bestand.

Fast gleichzeitig gaben die Curies in Frankreich und Ramsay in England in Form einer Hypothese die Antwort auf diese Frage. Das Radium ist einstürzende, wieder in Lichtäther zersplitternde Materie. Nach wie vor strahlt uns das Gesetz von der Erhaltung und von der Einheitlichkeit aller Energie in unverändertem Glanze. Was uns vorübergehend beunruhigte, das sind die ersten Wirkungen eines anderen Gesetzes, das lange vermutet, jetzt endlich entschleiert werden soll, die Wirkungen des Gesetzes von der Einheit der Materie. Die ganze Welt ist aus einem Urstoff, vermutlich dem Lichtäther aufgebaut. Zu irgendeiner Zeit sind einmal enorme, ganz ungeheure Energiemengen mit den Atomen des Äthers verbunden, gewissermaßen in sie hineingepackt worden, und dabei formte sich der unwägbar feine, noch niemals geschaute Lichtäther zur greifbaren Materie. Die Energie liegt einstweilen gefesselt, ähnlich etwa wie in der Steinkohle. Wenn aber solch ein Molekül

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Materie aus irgendwelchen Gründen ins Wanken gerät, wenn ein Teilchen der Schöpfung wieder einstürzt, dann werden die alten Kräfte frei. Weithin erzittert dann der Lichtäther in radioaktiver Strahlung, weithin spritzt fein verteilt die Emanation. Ein rohes Bild mag die Anschauung unterstützen. In fleißiger Arbeit schleppen Maurer die einzelnen Bausteine zum Bau, tragen sie auf Leitern in die Höhe, und nach langem Bemühen steht endlich das fertige Haus da. Aus den einzelnen Steinen, den Ätheratomen wurde etwas Neues, ein gewaltiges fünfstöckiges Haus, ein Molekül konkreter Materie gefügt. Irgendein Stoß bringt das Gebäude zum Stürzen. Da kommt die alte Arbeit wieder zum Vorschein. Donnernd und krachend stürzen die Mauern zusammen und hochauf wirbelt der Staub. Hier ein stürzendes Haus, dort ein zerfallendes Molekül, die Dinge sind dem Wesen nach dieselben.

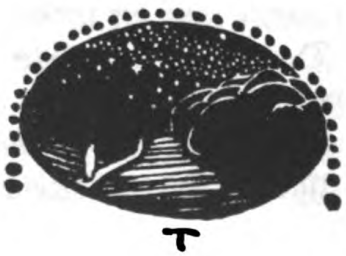
„Das ist ja aber alles nur Phantasie," wird der Skeptiker sagen. Wenn indes die Forschung eine Hypothese hat, so untersucht sie logisch weiter. Ein Haus kann man ja mit Gewalt einschmeißen. Vielleicht gelingt etwas ähnliches mit dem Molekül der Materie. So dachte Rutherford und als geeignetes Gewaltmittel erschien ihm die elektrische Ladung. Er nahm einen Kupferdraht, schaltete ihn an eine Stromquelle und pumpte die gewaltige Ladung von zehntausend Volt negativer Elektrizität hinein. Der Draht zeigte danach auf der Oberfläche radioaktive Eigenschaften. Das spricht für die Vermutung, daß einige Kupfermoleküle bei dem Experimente zu Bruch gegangen sind.

Da kam Ramsay und beschäftigte sich eingehend mit der Emanation. Wenn ein Haus einfällt, splittern ja nicht alle Steine auseinander. Größere Gruppen, Fensterpfeiler und dergleichen, die man schon von anderswo herkennt, bleiben auch nach dem Sturze zusammen. Der Gedanke liegt nahe, daß auch das Radiummolekül nicht in reinen Äther zersplittert, daß einzelne Teile zusammenbleiben und bekannte Körper bilden. So folgerte Ramsay, und der Versuch gab ihm Recht. Aus der feinen Emanation konnte er das Heliumgas ausscheiden. Da war so ein Pfeiler beim Einsturz ganz geblieben. Legen wir irgendwelche Kissen unter das Haus. Vielleicht bleibt dann noch mehr unversehrt, dachte Ramsay und behandelte die Emanation mit allerlei Chemikalien. Und siehe da, in Verbindung mit Wasser gab sie

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ein andres Gas, das Argon, welches wir auch bereits in unsrer Atmosphäre kennen. Das sprach doch sehr für die kühne Hypothese. Zu berücksichtigen war dabei, daß stürzende Trümmer wohl auch das Kissen in seine Teile zerschlagen können. Ramsay behandelte die Emanation mit Kupfervitriollösung und fand in der Mischung zwei Leichtmetalle, Lithium und Natrium. Das Kupfer war ja schon beim Rutherfordschen Versuch einsturzverdächtig gewesen. Hier war es offenbar auch zu Bruche gegangen, und aus dem Gemenge seiner Trümmerstücke mit der Emanation waren zwei Leichtmetalle entstanden. Es soll nicht geleugnet werden, daß dieser letzte Versuch Ramsays noch stark bestritten wird, daß man behauptet, die Metalle wären im Glase der Gefäße enthalten gewesen. Die Hypothese und die Wahrscheinlichkeit sprechen jedoch beide dafür, daß Ramsay, der sich bisher noch niemals irrte, auch hier Recht behält. Die kommenden Jahre werden die Entscheidung über diese Dinge bringen, werden zweifellos auch unsre Kenntnis von der strahlenden Materie und von den radioaktiven Substanzen erheblich erweitern.

Heute stehen wir dem vielen Neuen noch staunend und zweifelnd gegenüber. Es ist, als ob wir aus einer engen Stube zum erstenmal in die freie Natur treten und den Begriffen der allerletzten Dinge um einen guten Schritt näher gekommen wären. Vor allererst wird die Naturwissenschaft durch die Erforschung der Radioaktivität eine bedeutende Erweiterung und Vertiefung erfahren. Die technischen Folgen lassen sich kaum absehen, und das Prophezeien ist auch hier ein mißliches Geschäft. Aber es verstößt nicht gegen die Hypothese, wenn wir zum Beispiel annehmen, daß man in kommenden Zeiten etwa ein Kilogramm Kupfer, vielleicht auch nur einen einfachen Feldstein in Lichtäther explodieren lassen wird und mit der gewonnenen Energie einen Riesendampfer über den Ozean treibt, der jetzt für solche Fahrt hundert Kohlenzüge frißt. Die Entscheidung über alles das liegt in der Zukunft.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Wolkenfahrt / Von Alfons Paquet

Zwiſchen den Menſchen, die weithin gepflanzt auf den Beeten der Erde
Sproſſen, verwandt im Schickſal, in Zeugung und Spannung und Ablauf,
über den Landſchaften, über den völkeraufſpeichernden Städten,
über die Mauern des Schneegebirgs, über die blauen Gewäſſer hin
Gärt das Geiſtige: aufwärts weiſen die Türme, vom Geiſt gerichtet, aufwärts der Bauten
Steile Wände, aufwärts gehen die Triebe, dem inſelloſen
Ozeane der Luft ſich kühn zu vertrauen;
Träumend zu ſchweben wie Schmetterlinge, zackig dahinzuſchießen,
Schwalben gleich, oder hoch wie Adler zu kreiſen,
Stolzer noch, da aus uns ſelbſt der beflügelten Tiere
Flug und Auftrieb entſteht und uns höher noch reißt als ſie alle.
Und wir prüfen Gerüſt und Gehäut und das leichtere Gas, um gewichtlos
Den Korb zu heben, darinnen, vom Wagnis entzündet
Der Schiffer vom Boden ſich löſt, vom zuverläſſigen Boden ins Uferloſe
Emporzuſchweben.

Sieh, wie der wankende Ball, gelb glänzend, gefirnißte Seide,
In die Briſe ſich legt, von zäheſten Stricken gehalten,
In ſein Netzwerk geſpannt, vollwangig wie von Behagen.
Rauch wankt über der Stadt, die Bäume rauſchen im Weſtwind;
Plötzlich entſchwebt er den Stimmen, dem ehernen Brauſen
Wie im Sprung und erhöhte ſich jäh und iſt ganz alleine:
Völlige Stille umgibt ihn ſchreckhaft mit einem Male.
Unten flattert die Stadt; die Erde im eigenen Kurſe entfernt ſich
Fallend, während der Ballen unmerklich ſtillſteht,
Von der Sonne beglänzt, umſpült von den köſtlichen Lüften.
Drücke die Erde, du, ſteinerne Laſt! im ſtumpfen Glanze der Dächer
Laue Stadt, von Schlagſchatten ſchwer und von bleiernen Blitzen, im Nebelſchwaden.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sinke anheim den feig am Boden hinschleichenden Hügeln:
Sinke! Der Schiffer im hochgebogenen Fluge
Fliegt jetzt über das Land zur Unterfläche der Wolken.
Erde da unten in dicker Rundung, das runenreiche
Narbenvolle furchige Antlitz benetzt wie von Tränenbächen!
In geflickten Lappen dein Leib, von weißen Binden
Kreuzweis umschnürt, die über Unebnes gekrümmt sind
Wälder schürzend zwischen blutroten Gehöften,
Kantig, gedrängt, wie vollgesogen, von kugligen Wipfeln
Grün umgeben: ausgebeutete Erde!
Wie vom Leben verlassen bist du; die Flotte im Schimmer des Stromes
Gleicht den Ratten, die fliehend in langer Kette
Sinkendes Fahrzeug verlassen. Die Festungen,
Die mit sternigem Umriß der Nebenflüsse
Mündung beherrschen, Knospen dröhnenden Donners,
Zu bedrohen des Wassergezweiges lebendige Adern:
Kleiner sinkt alles hinweg, die erblassende Erde,
Und mit perlendem Schwall bedecken uns Nebel und triefen
Wie ein Bad und schlagen lautlos zusammen.

Höher! schon stirbt das Gewölk, vom Zornblick der Sonne getroffen,
Grell umglänzt uns ihr Strahl und spielt auf der farbigen Ebbe
Wassergalle. Da ballt sich schneeweiß ein Gegletscher
Und ein Gebäude von Haufenwolken, ein Leben in großer Bewegung,
Mit unsichtbaren Armen sich selbst auftürmend, gewaltige Leiber,
Glieder, blendend weithin, Blendung wollüstiger Reinheit.
Mit uns steigen sie flugs und neigen sich schräg vor dem Winde,
Ungeheuere Häupter und langende Arme, die weit ausgreifen.
Aber langsam kippen sie über wie leere Schläuche und gießen
Schlaff und gespenstisch sich aus und schäumen in kleinlicher Brandung.
Schon aufs neue wölbt sich hoch über uns dunkelnd
Die Böenwolke mit fröstelnder Dämmerung, Regen drohend.
Aber sie klafft, von eisigem Schwerte zerschnitten,
Und sie öffnet den Spalt und Risse und Tiefen der Bläue,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hohle Ärmel. Tatzen greifen hervor, und es fällt wie ein Schielen
Weißes Licht auf die gelbe Kugel, die lautlos und unbefestigt
Schwebt; die so stille im jagenden All, wie von Ängsten tönend
Sich der Berührung entzieht, in die hellste der Lichtungen
Sich zu retten, darinnen sie schwimmt wie die Boje, die losgerissen
Aus dem Hafen ins Meer, in zaubrischen Golfen sich umdreht.
Spinnen jagen daher auf Wolkenschollen, mit fädigen Beinen;
Hurtig jagt sie's dahin aus Neugier, den Eindringling
Anzutasten; doch eine Wolke verschluckt sie feindlich.
Ganz im Lichte strafft sich die lächelnde Kugel und trägt das Gehäuse
In die befreiende Luft hoch über den glitzernden Flächen
Herrlichsten Schnees und marmorgeglätteter Fliesen,
Drauf ein Schatten, vergrößert und grau, mit jeder Bewegung der Menschen
Sich verlängert und schmäler und dünner verschwindet.
Fern im himmlischen Blau leuchten die makellosen
Alabastergebirge, der Sitz der Götter, wonnigen Atems.
Schwebend glänzt nun die seidene Perle im blauen Saale
Sonnengewärmt und in holder Beseelung immer höher gezogen;
Einsam klopfenden Herzens der selige Schiffer
Ragt im erquickenden Blau, im gewaltigen Reichtum des Raumes.
Aufrecht steht er, das Auge zur Sonne erhoben,
Die ihn zieht wie mit Schöpfer-Armen und näher und näher.
Nur mit dem Auge noch lebt er, und Hände und Arme,
Ausgestreckt, reden des Auges Andacht allein, so hoch erhoben
Des urweltlichen Jubels Ausbruch und Aufschrei emporzuwerfen.
Rufend begrüßt er das strahlend-unbändige Tor und den Quell und das Leben,
Grüßt im Aufschrei den ewigen Tag und das ewige Feuer, die Sonne.

Lauschend steht er und antwortlos, von der leblosen Kugel getragen,
Aus dem Korbe gebeugt, mit sehnendem Antlitz. Wie aus der Ferne
Der Geliebte das Bildnis, das strahlende Bild der Geliebten
Strahlen sieht und mit unstillbarem Kuße, aufleuchtend,
Zitternd ihrer gedenkt, so grüßt er verstummend die Sonne.
Ärmlich ist ihm das Fahrzeug, ärmlich der Leib, den es aufhob,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

So verwegen dem brennenden Schoß, dem ſtillhinflammenden Licht ſich zu nähern,
Und armſelig die Erde, die graue Mutter, die ſchambeladene
Menſchengebärerin, die uns im Alter geboren und ihrer Verſtoßung
In Millionen Leben gedenkt, die immer aufs neue verlöſchen.
Einſt war ſie Glut, der Sonne entbunden, und brachte
Felſen hervor und Waſſer und Bäume, Tiere und Menſchen.
Doch nun ſtirbt ſie dahin, erſchöpft und verkühlt, und ſie trauert
An den Felſen, die ſie zuerſt gebar, ihren Untergang.
Ach, die Völker, die ſeeliſchen Reiche der Erde, ſie leben
Leiſeren Pulſes und träumen und tröſten die Mutter
Wenig. Lächelnd wie Menſchen, die bald verblichenen, zeigen ſie
Ihren Göttern das Sterben, den ſeeliſch herrſchenden,
Die vom blanken Gewölk der Fülle der Menſchengeſchlechter
Anteil, nicht Hilfe ſchenken und Neid unſerm kürzeren Ablauf. Denn allen,
Gott dem Vater, dem Sohn und dem heiligen Geiſt und uns allen
Kündet Alter der Erde Schickſal und Wechſel der Stimmung und Untergang:
Nur die Sonne allein, gewittergepanzert, in Feuerbränden, in Feuerwäldern
Unſchön, ewig lebendig, todesgewaltig, uralter Jugend: brodelt
In unſäglicher Luſt am Himmel und ſpendet Hitze und Sterne
Dem kalten Raume unerſchöpflich.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Weltanschauungen“ / Von Carl Vogt

(Schluß)

Es gibt ja wohl kaum eine glücklichere Klasse als die der Marktweiber in größeren Städten. Sie verdienen reichlich ohne sehr große Anstrengung, essen und trinken gut, verschaffen ihrer Galle gehörigen Abfluß durch gediegene Kraftworte und führen ein um so glücklicheres Familienleben, als sie den Mann und die Kinder tagsüber meist garnicht zu Gesichte bekommen. Meist heitere und gutgelaunte Personen, diese Gemüsehändlerinnen und ganz besonders die dicken Fischweiber, die einen Spaß verstehen und wiedergeben. Ich habe in jüngeren Jahren viel und gern mit ihnen verkehrt — in Paris, wo ich von meinem Freunde, Georges Oberhäuser, dem berühmten Mikroskopfabrikanten, in ein Restaurant an der Pointe St. Eustache eingeführt worden war, wo fast nur Marktweiber und Marktmänner zu frühstücken pflegten. „Hier,“ sagte Georges, „ist alles frisch, echt und preiswürdig! Diesem Publikum kann der Wirt kein X für ein U machen!“ Und erst in Nizza, wo sie mir den schmeichelhaften Namen „Fleur de santé!“ beigelegt hatten. Wie manche Scherzrede wurde dort gewechselt.

Nun, diese heitere Gesellschaft verlangt, wenn sie in das Theater geht, Rührstücke; und wenn sie an einem Sonntage (denn an den Werktagen gehen sie nicht in das Theater) nur ein Taschentuch naß weinen, schimpfen sie auf den Direktor, das Stück und die Schauspieler, die sie um ihr Geld betrogen hätten. Im alten Theater von Genf füllten diese Weiber, Ladenverkäuferinnen, Arbeiterinnen und Angestellte in den Uhrenfabriken und so weiter an regnerischen Sonntagen schon früh das Parterre. Die Familien kamen mit großen Körben; in den Zwischenakten wurde kalte Küche ausgepackt, weidlich gegessen und getrunken — aber dann wollten sie auch zum Nachtisch ihre Rührung haben bis gegen Mitternacht, wo sie dann befriedigt nach Hause trollten, die von Tränen nassen Tücher zum Trocknen schwenkend und sich darüber unterhaltend, wie gut sie sich amüsiert hätten!

Generated on 2019-10-26 22:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Wir hatten eine Tante, die sorgenlos von ihren Renten lebte, von ihrem Sohne und ihren Enkelkindern, bei denen sie als Witwe wohnte, auf den Händen getragen wurde und selbst gerne zugestand, daß sie sehr glücklich und zufrieden sei. Aber meine Mutter nannte die Tante nur „das Häufchen Unglück", denn recht zufrieden war sie erst, wenn sie sich über das Unglück andrer, wären es auch Hottentotten oder Irokesen gewesen, so recht von Herzen ausweinen konnte! Mit feinstem Spürsinne wußte sie Gelegenheiten zu erspähen, um ihrem Jammer Luft zu machen, und ein Zeitungsblatt mit irgendeiner „Moritat", das man in ihren Ridikül spendete, machte ihr die größte Freude, weil sie es weiter tragen und immer wieder von neuem darüber schluchzen konnte. Hätte in Gießen ein Theater bestanden, so würde das „Häufchen Unglück" für alle Dramen und Tragödien einen Platz abonniert haben.

Ich besuchte einmal mit meinem Freunde Fritz Jenni, in Bern, seines Zeichens Buchhändler und Redaktör eines radikalen Witzblattes „Der Guckkasten", das damals viel Staub aufwirbelte, den bekannten Schriftsteller Jeremias Gotthelf, der als ehrsamer Pfarrer Bitzius in Lützelflüh, einem Dorfe des Emmentales, amtierte. Er nahm uns sehr freundlich auf, erklärte aber sofort Jenni, der gerne ein Werk von ihm verlegt hätte, daß er, als „urchiger Konservativer" mit dem ärgsten „radikalen Scheusale" des Kantons Bern unmöglich in Geschäftsverbindung treten könne. Jenni meinte, daß ein von einem Berner verfaßtes, bei einem Berner verlegtes Werk doch im Kanton Bern einen bedeutenden Absatz finden müsse. „Einbildung", rief Bitzius, „Irrtum, Aberglauben! Meinen Sie, ein Bauer lese Dorfgeschichten? Fällt ihm garnicht ein! Ritter- und Räuberromane à la Spieß und Cramer lesen allenfalls die Weiber und Mädchen und die Männer, wenn sie überhaupt etwas lesen, buchstabieren in dem „Hinkenden Boten" Geschichten aus den Kreuzzügen oder den Indianerkriegen. Als sie im Dorfe erfuhren, daß der Jeremias Gotthelf ein und dieselbe Person sei mit ihrem Pfarrer Bitzius, hätten sie mich fast von der Pfarre verjagt mit Spießen und Stangen. Nein, meine Geschichten werden in den höheren, gebildeten Kreisen gelesen, aber nicht von Bürgern und Bauern!"

So geht es durch alle Schichten der Gesellschaft durch. Bismarck liest Paul Féval, mein Lehrer Liebig las mit Vorliebe Gerstäcker. Lederstrumpf,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Uncus, Chingachgook und andre unaussprechliche Gestalten Fenimore Coopers waren bei Richtern, Beamten, Pfarrern und andern Lesern aus den höhern Ständen zur Zeit bekannter, als die sieben Weisen Griechenlands oder die zwölf Apostel. Kontraste und immer wieder Kontraste! Man will für einige Stunden herausspringen aus der Gedankensphäre, in die man gebannt ist durch das Leben, eine andre Luft atmen, je verschiedner, desto besser!

Wechsel der Beschäftigung ist ja auch ein Ausruhen. In ihrer Gesamtheit sind die Gehirnzellen nie untätig. Sie spinnen und weben auch im Schlafe. Wir träumen stets im Schlafe, nur kommen uns die wenigsten Träume zum Bewußtsein. Wechseln wir die Beschäftigung, so geht es wie bei dem Pferdewechsel auf den Poststationen; die müden Gehirnzellen werden ausgespannt und andre, welche bis dahin im Stall standen und an der Krippe sich gütlich taten, werden angeschirrt und bekommen sogar die Peitsche zu kosten, wenn sie sich nicht gehörig rühren wollen. Glücklich, wem ein solches Wechselgespann zur freien Disposition steht. Unter den oberen Zehntausend der großen Intelligenzen soll es sogar einige gegeben haben oder noch geben, die über ein halbes Dutzend solcher Gespanne verfügen und nach Belieben zu jeder Zeit wechseln konnten.

Man verzeihe mir dieses Gleichnis, aber ich möchte es gerne noch weiter führen. Seitdem Bismarck Pferde-, Reiter- und Stallgleichnisse nicht nur in die parlamentarische Sprache eingeführt, sondern auch hof- und salongefähig gemacht hat, wird es wohl bei weniger wichtigen Gelegenheiten erlaubt sein, sie anzuwenden.

Wir setzen also den am häufigsten vorkommenden Fall, daß Einer über ein Doppelgespann verfügt. Da wird es sich dann bald finden, daß das eine dieser Gespanne dem andern überlegen ist, daß es besser arbeitet, zukömmlicher in der Hand liegt, eine gleichmäßigere Gangart hat — also von seinem Herrn und Meister bevorzugt wird, was schließlich darauf hinausläuft, daß es öfter und dauernder in Anspruch genommen wird. Es wird das Berufsgespann, das andere das Erholungsgespann. Man gewöhnt sich allmählich an den Gedanken, daß nur das Berufsgespann arbeitet, die Leistungen des Erholungsgespannes aber keine Arbeit, wenigstens keine rechte sind. Gladstone erholte sich von seiner Berufsarbeit, der Politik, indem er Bäume fällte und Holz hackte, bis er von Schweiß triefte. Er hat seine

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Holzhackerei niemals als Arbeit betrachtet. Der Holzhacker von Beruf hätte gerade diese Beschäftigung als Arbeit, die Teilnahme an den Meetings, die er vielleicht besuchte, wo er vielleicht sogar als Redner auftrat, als Erholung betrachtet.

Wir kommen so zu einem Begriffe der Arbeit, der mir einigermaßen verschieden von dem landläufigen Begriffe scheint. Selbst der denkende Rentier, der über seine Zeit und seine Beschäftigung frei disponieren kann, wird irgendeine seiner Tätigkeitsäußerungen, sei sie welcher Art sie wolle, gewissermaßen als Beruf, als Arbeit auffassen, die übrigen als Erholung, als Liebhaberei. „Da wär' mei' Büroche, wo ich als arbeite tät!", sagt Hampelmann, der ein Logis sucht.

Aber die wenigsten Menschen sind in einer solchen Lage, daß sie sich ihre Arbeit frei auswählen können, die meisten, sogar die Monarchen, befinden sich in einer Zwangslage, sie müssen eine bestimmte Arbeit leisten, die ihnen auferlegt ist. Diese Tätigkeit, die der Beruf mit zwingender Notwendigkeit von ihnen verlangt, ist ihre Arbeit; alles übrige gilt nicht als Arbeit. Der Kaiser von Österreich ist ein leidenschaftlicher Jäger; er arbeitet mit seinen Ministern, er arbeitet, indem er seine Unterschrift unter die zahlreichen ihm unterbreiteten Schriftstücke setzt — es wird aber niemandem einfallen, zu sagen, er habe Jagdarbeit getan, wenn auch die Arbeitsleistung seiner Muskeln, beim Anspringen eines Auerhahnes zum Beispiel, gewiß hundertmal bedeutender ist, als diejenige seiner Gehirnzellen beim Unterzeichnen der Dekrete.

So schließt denn das Wort „Arbeit", wie es im gewöhnlichen Leben gebraucht wird, stets die Vorstellung eines Zwanges, einer Nötigung, eines Muß in sich. Wer mit unbefangenen Augen um sich blicken will, wird finden, daß das Wort garnicht anders gebraucht wird, weder von den Sozialisten, welche den achtstündigen Arbeitstag fordern, noch von den Höchstgestellten, welche ihre Arbeit nicht nach der Stundenzahl abschätzen. Was der Berufsmensch Arbeit nennt, erkennt der Nichtberufsmensch auch nicht als Arbeit an.

Zur Erhärtung dieser Behauptung will ich nun noch einige Beispiele aus meiner Familie anführen.

Arbeit war für meinen Vater seine Berufstätigkeit als Kliniker, als Professor, als Gelehrter. Aber wenn nach altem Brauche, wie Uhland singt,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ein Schweinchen geschlachtet und in die Haushaltung verwendet wurde, hackte er Wurst in die Wette mit den Metzgern, salzte und räucherte selbst seine Schinken — das war keine Arbeit, wenn ihn diese Tätigkeit auch mehr ermüdete, als seine Klinik, seine Vorlesungen und seine Praxis.

Ich pflege in den Ferien, wenn ich mich erholen und ausruhen will von meiner Berufsarbeit, mich mit malen zu beschäftigen. Es ist mir oft begegnet, daß ich mit Malern von Beruf stunden- und tagelang zusammen an demselben Platze gesessen habe, um eine Studie nach der Natur zu machen. „Heute habe ich famos gearbeitet", sagte der Maler am Abend, während ich versucht war, zu sagen: „Wieder einmal ein Tag verplempert! Aber in acht Tagen muß ich wieder an meine Arbeit gehen."

Einer meiner Söhne ist vielbeschäftigter, praktischer Arzt in Paris. Dort „arbeitet" er — aber seine Klettereien und Jagden in den Alpen nach Schmetterlingen, die er leidenschaftlich sammelt, sind keine Arbeit; wenn sie ihn auch ebenso oder vielleicht noch mehr ermüden, als das Treppensteigen in Paris.

Arbeit im gewöhnlichen Sinne ist also Folge eines Zwanges. Die geistig gesunden Naturen aber, die sich zu selbständigem Denken emporgerungen haben, widerstreben dem Zwange oder suchen ihn, wenn sie ihn nicht ganz abschütteln können, doch so gering als möglich zu machen. Solche Tendenzen lassen sich nicht mit solchen Phrasen beiseite schieben. Arbeit ehrt den Menschen! Zugegeben, wenn sie freiwillig geleistet wird und selbst in diesem Fall nur, wenn der Zweck der Arbeit lebenswert und fördernd ist. Aber ich habe bis jetzt noch nicht gehört, daß die Nachgiebigkeit, die Unterwürfigkeit unter einen Zwang, besondre Ehre einbrächte. Hat der russische „Bien", der muß, mehr Ehre im Leibe, als die heimische Biene, die nicht muß?

Aber ich will dieses Thema nicht weiter ausspinnen. Am Ende läuft es doch auf einige Mystik hinaus. Liegt doch etwas Mystisches in dem Umstande, daß diejenigen Nationen, welchen die Natur, wenn nicht den härtesten, aber doch einen sehr harten Zwang und damit harte Arbeit auferlegt, gerade diejenigen sind, welche die Fortschritte der Kultur am meisten gefördert haben? Ist es nicht auffallend, daß Zivilisation und Kultur aus dem warmen und heißen Süden, wo sie begonnen haben, stets weiter nach Norden hin ausgewandert sind, und steht diese Wanderung nicht im Zusammenhange mit der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zunehmenden Herrschaft des Menschen über die Natur und deren Kräfte, die wir schon als den Charakter unsrer jetzigen Zeitperiode bezeichneten?

Die Arbeit ist es also, welche die Welt umgestaltet und die Beziehungen schafft, unter welchen die menschliche Gesellschaft lebt und durch zunehmende In-dienst-stellung der Naturkräfte die Kultur entwickelt, die Zivilisation fördert. Die Weltanschauung, nicht nur der breiten Massen, sondern der ganzen menschlichen Gesellschaft beruht auf dieser materiellen Grundlage.

Aber die durch äußeren Zwang auferlegte Arbeit erhält und befestigt nur Zustände, sie führt keine Änderung des Bestehenden mit sich. Der innere Zwang, den man sich selbst durch den Willen auferlegt, dieser ist es, welcher schöpferisch wirkt, Fortschritte zeugt, Neues an den Tag fördert und durch Umgestaltung der uns umgebenden Medien auch unsere Auffassung derselben ändert.

Aber diese, auf materiell begrenzter Grundlage ruhende Anschauung hat mit dem, was man Weltanschauung nennt, nicht das mindeste zu schaffen.

Wir sagten, daß Eisenbahnen, Telegraphen, Telephon und alle die zahllosen Eroberungen von Naturkräften, die wir gemeinhin Erfindungen nennen, die menschliche Gesellschaft und ihre Lebensbedingungen von Grund aus umgestaltet haben und noch weiter umgestalten werden. Was hat damit die sogenannte allgemeine Weltanschauung, was hat damit die Literatur, welche in dieser die Lösung der Rätsel sucht, nur irgend zu schaffen?

Ob der Erfinder einer umgestaltenden Einrichtung ein gläubiger Christ oder Jude, ein von Zarathustra, Hegelschen Kategorien oder Schopenhauerschen Pessimismen erfüllter sogenannter Philosoph ist, ob er irgendeiner allgemeinen Weltanschauung huldigt oder nicht, ist doch vollkommen gleichgültig — sein Werk bleibt immerhin dasselbe, und die Wirkung desselben auf die Gesellschaft, die Kultur und Zivilisation wird dadurch nicht im mindesten beeinflußt.

Welche Wandlungen in allgemeinen Weltanschauungen haben wir älteren schon durchgemacht oder an uns vorüberziehen sehen! In Preußen herrschten nacheinander Kant, Fichte, Herbart, Schelling; mit Hegelscher Weltanschauung war von den Höchstgestellten an das ganze Volk bis in seine tiefsten Schichten dergestalt durchseucht, daß die Eckensteher die Schimpfworte und groben Witze, welche sie einander und anderen in das Gesicht warfen, in

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hegelsche Phrasen einwickelten — welchen Einfluß haben diese einzelnen Weltanschauungen auf das Leben des preußischen Volkes, auf die Entwicklung des preußischen Staates, auf die gesellschaftlichen und sozialen Beziehungen, kurz auf die ganze Kultur und Zivilisation Preußens geübt? Wesentlich auch nicht den mindesten! Militärstaat war es, Militärstaat ist es geblieben, und Militärstaat wird es wahrscheinlich bleiben, so lange es überhaupt besteht.

Was aber die Individuen mit ihren Weltanschauungen und ihren Idealen betrifft, so müßte ich nicht wahre Revolutionen und kritische Zeiten durchgemacht haben, um mich über ihren Zusammenhang mit den Handlungen und Taten täuschen zu können. „Vor diesem da, Carl," pflegte mein Vater zu sagen, „nimm dich in Acht. Der Kerl spricht soviel von Idealen und Weltanschauungen — er hat gewiß Dreck am Stecken!" (Das Wort war von den Bauern seiner wetterauischen Heimat entlehnt, die allgemein wenigstens mannslange Stöcke tragen, an deren Ende stets ein Klumpen der schweren Tonerde des Bodens klebt. Stellen sich nun einige Bauern zusammen, um zu plaudern, so klemmen sie unfehlbar den langen Stecken wagrecht unter den Arm und bedrohen auf diese Weise beim Umdrehen die Gesichter der Naheſtehenden).

Durch Erfahrung wird man klug. Es gab ja früher wenigstens und während der aufgeregten Zeitperioden ehrliche Schwärmer genug, die sich eine ideale Welt konstruierten und glaubten, dieselbe könne realisiert werden; meist aber glaubten diese Idealisten auch, daß ihre Träume durch die Taten andrer würden realisiert werden. Aber wie gering war die Zahl dieser schwärmerischen, aber überzeugten Impotenten gegenüber der Menge derjenigen, die den idealen Mantel sofort fallen ließen, sobald ein Windstoß daherbrauste, der sie in Ungelegenheiten hätte bringen können. Wie groß war auch die Zahl derjenigen, die ihren höchst reellen Zwecken das allgemeine Mäntelchen einer idealen Weltanschauung umhängten, weil sie hofften, auf diese Weise zu ihren Zielen gelangen zu können! Je älter man wird, je mehr man mit dem wirklichen Leben vertraut wird, desto mehr solcher trauriger, ja verletzender Erfahrungen macht man, und deshalb kommt mir jedesmal, wenn ich das Wort „Weltanschauung" höre oder lese, jenes Gruseln an, von dem ich im Anfange sagte, daß ich seiner nicht Herr werden könne.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rundschau

Kanada und die britische Seemacht

Die Inanspruchnahme der Kolonien für die Unterhaltung und Stärkung der britischen Seemacht erweist sich mehr und mehr als ein Krebsschaden des Reichsgedankens, den sie doch neu beleben sollte. Das Bewußtsein, dem Mutterlande zu helfen, die Herrschaft zur See aufrecht zu erhalten, mindert naturgemäß überall die Achtung vor diesem und steigert das eigene Selbstgefühl. Besonders in Kanada hat die Unabhängigkeitsbewegung einen dankbaren Agitationsstoff in dem Eifer gefunden, womit englische Flottenklingelbeutel im Lande herumgehalten werden. In verbreiteten Zeitungen wird über die „Dreadnoughtitis" als einer Seuche gespöttelt; „Ottawa Free Press" spricht in Hinsicht auf die englische Furcht vor der „deutschen Gefahr" von „periodisch wiederkehrenden Tobsuchtsanfällen gewisser Kreise in England" und meint: „Wir lehnen es ab, uns von Leuten, die über mehr Begeisterungsfähigkeit als gesundes Urteil verfügen, von den Pfaden des Friedens und des Handels abbringen zu lassen." Viel bemerkenswerter noch sind Äußerungen des einflußreichen französischen Kanadiers Brousſa, der an der Spitze einer jungkanadischen Bewegung steht. Er sagte neulich auf einem Kongreß der „Commercial Traveller Association": „Wir fordern als britische Untertanen, wenn wir Blut und Geld für die Flagge opfern sollen, bei den diplomatischen Verhandlungen mitreden zu dürfen, die einem Kriege voraufgehen, oder einem Bündnis, das das Mutterland mit einer fremden Nation eingehen mag und weitreichende Folgen für Kanadas künftige Handelsbeziehungen und Einwanderungspolitik haben könnte. Solche Probleme dürfen nicht auf Grund unklarer Gefühle gelöst werden, sondern auf Grund vernünftiger Erwägungen. Das ist es, was wir bisher nicht bedachten, weil wir annahmen, daß die britischen Eroberer den Geist der Gerechtigkeit, der Freiheit und des Fortschritts für uns besäßen.... Wir sollten mit dem wahren Geiste des Kanadaismus an die Lösung dieser Frage herantreten und die verschiedensten Stimmen in der Nation sollten gehört werden, bevor irgendein Gesetz in dieser das Schicksal der Nation berührenden Frage das Bundesparlament passiert." Diese Äußerung lehrt zur Genüge, einer wie starken Belastungsprobe das Ansehen des Mutterlandes in den englischen Kolonien durch deren Beteiligung an den Flottenrüstungen ausgesetzt wird.

Witthopp

Die Yankees.

Selbstgerechte Söhne der deutschen grande nation und neuyorker Dachstubenschreiber wettern gegen die Himmelskratzer und die Dollarjagd der Amerikaner. Als ob es in Deutschland keine Schlöte und keine Mietskasernen gäbe, als ob nicht auch bei uns der moderne Typus des gemütlosen, kalt nüchternen Geldmenschen bestünde. Ich war drei-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mal drüben, und lange, und habe den Eindruck gewonnen, daß die idealen Kräfte in Amerika doch weit stärker sind als die Sucht, reich zu werden. Und selbst wenn einer Millionär geworden ist, — was ist dann sein erstes Bestreben? Soziale Geltung zu erringen, mit really nice people zu verkehren, und womöglich sich mit europäischem Adel zu verschwägern. Ein weiteres Ziel ist der Besitz der Macht: Stellen zu vergeben, Einfluß auf die Gesetzgebung auszuüben, womöglich in den Gang der auswärtigen Angelegenheiten einzugreifen. Anerkennung von der Gesellschaft zu fordern und auf die Gesellschaft selbst wirken zu wollen, — das sind doch Beweggründe, die sich über nackte Habsucht erheben.

Sodann die Freigebigkeit der Millionäre . . . Gewiß, sie ist eine Art Versicherungspolice gegen allzu große Unbeliebtheit, gegen den gefährlichen Neid der Massen. Aber wer wünschte nicht, daß auch bei uns eine derartige fürstliche Freigebigkeit erwüchse? Wie spärlich sind bei uns die öffentlichen Parke, wie selten stiftet ein Privatmann, wie etwa Krupp, Bäder und Büchereien, welche Not entsteht, wenn für eine Expedition, für irgendein wissenschaftliches Unternehmen, für Luftschiffe oder Radiumforschung, private Wohltätigkeit angegangen wird! Eine Amerikanerin, Helen Gould, stiftete für den Krieg um Kuba ein ganzes Hospitalschiff.

Auch der Imperialismus der Yankees beruht in erster Linie auf idealem Untergrunde. Sie fühlen sich als das erste, freieste und gebildetste Volk der Erde, und wollen nur deshalb über andere Völker, womöglich über den ganzen Erdball, herrschen, um auch den dunkeln, unerleuchteten Ländern das Licht der Freiheit und Zivilisation zu bringen. Es glüht also in ihnen das Feuer des Missionars. Nach außen allerdings erscheinen die imperialistischen Bestrebungen der Union in wenig idealer Gestalt. Sie tragen wirtschaftliches Gewand. Sie haben nicht selten die Art eines Piratenzuges. Sie verraten den Wunsch nach Ausbeutung und Vergewaltigung. Der Krieg mit Spanien war ein Rechtsbruch, ebenso der Friede. Denn kein Satz des Völkerrechtes konnte es rechtfertigen, daß weite Gebiete, die nie von einem Forschungsreisenden, geschweige denn von einem Soldaten der Yankees betreten waren, in dem Frieden von Paris durch Amerika gefordert und erlangt wurden. Ein Rechtsbruch war nicht minder die Einverleibung von Panama, und nicht viel besser die gewaltsame Finanzkontrolle über Haiti.

Als schlimmste Tat der Yankees gilt vielfach der kapitalistische Raubzug, den sie 1907 gegen Europa verübt haben. Die Ursachen des großen Krachs sind ja noch nicht klar; nur das eine ist sicher, daß der Anlaß dazu in Amerika zu finden war. Imperialismus ist eben immer aggressiv, tritt immer dem Nachbarn auf die Hühneraugen.

Aber gerade auch der Imperialismus bedeutet eine Europäisierung Amerikas.

Trotz ihrem ungemeinen Selbstbewußtsein fühlt sich die Union doch nicht stark genug, allein im Gewühl der Völker den Kampf ums Dasein aufzunehmen. Sie ist ja schon vor der Bedrohung durch das kleine Japan zurückgewichen. Da aber Japan außerdem mit England verbündet ist, so hat sich auch Washington nach Unterstützung umgesehen. Die glaubt es, in Deutschland zu finden.

Ehedem wollte Amerika nicht nur ganz auf sich stehen, sondern es hoffte, auch eine ganz eigne Kultur aufbauen zu können. Das war vielleicht nicht so unmöglich, wie es jetzt scheint. Die Verbindung mit der alten Welt war spärlich. Ohne hemmende Traditionen, ohne verfallene Schlösser, ohne den Wust der Jahrtausende konnte man sich frei

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nach Gutdünken entfalten. Einige fruchtbare Sonderelemente, die von aller bisherigen Gepflogenheit abwichen, konnte die neue Welt selbst spenden. Einmal durch die Kultur der Indianer, zweitens durch die Eigenart des Bodens. Tatsächlich haben beide Umgebungen, die menschliche wie die „erdliche" (geographische), den Yankee beeinflußt. Vorstellungen und Sitten der Indianer und die ungeheuern Flüsse und Seeen und Prärien haben die Phantasie eines Longfellow, eines Walt Whitman befruchtet. Aber mit der Hausmacherkultur war es doch nichts. Die Europäisierung schreitet immer weiter. Eigentlich ist das schade. Der amerikanische Imperialismus ist gleichermaßen ein politischer Triumph Europas, ein Sieg über das Abschließungsideal Monroes, das Humanitätsideal Franklins und Washingtons.

Albrecht Wirth

Moderne Kolonialpolitik

An einem der ersten Vorträge, die Dernburg als Staatssekretär für die Kolonien hielt, erklärte er, die deutsche koloniale Wirtschaft bedeute ihm „die Frage der Zukunft der nationalen Arbeit, die Frage der Beschäftigung der heimischen Kapitalien im Handel, im Gewerbe, in der Schiffahrt." Das war es, was einzelnen weitsichtigen Kolonialpolitikern schon immer vorschwebte, ohne daß sie dafür ernsthaftes Verständnis gefunden hätten. Das Dernburgsche Prinzip konnte in die deutsche Kolonialpolitik auch erst eingeführt werden, nachdem das alte unvolkstümliche, aus den Bedürfnissen abgesonderter, konservativ-agrarischer Kreise hervorgegangene vollständig versagt hatte. Für Dernburg mußte es vor allem darauf ankommen, geltend zu machen, daß die Kolonien für das Mutterland da sind, und nicht umgekehrt. Das konnte nur zu Zusammenstößen mit den Ansiedlern führen. Zunächst kam die Auflehnung der Pflanzer in Deutsch-Ostafrika. Die waren gewohnt, die Eingebornenfrage einseitig von ihrem Unternehmerstandpunkt aus zu beurteilen. „Allgemeine kulturelle Hebung und vor allem Erziehung zu Bedürfnissen werden zwar als Mittel der Erziehung zur Arbeit anerkannt, in der Praxis wirken sie aber viel zu langsam, als daß bei der Entwicklung der Kolonie wirtschaftliche Unternehmungen damit rechnen könnten. Der Arbeiter- und Lohnkalamität ist nur durch allmähliche Einführung einer allgemeinen Arbeitspflicht — der heimischen Militär- und Schulpflicht entsprechend — wirksam und dauernd abzuhelfen." So hieß es in den Leitsätzen, die Vertreter des „wirtschaftlichen Verbandes" in Deutsch-Ostafrika dem Staatssekretär Dernburg im Oktober 1907 in Tanga vortrugen. Es ginge nicht an, wurde ihnen geantwortet, daß man der Regierung gewissermaßen die Peitsche in die Hand drücken wollte, um die Eingeborenen zur Arbeit heranzupeitschen. Bei der wirtschaftlichen Entwicklung der Kolonie seien neben den Interessen der Pflanzungen auch die Interessen der Eingebornen und des Handels zu berücksichtigen. Dernburg stellte sich damit auf den Standpunkt des Mutterlandes. Dieses fährt am besten, wenn die Eingebornen in den Kolonien human behandelt und dazu gebracht werden, aus Eigeninteresse zu arbeiten. Wenn die Konsumkraft der Hunderttausende von Eingeborenen auch nur etwas gehoben wird, so kann der Handel des Mutterlandes daraus ungeheuer viel größere Vorteile ziehen, als wenn einzelne Unternehmer oder Unternehmungen vermöge eines Arbeitszwanges bei schlechter Entlohnung aus der Kraft des Negers

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in möglichst kurzer Zeit möglichst viel herauspressen und sie so durch raubbaumäßige Ausnützung erschöpfen ... Nicht ohne hartnäckige Kämpfe bekam Dernburgs „negererhaltende" Politik schließlich die Oberhand.

Eine ähnliche Auseinandersetzung hat es jetzt zwischen den Ansiedlern in Deutsch-Südwestafrika und Dernburg gegeben. Nur handelte es sich diesmal nicht um die Schwarzen, sondern um die Diamanten. Sonst war es dieselbe Geschichte. Die Diamantenspekulanten in Lüderitzbucht wollten in der Diamantenfrage, genau wie die ostafrikanischen Pflanzer in der Negerfrage, die Interessen des Mutterlandes ausschalten. Darum erhielten sie von Dernburg die gleiche Antwort: „Wir treiben nicht Politik für zweihundertvierundfünfzig Leute in Lüderitzbucht, sondern für das Deutsche Reich." Das war der scharfe Keil auf den groben Klotz der Depesche des Herrn Kreplin. Die Niederlage der Südwestafrikaner durch die einstimmige Vertrauenskundgebung der Budgetkommission des Reichstags für Dernburg war noch entschiedner als seinerzeit die der Ostafrikaner. Das Deutsche Reich läßt sich die Bedingungen, unter denen es Kolonialpolitik treibt, von den Leuten in seinen Kolonien nicht diktieren. Hierbei sollen in erster Linie die Bedürfnisse des Mutterlandes bestimmend sein, nicht die der Kolonien. Hoffentlich hat man das nunmehr in Afrika allenthalben begriffen.

Otto Corbach

Theaterfasching

Mit „Der Widerspenstigen Zähmung" hob er vielversprechend an. Doktor Kilian suchte zwar den tollen Renner Shakespeare zu zügeln, sei's, um nicht in den Verdacht zu kommen, ein zweiter Reinhardt zu sein (was unserm Hoftheaterregisseur gewiß niemand vorwerfen wird), sei's, weil er einen sogenannten Klassiker vor sich hatte, den sich ein deutscher Gelehrter nun einmal nicht ohne den Beigeschmack einer ehrwürdigen Langweile vorstellen kann. Allein der wilde Gaul ging Gott sei Dank mit dem Reiter durch, und Petruchio-Lützenkirchen knallte so lustig mit der Peitsche, daß Frau von Hagen, die mit Recht das schöne Käthchen hieß, wohl oder übel nach seinem Takte tanzen mußte. Man gab das Tierbändigerstück mit Vor- und Nachspiel. Letzteres fehlt bekanntlich in unsern Shakespeare-Manuskripten; aber ohne den besoffnen Kesselflicker, der zum Schluß so pünktlich die Moral aus der Geschichte zieht, wäre der Tierbändiger Petruchio ein zweiter Peter Schlemihl, dem der Schatten fehlte, — der Schatten weiser Selbstironie, wie ihn nur die ganz Großen, ein Shakespeare, ein Ibsen, hinter sich herschleppen.

Robert Engels, der der Komödie ein neues Gewand gab, hatte offenbar vergessen, daß er nicht im Künstlertheater auf der Theresienhöhe, sondern im Residenztheater war. Als ob es auch hier statt der Bühne nur ein schmales Brett gäbe, schob er eine Art Gefängnismauer quer vor die Rampe und sagte dem verehrlichen Publikum, es solle sich darunter eine Straße in Padua vorstellen. Ich gestehe, daß ich für solche künstlerische Andeutungen noch nicht reif bin. Und daran ist der Künstler selbst schuld, weil er für Garten und Gemach so warme Lokalfarben fand.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Von Shakespeare zu Karl Rößler und Ludwig Heller ist ein gewagter Sprung. Aber wenn wir einmal in deren „Klubsessel“ sitzen, fühlen wir uns wirklich mitten im Karneval, wo man lacht, ohne zu fragen, warum. Ein Literarhistoriker könnte den Stammbaum der beiden Grafen Teta-Lannatsch bis zu Kotzebues „beiden Klingsberg“ zurückverfolgen, aber das lustige Lied von dem angebornen Rechte der Drohnen, das die zwei Schwankfabrikanten hier anstimmen, will einfach als toller Einfall eines übermütigen Augenblicks hingenommen sein, um den herum man dann eine alte Erbtante, eine englisch sprechende Tochter, eine alte Balletteuse, die Geldverleiherin ist, eine Dame, die von Lenbach gemalt wurd, und einen Kohlrabiapostel kleisterte. Immerhin habe ich in der Naturheilanstalt des Schauspielhauses herzlich gelacht, während ich aus dem feinen Restaurant des Residenztheaters, in dem ein russischer Großfürst unter dem Pseudonym Jack Brown den Kellner spielte, nach dem ersten Akte gelangweilt davonlief.

Dieser „Freund Jack“ ist nämlich nichts als eine schlechte Operette, bei der man schon am Schluß des ersten Aktes ganz genau weiß, was der zweite und dritte bringen werden, aber trauriger Weise eine Operette ohne eine Musik, die uns über den langweiligen Blödsinn der Handlung hinwegtröstet. Und ohne eine Josefine Glöckner, die, wie der wochenlange Zulauf im Volkstheater beweist, selbst eine Hartl-Mitius dem Publikum genießbar machen kann. Mir allerdings nicht. Ich rettete mich aus diesem „Fasching“, der in Wirklichkeit ein reizloser Abklatsch von Straußens „Fledermaus“ ist, in den wirklichen Fasching hinaus.

Nicht etwa zu Max Halles „Amerikafahrer“, der im Schauspielhause dreizehn Jahre nach seinem Tode unter Zischen und Pfeifen noch einmal begraben wurde. Welcher gute Freund mag wohl dem Dichter geraten haben, dieses dramatische und komische Nichts, das im Zuschauer eine tiefe Sehnsucht nach Körners „Nachtwächter“ weckt, mit einer veryankeedudelten Holländermusik von Hannes Ruch noch einmal aufführen zu lassen? Und gerade an demselben Abend, da drüben im Residenztheater ein geist- und witzsprühendes dreiaktiges Feuilleton von Hermann Bahr sich ins Ohr des Zuschauers hineinkitzelte!

„Das Konzert“ ist eine lustige Abhandlung über die Künstlerehe, gewissermaßen die komische Rückseite von Wedekinds „Musik“. Der konzertierende Pianist, dessen Liebschaften mit zum Geschäft gehören, ist prächtig gezeichnet. Und daß er nach dem liebenswürdigen Bekehrungsversuch seiner verständnisvollen Gattin der alte Schürzenjäger bleibt, ist wohl der beste Witz des Ganzen. Oder war es nur das wundervolle Zusammenspiel von Lützenkirchen und Fräulein Lossen, Schwanneke und Fräulein Terwin, Höfer und Frau Conrad-Ramlo, was mich in das Stück — ich sah es erst bei der dritten Wiederholung — geradezu verliebt machte?

Edgar Steiger

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Glossen

Preußische Imponderabilien

Über dem Beamtentum schwebt der Geist des famosen Paragraphen 10 des Reichsbeamtengesetzes: Jeder Reichsbeamte hat die Verpflichtung ....., durch sein Verhalten in und außer dem Amte der Achtung, die sein Beruf erfordert, sich würdig zu zeigen.

In dem Wörtchen würdig, da liegts, das entscheidet über das Schicksal des Beamten.

Kattowitz—Posen—Harburg (Elbe).

Weil die preußische Regierung eine ihr richtig erscheinende Polenpolitik betreibt, und weil sie zur Durchführung dieser Politik der Beamten bedarf, glaubt sie über Gesetz und Verfassung hinweg den Begriff „Staatsnotwendigkeit" konstruieren zu können, um die garantierten Rechte soundsovieler beamteten Staatsbürger einfach totzuschlagen. Daß Preußen auch das Reich auf seiner Seite hat, ist unabwendbare Begleiterscheinung. Dringende Fragen tauchen im Hinblick auf die Vorkommnisse in Kattowitz und Posen auf: Wer ist die Staatsregierung, was soll sie sein, und was heißt „Staatsnotwendigkeit"? Die Antwort stützt sich auf preußische Imponderabilien, Unwägbarkeiten, die das gegenwärtige System halten und legitimieren sollen. Schon bei der Urteilsbegründung im Zollitschprozeß waren die Imponderabilien ausschlaggebend. Und wenn freisinnige Abgeordnete bei Beratung über die Fassung des Paragraphen 10 des Reichsbeamtengesetzes in den Reichstagsverhandlungen des Jahres 1872 hervorhoben, daß man die Schaffung eines Kautschukparagraphen vermeiden müsse, dann sind wir heute so weit, behaupten zu können, daß die Auslegung der Beamtengesetze durchweg im Sinne eines molluskenhaften preußischen Imponderabilismus geschieht, oder daß dies doch mit allem Eifer angestrebt wird. Die Beispiele für die „moderne" Praxis mehren sich: gestern Kattowitz und Posen, heute Harburg (Elbe).

In Harburg (Elbe) ist eine größere Anzahl von Zollbeamten „im Interesse des Dienstes" versetzt worden. Grund? Moderne Beamtenbewegung und Agitation für die Besoldungserhöhung. Wird durch Versetzungen die moderne Beamtenbewegung aus der Welt geschafft? Wohl kaum. Und die Agitation für Besoldungserhöhung? Dafür dürfte man doch höchstens strafen, wenn die Erhöhung eingetreten wäre. Wer sich aber an der Paralysierung sämtlicher Gehaltsaufbesserungen mitschuldig macht durch Einbringung beziehungsweise Sanktionierung ungerechter Steuern und damit, anstatt die Schäden eines drückenden Zollsystems zu mildern, sie verschärft, — der sollte sich sagen, daß die Beamten nicht nur durch die negativen Erfolge genug gestraft sind, sondern auch darum, weil sie Geld und Kraft nutzlos in der Agitation vergeudeten. Aber die moderne Beamtenbewegung steht doch auch in Harburg wieder im Vordergrunde. Um ihr den Giftzahn zu brechen, hat der Minister selber die Gründung eines Verbandes — die Zwangsinnung genannt — veranlaßt. Soweit gut; nur, bei der natürlichen Abneigung gegen alle Ministervereine, ist es schwer, Mitglieder für die Zwangsinnung zu finden. Das empört, und es macht Mut zu einer

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kleinen Maßregelung „im Interesse des Dienstes“. Solange die Steuerzahler still halten, lassen sich ja auch solche ministeriellen Extravaganzen ganz gut machen. Vielleicht aber präsentieren eines Tages doch einmal die Steuerzahler dem Herrn Minister die Liquidation für diesen kleinen Scherz. Aber — lächeln wird er, die Achseln zucken: Davon versteht ihr nichts, meine Lieben. Preußische Imponderabilien.

Der in Preußen regierende Geist scheint mehr und mehr auch die Bundesstaaten zu erobern. Die Rede des badischen Finanzministers Honsell hat erwiesen, daß der Minister die Argumentation der preußischen Regierung anläßlich der vorjährigen Besoldungskampagne im Land- und Reichstag mit Erfolg in sich aufgenommen hat. Aber auch in Mecklenburg beginnt es zu dämmern. Mittlere Eisenbahnbeamte wollten kürzlich in Schwerin eine Versammlung abhalten, um sich in größerem Stil zu organisieren. Zunächst hatte sich irgendein Widerspruch der maßgebenden Stellen nicht geltend gemacht, auch Urlaub wurde bereitwilligst gewährt. Aber der Freifahrtschein! Der wurde zuguterletzt versagt und die Urlaubsbewilligung zurückgenommen. Ob das gleiche Verfahren eingeschlagen worden wäre, hätte es sich um Teilnahme an der Versammlung eines „ministeriellen“ Beamtenvereins gehandelt?

Das Charakteristikum der preußischen Imponderabilien ist der gute Wille, der das Böse schafft. Wie in Preußen sieht man auch in Mecklenburg nur den guten Willen. Man schließt in törichter Blindheit die Ventile der Staatsmaschinerie. Gut, dann soll man sich nicht wundern, wenn einmal ein Explosiönchen entsteht und die bremsenden Ministerkollegen sich eines Tages neben ihrem Ministersessel wiederfinden.

In Preußen darf man übrigens das Wort „Ministerkollegen“ ohne jeden Hintergedanken anwenden, da derselbe Geist die preußischen Minister zu einträchtigem Handeln verbindet. Die Kollegen in den Bundesstaaten können da immer noch nicht so recht mithalten. Der preußische Eisenbahnminister hat sich nicht von der Notwendigkeit der Beamtenausschüsse überzeugen können, der bayerische Verkehrsminister ebenfalls nicht, *aber* er verweist seine Beamten auf ihre Fachpresse: Da übt Kritik, da bringt eure Beschwerden vor. Und in Preußen-Deutschland? Kritik? In der mündlichen Begründung des Urteils im Zollitschprozeß ist der schöne Satz enthalten: „Und wenn schon jeder Gutsbesitzer, jeder Fabrikbesitzer, jeder Hausherr es sich verbietet, wenn seine vertragsmäßig Angestellten hinter seinem Rücken seine Maßnahmen, seine Dispositionen verunglimpfen, diskreditieren in den Augen der Öffentlichkeit und wenn ihm das nicht verdacht werden kann, wenn er einen derartigen Angestellten sofort aus seinem Hause jagt, noch viel weniger ist es einer staatlichen Behörde, dem Reiche, zuzumuten, das Verhalten von Beamten ungeahndet zu lassen, welche sich nicht die hervorgehobene Reserve auferlegt haben, nicht denjenigen Takt an den Tag gelegt haben, welcher erforderlich ist, um die ganze Staatsmaschinerie in Gang zu halten.“ Der Satz hätte weniger umständlich das Ziel vorbereiten dürfen; Beamte und Öffentlichkeit kennen zur Genüge den obersten Grundsatz in Preußen: *wir wollen keine Kritik dulden, weil wir sie nicht dulden dürfen.*

An dieser knappen Begründung läßt sich die ganze morsche-Auffassung vom Wesen des modernen Staates erweisen: Autorität und Disziplin sind in Gefahr, wenn wir Kritik dulden. Wenn das wahr wäre, müßte beispielsweise die Autorität der Regierung, die keine Kritik dulden will, einem rocher de

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bronce gleichen, und doch haben sich gerade in jüngster Zeit die Vertreter des starren, preußischen Systems, die immer noch auch im Reich ihr Dasein fristen, in den Parlamenten verlachen lassen müssen. Und die Disziplin? Allerdings die Disziplin, wie der Januschauer sie will, ist in Gefahr. Jedes wachsende Staatsgebilde wird sich schließlich wie von Schlacken von dieser Knutendisziplin reinigen; bedauerlich bleibt nur, daß man durch sie unser heutiges Beamtentum künstlich in Entwicklungssphären zurückdrängt, die andre Bevölkerungsschichten aus eigner Kraft längst überwunden haben. — Die Beamten sind des Staates Diener. Es ist eine glatte Unmöglichkeit, daß Menschen mit patriarchalischer Hausordnung in vollem Umfang im Interesse der Volksgesamtheit den Anforderungen des modernen Verkehrs gerecht werden. Weil aber kein moderner Staatsbürger ohne den modernen Verkehr auskommt, muß er wünschen, daß den Organen des Verkehrs, den Beamten, das Maß an Luft und Licht für ihre Entwicklung zugemessen werde, das die Verkehrsbetriebe selber zu ihrem fortschrittlichen Ausbau nötig haben. Solange preußische Imponderabilien die auch den Beamten gesetz- und verfassungsmäßig gewährleistete Freiheit zu verkümmern streben, werden die Klagen über „verkehrsfeindliche Verkehrsbetriebe" nicht von der Tagesordnung verschwinden. Auch die Beamten haben längst eingesehen, daß der preußischen Regierung die sichersten Stützen ihres Systems aus den Kreisen der rechtsstehenden Parteien erwachsen, in deren Reihen seinerzeit das bezeichnende Abwehrwort gegen ein neues preußisches Wahlrecht kursierte: Papperlapapp, das jetzige Wahlrecht ist unser Profit! Sollten die Beamten darum nicht begriffen haben, daß auch für sie der Kampfruf nur lauten kann: Hinweg mit dem elendesten Wahlrecht!? . . a

Kaiserlegenden

Die Welt will ihre Legenden haben. Das ist ihr einziges wirkliches Fortleben in der Überlieferung. Darum ist die Legende auch die einzige Geschichtswahrheit, und soviel Widersprüche die Legende in sich birgt, so viele Seiten hat auch die Wahrheit. Jeder sieht sie anders, und so ist sie wahr. Im besondern bahnt sich die Masse des Volkes eine Beziehung zu ihren Helden, die ein ganz andres Bild zeitigt, als sich dem Blick aus nächster Nähe geben muß, ohne daß eines das andre entrechtete. Denn je mehr Personifikationen eine Person in sich vereinigt, um so vielseitiger, man kann sagen unpersönlicher, sind ihre Eigenschaften. Sie löst sich in ihre Beziehungen auf.

Künstliche Legenden sind unhaltbar. Sie suchen erdichtete Beziehungen zu Wirklichkeiten zu erheben. Sie entstammen absichtlichen Zwecken und vergehen mit diesen. Legenden wie die von „Kaiser Wilhelm dem Großen" quälen sich nur eine Zeitlang fort. Ihr Zweck ist, die Dankbarkeit eines einzelnen Enkels in den spontanen Ausdruck der gesamtdeutschen Volksseele zu überpflanzen, oder mittels Schulunterricht und Kriegervereinskultur die bedrohte Herzensverbindung mit dem militaristischen Junkerstaat warmzuhalten, oder die Weltanschauung der Masse in die Sackgasse der Zufriedenheit zu leiten. Außerhalb der Kreise, in denen dies gelingt — durch Mittel, von denen die Heldenlegende nur das kleinste ist — bleibt der alte Kaiser nach wie vor der Unscheinbare, Bescheidne. So zurückhaltend war er der wirklichen Gestaltung der Dinge gegenüber, daß sein Andenken wahrscheinlich in keiner Gestalt die Kraft haben wird, sich legendarisch zu behaupten.

Mit seinem Enkel verhält es sich ganz entgegengesetzt. Seine unerschöpfliche Lebhaftigkeit drängt ihn, fortwährende tätige Beziehungen nach allen Seiten zu

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unterhalten. Von seinem Regierungsantritt an zwingt er seine nächste und weiteste Umgebung, sich persönlich zu ihm zu stellen. Von Anfang an tritt sein persönliches Temperament seiner Begabung voran; das Mittelmäßigste und Lächerlichste wird durch die persönlichen Beziehungen überstrahlt, die es begleiten. Die mystische Gemeinschaft aller Persönlichkeiten nimmt ihn gegen die Mängel seiner äußerlichen Betätigungen in Schutz. Man trägt ihm, wo er hemmend wirkt, seine Kaiserwürde nicht nach, sondern rechtfertigt ihn als lebendigen Menschen. Der dissoziierende Individualismus unsrer Zeit, den er im Vorstellungsbanne der konservativen Ordnung bekämpfen möchte, kommt am meisten ihm selber zugute. Das Volk ist in jedem Augenblick bereit, dem Herrscher um des Menschen willen zu vergeben. Mußten nicht frühere Zeiten tausendmal Schlimmeres dem Menschen um des Herrschers willen nachlassen?

So verdichtet sich die Legende um Wilhelm II als das Bild eines unablässig ausstrahlenden Willens, dessen Resultate Nebensache sind. Und es ist ergötzlich anzuschauen, wie die konservativen Zwangslegendäre gegen den Durchbruch der wahren Legende ankämpfen. Neulich, bei der lustigen und harmlosen Erzählung der Granier vom donnersmärkischen Jagdschlosse, — wie klatschte es da von Protesten und Dementis! Was war es denn? Im Parke draußen huldigten viertausend erlegte Tiere, zu einem großen W gruppiert, der unerreichbaren Schießfertigkeit Sr. Majestät. Und drinnen huldigte die Pariserin — nicht etwa der Vorbildlichkeit des allerhöchsten Beispieles auch in der Liebe, nein, sie machte den hohen Herrn in zierlicher Deklamation auf eine Lücke in diesem Gebiete aufmerksam, die sich nur in Paris ausfüllen ließe. — Diese reizende Geschichte sollte nun durchaus nicht wahr sein, weil die herrschenden Parteien das Bild eines protestantischen Zeloten brauchen, um die Untertanen in ihrem Sinne in Zucht und Sitte zu erhalten. Und wenn sie nicht wahr ist, so ist sie doch wahrer als der Zelot und wird aus der Legende nicht auszuscheiden sein, während jenem nicht einen Tag geglaubt wird. Was war hier durch Ableugnung zu beschützen? Ein deutscher Fürst mußte das Volk von der Meinung abbringen, in Gegenwart seines kaiserlichen Gastes sei über die Liebe geredet worden!! Hier war nichts skandalös als das Dementi!

Wiederum über Paris, wiederum aus dem Munde französischer Schauspielerinnen erhalten wir ungefärbte Bildzüge von dem kaiserlichen Plauderer, der offenbar froh ist, wenn er sich von der Pflicht, für die konservativ-muckerische Legende stillzuhalten, freimachen kann. Bei der Eröffnung der berliner Franzosen-Ausstellung nahm er wieder Gelegenheit, sich menschlich gegen Menschen zu geben, denen keine politische Pflicht den Mund verschließt. Nicht, was er sagte, ist von Belang. Daß er eine heute „im Stile von" Bach, Gluck und Mozart komponierte Musik der modernen Tonsprache von Richard Strauß als „vernünftige Musik" vorziehen würde, das liegt auf der längst bekannten Linie, auf der auch die Siegesallee entstand. Nein, das Besondre für uns ist sein Ausweg, uns durch Ohr und Mund schöner Ausländerinnen näher zu kommen, als unterläge er einem Bedürfnis, seine von der byzantinischen Zwangslegende entstellten Züge zu vermenschlichen. Unter den Deutschen, die mit ihm in vertrauliche Berührung kommen, scheint ein stillschweigendes Übereinkommen zu herrschen, die wahre Legende von dem höchst einfachen, in alle Dinge unbefangen eingreifenden Lebensgenießer zugunsten der andern zu unterdrücken. Ihre Bescheidenheit erlaubt ihnen nichts Größeres, als sein Menschliches mit dem Geniestempel in Umlauf zu bringen.

Man könnte das Takt nennen, wenn

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

es nicht Politik wäre. Sind die Zwecke dieser Politik vergangen, so wird auch ihre kaiserliche Personifikation wesenlos geworden sein. Sie werden vieles mit auslöschen, was heute vom Kaiser noch untrennbar erscheint. Aber von dem Wahrbilde hohenzollerischer Lebenslust werden sie nichts mitnehmen. Es wird einstweilen im Auslande aufbewahrt, wie man der Bank von England einen gefährdeten Nachlaß anvertraut.

Hermann Gottschalk

Veradelte Bürger

Auf die Nachricht, daß es Schillern so schlechtginge, kamen im Sommer 1791 der Erbprinz von Holstein-Augustenburg und der dänische Minister Graf Schimmelmann überein, ihm für drei Jahre eine Pension von je tausend Talern zuzuwenden. Der kurze Briefwechsel stellt beiden Parteien ein ehrenvolles Zeugnis aus. Aufseiten der Spender keine Herablassung; aufseiten des Empfängers keine Beschämung, keine Pose. Was geschah, kam der „Menschlichkeit" zugute, die damals eine etwas vollere Bedeutung hatte als heut, wo sie beinahe zur Wohltätigkeit heruntergekommen ist. Inzwischen hat der Aberglaube erheblich zugenommen, und der Mensch fängt Unbegabteren wieder erst beim Baron an. Die Reformation zum Beispiel würde in hohen Augen doch einen ganz andern Schmiß gezeigt haben, wenn sie durch Herrn Martin von Luther inszeniert worden wäre. Und unsre Linienpanzer? Die, das weiß ja jeder, ächzen in den Wanten, sobald sie von einem bürgerlichen Admiral geführt werden.

Aber trägt unser Bürgertum selbst vielleicht keine Schuld? Vor mir liegt in der Reclamausgabe, also der verbreitetsten, die wir haben: „Götz von Berlichingen". Autor? W. von Goethe. Das ist nun nicht nur eine Taktlosigkeit, sondern auch ein literarhistorischer Schnitzer. Denn der Götz stammt von dem jungen Brausekopf Wolfgang Goethe aus einem frankfurter Bürgerhause; die Exzellenz von Goethe hat nur mit gemischten Gefühlen auf ihn zurückgeblickt, hat vor dem Nachfolger Friedrich Schiller mit seinen „Räubern", gerade wegen des eignen schlechten Gewissens, den Schreck jahrelang nicht verwinden können und würde weit entfernt gewesen sein, etwas ähnliches wie den Götz jemals wieder zu dichten.

Freilich, die armen jungen Prinzen von heute können einen dauern mit ihrer Furcht, Läuse zu kriegen, sobald sie sich mit bürgerlichem Dichterpack plagen müssen. Da wäre es doch vielleicht angebracht, einige von den beliebteren Poeten noch nachträglich zu veradeln? Denn Lessing zum Beispiel, dieser Streber, würde ja vor Freude ganz außer sich geraten sein, wenn man ihm den Adel angetan hätte. Und müßten sich die Schwänke Tills von Eulenspiegel nicht ganz vorzüglich machen? Oder die Philosophie Immanuels von Kant?

Wenn die Geschäfte durch Aberglauben wirklich besser gingen, — dann drauf los! Indessen hat Bismarck einem seiner Vorgänger das Epigramm gewidmet; er habe die stinkende Korruption im Auswärtigen Amt so gelassen, wie sie war, weil er nicht nur beruflich, sondern auch „gräflich zu stark präokkupiert" gewesen sei.

Darum sollten die Achiver ihren Jubel besser zurückhalten, falls tatsächlich, wie die Zeitungen melden, in nächster Zeit wieder ein tüchtiger Mann auf unsre bürgerliche Verlustliste gesetzt werden sollte.

Talbot

Generated on 2019-10-26 22:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

I. N. R. I.

Vor mir liegt eine künstlerisch ausgestattete Ankündigung der Genüsse, die München-Oberammergau in der Sommersaison 1910 dem Besucher bieten. Die erste Seite zeigt einen Kriegsknecht, der sich anschickt, die Aufschrift I. N. R. I. anzuschlagen; rechts daneben das münchener Kindl. Seite zwei, drei und vier haben links unten eine tanzende Ménade, rechts unten einen tanzenden Satyr. Auf der zweiten Seite wird neben einer Ausstellung von Meisterwerken mohammedanischer Kunst unter andern Musikfesten eine Richard-Strauß-Woche angekündigt mit drei Festvorstellungen (Feuersnot, Salome, Elektra). Die dritte Seite verspricht Richard-Wagner-Festspiele mit Tristan und Nibelungenring, Mozart-Festspiele mit Don Giovanni und Figaros Hochzeit, Festspiele des Münchener Künstlertheaters mit Faust, Hamlet, der Orestie und Der Widerspenstigen Zähmung. Die vierte Seite weist auf die Passionsspiele von Oberammergau hin, die in ihrer Einfachheit und Größe einen überwältigenden Eindruck ausüben, in ihrer Eigenart von keinem andern Volksspiel der Welt erreicht werden und — die erwünschte Gelegenheit zu einer Motorflugfahrt geben.

Honny soit qui mal y pense. Wenn mir mein Geldbeutel es erlaubte, würde ich unfehlbar diesen Sommer in München zubringen und mir in periodischem Wechsel mit Bier und Radi und Motorflugfahrten zu Gemüte führen: mohammedanische Kunst und Elektra, Salome und Hamlet, „Freude schöner Götterfunken", Tristans Jammer und Isoldens Verklärung, Faustens unersättlichen Lebenshunger, Don Giovannis unverwüstliche Sinnenfreude und des Gekreuzigten letzten Kampf mit Gott, der Welt und sich selbst. Wahrlich, ein Kursus in der Humanität, der mich unfehlbar an das höchste Ziel meiner Sehnsucht bringen müßte: daß nichts Menschliches mehr mir fremd wäre.

Aber ach, ich habe Grund, zu fürchten, daß meine Konstitution diesem Training in Humanität nicht gewachsen wäre. Ein derber schwäbischer Pfarrer meinte einmal, von der Basler Festwoche heimkehrend, es gehöre ein geistlicher Saumagen dazu, so was zu ertragen. Der Mann hatte ja wohl recht: die Überfütterung mit geistlicher Kost muß jeden menschlichen Magen zur Rebellion bringen. Anders verhält es sich doch mit der an sich gesunden Speise weltlicher, insbesondere ästhetischer Kultur. Wer davon nicht das höchste Maß ertragen kann, mag nur den Fehler bei sich selbst suchen. Mir hat dieses Programm für München-Oberammergaus ästhetischen Sommer wieder einmal mit beschämender Deutlichkeit zum Bewußtsein gebracht, daß meine Nerven zur Teilnahme an den höchsten Äußerungen der reifen, vollen, auch die schärfsten Gegensätze vereinigenden Humanität unsrer Zeit nicht hinreichen. Meiner Kraft entspricht nur der Satyr oder I. N. R. I. — I. N. R. I. und der Satyr, — das geht mir über die Kraft.

Eremita

Der unheilige Gral

Die Familie Wagner versteht sich auf die Mythologie. Das liegt ihr so im Blute. Sie weiß aus alten Mären Gold zu schlagen und, wenn die alten verbraucht sind, neue zu erfinden. Natürlich zu gleichem Zweck. In jüngster Zeit dichtet sie eine Fortsetzung des Parsifal, die im Jahre 1914 in der altehrwürdigen Bretterbude in Bayreuth inszeniert werden soll. Dann ist nämlich die Schutzfrist für den alten Parsifal abgelaufen und die Haupteinnahmequelle für die Villa Wahn-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fried verstopft. Die Millionärsfamilie befindet sich also in einer Notlage. Zwar hat sie in den letzten fünfundzwanzig Jahren, ohne auch nur einen Finger zu rühren, von den Theaterdirektoren der ganzen Welt mehr Tantiemen bezogen als alle schaffenden Komponisten der Gegenwart insgesamt. Allein ein französisches Sprichwort sagt: L'appetit vient en mangeant. Und darum hat die Villa Wahnfried die neue Dichtung in die Welt hinausgeschleudert.

Es ist, genau besehen, weniger eine neue Dichtung als ein Kommentar zum alten Parsifal, aber nicht etwa eine musikalische Pedanterie wie die Wagner-Katechismen Hans von Wolzogens, sondern mehr eine allegorische Deutung. Parsifal, der reine Tor — so lautet ungefähr die neue Fabel —, ist das deutsche Volk. Durch blinden Zufall, der sich als höhere Schickung offenbart, nach Montsalvat, das ist Bayreuth, verschlagen, sieht er die goldne Schale, die sie dort den unheiligen Gral nennen, aber er begreift in seinem Unverstand deren höheren Zweck nicht und wird deshalb, bevor er sich besinnen kann, in den grauen Alltag des außerbayreuthischen Daseins zurückversetzt. Aber die Sehnsucht nach der goldnen Schale bleibt im Herzen des reinen Toren zurück. Und er ruht und rastet nicht eher, bis er nach dreißig Jahren emsigen Suchens das ersehnte Montsalvat-Bayreuth wiedergefunden hat. Und nun erschließt sich dem Geläuterten auch das Mysterium des unheiligen Grals, und er beschließt, für immer in Bayreuth zu bleiben oder wenigstens alle Jahre wiederzukommen, um die goldne Schale der Villa Wahnfried zu füllen — womit es auch immer sei — Name ist Schall und Rauch — Geheimnis ist Geheimnis — nenn es Herzblut, nenn es Metall verzauberte Begeisterung, nenn es Gold — wenn sich die Schale nur immer wieder füllt — Jahr für Jahr — in saecula saeculorum — Amen.

Dies ist der Urtext des neuen Mysteriums der Villa Wahnfried. Aber nur der langjährige Adept, der Cosimas sieben Weihen hat, bekommt ihn zu lesen. Nur der Esoterische, der sich der Familie Wagner zu ewiger Leibeigenschaft verschrieben hat, darf den unheiligen Gral von Angesicht zu Angesicht schauen und an seinem goldnen Leuchten die eignen Lebensgeister wieder auffrischen. Für die Außenstehenden, für die Laien, für die Ungläubigen, für die misera contribuens plebs haben die Apostel Bayreuths, gerade wie die Evangelisten in urchristlicher Zeit, freie Übersetzungen des Urtextes angefertigt, die der geistigen Fassungskraft und dem moralischen Empfinden der Menge angepaßt sind. Eine derselben, die Felix Mottl zum Verfasser hat, lautet wörtlich: „Parsifal ist kein Repertoirestück. Es läßt sich zum Beispiel zwischen Fidelio und Carmen niemals einschalten. Zu Parsifal gehört — Bayreuth. Es wäre daher das beste, man respektierte Wagners Gebot."

Wie nüchtern und sachlich das klingt! Und wie logisch das gedacht ist! Als ob vor Wagner noch niemals etwas Dramatisches geschrieben worden wäre, das kein Repertoirestück ist! Und als ob „Fidelio" besser zwischen den „Raub der Sabinerinnen" und „Die lustige Witwe" eingeschaltet werden könnte, als „Parsifal" zwischen „Carmen" und „Fidelio"! Als ob es beim Theater überhaupt darauf ankäme, was gestern gespielt wurde oder morgen gespielt wird! Als ob der Ort die Weihe gäbe, und nicht das Werk des Künstlers, die Darsteller und das Publikum. Ist Goethes „Faust" etwa weniger wert als „Parsifal"? Und er muß es sich auch gefallen lassen, auf dem gewöhnlichen Theater gespielt zu

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

werden. Auch kenne ich eine gewisse „Matthäuspassion“ eines gewissen Johann Sebastian Bach. Sie soll musikalisch auch nicht ganz schlecht sein. Und sie wurde von dem ehemaligen Kantor der Thomaskirche in Leipzig ausdrücklich für die Kirche komponiert. Dennoch hat sie eben Felix Mottl in einem Konzertsaal dirigiert, wo tags zuvor und tags nachher ruhmsüchtige Musiklehrlinge Klavier klimperten und Violine kratzten. Und niemand hat darin eine Entweihung des religiösen Meisterwerkes gesehen.

Nein, das Mysterium vom unheiligen Gral, das gegenwärtig unter dem lauten Geschrei der bayreuther Adepten von der Villa Wahnfried inszeniert wird, ist, genau besehen, nichts als ein literarischer Diebstahl aus Wagners „Siegfried“. Fafner, der Drache, ist aus der Nebelhöhle nach Bayreuth übergesiedelt. Dort hockt er auf seinem Hort und singt:

„Ich lieg und besitze.
Laß mich schlafen!“

Tarub

Wilhelm Busch in der literarhistorischen Mausfalle

Sehr aufregend pflegt es gemeinhin nicht auszufallen, wenn sich die Wissenschaft einen Dichter herausgreift, seinen Quellen nachspürt, über seinen Motiven brütet und schließlich triumphierend beweist, daß irgendwer andrer dies und das auch schon so oder ähnlich empfunden, gedacht und gesagt habe. Gelingt der Nachweis des glatten Plagiats, so kann man sichs zur Not gefallen lassen. Aber heißt es nicht Zeit und Kraft vergeuden, wenn ein Doktorand drei Hosenböden durchsitzt, um schließlich dahinter zu kommen, daß es wenig oder nichts Neues unter der Sonne gibt, und daß sein Opfer, wie jeder künstlerische Mensch, Augen und Ohren zu gebrauchen verstand?

Gegenüber dem, was ein Künstler aus den Dingen macht, ist es meist herzlich gleichgültig, wie er zu den Dingen gekommen ist.

In den „Untersuchungen zur neueren Sprach- und Literatur-Geschichte“, herausgegeben von Professor Doktor Oskar F. Walzel (H. Haessel Verlag in Leipzig) ist ein Heft über „Wilhelm Busch, den Poeten“ erschienen, dessen Verfasser, Otto Felix Volkmann, dadurch für sich einnimmt, daß er dem „in die Tiefe gehenden sehnenden Künstlerstreben“ Buschs erfreuliches Verständnis entgegenbringt, frisch und mitunter recht angenehm humoristisch die Feder schwingt und ohne allzu große Prätensionen den Deckel vom Hafen hebt.

Seine Versuche, die Abhängigkeit Buschischer Stoffe von Äsop, Lafontaine, Lessing, Hagedorn, Pauli und andern festzustellen, haben mich nicht in allewege zu überzeugen vermocht. Interessanter und bedeutsamer scheint mir der Nachweis, daß Hans Sachs und der Till Eulenspiegel, daß Hey-Speckter und auch Fritz Reuter (oft selbst in Kleinigkeiten, in Eigennamen zum Beispiel) dem vielbelesenen Einsiedelmann nachhaltigen Eindruck gemacht zu haben scheinen.

Frappiert wird man von der obendrein durch Reproduktion einer alten Zeichnung unterstützten Parallele zwischen Fischarts „Eulenspiegel Reimensweiß“ Kapitel 7 und der Hühnerszene aus „Max und Moritz“, desgleichen von der Nebeneinanderstellung einer Ramlerschen Fabel und Buschs Gedicht von dem Narren, der sich für den Papst hält (in „Zu guter Letzt“). Bloß hätte hier Herr Doktor Volkmann der Psychiatrie nicht ins Handwerk pfuschen sollen: es steht da nicht die „fixe Idee“ der „vollendeten Geisteskrankheit“ gegen-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

über, sondern jene ist nur ein Symptom einer solchen, und zwar der Paranoia, um die sichs bei Ramler wie bei Busch dreht.

— Aber warum hat der Autor die beiden Prosabändchen blos gestreift, den „Schmetterling“ und namentlich „Eduards Traum“? Der wäre doch ganz besonders „ergiebig“ gewesen. Oder war ihm die Stelle auf Seite 44 ein bißchen peinlich, wo geschrieben stehet:

„Alles pulverisieren sie: Gott, Geist und Goethe. Und dann die Besengilde, die gelehrte, die den Kehricht zusammensittchet vor den Hintertüren der Jahrtausende. — Siehst du das Fuhrwerk da? Siehst du den Ziegenbock, der jeden Morgen sein Wägelchen Milch in die Stadt zieht? Sieht er nicht so stolz aus, als ob er selber gemolken wäre?“

Dr. Owlglaß

Charles de Coster

Zuweilen denkt man, unsre rastlosen deutschen Verleger müßten nun eigentlich das Feld der Weltliteratur bald um und um gegraben und jeden etwa noch verborgenen Schatz ans Licht gezogen haben. Mit Ausnahme der orientalischen Literaturen, in deren Kenntnis und in deren Übersetzung die Engländer weit obenan stehen, wühlen unsere Herausgeber und Übersetzer alles um, vom Volkslied bis zum Memoirenwerk, vom Briefwechsel bis zur Anekdote, vom Epos bis zur Kuriosität. Man sieht die Bücherflut anschwellen und schaut gelassen zu, denn schließlich birgt fast jedes Buch noch einen Schatten von Wert, während manche unsrer größten Industrien lediglich Schwindel produzieren. Aber daß in diesem stark überheizten Betrieb etwa noch ein wirklicher Fund, eine echte Entdeckung gemacht würde, hofft niemand im Ernst.

Und doch kommt das vor, und ist soeben wieder vorgekommen. Der vor dreißig Jahren unbekannt und arm gestorbne belgische Dichter Charles de Coster hat einen „Tyll Ulenspiegel“ geschrieben, und dies in seiner Heimat fast verschollne Lebenswerk eines unberühmten großen Dichters hat Fr. von Oppeln-Bronikowski im Verlag Eugen Diederichs deutsch herausgegeben. Es ist ein erstaunliches Werk: einmal ein stilvolles, wunderbar echt gefärbtes Kunststück, etwa an die contes drôlatiques erinnernd, dann aber, weit darüber hinaus, ein Epos des vlämischen Volkes, ganz merkwürdig und großartig aus niederdeutscher Lebenslust und Schalkerei und aus wilder, männlicher Freiheitsliebe und Vaterlandsliebe zusammengewoben. Wir wollen daneben ruhig unsern Gustav Freytag und ähnliches einpacken und zugeben, daß wir seit Grimmelshausen in Deutschland so etwas nicht gehabt haben. Der „Ulenspiegel“ spiegelt sein Volk mit herrlicher Treue, und während er vom Krieg der Geusen und der Befreiung von Spanien und Inquisition erzählt, führt er Bild um Bild das Leben und die Art seines Volkes vor. Das ist keine Unterhaltungs- und Feuilletonlektüre, sondern ein Buch für Männer.

Hermann Hesse

Otto Julius Bierbaum †

Von der brandenden Flutwelle des Naturalismus emporgetragen, blieb er, als sie zurückebbte, im sichern Ufersande als Strandgut liegen. Die fröhliche Zeit der „Studentenbeichten“ lag weit hinter ihm. Sein münchner Matschakerl-Lied:

„Was ist mein Schatz? Eine Plättmamsell.
Wo wohnt sie? Unten im Gries.“

war längst verklungen. Aus den „Erlebten Gedichten“ waren lyrische Mas-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

keraden geworden. Und als das Überbrettl Mode wurde, stellte sich der Baumbach redivivus an die Spitze der modernen Bänkelsänger und sang das unsterbliche Lied vom „Lustigen Ehemann". Kein Wunder. War er doch unterdessen nacheinander der Herausgeber des „Pan" und der „Insel" geworden und hatte als solcher das Stichwort «L'art pour l'art» ins Deutsche zu übersetzen gesucht. Was dort leichter Scherz, war hier blutiger Ernst. Das Spielerische in der Kunst wurde noch einmal neuentdeckt und das Tandaradei der Lyrik verwandelte sich in Japanpapier und künstlerischen Buchschmuck. Als aber mit vierzig Jahren die Lebenswende kam, fühlte er sich, wie viele seinesgleichen, mit einem Male zum Klassiker berufen und schilderte aus der Vogelperspektive des Besserwissens und Überwundenhabens mit ironischem Behagen die tollen Jugendsünden einer Sturm- und Drangzeit, in der er sich die bescheidne Rolle eines modernen Goethe andichtete.

Wer die Geschichte der letzten zwanzig Jahre deutscher Dichtung schreiben will, kommt um Bierbaum nicht herum. Er ist Typus und Symbol zugleich. Typus für alle jene feinen Anempfinder, die die wechselnden Launen des literarischen Geschmacks im Voraus wittern und sich hinterher als Führer und Pfadfinder gebärden. Symbol für den raschen Umschlag des Naturalismus in Snobismus, den wir ums Jahr 1900 miterlebt haben. Das Rätselhafte dieser Erscheinung verflüchtigt sich wie Nebel vor der Sonne, sobald wir es in einem Menschen von Fleisch und Blut verkörpert sehen. Bierbaum war im Grunde seines Herzens niemals Naturalist gewesen; seinem spielerischen Wesen mußten die Seelenkämpfe und Seelenkrämpfe eines Hermann Conradi auch nur als eine interessante Maskerade erscheinen. Und so wartete er ruhig, bis sie vorüber waren, und stimmte dann zum Ergötzen des übermüdeten Publikums die alte Baumbachweis wieder an. Und berief sich dabei auf einen Großen, dem ein Gott inmitten aller Erdennot auch die Gabe des göttlichen Leichtsinns in die Wiege gelegt hatte, — auf Detlev von Liliencron. Nun war der garstige Naturalismus, der so strenge Anforderungen an den Dichter gestellt hatte, als notwendige Kinderkrankheit abgetan, und man konnte den Genesenen spielen, ohne je krank gewesen zu sein. Man nannte sich Symbolist, Neuromantiker, und wie die hochtönenden Titel alle heißen, die sich die junge Generation beilegte, um dem Ernst des Lebens aus dem Wege zu gehen und die harte Arbeit des künstlerischen Gestaltens durch schönklingende Worte zu ersetzen. Man war, mit Goethe zu reden, vom „Götz" zur „Iphigenie" fortgeschritten.

Bierbaums Dichtung ist, wie schon gesagt, zum größten Teil Maskerade. Aber es sind sehr schöne Masken darunter. Und das will nicht wenig besagen in einer Zeit, deren Geschmack so oft irregeht. Ist es Zufall oder Symbol, daß der Dichter das „Stilpe" grade im Karneval von hinnen gehen mußte?

Edgar Steiger

Blinder Eifer schadet nur!

Im verflossenen Frühjahr, als die Gedenkfeiern an die französisch-italienischen Siege das Blut erhitzten, fand man in Italien, daß etwas gegen das Deutschtum am Gardasee geschehen müßte. Im Blätterwalde rauschte es gewaltig, die Zeitungen sandten ihre Berichterstatter auf den Kriegsschauplatz, um Spalten mit den Erzählungen von dem Vordringen des Germanentums am

Generated on 2019-10-26 22:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

italienischen Benacus, dem von Vergil und Dante besungnen blauen See, zu füllen. In Verona, Mantua und andern Städten bildeten sich Schutzkomitees für das bedrohte Italienertum. In der Tat, es war Schreckliches geschehen: Die Deutschen, die in Maderno, Salò und Gardone Erholung suchten, sprachen mit dem Hotelpersonal ihr barbarisches Idiom, sie wagten es, in den Hotelkapellen deutschen Gottesdienst abzuhalten und für ihre Kinder Privatschulen einzurichten, damit sie die Kurzeit nicht für ihr Studium verlören. Ja, am Gardasee kommt schon ein „pangermanistisches Organ" heraus, der „Bote vom Gardasee", ein wöchentlich erscheinendes Kurblättchen von vier Seiten Großquart Umfang, das dazu in der toten Saison sein Erscheinen einstellt. Die Italianissimi fanden auch sonst noch allerlei an den deutschen Gästen auszusetzen: sie verzehrten nicht genug und hielten andre Nationen fern. Also faßte man den Plan, sie fortzuekeln und durch andre Gäste, Franzosen, Engländer und Amerikaner und Russen, zu ersetzen. Eine großartige Propaganda sollte im nichtdeutdeutschen Ausland gemacht werden, und schon im Herbst führte man eine Schar englischer Journalisten zum bedrohten See.

Aber schnell ist die Ernüchterung gekommen, und man sieht ein, daß der Plan nur teilweise gelungen ist: Man hat den deutschen Spatzen aus der Hand fliegen lassen und wartet vergeblich auf die fremde Taube, die auf dem Dache gesessen hat. In einer Versammlung, die die interessierten Körperschaften vom Gardasee am 30. Januar in Brescia abhielten, wurde dies traurige Ergebnis festgestellt: Ein großer Teil des deutschen Publikums ist ausgeblieben, und Ersatz aus andern Ländern ist nicht eingetroffen. Nun geht man in sich: die Bewegung hat den Interessen des Sees geschadet, und man gesteht offen, daß sie garnicht berechtigt war, da die Deutschen immer die italienischen Einrichtungen geachtet haben. Ohne eine Tagesordnung anzunehmen, beschloß die Versammlung, den italienischen Schutzverband für den Gardasee zu begraben. Unter patriotischen Fanfarenstößen war er geboren worden; unter allgemeinem Stillschweigen trägt man ihn zu Grabe, und nur wenige Zeitungen vermerken seinen Tod. Der ganze Feldzug hatte nur offne Türen einrennen wollen, und dabei hat man sich bös am Pfosten das Knie verletzt.

Nemo

Prüfungswitz

Im Kampf der Examina, Rigorosen oder sonstigen entscheidenden Prüfungen sollte billigerweise der Witz des Professors als „unerlaubte" Waffe gegen den wehrlosen Kandidaten gelten. Denn über die einzige Schutzwaffe gegen diesen Witz, Geistesgegenwart, verfügt sobald kein Kandidat, mag sein Lerngewissen noch so rein sein. Abgesehen davon, daß es wohlfeil ist, von der sichern Warte des Prüfenden aus den Geprüften zu verblüffen und ihm für den Augenblick sein Selbstvertrauen zu lähmen, gibt die Verwirrtheit des vor dem Prüfungstisch Überfallnen zumeist keinen Gradmesser für dessen Auffassung und Selbständigkeit ab. Aus zahlreichen Beispielen ist bekannt, daß Kandidaten, die bei einem solchen Bocksprung für die Dauer der Prüfung ganz aus dem Sattel gerieten, später hervorragende Männer der Tat, der Geistesgegenwart und des Wagemuts wurden. Solange das prüfende Forum keine für den Verblüfften nachteilige Folgerung daraus zieht, ist der Witzausfall des professorlichen Humors wenigstens harmlos. Aber es bleibt auch dann eine peinliche Erinnerung für

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Studenten, ohne rechte Möglichkeit einer Gegenwehr öffentlich angerempelt worden zu sein. Aus wiener Universitätszeiten erinnre ich mich eines jovialen und studentenfreundlichen katholischen Priesters und Professors des Ehe- und Kirchenrechts, der einen Kandidaten, der nachmals ein gerade in Eheprozessen vielgerühmter, schneidiger Rechtsanwalt wurde, dadurch zum vollständigen Versagen brachte, daß er ihm beim Aufzählen der kanonischen Hindernisse gegen Eheschließung, als der Kandidat noch zwei dieser Impedimenta schuldig blieb, nämlich die empfangnen Priesterweihen und die vollständige, physische Impotenz, durch heimliches Zeigen auf sich (den Priester) helfen wollte. Der befangene Kandidat zögerte ein wenig — platzte aber dann mit der kompleten Impotenz heraus. Unter einer Lachsalve des Auditoriums meinte der Prüfende im Priesterrock: „Na ja — freilich. Aber wahr is dös no lang net.“ Nebenbei gesagt, galt gerade dieser Kleriker als sehr galanter Herr. Dieser Witz erschütterte den ganzen Wissensbau des Kandidaten so gründlich, daß er kein vernünftiges Wort mehr, geschweige das noch ausstehende Hindernis, bei der Prüfung hervorbrachte. Man ließ ihn dennoch nicht fallen. Aber es kamen weit öfter — insbesondere bei den medizinisch-chirurgischen Prüfungen — Fälle vor, in welchen ein Scherz des Professors einen Studenten ein halbes oder ganzes Jahr seines Lebens strich.

Prüfungen dürfen keine Fallen stellen. Liegt schon im Wesen der mündlichen Prüfungen, dem ganzen feierlichen Apparat, der aus einem paar zufälligen Fragen den entscheidenden Schluß auf Fähigkeiten und Kenntnisse eines Jünglings ziehen soll, etwas Inquisitorisches, Folterndes, Mittelalterliches, so darf dieses Mißverhältnis zu Ungunsten der Studenten nicht noch durch witzige Extempores der prüfenden Professoren gesteigert werden, — der Witz sollte hier eine unerlaubte Waffe bleiben.

v. S.

Gargantua und Pantagruel

Ein paar Jahre sind darüber vergangen, aber jetzt ist der von Hegaur und Dr. Owlglaß verdeutschte Rabelais (Verlag von Albert Langen) fertig geworden und auch das letzte Bändchen des Pantagruel heraus. Also denn, Ihr Herren Brüder, soweit Ihr eine bemerkenswerte Schwermut niederzulachen, einen Kummer zu verzechen und Hirn genug für einen pantagrueliſchen Witz habt, greifet zu! Diese Verdeutschung ist nämlich wahrhaftig eine, nicht bloß so ein Windei, und geht in einer recht kräftigen Tonart, die mir nach Oberschwaben zu weisen scheint. Denen aber, die vom Gargantua und Pantagruel nichts wissen oder aus Feinheit der Bildung nichts wissen wollen, möge alle wahrhaft pantagrueliſche und herzstärkende Literatur zu jenem Zwecke dienen, dem der selige Gargantua in seinem dreizehnten Kapitel so erfinderisch nachgegangen ist.

H.

Verantwortlich: für die Redaktion Otto Wolters, für den Inseratenteil Otto Friedrich, beide in München. — Verlag von Albert Langen in München. — Redaktion und Expedition: München, Kaulbachstraße 91. — Verantwortlich für die Redaktion in Österreich-Ungarn: Adolf Schlesinger in Wien I — Expedition für Österreich-Ungarn: Huber & Lambe Nachfolger, Wien I, Herrengasse 6
Druck von E. Mühlthaler's Buch- und Kunstdruckerei AG. in München, Dachauerstraße 25
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik Niefern bei Pforzheim

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Innere Reichspolitik / Von Graf Posadowsky

Über die Verhandlungen des Reichstags und des preußischen Abgeordnetenhauses in den letzten Monaten verfolgt hat, kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß sich dort Stimmungen fühlbar machen, die dem föderativen Reichsgedanken nicht förderlich zu sein scheinen. Anlaß zu diesen Äußerungen haben besonders die Verhandlungen über die Einführung von Schiffahrtsabgaben und über die Änderung des preußischen Wahlrechts gegeben.

Daß zur Einführung von Schiffahrtsabgaben die Änderung und nicht die anderweite gesetzliche Auslegung der Reichsverfassung notwendig ist, dürfte jetzt allgemein anerkannt sein, obgleich Zeitungsartikel seinerzeit den Versuch gemacht haben, nachzuweisen, daß die Einführung von Schiffahrtsabgaben auch ohne Änderung der Reichsverfassung, ja sogar ohne Zustimmung der Mächte möglich sei, die vertragsmäßige Rechte auf die freie Schiffahrt auf Elbe und Rhein besitzen. Ist hiernach im Falle der Einführung von Schiffahrtsabgaben die Notwendigkeit der Änderung der Reichsverfassung unzweifelhaft und durch die Beschlußfassung des Bundesrats über diese Abänderung ausdrücklich anerkannt, so bleibt die Frage, ob Schiffahrtsabgaben einzuführen sind oder nicht, vom politischen und wirtschaftlichen Standpunkte immerhin zweifelhaft. So gute Gründe sich auch vom finanziellen Standpunkte für Einführung von Schiffahrtsabgaben anführen lassen, so darf doch nicht verkannt werden, daß die Bundesstaaten, welche die Einführung von Schiffahrsabgaben ablehnen, nur von ihrem verfaßungsmäßigen Rechte Gebrauch machen, welches ebenso stark ist, wie das jeden andren Bundesstaates, und daß sie nur ihrer wirtschaftlichen Auffassung Ausdruck geben, wenn sie jenen ablehnenden Standpunkt einnehmen. Der Wille, Schiffahrtsabgaben einzuführen, konnte in einem Landesgesetze nur unter der stillschweigenden Voraussetzung der nachfolgenden Reichsgesetzgebung niedergelegt werden, und die vorhandenen Widerstände, soweit andere Staaten in Frage kommen, können nicht durch Anwendung von Energie, sondern nur im Wege der Verhandlung

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zwischen gleichberechtigten Parteien überwunden werden. Die Erklärung, daß die abweichenden Bundesstaaten auf preußische Kosten ihre eigenen Interessen befriedigen und sich künftig aus preußischem Leder ihre Riemen schneiden werden, dürfte nicht dazu beitragen, vorhandene Meinungsverschiedenheiten und Verstimmungen schließlich noch gütlich auszugleichen.

Noch bedenklicher ist im föderativem Interesse die Stimmung, die sich bei den Verhandlungen über die Änderung des preußischen Wahlrechts nur zu deutlich geltend gemacht hat, eine Stimmung, die den Institutionen des Reichs wenig freundlich zu sein scheint. Auch die Gegner des Reichstagswahlrechts, welches mit dem Reiche geboren ist, müssen anerkennen, daß unter der Herrschaft dieses Wahlrechts in Deutschland auf gesetzlichem und wirtschaftlichem Gebiete eine ungeheure Kulturarbeit geleistet ist, und daß die auf Grund dieses Wahlrechts gewählte Körperschaft noch stets die Mittel gewährt hat, welche zur Verteidigung unseres Vaterlandes zu Land und zu Wasser notwendig waren. Der Streitpunkt der im Winter 1906 zur Auflösung des Reichstages führte, kann nicht als ein solcher betrachtet werden, bei denen es sich ernsthaft um Versagung der Mittel zur nationalen Verteidigung gehandelt hatte. Solange aber der Reichstag in dem Umfange, in dem er es bisher getan hat, seinen nationalen Pflichten genügt, scheint es recht fehlsam, das Reichstagswahlrecht als eine für das Reich politisch verfehlte und schädliche Einrichtung hinzustellen, um so mehr als alle Parteien des Reichstages und ebenso die Vertreter des Bundesrats bei vielfachen Gelegenheiten auf das bestimmteste erklärt haben, daß es ihnen völlig fern liege, das Reichswahlrecht anzutasten. Eine Prognose, daß es sich einmal um die Wahl zwischen Reich und Reichswahlrecht handeln könne, kann nur dazu dienen, in weiten Kreisen Mißtrauen gegen die Absichten der Regierung und auch der Parteien zu schüren, deren Vertreter solche Befürchtungen äußern. Auch die entschiedensten offenen und geheimen Gegner des Reichswahlrechts würden kaum in der Lage sein, ihre Gegnerschaft in gesetzgeberische Beschlüsse zu übertragen.

Zu allen diesen symptomatischen Äußerungen und verschleierten Stimmungen kommt noch die bekannte Erklärung im Reichstage, daß der König von Preußen und der deutsche Kaiser jeden Moment imstande sein müsse, zu einem Leutnant zu sagen: „Nehmen sie zehn Mann und schließen sie den Reichstag!"

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wer den gesamten Inhalt der Verhandlung und insbesondere jener Rede vorurteilsfrei und von der Hitze politischen Kampfes unbeeinflußt liest, muß zugestehen, daß die Äußerung nur ein Beispiel für den unbedingten Gehorsam des Soldaten gegenüber der Allerhöchsten Kommandogewalt geben sollte, und daß es eine arge Übertreibung ist, in jener Äußerung eine Aufforderung zum Verfassungsbruch zu erblicken. Trotzdem ist ein solch drastisches Beispiel schon deshalb höchst gefährlich, weil es, wenn auch nur theoretisch, die Möglichkeit zuläßt, daß der höchste Träger und Vertreter von Recht und Gesetz einen Befehl erteilen könnte, der gegen die Grundverfassung des Deutschen Reichs verstieße. Derartige Äußerungen pflegen jahrelang zum Gegenstand des Angriffs, der Verdächtigung und Aufreizung gemacht zu werden und zwar mit desto mehr Erfolge, je urteilsloser die Menge ist, an die man sich wendet.

Das Deutsche Reich ist ein sehr künstlicher ganz eigenartiger politischer Aufbau, geschaffen in einer Zeit, die selten reich an bedeutenden Männern und opferfreudigem Wagemut war. Man sollte sich aber hüten, einer einzelnen gesetzlichen Maßregel halber, auch wenn sie sich finanziell und wirtschaftlich rechtfertigen läßt, oder aus Mißstimmung darüber, daß das Reichstagswahlrecht auch der schärfsten Opposition in erheblicher Anzahl die Tore der gesetzgebenden Körperschaft des Reichs geöffnet hat, eine gewisse partikulare Mißstimmung gegen die Verhältnisse im Reich überhaupt offen heraus zu bekennen oder wenigstens verständlich genug durchblicken zu lassen. Gegensätze und widerstreitende Interessen innerhalb des Reichs sind bereits reichlich vorhanden. Ein zu starkes partikulares Selbstbewußtsein ist nur geeignet, die schon vorhandenen Reibungsflächen, die in einem Bundesstaate aus politischen und wirtschaftlichen Gründen unvermeidlich sind, noch zu verschärfen.

Draußen im Reich finden derartige Stimmungen lebhaften Widerhall und erschweren die politische Arbeit der Stellen und Personen, die für den Reichsgedanken und seine Stärkung mit Herz und Verstand eintreten.

Im Auslande hält man solche Stimmungen für einen Mehltau, der auf die Reichsfreudigkeit gefallen ist, und man fragt sich mit Erstaunen, in welchem Dunstkreise eine derartig pessimistische Stimmung gegenüber einem Staatsgebilde entstehen konnte, das auf eine so gewaltige und allgemein beneidete Entwicklung zurückzublicken vermag.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Wahlgesetz des Philosophen

Von Wolfgang Heine, M. d. R.

si tacuisses
philosophus mansisses.

Seit Herr von Bethmann Hollweg, damals nur preußischer Minister des Innern, zum ersten Mal über die Wahlreform im preußischen Landtage geredet hat, nennt man ihn den „Philosophen auf dem Ministersessel". Für solchen Ehrentitel genügt es heute im Staate des Philosophen von Sanssouci, daß einer — notabene wenn er Minister ist — im grauen Gehrock mit professoralen Gebärden das tiefsinnige Wort spricht, er wünsche ein Wahlrecht, das „nach oben führe".

Jetzt hat dieser Denker in seiner Vorlage kund gegeben und in mehrstündigem Vortrag erläutert, was er darunter versteht, und er hat erreicht, daß wenigstens die Deutsche Tageszeitung ob so tiefgründiger Weisheit — um die Worte des seligen Biedermaier zu gebrauchen — „vor Erstaunen sich nicht fassen kann".

Nun muß man freilich gestehen: die Staatslehre des Rittmeisters a. D. und Rittergutsbesitzers von Oldenburg-Januschau und seiner Getreuen ist wesentlich einfacher; Bethmann Hollweg macht sich die Mühe, Gedanken wenigstens haben zu wollen. Aber im Resultat kommt er auf dasselbe hinaus: der preußische Junker- und Bureaukratenstaat ist über alle Maßen vortrefflich, und alle Reformen, die das Volk verlangt, sind eigentlich überflüssig; da muß man doch sagen, daß die nackte Junkerbrutalität sympathischer und ehrlicher ist, als dies Herumrühren in einer breiten Bettelsuppe von Worten, der Schmalz und Salz folgerichtiger Entschlüsse fehlt.

Die Bethmannsche Wahlrechtsvorlage will alles, was das jetzige preußische Wahlrecht so abschreckend macht, beim alten lassen. Keine Änderung der Wahlkreiseinteilung, die den ostelbischen Nestern gestattet, die volkreichen Zentren der Kultur zu majorisieren. Die Dreiklasseneinteilung

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nach der Steuerleistung, dieser unsinnigste aller Maßstäbe für politische Überlegenheit soll fast unverändert die Grundlage des Wahlrechts bleiben. Damit soll den beiden oberen Wählerklassen nach wie vor die Mehrheit über die große Masse der Nichtbesitzenden gesichert werden; die Handvoll von ganz Reichen, gleichgiltig wie sie ihr Einkommen erwerben, ob es auf Vorsicht in der Auswahl von Eltern oder Schwiegereltern, auf Bordellbetrieb oder Glückspiel beruht, wird das hundertfache des politischen Gewichts behalten, das tüchtige aber wenig einträgliche Arbeit verleiht.

Jedoch „reformiert" soll dies Prinzip werden: geistige Bedeutung und politische Befähigung sollen wie in der Schule beim Abfragen des Einmaleins einen Platz hinauf gesetzt werden. Wie das nach Staatsweisheit und Philosophie klingt! Im Staate Platons sollten bekanntlich die Philosophen herrschen. Der Philosoph von der Wilhelmstraße übersetzt das ins Borussische: wer das Einjährigenzeugnis erlangt hat, ist ihm ein solcher „Philosoph". Die meisten ersitzen bekanntlich diese Qualifikation schlecht und recht durch sechs Gymnasialklassen, die nur ein perfekter Idiot nicht durchmachen kann, die aber auch mancher junger Mensch von guten Talenten nicht durchmacht, wenn eine aufs praktische gerichtete Anlage ihn dem Buchstudium frühzeitig entfremdet. Den Einjährigen gleichgestellt sind in der Vorlage die Militäranwärter, höchst brave Leute, die ihre zwölf Unteroffiziersjahre auf dem Kasernenhof, dieser hohen Schule preußischer Staatsweisheit, abgerissen haben.

So sieht die große Menge der qualifizierten Geister aus, die durch die Reform in die zweite Klasse kommen sollen; unter ihnen verschwindet die geringe Zahl der ebenfalls Begünstigten „mit abgeschlossener akademischer Bildung", der Referendare und Doktoren und der Reserveoffiziere, also der — im preußischen Jargon gesprochen — eigentlichen „erstklassigen Menschen". Arbeit ohne den Mandarinenknopf offizieller Anerkennung gilt garnichts.

Und dabei weiß dieser selbe Herr von Bethmann Hollweg mit bedenklicher Miene davon zu reden, daß wir mit der wissenschaftlichen Erziehung und Heranbildung unsrer Jugend nicht auf dem richtigen Wege seien. Ganz wohl! Das ist eine Sorge, die die Besten unsres Volkes bewegt, und die das Verlangen nach Abschneidung des Examenszopfs und Überwindung des Korporalsgeistes in Erziehung und Leben immer allgemeiner

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

werden läßt. Wie aber will man das erreichen, wenn man noch politische Vorrechte an solche lächerlichen Äußerlichkeiten knüpft? —

Das ist das Wahlrecht, das nach Herrn von Bethmann Hollweg „nach oben" führt, das heißt auf das Niveau des Freiwilligenzeugnisses und des Zivilversorgungsscheines.

Werden sich unsere „Intellektuellen" durch solche Ehren und Vorrechte für die sogenannte Reform einfangen lassen? — Der Einfluß, den tiefere Bildung und politische Kenntnisse beanspruchen dürfen, kann nicht nach Examensnoten abgemessen werden, sondern muß täglich durch ehrliche Leistungen erobert werden. Wenn die deutsche „Intelligenz" dies nicht einsehen, solche kompromittierenden Vorrechte nicht entrüstet ablehnen sollte, so verdiente sie den Titel geistiger Leibkorporale der Reaktion; der einfachste Arbeiter hätte dann das Recht, über ihre politische Kindlichkeit die Achseln zu zucken.

Zumal den „Gebildeten" nicht einmal gestattet werden soll, ihr Wahlrecht frei auszuüben. Denn die geheime Abstimmung wird von Bethmann entschieden abgelehnt. Hier wird er wieder philosophisch: „Die Frage der öffentlichen oder der geheimen Stimmabgabe ist in vielen Beziehungen eine Überzeugungssache, jede hat ihre Vorteile und ihre Nachteile." Wie objektiv das klingen soll! — Aber den Junkern ist es bei ihrem zähen Festhalten an der öffentlichen Abstimmung garnicht um eine staatspolitische „Überzeugung" zu tun, sondern sie haben den Willen zur Macht, den Herr von Bethmann der Sozialdemokratie als „Mangel an Staatsbewußtsein" zum Vorwurf macht. Das Junkertum will die abhängigen Wähler zwingen, so zu stimmen, wie es ihm genehm ist.

Und nichts andres will die Regierung. Die Öffentlichkeit der Wahl soll bestehen bleiben, um der Gefahr zu begegnen, „daß auch in Wählerschichten, auf deren Erhaltung bei unerschütterlichem Staatsbewußtsein nicht verzichtet werden kann, das politische Verantwortungsgefühl abgestumpft wird". Das heißt, die Personen mit Einjährigenzeugnis und abgeschlossener Hochschulbildung, Beamten, Lehrer, Pfarrer und so weiter, die Offiziere und Unteroffiziere der Reserve und Landwehr, die Subalternbeamten und Zivilversorgungsberechtigten sollen bei der Abstimmung nach der Regierungspfeife tanzen, und weil man dessen sicher ist, will man ihnen ein erhöhtes Wahlrecht geben.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Herr von Bethmann Hollweg ist sehr verdrießlich, daß es Leute gibt, die das unanständig nennen. Aber südlich der Mainlinie will man die Tiefe der preußischen Staatsweisheit leider immer noch nicht begreifen.

Desto wärmer wird sie vom Ministerpräsidenten verteidigt. Nichts ist an Preußen auszusetzen. Konservative Parteiregierung? — ein Märchen. Unterdrückung der Selbstverwaltung? — kommt garnicht vor. Polizeiwirtschaft? — Gott bewahre! wir haben soviel Rechtsgarantien, daß sie uns erdrücken. Dies alles in der Ära des Schückingprozesses, der unverhüllten Junker- und Polizeiherrschaft. Ja in dieser Zeit der zum Prinzip erhobenen Ächtung jeder demokratischen oder nur liberalen Überzeugung wagt Herr von Bethmann zu sagen, das preußische Volk zeige seine politische Unreife darin, daß jeder den anders denkenden für schlechter halte. Ja weshalb fängt denn er samt seiner Regierung nicht damit an, diese Intoleranz abzulegen?

Der Parlamentarismus bekommt auch seinen Hieb. „Die Politisierung des Volkes kann nur noch von den unteren Gliederungen des Volkes und Staats ausgehen." Für die Parlamente sei wenig Interesse im Volk. Nun bei den Wahlen zum Reichstag unter gleichem und geheimem Wahlrecht zeigt sich das Interesse in der starken Wahlbeteiligung; bei der Dreiklassenwahl mit offner Abstimmung beweist die geringe Teilnahme keinen Mangel an Interesse, sondern die Unbrauchbarkeit des Wahlsystems. Übrigens aber hat Bethmann recht. Das sagt ja gerade die Demokratie, daß nicht parlamentalisches Geschwätz sondern politischer Sinn und politische Arbeit im Volke selbst den Staat zu einem lebendigen Wesen machen. Darum ist keine Wahlreform „organisch," keine „führt nach oben," die nicht die freie Selbsttätigkeit, die Überzeugungsfreiheit und das Verantwortlichkeitsgefühl der Massen erweckt; keinesfalls die Bethmannsche, die die „unteren Gliederungen des Volks" im Helotentum stecken läßt. Diesen selbstverständlichen Schluß zieht freilich der philosophische Staatsmann nicht.

Dagegen hat er offenbar das Gefühl, daß sein Lob der preußischen Verhältnisse nicht sehr ernst genommen werden wird, und er weiß recht gut, wie unangenehm es in Süddeutschland empfunden wird, daß die Reaktionswirtschaft in Preußen jede gesunde Entwicklung in den andern Staaten und im Reiche erschwert, wenn nicht unterbindet. Dies veranlaßt den preußischen Ministerpräsidenten, der zugleich deutscher Reichskanzler ist,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu einem geschichtsphilosophischen Exkurs über die Notwendigkeit dessen, was man zur Zeit des alten Reichs „deutsche Liberté" nannte. Er greift zwar das Reichstagswahlrecht ungeniert an, verbietet sich aber jede Kritik Preußens und verheißt gnädigst Schonung der Eigenarten der verschiednen Stämme, sofern man „die preußische Eigenart nicht verkümmere."

Was es mit dem Respekt Preußens vor nichtpreußischer Stammesart auf sich hat, weiß man in Süddeutschland. In Wirklichkeit sind der Wahrung solcher Eigenart durch die wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse auch sehr enge Grenzen gezogen. Auf dem Gebiet des eigentlichen Geisteslebens aber, das durch Rasseneigentümlichkeiten und landschaftliche Besonderheiten stark bestimmt wird, spielt sie immerhin noch eine Rolle. Da kann man nun zwar von bayrischer und schwäbischer Stammesart und so weiter reden, aber niemals von preußischer. Denn Rasse und Kultur des Rheinpreußen, des preußischen Hessen, des Westfalen sind ganz verschieden von denen der ostelbischen Provinzen. Was Herr von Bethmann Hollweg als „preußische Eigenart" in Anspruch nimmt, und mittels dieser Wahlverfassung dauernd stabilisieren möchte, hat mit Geistesleben überhaupt nichts zu tun, sondern ist das Gegenteil davon, die Herrschaft der politischen Bureaukratie Preußens, die am letzten Ende immer vom ostelbischen Land- und Schwertadel abhängig ist.

Die preußische Bureaukratie streckt ihre Polypenarme aus, nicht nur um in Preußen alles freie Denken und Handeln zu erwürgen, sondern um sich und dem Junkertum ganz Deutschland dienstbar zu machen. Das Reich ist dieser Gesellschaft nichts, wie der alte Hohenlohe gesagt hat, oder vielmehr es ist ihr sehr viel, wenn und weil es der Erweiterung ihrer Macht dient.

Die Herrschaft dieser Kaste in Preußen beruht auf dem Dreiklassenwahlrecht mit öffentlicher Stimmabgabe. Daß das Reich das gleiche und geheime Wahlrecht hat, und daß die süddeutschen Staaten ihre Wahlrechte in der Richtung auf eine gewisse Demokratisierung reformieren, empfinden diese Herren Preußens als eine fortwährende Bedrohung ihrer Machtansprüche. Aus diesem Grunde putzte der Herr Reichskanzler von der Höhe seiner Philosophie herab das Reichstagswahlrecht als „die politische Kultur und Erziehung schädigend" herunter, und Freiherr von Zedlitz sprach kühl

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

herausfordernd von dem Moment, wo man vor der Frage stehen würde, ob Reich oder Reichstagswahlrecht.

Man sieht, worauf es hinausläuft: Dem deutschen Volke soll der preußische Pfahl, an dem es schon heute leidet, noch tiefer ins Fleisch gestoßen werden, und die Verewigung der Lächerlichkeiten und des Unrechts des preußischen Wahlgesetzes, die sich als Reform ausgibt, ist eine Vorbereitung dazu.

Deshalb kämpft das preußische Volk, wenn es diese Zumutung entrüstet ablehnt, nicht nur für sich, sondern für die deutsche Sache.

Es ist die höchste Zeit, daß alle deren politische Überzeugung nicht lediglich durch persönliche Interessen, sondern durch Einsicht in die Notwendigkeiten der Kultur bestimmt ist, dies klar erkennen und sich zu gemeinsamer Arbeit für eine anständige Wahlrechtsreform in Preußen zusammenschließen. Alle Streitigkeiten der Parteien der Linken unter sich müßten vor dieser wichtigsten Aufgabe des Tages zurücktreten.

Bethmann Hollweg hat offenbar darauf spekuliert, durch die Privilegierung gewisser Wählerschichten und nach Bildung und Philosophie klingende Redensarten den Landtagsliberalismus zu sich herüberzuziehen und eine, aus Teilen der konservativen Partei, dem Zentrum und dem Liberalismus bestehende Mehrheit als Anfang eines neuen Regierungsblocks zu schaffen. Soweit es sich heut übersehen läßt, scheint dies höchstens bei einem Teil der Nationalliberalen zu gelingen.

Die Freisinnigen scheinen der Verlockung zu widerstehen. Eine Schwächlichkeit in der Wahlrechtsfrage, eine Wiederholung des verhängnisvollen Blockexperiments für Preußen würde sie auch um jeden politischen Kredit bei den Massen bringen und die für die Entwicklung Deutschlands notwendige Zusammenarbeit der entschieden Liberalen mit der bürgerlichen und sozialistischen Demokratie unmöglich machen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

München, den 13. Februar 1910

Lieber Freund!

Ihres lebhaften Briefes, der so ungezwungene Meinungen über Bethmann Hollweg und seine Angriffe auf die Reichsverfassung enthält, Ihres Briefes ungeachtet, kann ich meine Gefühle gegen den Mann und seine Rede nicht erhitzen.

Ich halte die Expektorationen, die an den seligen Großpapa dieses Kanzlers erinnerten, für gemachtes Zeug, hinter der die oft zitierte Überzeugung nicht steckt, und ich sehe die innerliche Unwahrhaftigkeit der Rede zu deutlich, als daß ich mich über sie aufregen könnte.

Aber ich will Ihrem Herzen wohl tun mit dem Geständnisse, daß mir der Mann von der ersten Stunde seines Auftretens an in die Seele hinein zuwider war.

Kaum war er zum Kanzler avanciert, so brachte uns eine illustrierte Zeitung die mit Bildern versehene Geschichte dieser pekuniären Familie Bethmann Hollweg mit allen Moritzen, die was gehabt haben und mit Biedermaier- und Empireporträts von lauter Leuten, die Gottwohlgefällig nichts zu tun hatten. Ich hege eine tiefe Abneigung gegen alle reichen Söhne und Talerfamilien und glaube nichts gutes von ihnen, aber es kam noch etwas hinzu, was meinen instinktiven Widerwillen verstärkte, und das war das Jugendbildnis Seiner Exzellenz.

Da stand er als Musterschüler mit weißem, gestärkten Umklappkragen, aufgerissenen Unschuldsaugen und schön gekämmten Haaren vor mir, und hieß Theobald. Seither kann ich ihn nicht mehr leiden.

Glauben Sie mir, werter Freund, aus diesen auffällig braven Pennälern werden niemals Männer, die unsereinem gefallen könnten, und dabei wollen wir ganz und garnicht an Politik denken, und wollen an so manchem junkerlichen Unband unser heimliches Vergnügen haben, aber die schöngescheitelten Theobalde sind an sich, und in jedem Berufe, und in jeder Partei unsympathisch. Hätte ich zu Bülows Zeiten jenes fatale Jünglingsporträt des

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Herrn von Bethmann Hollweg gesehen, so hätte ich dem ahnungslosen Fürsten einen warnenden Brief geschrieben, und ich bin heute mehr als je überzeugt, daß diese Warnung sehr berechtigt gewesen wäre.

Und vielleicht hätte sie unsern jetzt erst teuern und wertvollen Bernhard retten können.

Ich weiß nicht, liebwerter Landsmann, ob Ihr Divinationsvermögen in so hohem Grade entwickelt ist, wie das meinige, und darum erlaube ich mir, Sie darauf hinzuweisen, wie planmäßig dieser gealterte Jüngling mit dem Klappkragen dem Reichskanzler Bülow den Stuhl unterm Gesäße weggezogen hat.

Er war dienstfertig für die Erbanfallsteuer und nicht minder dienstfertig für die Wahlreform, und ich bin sogar geneigt zu glauben, daß er Bülowen brav zugeredet und seine eigne Überzeugung beteuert hat.

Na, und wie ist's dann gekommen?

Die Erbschaftssteuer war der formelle, die Wahlrechtsreform war der wirkliche Grund für die Abdankung Bernhards, und sein Staatssekretär, der die Vorlagen befürwortet, vielleicht auch stilisiert hatte, rückte an seine Stelle, änderte seine heftigen Überzeugungen in ihr heftiges Gegenteil, und schmeichelt der Partei, mit welcher er seinem Vorgänger beigekommen war. Physiognomien täuschen nicht, und zu einem solchergestalt im Stillen avancierenden und seinem Vorgesetzten ein Bein stellenden strebsamen Mann muß sich ein Jüngling entwickeln, der glattgescheitelt war und über seinem Klappkragen so auffällig brav in die Welt schaute. Und, sehen Sie, das mit dem Rittmeister und Major stimmt ja auch so wundervoll zu dem bewußt kindlichen Zug, den er noch mit zwanzig Jahren zur Schau stellte, und sollte jemals diese militärische Erscheinung von Scherl verewigt werden, dann hänge ich den Theobald mit den Majorsepauletten neben Theobald mit dem Klappkragen und Sie sollen meinen durchdringenden Blick für diese Dinge bewundern.

Und also die Rede.

Ja, lieber Freund, eigentlich hat er's ja uns Süddeutschen verboten, dieses Filuziusstück von einer Wahlreform zu bekriteln, und er verlangt von uns, daß wir die Reaktion als preußische Eigenart ehren, aber schon die Personalunion, die in ihm als Reichskanzler und Ministerpräsidenten ge-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geben ist, legt uns die bittre Pflicht auf, die verfassungswidderrechtlichen Meinungen des Amateuragrariers Bethmann zu prüfen.

Sie müßten uns traurig stimmen, wenn sie ernsthaft zu nehmen wären, und wir hätten Ursache, für das Werk Bismarcks Besorgnisse zu hegen, wenn schon der fünfte Kanzler Drohworte gegen die Verfassung, bei andrer Gelegenheit als während dieser Komödie im preußischen „Volkshause" fände.

Aber nun rufen Sie sich das ins Gedächtnis: Mit Beihilfe des Herrn von Bethmann war eine wirkliche Reform des Wahlrechts versprochen worden, mit Beihilfe des Herrn von Bethmann wurde Bülow über dieses Versprechen gestolpert, mit Beihilfe des Herrn von Bethmann wurde dann eine inhaltlose Reform vorgeschlagen, nur um das feierliche Wort des Kaisers zum Scheine einzulösen, welche Rede erwarten Sie in einer solchen Situation von einem Herrn, der zwar im Konservationslexikon als „Staatsmann" aufgeführt ist?

Sie hätte bestenfalls ein sophistisches Kunststück werden können, denn die Aufgabe, diese zum Scheine verabfaßte Wahlreform, welche die Entrechtung des gesamten arbeitenden Volkes noch durch Bevorzugung eines halbgebildeten Proletariats verbittert und verschärft, als organisatorische Entwicklung hinzustellen, hätte nur diese Lösung zugelassen. Sie ist kein Kunststück geworden, da haben Sie Recht; aber noch viel weniger bedeutet sie ein ernsthaftes Bekenntnis zu Regierungsgrundsätzen, über die Sie sich aufregen müßten.

Diese Theorien, welche Herr von Bethmann vorbrachte, dienten nur seinem momentanen Bedürfnisse, jede Sachlichkeit zu vermeiden, und was er sonst noch sagte, entsprang seinem oberlehrerhaften Verlangen, das Volk zu überzeugen, daß auch Wortbrüche nur zu seinem Besten von der wohlweisen Regierung begangen werden.

In dieser zielstrebigen Absicht konnte er über die Beziehungen des geheimen Wahlrechts zum unsicheren Charakter des geistig schwächeren Individuums, über innerliche Unfreiheit bei äußerlicher Freiheit, über mangelndes Verantwortlichkeitsgefühl bei mangelndem Einflusse durch Agrarier, und wer weiß über was noch reden, aber es ist ausschließlich Ihr Fehler, lieber Freund, wenn Sie diesem salzlosen Schmarren Bedeutung beilegen.

Lachen Sie doch lieber den Mann aus, der über die politische Erziehung des Engländers spricht, zwei Sätze bevor er ein paar Phrasen gegen das

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gleiche Wahlrecht findet, lachen Sie den Herrn aus, der als erster Beamter des Reiches gegen dessen Verfassung schulmeisterlichen Tadel vorbringt, und der wirklich glaubt, seine zusammengetragne Kathederweisheit habe etwas zu bedeuten.

Ich knüpfe an sein geistvolles Bild an, daß der einen Wahlzettel nehmende Mensch nicht als beflügeltes zoon politikon frei in der Luft schwebe, was ja flugtechnisch richtig ist, und ich sage, daß die vielen Wahlzettel der nächsten Reichstagswahl ihn doch in die Lüfte heben und nach Hohenfinnow tragen werden, was im Interesse auch der bayrischen, schwäbischen und sächsischen Volksstämme herzlich wünscht

Ihr sehr ergebener

Ludwig Thoma

PS. Haben Sie übrigens bemerkt, was er von dem Drange nach religiöser Vertiefung so schön ohne jeden Zusammenhang sagte? Der Großpapa war nämlich auch orthodox, und wir können uns auf nette Vertiefungsversuche gefaßt machen, und ich werde ein für allemal mit dem Scheitel und Klappkragen Recht behalten.

Was wird König Eduard tun?

Von G. H. Perris

London, den 18. Februar 1910

Der Wahlkampf ist vorüber und die kritischste Parlamentssession der Neuzeit ist eröffnet. In meiner Voraussage vor einem Monat behauptete ich, daß die Koalition der Liberalen, Iren und Arbeiterpartei eine Majorität von 114 Sitzen gewinnen müßte, wenn der Verlauf der Wahlen den ersten Ergebnissen recht geben würde, aber daß sich die Majorität zwischen 120 und 150 bewegen dürfte, weil sich die ländlichen Wahlkreise vermutlich mehr als die englischen Städte ins

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zeug legen würden. Nachstehende Ziffern zeigen, daß diese Schätzung genauer war, als die meisten von andrer Seite aufgestellten.

	Vor der allgemeinen Wahl	Nach der allgemeinen Wahl
Liberale	374	275
Arbeiterpartei	45	40
Irische Nationalisten	83	82
	502	397
Protektionisten und andere Konservative	168	273
Regierungsmehrheit	334	124

Die Grafschafts-Wahlkreise haben tatsächlich auch nicht besser gewählt sondern schlechter als erwartet wurde, denn Einschüchterung und verschleierte Bestechung (daß solche im Werke waren, darüber sind offenkundige Beweise in die Parteibureaus und Zeitungsredaktionen gedrungen) fielen für die Konservativen viel mehr ins Gewicht als die solide Aussicht auf die Altersversicherung für die Liberalen. Dreiviertel der liberalen Verluste kamen auf die Grafschaften und die Provinzialstädte, wo der gesellschaftliche Einfluß vom Gutsherrn, Pächter, Pfarrer und Gastwirt sehr mächtig ist. Andrerseits verloren die Tory-„Tarif-Reformer" (Protektionisten) in den industriellen Wahlkreisen mehr als sie gewannen. Die Freihandelsregierung behauptet sich uneingeschränkt in Lancashire und Yorkshire, Schottland und Wales; und trotz Gewinnen der Tories gibt es immer noch mehr liberale Mitglieder (26 von 59) in Londoner Wahlbezirken als jemals von 1886—1906. Mit einem Worte, die Opposition hat einige Seestädte und andere Plätze gewonnen, ein dutzend Provinzialstädte und Kurorte, mehrere industrielle Wahlkreise, wo die ministeriellen Stimmen geteilt waren zwischen liberalen und Arbeiterkandidaten, und über sechzig ländliche Distrikte des Südens und des südlichen Mittellandes; aber sie verzeichnete einen vollkommenen Fehlschlag in ihren Bemühungen um den industriellen Norden.

Außerdem wurden für die Regierung mehr Stimmen abgegeben, als sich in der Zahl errungener Sitze ausdrückt. Wenn man von dem nationalistischen Irland absieht, so hat die Regierung eine Majorität von fast neunhunderttausend Stimmen auf im ganzen sieben Millionen Stimmen.

Generated on 2019-10-26 22:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Großen Einfluß auf das Ergebnis hatte der treffliche Automobildienst der Konservativen. Dadurch sollen sie fünfhunderttausend „Plural"stimmen die (auf Grundbesitz begründet) mehr aufgebracht haben als die Liberalen. Man weiß von einzelnen Männern, die in fünfzehn verschiedenen Wahlkreisen abgestimmt haben.

Die Majorität leidet unter den Schwächen einer Koalition; und in der Tat bilden von den zweiundachtzig irischen Nationalisten zehn eine unabhängige Gruppe, welche gewissen Teilen des Budgets ablehnend gegenüber steht. Aber andrerseits muß gesagt werden, daß die konservative Partei nur viermal in den letzten fünfundsiebzig Jahren im Unterhause numerisch schwächer gewesen ist als gegenwärtig und, ich denke, sie ist niemals schwächer an Persönlichkeiten gewesen.

Dies sind die Ergebnisse eines Kampfes von beispielloser Schärfe, in welchem nicht weniger als 93 Prozent der Wählerschaft gestimmt haben. Der Mitläufer, der von einer Seite zur andern übergeht, spielt bei den britischen Wahlen gewöhnlich eine wichtige Rolle; diesmal trat dieses Element vollkommen zurück. Jedermann hat gestimmt; die Nation hat gesprochen. Jetzt ist es an den Staatsmännern, zu handeln. Was zwei von den drei brennenden Fragen betrifft, so sind die Wahlen entscheidend. Der Freihandel ist gesichert, wenigstens auf einige Jahre hinaus. Die Protektionisten haben mit allen Mitteln gearbeitet, mit guten und mit schlechten. Nun ist folgendes höchst wahrscheinlich: Durch eine Agitation für weitere Aufklärung in den Landdistrikten, die bereits eingesetzt hat, werden die Protektionisten bei einer neuen Wahl noch mehrere Sitze verlieren, die sie jetzt nur durch Wahlbeeinussung gewonnen haben.

Das Budget des letzten Jahres ist auch gesichert, und es ist ziemlich sicher, daß es im Unterhause noch bis Ostern durchgepeitscht sein wird, um dann von den Lords angenommen zu werden. Kommen wir dann zu der dritten und vornehmsten Streitfrage, nämlich der Frage einer wirksamen Beschränkung der Macht des Oberhauses, so sind dafür die Aussichten allerdings unsicher. Die Streitigkeiten zwischen den beiden Parteien im Unterhause werden offensichtlich durch eine beschlußfähige Majorität nach einem Appell an das Land beigelegt werden. Dann besteht aber noch eine gewichtige Verfassungsfrage, geeignet, einen Riß zwischen den beiden Kammern herbei-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

für die Verbesserung der Arbeiterwohnungen, der Hospitäler, für die Belohnung von Heldentaten ist er eine Art Preisrichter der bürgerlichen Tugend geworden.

Herr Gladstone sagte, gegen früher habe sich der Charakter der Monarchie nur in folgendem geändert: an die Stelle von Macht sei das wohltätige Geltendmachen von Einfluß getreten.

Bei politischen Krisen muß der König entscheiden, welcher Führer einer parlamentarischen Mehrheit mit der Premierministerwürde betraut werden soll, und innerhalb gewisser Grenzen kann er entweder eine Auflösung des Parlaments beantragen oder den Premier ersuchen, die Probe einer neuen allgemeinen Wahl zu bestehen.

Er hat auch noch eine andre Macht und Pflicht, die selten ausgeübt wird. Beim normalen Gang der Geschäfte kommt sie nicht in Betracht, abgesehen davon: daß er befragt wird; seine Kritik und seine Anregungen, so wichtig sie nur sein können, haben keine Bedeutung als konstitutioneller Faktor. Mit einem Worte: König Eduard spielt nur die Rolle eines erhabenen Ratgebers und Schiedsrichters, aber der veraltete zeremoniöse Pomp der ihn umgibt, hat soviel Bedeutung, daß — während in England sofort zwanzig Männer zu haben wären, welche die greifbaren und meßbaren Verantwortlichkeiten der Premierministerschaft tragen könnten — es den politischen Sinn des britischen Volkes in Verlegenheit bringen würde, einen Mann zu wählen, der ohne Gefahr mit den schattenhaften Rechten der Krone betraut werden könnte.

Dieser Blick auf die Beziehungen der Monarchie und des Ministeriums ist zum gehörigen Verständnis des Problems notwendig, welches sechs Kabinetssitzungen in den letzten Wochen beschäftigt hat, das Denken jedes aktiven Politikers im Lande erfüllt und im Unterhause nächste Woche debattiert wird. Indem ich diese Zeilen jetzt niederschreibe, bin ich in zweifacher Beziehung im Nachteil:

1. die Geheimnisse des gegenwärtigen Kabinets werden mit beispielloser Verschwiegenheit gewahrt,

2. die Szene wechselt so rasch, daß bevor diese Zeilen im Druck erscheinen können, das Problem praktisch gelöst sein kann, oder daß wir uns schon in den Vorbereitungen zu einer neuen allgemeinen Wahl befinden. Unter solchen Umständen zu prophezeien wäre töricht, aber eine Betrachtung der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hauptzüge der Situation kann nützlich sein, wenn auch nur zur Erläuterung späterer telegraphischer Nachrichten.

In seiner Rede in der Albert Hall in London, am 10. Dezember — dem Tage der Parlamentsauflösung nach der Verwerfung des Budgets durch die Pairs — erklärte der Premierminister Mr. Asquith „die Erfahrung dieses Parlaments zeige, daß der Besitz eines unbegrenzten Vetos durch eine parteiische zweite Kammer ein unüberwindliches Hindernis für demokratische Gesetzgebung sei" und er fügte das historische Gelübde hinzu: „Wir werden das Amt nicht annehmen und wir werden das Amt nicht behalten, wenn wir nicht die Garantieen schaffen können, welche nach der Erfahrung notwendig sind für die gesetzgeberische Arbeit und Ehre der Fortschrittspartei." über die „Garantieen", auf die er so allgemein anspielte — obwohl die Schritte, durch die sie erreicht werden sollen noch zweifelhaft sind — besteht durchaus Klarheit, und sie sind seit zwanzig Jahren ausgiebig diskutiert worden, denn die Beschränkung des Vetos der Lords ist einer der ältesten Leitsätze im liberalen Programm. Sie schließen zwei von einander getrennte legislative Grundanschauungen ein, erstens, daß alle finanziellen Maßregeln ausschließlich in den Bereich des Unterhauses gehören; zweitens, daß die Macht des Oberhauses in der allgemeinen Gesetzgebung so weit beschränkt werden soll, daß jede Vorlage, auf die das Unterhaus besteht, noch während der Dauer desselben Parlaments Gesetz werden solle. Das erste Verlangen bedeutet eine einfache Wiederherstellung der historischen Rechte der Gemeinen, die von den Lords im vergangnen Herbst in einer sehr unglücklichen Stunde bedroht wurden. Das zweite — die Ersetzung eines absoluten Vetos durch ein aufschiebendes — ist das späte Resultat der ständigen Vernichtung von Reformgesetzen durch die obere Kammer. Ich spreche bei diesen Forderungen als von einander getrennten Maßregeln, aber sie können, aus rein strategischen Gründen, kombiniert werden. Die Lords würden jetzt wahrscheinlich die erste annehmen, wenn sie solches vor der zweiten retten könnte. Aber sie würden die doppelte Forderung der Beschränkung nicht annehmen, außer unter Zwang, und — von Revolution abgesehen — kann Zwang nur ausgeübt werden durch das Zusammenwirken des Königs mit dem Premierminister.

Es gibt zwei Mittel, mit denen König Eduard Mr. Asquith helfen könnte, das erforderliche Gesetz durch die überwiegend torystischen Reihen des

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gegenwärtigen Oberhauses durchzubringen, erstens: die Ernennung einer hinlänglichen Anzahl neuer Pairs, um der Regierung eine Majorität für diesen Zweck zu geben. Zweitens kann er einer genügenden Anzahl der Tory-Pairs (kürzlich als „Hinterwäldler" verspottet), die nur nach Westminster kommen, wenn es gilt, eine wichtige radikale Vorlage abzutun, die „königliche Aufforderung" vorenthalten, die für sie die einzige Legimitierung ihres Amtes als Gesetzgeber ist. Es wird heutzutage oft daran erinnert, daß das britische Parlament in seiner Kindheit kein streng erbliches Element hatte. Die Grafen des fünfzehnten Jahrhunderts wurden vom Könige in Anerkennung ihrer feudalen Dienste aufgefordert, ihn zu beraten, dann kam die Sitte auf, nach dem Vater den Sohn, als den Erben seiner „Pflichten", aufzufordern. Diese Pflichten sind nicht allein lange in Vergessenheit geraten, sondern die meisten Pairs zeigen auch nur geringen Respekt für die königliche Aufforderung, bis ihr von dem konservativen Führer der gehörige Nachdruck beigelegt wird. Man ist deshalb der Ansicht, daß diesen erlauchten Nullen eigentlich die herkömmliche Einladung versagt werden könnte. Diese Ansicht ist auch tatsächlich in mannigfachen, oft angekündigten konservativen Vorschlägen für die Reform des Hauses der Lords, „von innen heraus", anerkannt, die auf eine beträchtliche Reduktion seiner Mitgliederzahl ausgehen. Alle diese Vorschläge werden von der liberalen Partei und der Regierung für den Augenblick ignoriert. Für diese ist jedwede Stärkung der anderen Kammer undiskutierbar, bis die Rechte und höheren Machtbefugnisse der Gemeinen absolut sicher gestellt sind.

Die Ernennung neuer Pairs ist das allgemeiner beliebte Auskunftsmittel, und man glaubt, daß Mr. Asquith dieses der königlichen Erwägung nahe legen will. Es hat seine Übelstände, besonders deshalb, daß eine sehr beträchtliche Anzahl neuer Ernennungen erforderlich sein würde, wenn die Pairs hartnäckig bleiben. Die Möglichkeit sieht indessen beunruhigender aus als tatsächlich der Fall ist. Im Jahre 1834, als die große Reformbill auf dem Spiele stand und das Land „die Bill, die ganze Bill, nichts als die Bill" verlangte, genügte des Königs Versprechen an den Premierminister: daß er die im Notfalle erforderliche Anzahl von Pairs ernennen würde; zweifellos würde ein ähnliches feierliches Versprechen heute sich ähnlich wirksam erweisen. Die Situation ist durch die Tatsache kompliziert, daß die regulären

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Regierungsgeschäfte dringender Erledigung harren; der Staatsorganismus muß wie der menschliche Körper auch in Zeiten der Krisis wie sonst ernährt werden. Die Arbeiterpartei und die irische Partei sind auf unmittelbares Handeln gegen die Lords erpicht. Sie haben immer gewünscht, daß die Abschaffung des Veto zuerst kommen sollte, nicht nur vor der Abstimmung über das Budget für das vergangene Jahr, sondern auch noch vor der traditionellen Antwortadresse zur Erwiderung auf des Königs Rede zur Parlamentseröffnung.

Wenn ihnen vorgestellt wird, daß dies so ungefähr das finanzielle Chaos bedeuten würde — da große Anleihen erforderlich sind, wenn das vorjährige Budget nicht vor dem 31. März erledigt wird — so erwidern sie, daß die Konservativen und die Lords dafür verantwortlich sind, wenn eine Menge Steuern dem Schatzamt verloren gehen, und daß es angesichts eines Vorkommnisses, welches sie abwechselnd als revolutionär und konstitutionell bezeichnen, Torheit sei, minder wichtigen Erwägungen Einfluß auf die Hauptaufgabe des gegenwärtigen Parlaments zu gewähren.

Mr. Asquith ist so in einer schwierigen Lage. Er wird auf der einen Seite gedrängt, zuerst die Finanzfrage zu regeln und auf der andern Seite wird er von zwei unabhängigen Parteien, deren Unterstützung für seine Majorität notwendig ist, bestürmt, alles andere zurückzustellen, bis der König versprochen hat, ihn in der Vernichtung des Veto zu unterstützen. Aber die Führer der irischen und Arbeiterpartei sind sehr tüchttge Staatsmänner, und wenn sie sich einer noch so kräftigen Sprache zur Zufriedenstellung ihrer Anhänger im Lande bedienen, sie sind die Letzten, die das Ergreifbare fahren lassen, um einem Schatten nachzujagen. Wahrscheinlich wird es Mr. Asquith leicht gelingen, sie von seinem Ernst zu überzeugen und sie zu schneller Erledigung des Budgets und Durchbringung der Veto-Bill im Unterhause mit sich fortzureißen.

Es scheint mir, daß König Eduards Entscheidung dann nicht zweifelhaft sein kann. Seine persönlichen Sympathien können nicht mit der extremeren Fraktion in der oberen Kammer gehen. Der König ist kein Groß-Grundbesitzer und alles andere als ein Müßiggänger. Er hat mehr als einmal Sympathien für die liberale Sache gezeigt. Aber die Erwägung, welche ihn leiten muß, wird durch die Tatsache bestimmt, daß das ganze

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Erblichkeits-Prinzip, wie es der Monarchie wie Legislatur zugrundeliegt, als akute Frage in die Erscheinung träte, wenn sich die Krisis durch seine Ablehnung von Mr. Asquiths Ersuchen verlängert. Keine alternative Regierung ist gegenwärtig möglich. Mr. Balfour, der konservative Führer, befindet sich im gegenwärtigen Unterhause in hoffnungsloser Minorität, und er hat keine Aussicht, bei einer allgemeinen neuen Wahl eine beschlußfähige Majorität zu erlangen. Die finanziellen Bedürfnisse des Landes, die dringenden Rückstände der Gesetzgebung, das Ansehen Großbritanniens im Rate der Völker, alles dies verlangt eine schleunige Lösung des Problems. König Eduard ist vor allen Dingen ein guter Geschäftsmann. Er kennt die Stärke der gegenwärtigen Regierung, die Persönlichkeiten wie ihren Rückhalt im Volke. Er weiß wie jeder andere, daß mit den Lords ohne Verzug so oder so abgerechnet werden muß. Ich würde mich daher sehr wundern, wenn die vielbesprochenen „Garantien" nicht in zwei oder drei Wochen herauskommen, und für Parlament und Land endlich eine Beruhigung eintritt, über eine der wichtigsten konstitutionellen Fragen der letzten zwei Jahrhunderte.

Der Bote Gottes / Roman von Jakob Schaffner

(Fortsetzung)

Als der Schweizer diesen Sachverhalt erkannt hatte, merkte er zwar Sonderbarkeiten; allein es kam ihm vor, als müsse hier zu existieren sein. Er begriff, daß der Bauer so oder so von seiner Gesellin im Stiche gelassen worden sei und sich darüber gräme, und machte sich eine Rechnung daraus. Er stellte einen güterarmen, jedoch hoffnungsreichen Allgemeinzustand fest, in dem ein gottloses Gewächs wie er immerhin gedeihen konnte. Jedenfalls besser als auf der Landstraße, mit der er auf dieser Tour bisher nur schlechte Erfahrungen gemacht hatte. Was die Landstraße anging, so stellte er doch nur einen Kerl, wo glatt gebahnt war. In einem wüsten Umtrieb merkte man erst, was für ein kultiviertes Ding man vorstellte. „Heinrich, du Bote Gottes,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fürchte dich nicht; stehe auf." Jawohl, und nimm deinen Tag beim Hals; er ist ein Spitzbube. Und abermals: „Pandur, geh hin und restauriere." Das hatte auch seine Richtigkeit; zu marodieren gab es hier überhaupt nichts. In Gottes Namen, hier standen vierzehn Kinder um ihn herum, sechs Jungen und acht Mädel. Die Mädel ließen ihn kalt; hingegen wollte er ruhig eine Kuh gegen einen Regenwurm wetten, daß die Jungen ihn brauchen konnten, bei seinen Talenten und Wissenschaften. Sie sahen verflucht unberichtet aus; wenn er ein Wort des Geistes über ihnen aufgehen ließ, so flogen ihm alle Seelen zu. Er kannte das. Da stand die Mission. Sollte man sie annehmen? Er sah nach der Reihe die Buben an, empfand ihre Nestwärme und ihren Mangel, und sprach Ja zu seinem Herzen. Und wie der Bauer mit einem Laib Brot anrückte, war er schon mit Zutaten zur Stelle. Der Bauer sagte, der Herr werde es wahrscheinlich besser gehabt haben im Krieg und auch in seiner Heimat Pandurien; er hätte ein Stück Schaffleisch bekommen können zum Brot, wenn die Wölfe den Kindern nicht zuvorgekommen wären, werde nun aber nicht gewöhnt sein, mehr zu nehmen, als da sei.

Mit dieser Rede, die wegen der fremden Volksmannschaft sehr langsam und deutlich vorgebracht wurde, erfuhr der Nirgendher, daß dem Bauern sein Geständnis von seinem schweizerischen Christentum keinen sonderlichen Eindruck gemacht hatte; entweder glaubte er nicht daran, oder er hatte es überhört. Und zweitens mußte das ein tiefsinniger Heiliger sein, der mitten unter einer lachenden Menge und Verheißung gesunden Fleisches von trockenem Brot lebte. Da er sich nun aus seinem Christentum nicht eben viel machte und sich zudem als Pandur hoffnungsvoller und kräftiger vorkam, tauchte er unauffällig wieder in seine Rolle unter, wurde von neuem aktiv und antwortete dem Bauern im schönsten Pandurendeutsch, das er konnte, daß Brot immer eine schöne Sache sei und Pandur heiliger nicht immer Brot habe, sondern manchmal nur Fleisch, und auch kein Wasser. Er schnitt sich dankbar ein Rundstück vom Laib herunter, daß allen Kindern das Wasser im Mund zusammenlief und die Mäuler nacheinander zugingen, weil drinnen geschluckt werden mußte. Unterm Kauen nahm er seinerseits das Gespräch in die Hand und leitete es, wohin es sein spekulativer Kopf haben wollte. Ob der Bauer allein da hause im Dorf? Ob die bestellten Äcker ihm gehörten? Ob Vieh

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bei ihm existiere, und ob die übrigen Dorfbewohner in Gott seien? Als er den letzten Bissen herunter hatte, schlug er dem Bauern vor, daß er bei ihm dienen wolle.

Der Bauer war wirklich kein hurtiger Kopf, und jetzt ging es noch besonders schwer, mit der Idee zwischen seinen Gram hinein zu kommen und sein Leid zu bewegen, das er um Christine trug. Aber was der Teufelsschweizer im Hirn hatte, das hatte er nicht anderswo, und schließlich wurde er nicht nur verständlich, sondern schuf auch Anschauung und sogar Wünschbarkeit über der versunkenen Seele, sodaß im weiteren Verlauf einer Stunde der Handel so klar und abgemacht dastand, als es immer mit einem Handel zu bewirken ging in gegenwärtigen Zeitläuften. Der Bote Gottes hatte zu kochen und die Kinder zu versehen, auch mit der Nadel zu wirken, weil er damit Bescheid wußte, den Besen zu führen und nebenher dem Bauern auf dem Feld zu helfen, was alles nicht wenig war, jedoch ihm völlig zu behagen schien. Er sagte, panduriſcher Vaterland sei armer Land; er wolle sich machen neuer Vaterland auf fette Boden. Wegen des Lohnes wollten sie dann miteinander sehen, wenn es einmal soweit sei. Es gab keinen sehr genauen Kontrakt, allein der Edle wußte nun schon, wem er trauen durfte und wer das war, der nicht zu kurz kommen wollte.

Sechstes Kapitel

So war Christines Stelle besetzt, ehe dieser merkwürdige Ostermontag ganz zu Ende ging. Der Herr Pandur kochte zum Abend seine erste Mehlsuppe und aß mit den Kindern aus dem Kübel. Dann trieb er die kleineren von diesen in ihr Stroh, und saß nachher mit dem Bauern auf der Feierabendbank vor dem Haus, führte dort ein aufmerksames Gespräch mit ihm, und brachte nebenbei das krumme Vaterunser wieder in seiner Scheide unter. Der Tierstand befand sich auswärts auf der Abendjagd. Irgendwo hinterm Haus hallohten die größeren Rangen. Der Mond stieg langsam über das Brandgemäuer herauf. Und der Bauer begann von dem Mädchen Christine zu erzählen, da der Pandur sie nun doch einmal kannte. Er begriff noch immer nichts. Er wußte nur eines sicher, daß sie nicht mehr da war. Der Schweizer erfuhr wie ein alter Freund die ganze Geschichte der Herkunft,

Generated on 2019-10-26 22:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

sowie Gang und Inhalt des heutigen Gespräches, von den Katzen und Hunden an bis zu Gott dem Herrn, der sie erschaffen hatte, und der guten Gehilfin, die ihm Christine nicht werden wollte. Es gefiel ihm alles vorzüglich. Er zwinkerte auf beiden Augen. Es ging eine Wirkung aus von dem Zustand, die ihn außerordentlich lebendig und sinnreich machte. Aber er tat keine Meldung dazu, sondern ließ es gut sein, daß der Bauer sich mit Christine versöhnt habe und sie nun doch weg sei, und man nicht mehr wisse, was man von Gott halten solle.

In der Nacht, da er nicht schlafen konnte, erinnerte sich der Bauer an die beiden jüngsten Gewinne seiner Barmherzigkeit und stand auf, um ihren Schlaf zu betrachten und sich an ihnen zu ermuntern. Der Mond schien so übermächtig, daß die Welt davon ein unheimlich nachtwaches Ansehen bekam, als sollte jetzt und jetzt irgendeine Geschichte mit ihr passieren, von der man noch nach hundert Jahren zu erzählen hatte. Doch der Bauer achtete nicht darauf; er hatte den Kopf voll ruheloſen Umgangs über das abwesende Mädchen Christine; höchstens daß ihm die Sehnsucht nach dem erreichbaren gegenwärtigen Trost noch heller darüber erglühte. Auf der Diele blitzte ein blauer Lichtstrahl auf vor ihm. Als er ihm näher kam, war es der Pandur, der mit gezogenem Säbel an der Haustüre stand und Wache hielt. Er sagte, die Halunken sollten nur die Köpfe hereinstrecken, so wollte er ihnen das krumme Vaterunser daran wettern, daß sie nicht mehr wüßten, ob sie Männchen oder Weibchen seien. Der Bauer wollte öffnen und hinaussehen, doch er ließ es nicht zu, sondern wollte die Tat allein tun. Der Bauer ging nach dem Schlafraum der Kinder, und suchte im Mondschein den fremden Jungen mit dem Mädchen, fand sie auf das erstemal nicht, und ging die Reihen zum zweitenmal durch. Er mußte auch ein drittesmal den Weg unternehmen. Nun trat er tiefgebückt von Schläfer zu Schläfer, durchforschte jedes einzelne Gesicht an Augen, Mund und Nase wie feindliches Gebiet, stieß auch jetzt nicht auf die erwünschten Verhältnisse und begann zu zählen, eins, drei, sechs, neun, zwölf: mit zwölf war es fertig; weiter ging es nicht. Er zählte viermal auf zwölf, starrte ohne Verständnis die letzte Nummer an, den glückhaften Hemdenmatz, als ob er es gemacht hätte, bis der Mond von ihm zurückwich, und wandte sich schließlich trauernd auf den Rückzug. Zum Panduren, der immer noch an der Haustür aufpaßte, sagte er, es

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

würden wohl keine Räuber sein, so und so. Darauf öffneten sie das Haus und machten einen Gang darum, sagten zueinander, es sei jetzt gut, und begaben sich wieder zu ihrer unterbrochenen Ruhe. Der Schweizer schlief wie ein Ofen in Christines Bett; der Bauer tat kein Auge zu in dieser verwünschten taghellen Nacht, die die Schatten nicht erlöste.

Als die Hausgesellschaft am andern Morgen zum Tisch kam, hatte der Pandur schon wieder für die Suppe gesorgt, allein es fand sich, daß kein Brot mehr da war; die beiden jungen Tunichtgute hatten es in der Nacht mitgehen heißen. Das schuf dem Bauern neuen Kummer. Wenn irgendwelche, so hatten diese Kinder das Auge Gottes nötig. Es schien ihm jetzt, sie schrieen auf ihrer Landstraße förmlich nach der Hand der Liebe. Er trug die Schuld, weil er sie gestern unter der Wirkung seines selbstsüchtigen Grames vergessen hatte. Er hatte sie vernachlässigt und dann verloren. Wie stand er nun da im schlechten Licht des ungetreuen Vaters? Gott würde ihm schon auf den Kopf hageln, wenn er von seinem Himmel herab merkte, wie die Dinge bei ihm standen.

Fürs erste mußte frisches Brot gebacken werden. Die Freude lief nicht weit, weil im ganzen Großen nur zwei Laibe bei dem Unternehmen herauskamen. Der Pandur schlug Sparsamkeit vor; die Kinder sollten Suppe essen; das Brot sei für die Arbeiter. Da wurde der Bauer ausfällig. Es könne sein, daß man das in Pandurien so halte; hier in diesem Haus seien die Kinder die Hauptsache; dann könne man sich auch darauf verlassen, daß Gott weiter helfe. Die Kinder standen darum herum und machten weite Ohren. Der Schweizer dachte, es sei gut, und er wolle nicht für einen schiefen Kerl angesehen sein, und als es wieder Mittagszeit war, fand sich unerwartet ein Suppenfleisch im Kübel, zart und wohlbeschaffen, und außerordentlich einladend.

„Hab ich gefangen der Has," grinste der Bote Gottes. „Ischt guter Mann Vater barmherziger; hilft weiter."

Der Bauer suchte sich vorzustellen, was Christine zu dem Fall äußern würde. Als es ihm nicht gelang, beschied er sich dahin, daß der Hase ein Wild sei, und dankte Gott. Er dankte Gott noch zweimal. Beim viertenmal stutzte er über den plötzlichen Hasenreichtum der Landschaft, da nach seiner Meinung die Hunde schon lange damit aufgeräumt hatten. Er

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ließ es zwar gelten, daß sie dies Jahr wohl besonders diese Gegend aufsuchten wegen des weicheren Wassers, dankte auch noch für ein Reh, das er so wenig im Fell zu sehen bekommen hatte wie die Hasen, führte aber plötzlich eine Aussprache herbei mit dem geschickten Jägersmann, worauf der Segen wie abgeschnitten aufhörte, zum großen Bedauern der Kinderschule.

Diese Kinderschule schloß sich dem neuen Hausgenossen an mit der einsichtigen Entschlossenheit und der Schnelle, die er, bei seinen besondern Talenten, von ihresgleichen gewöhnt war. Auf dem ersten abendlichen Rekognoszierungsgang durch das verbrannte Dorf hatten die Größeren ihn noch in mißtrauischem Abstand begleitet und sozusagen feindlich beobachtet. Als er sie anfing zu fragen, gaben die Jungen ihm zuerst zögernd und zurückhaltend, nachher mit würdevollem Ernst Bescheid, und wo sie etwas nicht wußten, wunderten sie sich, daß er darnach forschte, und interessierten sich für ihn. Er stocherte mit seinem krummen Vaterunser in der Asche herum, beklopfte die Mauern, stieß mit den Absätzen gegen den Boden und tat eine Menge Dinge, die ihre Phantasie erregten. Auf dem Nachhauseweg gingen sie schon nicht mehr so weit von ihm ab, und beim zweiten Abendgang machten sie sich langsam zu ihm und fingen ihm von ihren eignen Entdeckungen an zu erzählen, die zwar alle miteinander nicht den Wert von einer alten Hose ausmachten, dafür aber ein lebendiges Verhältnis anbahnten zwischen den verlassenen Kindern und dem unternehmungslustigen Landfahrer. Nebenher gruben sie miteinander aus einer untergegangenen Scheune ein paar Säcke Gerste aus, und bestellten noch ein Stück Feld damit, das sie dafür urbar machten. Wenn der Schweizer mit seinem Säbel an der Seite vorn am Pflug ging, so hingen alle Jungen bei ihm am Seil und halfen ziehen; zog der Bauer, so wollten sie lieber hinten drücken helfen und mußten vom Bauern befohlen werden. Wenn der Bauer seine Augen über die blühende Heide gehen ließ mit dem wimmelnden Leben darin, so zog er grübelnd die Brauen in die Höhe und dachte an das Mädchen Christine und an die beiden Ausreißer, und ob ihm wohl Gott sehr böse sei. Was der Pandur so angab den Tag hindurch, tat er, und was er aufbrachte mit seinem erfindungsreichen Kopf, ließ er bestehen und fruchtbar werden, wie zum Beispiel den Gerstenfund, doch er hatte nicht das Verhältnis dazu, als kämen die Din-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von Gott, wie die früheren Zuwendungen, und gewann darum auch keine Stärkung daran. Er spürte eine unruhige Intelligenz, die von keiner reinen Güte wußte, und völlig fern von allem Gottvertrauen sich selber umtrieb, und es betrübte ihn neben allem andern Kummer, daß die Kinder seinen Zeichen so rückhaltlos zuflogen. Hätte er nicht auch das Lachen verlernt, so wäre er ohne Mühe mit dem Windbeutel fertig geworden, weil es dann die reichere und einladendere Geste gegeben hätte; seine Heiterkeit war ihm abhanden gekommen, und was von ihm noch vorlag, das konnte weiter keinen Vogel anlocken.

In der Zeit machte der Pandur den Kindern ein Feldfeuer nach dem andern, erzählte ihnen von den Schlachten, die er nicht mitgemacht hatte, zeigte ihnen, wie er spielen würde, wenn er eine Geige hätte, sang ihnen panduriſche Lieder vor, von denen er selber kein Wort verstand, und die weder ungariſch noch kroatiſch lauteten, noch jemals in eines Menſchen Mund gewesen waren, auch nicht bei der Ausgießung des heiligen Geiſtes, und tanzte dazu im Schein des Feuers und des aufgehenden Mondes mit gezognem Säbel heidniſche Tänze, daß den Kindern die Gänſehaut über den Rücken lief und ſie nach Hauſe verlangten. Aber am nächſten Abend wollten ſie wieder ein Feuer haben.

Die Kinder machten den Panduren auch mit dem Geſpenſt bekannt, und das war das Beſonderſte und Gehütetſte, was ſie wußten. Die Sache verhielt ſich ſo: in einem Haus gluckerte und gackerte es, wie wenn Hühner da wären. Der Bauer glaubte nicht, daß Geſpenſter gackern und krähen konnten, aber die Kinder hatten doch vom Gegenteil Kenntnis, ha! Zwar der Schweizer verkündete, daß es überhaupt keine Geſpenſter gebe, und zog die Schule ſo lange damit an der Naſe hin, bis ſie es glaubte. Dann erzählte er Geiſtergeſchichten, daß die Mädchen zu weinen begannen, und ſchalt ſie, daß ſie nun doch wieder an Geſpenſter glaubten. Schließlich brach er auf, um mit der ganzen Schar der Sache auf den Grund zu gehen. Es war im ehemaligen Pfarrhaus, dicht neben der niedergebrannten Kirche. Gerade als die Geſellſchaft davorſtand und ratſchlagte, krähte es, und die Mädchen erbleichten; die Knaben biſſen auf die Zähne. Man wurde einig, daß man den Ungeheuern vom Kirchhof aus beigehen müſſe, zum Teil ſowieſo, zum Teil, weil man vorne nicht hineinkonnte vor Trümmen. Man kam an eine verrammelte

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Tür, und nun gackerte es schon sehr deutlich, als ob das Gespenst gerade dahinter säße. Die Mädchen wichen in den Kirchhof zurück, denn sicherlich war es mit Schnabel und Klauen versehen und konnte fürchterlich zufahren damit. Der Pandur stimmte auch dafür, daß man säuberlich umgehen müsse mit der Tür beim Einrennen, und maß den Fußtritt, den er ihr versetzte, weise ab. Die Tür krachte ein bißchen und drehte sich langsam in ihren Angeln nach innen. Der Pandur zog den Säbel, duckte sich und trat in die Ruine ein. Er verschwand in einem schwarzen Loch, das den Kindern tief und leer und tückisch entgegengähnte wie ein Glaubensbekenntnis, und das die Mädchen zu Tränen rührte. Die Jungens wollten anfangen, nach dem Panduren zu rufen und Lärm zu machen, da trat eine durchaus unerwartete Erscheinung aus der Tür des weiland Pfarrhauses an den späten Tag heraus. Die Kinder wußten nicht, war es die verwunschene neue Form des Panduren, oder die unentwegte Doppelseele der Pfarrerseheleute, die hier erschlagen liegen sollten. Denn nun erschien und stieg feierlich und wie geblendet die Treppenstufen herunter eine weiße Henne mit einem ebensolchen jungen Hahn, und um sie her wimmelte das Wunder einer Kükenschar piepsend in den goldnen Abend hinein, alle weiß und blinzelnd und taumelnd vor Licht, und mit dem entrückten Schweben der Erlösten. Neben der Tür sprang ein Fensterladen auf, in dessen Rahmen statt eines geistlichen Herrn der viereckige, ungläubige Realistenkopf des Schweizers sichtbar wurde mit einer so ausgebreiteten weltlichen Zufriedenheit im Gesicht, daß alle Schauer des Todes und der Augsburger Konfession, die den heiligen Ort umwehten, davor zur Unbedeutenheit zerstoben.

„Es ischt ein Wunder", sagte er, „und ich weiß nicht, wie es zugeht. Sie haben nur von Sauerkraut gelebt, das da in der Pfarrersküche schteht. Es ischt aber schon das zweite oder dritte Geschlecht; da liegen nämlich alte Hühnerleichen; die haben es nicht aushalten mögen. Paßt auf die Hund und Katzen auf."

Diese Pfarrersküche hatte besser vorgehalten als die ganze übrige Pfaffei samt der Kirche mit dem Turm. Der Pandur erkannte beim genaueren Zusehen, daß man sich unbesorgt darin aufhalten konnte, sowohl wegen der Einsturzgefahr, als auch wegen der heiligen Gebeine, die wohl irgendwo zwischen dem Getrümmer in der Hut Gottes lagen. Auf dem Herd stand noch eine Pfanne

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mit einem eingeschimmelten Kroatenbraten. Die Küchenmusik fand sich mit den Hauptstücken an den Wänden und in den Winkeln vorrätig. Der Schweizer schmunzelte und rieb sich ideenreich die Hände, hieß die Mädchen die Hühner einfangen und nach Hause tragen, zog sorgfältig Tür und Läden zu und versicherte sie, und schritt mit seiner nun rein männlichen Kompanie säbelklirrend aus dem Kirchhof und die Dorfstraße hinauf. überm Bach im Feld gab er wieder ein Feuer mit Tanz und Gesang. Er sprang heute sogar durch die Flamme, weil es doch eine so merkwürdige Herzbeklemmung und Schönheit war mit dieser Frühlingsnacht in der neuen Heimat. Zum Schluß ergriff er einen Feuerbrand mit der linken Hand, in der rechten hielt er den gezogenen Säbel, rückte sich mit dem Rücken gegen das Feuer und dem Gesicht gegen die Mondsichel in Hochzeiterstellung und ließ ein wortloses Singen und Rollen aus seiner Kehle strömen, dergleichen seine Kompanie in ihrem Leben noch nicht gehört hatte. Sein Adamsapfel hüpfte in seinem Hals auf und ab wie ein Zaunkönig im Busch, je nachdem er den nächsten Ton aus der Höhe oder aus der Tiefe griff. Manchmal war es den Jungen, sie hörten einen ganzen Wald von Auerhähnen und Kuckucken. Dann kam ihnen die Gegend riesig und bergig vor, und sie bekamen Heimweh nach ihrem eigenen Vaterland, in dem sie doch mitten drin standen. Dazwischen tönte es geradezu zwei- und vierstimmig aus der bunten Kriegsgurgel heraus, und dann weinte wieder nur ein einzelner Ton lang ausklingend durch die laue Nacht. Schließlich verstummte der Sänger ganz, und dann war für den Rest des Abends nichts mehr zu haben von ihm. Er warf den Feuerbrand in die Glut, stieß den Säbel in die Scheide, pfiff grimmig und frech durch die Zähne, hieb einen Bengel um die Ohren, weil er ihm die neue Singerei nachzutun versuchte, und jagte am Schluß die ganze Bande nach Hause. Nachher stocherte er für sich allein das Feuer wieder auf, warf neues Gestrüpp hinein, daß es haushoch aufloderte, und bis lange nach Mitternacht sah der Bauer, der vor dem Haus auf der Feierabendbank dem eignen Defizit nachdachte, seinen Schatten um den Brand herumflattern.

Aber der Schweizer verlor sich nicht. Am andern Tag zog er mit seiner Kompanie schon wieder auf Entdeckungen aus. Diesmal wurde Werkzeug mitgenommen, Schaufeln und Pickel, und was sich als Brechstange gebrauchen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ließ. Die Mädchen waren zur Hühnerwache befohlen, wegen der Katzen und Köter. Der Bauer zimmerte einen Geflügelhof hinterm Haus. Der Pandur hatte sich, merkwürdigerweise, mit Zwiebeln und Salz versehen zu dieser Expedition. Stummel wußte im ersten Augenblick nicht, sollte er die Kompanie begleiten oder bei den Hühnern bleiben; schließlich entschloß er sich zu den Hühnern, weil er die doch noch lange nicht genügend betrachtet hatte.

Die Hühner hatten sich über die Nacht in der Wohnstube, aus der alle Katzen und Hunde zuvor hinausgetrieben worden waren, unter völlig sicherem Verschluß aufgehalten. Jetzt bewegten sie sich weiß und schüchtern im Hof an der Sonne unter der Obhut von allen sieben Mädchen und einer großen Anzahl Köter, und unter dem interessierten Zusehen der Katzenschaft, die rot- und graugestreift Zäune und Mauern über dem Wunder bewohnte.

Aber allmählich sättigte sich die Neugierde und schärfte sich der Appetit um so mehr, und weil dieser schöne Traum hier dem Ansehen nach doch kaum für ihre Wirklichkeit in Frage kam, verfügten sich die Getreuen nacheinander zur verspäteten Morgenjagd auf die Felder hinaus, bis alle Zäune leer waren und außer den Hühnern und den Mädchen nur noch der einzige ungeschwänzte Freund der Hilflosen die Szene belebte. Da nahmen ihn die Mädchen, vermahnten ihn nachdrücklich, und wurden bald darauf auch nicht mehr gesehen. Jetzt begann der große Tag des Schwanzlosen.

Erst suchte er sich einen Platz, von dem aus der Hof ungehindert zu übersehen war, und der doch auch im Schatten lag. Der war eben gefunden, so kam wie von ungefähr ein grauer Kater des Weges getrabt, hielt angesichts des Hühnerlebens ein, machte grüne Augen, und fing überlegend an mit der Schwanzspitze zu wippen. Stummel erhob sich geräuschlos, und kam aus seinem Schatten nach der gegenüberliegenden Seite in die Sonne herausgegangen, wie wenn er sich dort einen anderen Platz suchen wollte. Er tat das auch, aber der Kater wartete es nicht ab; er wandte den Kopf mit einem geradezu lächerlichen Ansehen von Ahnungslosigkeit von den Hühnern weg, und setzte sich wieder in Trott, der zu einem leichten Galopp wurde, als der Schwanzlose noch ein bißchen hinter ihm herknurrte und mit den Füßen scharrte. Der legte sich darauf in die Sonne zurecht, versuchte vergeblich in einem Anflug von Vergeßlichkeit eine Fliege mit dem Schwanzstummel zu verjagen, erinnerte sich und schnappte wütend mit den Zähnen danach, gab sich darein und richtete die Blicke

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wieder auf den Hühnerhof. Hinter dem Haus hämmerte der Bauer. Durch den schwarzen Torbogen hindurch konnte man die Mädchen farbig unter einem blühenden Apfelbaum tanzen sehen. Die Hühner bewegten sich bescheiden im Hof umher und unterhielten sich ab und zu halblaut miteinander. Jedoch mitten in einer Aussage blieb die Henne stecken, stotterte noch zwei, dreimal, und schrie laut auf. Sie breitete die Flügel aus und lief im Kreis bei den Küken herum, um sie darunter einzusammeln; allein die hatten natürlich keine Ahnung, was sie meinte, und bekamen nur Angst. In der Zeit hatte auch der Hahn Laut gegeben, und obgleich der schwanzlose Hüter nichts von der Hühnersprache verstand, so merkte er doch, daß der Friede den Husten hatte. Sofort kriegte er den auch zu sehen in Gestalt eines ausgewachsenen Habichts, der neben der Sonne herabgeschossen kam, und dessen Schatten sich schon groß und dunkel auf dem Gemäuer der Hofstatt abzeichnete. Da besann er sich nicht, fuhr wie der Teufel aus seinem Winkel hervor, daß Küken und Hahn nach allen Seiten auseinanderstoben, und traf mit dem beschwingten Strauchritter gerade in dem Moment zusammen, als er der verwirrten Henne in die Federn fiel. Damit hob eine tolle Rauferei an, in der bald der Köter und bald der Vogel unten lag, und während deren die Henne in der einen Klaue des Räubers lautlos den Geist aufgab, und der Köter das rechte Auge verlor. Eine wirbelnde Staubwolke hüllte schließlich den ganzen erbitterten Auftritt ein. Die Mädchen gewahrten sie von ihrem Apfelbaum her und machten sich ahnungsvoll auf den Sprung. Währenddessen hatte der Kater seine Gelegenheit wahrgenommen, ein Küken abgefangen, hingewürgt und beiseite geschafft, und bei einer eiligen Wiederkunft auch noch ein zweites an sich gebracht. Die andern hatten sich schon ins Gemäuer herum verkrochen, und fielen rasch nacheinander der rotgestreiften Vetterschaft, die dort mauste, und das letzte den Ratten in die Zähne. Als die Mädchen anrückten, lag der Köter sehr mitgenommen und erschöpft, jedoch als Sieger über dem verendeten Raubvogel, der sich so ärgerlich in die Henne verhakt hatte, daß sie ihm jetzt noch an der Klaue hing. Von den Küken war nichts zu sehen als der graue Schwanz des Katers, der soeben von seiner zweiten Unternehmung hinter ein Mäuerchen hinab verschwand. Der weiße Hahn saß in Todesangst auf dem Dach des Hauses, als wenig geschätztes Überbleibsel eines ausgedehnten Untergangs.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Jesus und die Monisten / Von Robert Lewin

Die Geschichte wiederholt sich! Man verzeihe den banalen Gemeinplatz. Aber Zeiten, die es uns so recht zum Bewußtsein führen, daß der menschliche Geist unbewegt und unverändert, wie ein ruhender Pol, die Jahrtausende an sich vorbeisausen ließ, Zeiten in denen das: „Tempora mutantur, nos nec mutamur in illis" ein Gefühl der Hilflosigkeit in uns aufkeimen läßt, zwingen zu Betrachtungen über die auffallende Wiederkehr historischer Ereignisse. Das menschliche Hirn mutet uns fast wie ein Petrefakt an. Ah so, da fällt uns ein, daß die Ganglienzellen die langlebigsten Gebilde sind. Und wahrhaftig greisenhaft erscheinen sie uns. Denn wie weit sind wir in unsrer Erkenntnis über die Aperçus der griechischen Philosophen hinausgekommen? „Alles fließt" und „der Mensch das Maß aller Dinge" und „ignorabimus"! So weit also, daß ein bescheidener Forscher in ehrlicher Selbstbeschränkung dem Gelehrtenhochmut dieses „Ignorabimus" zurief.

Darum also diese stete Wiederkehr von Erscheinungen, die sich auf allgemeine menschliche Tugenden — oder Untugenden zurückführen lassen. Und noch ein anderes Phänomen erschreckt uns. Diese historischen Ereignisse wiederholen sich in so kurzer Folge. Sagt man nicht die Mneme sei eine Grundeigenschaft des Protoplasma! Nun, in der Historie scheint die Erinnerung kurze Beine zu haben. Das Volk hat ein schwaches Gedächtnis. Denn erst ein halbes Menschenalter ist vergangen, seit dem großen Siege der Deutschen. Da schwoll des Patrioten Herz, man ward übermütig, man konnte sich's leisten. Und es entwickelte sich jener ekelerregende Kulturtiefstand, „Gründerjahre" genannt. Die widerlichste Gattung der Spezies „homo sapiens", der Bildungsphilister wucherte üppig.

Nur mit Grausen denken wir an das Epigonentum dieser Zeit, an die entsetzliche Barbarei in Kunst und Geschmack und an die Verflachung im

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Denken. All-Deutschland hat es ertragen, daß ein Charlatan, wie Strauß, sich zum Religionsstifter aufwarf, und — den „neuen Glauben" schuf. Der Bildungsphilister schwor allem „transszendentalen dummen Zeug" ab, man hatte den Himmel im Diesseits. Das Losungswort war gegeben. Unter der Flagge „Darwinismus" ordnete sich alles in wundervollem Vereine — und alles war satt. Freunde, was hat es gefruchtet, daß der junge Nietzsche diese Leute bei den Ohren nahm, daß ihnen das Hören verging! — —

Die Geschichte wiederholt sich! Mehr als eine Analogie gibt uns Recht. Wir haben auch wieder einen großen Sieg hinter uns, zwar nicht durch Blutvergießen erfochten, doch immer einen Krieg und Sieg. Deutschland hat in den letzten Jahrzehnten gewiß eine Machtstellung errungen, die auf andere Nationen wie ein Sieg wirkt. Und schon ist auch die nämliche Reaktion da. Schaut nur näher zu! Wird man nicht wieder übermütig, ob der Macht und der Bildung! Und nicht zum wenigsten sind es auch die aus den Laboratorien und Studierstuben in die Menge posaunten Siegesfanfaren, die den Hochmut schüren.

Man ist schon wieder zufrieden. Der Bildungsphilister spreizt sich. Mehr denn je fühlt er sich im Recht dazu. Denn wir haben die „exakten Naturwissenschaften", die uns die Entwicklungslehre nunmehr fix und fertig vorgekäut und mundgerecht gemacht haben. Wir haben nunmehr und ein für alle Mal das „Monon" gefunden. Was diese Leute da, wie Kant, Schopenhauer und so weiter mühsam erfassen wollten, was ist das uns, die wir mit dem Rüstzeug der Entwicklungslehre alles zum großen „Kosmos" monistisch ordnen können! Und unser Prophet Häckel hat uns die weitere Beschäftigung mit den Welträtseln ganz erspart.

Hört Ihr, Freunde, so schallt es uns entgegen aus diesem Volk der Denker! Freunde, wir, wir wollen uns schämen.

Und es ist soweit gekommen, daß ein Schlagwort den wunderbarsten Nährboden für eine spezifisch deutsche Krankheit abgibt, für die Vereinsmeierei. „Monismus" steht auf der Flagge. Ist es glaubhaft! Ein (sogenanntes) philosophisches Prinzip gibt Anlaß zur Vereinsbildung, mit richtigem Vorstand, Bureaus, Zentralstellen, Propaganda, Festkomité, Abzeichen, Flaggen — — — ist es möglich — ein regulärer Heilsarmeebetrieb! Freunde, denkt Euch nur, Kant hätte den „Verein der Kategoriker" gegrün-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

det, also die Philosophie vereinsmäßig organisiert. — — Nicht weiter, uns ekelt.

Intermezzo:

Und mit Ekel mußte man in die Versammlung schauen. Das gebildete Berlin versammelte sich da im Festsaale des Zoo, einem Rufe dieses Monistenvereins G. m. b. H. folgend, um auf der Basis der Entwicklungslehre wieder einmal mit einer alten Dummheit abzuwirtschaften. Der Philosoph Drews wollte haarscharf beweisen, daß der historische Jesus ein Phantasieprodukt sei. Eine große Gefolgschaft monistischer Herrn, Gelehrte aller Berufe, Wißbegierige, Neugierige, alles war begierig, die endgültigen, haarscharfen Beweise dieses Philosophieprofessors zu vernehmen. Zunächst aber trat ein Mann auf, der pro domo sprach und dem verehrten Publikum klar machte, daß die Prozedur nicht weh tun würde. Man würde glatt und schön mit Hilfe monistischer Entwicklungslehre aus den ewigen Zweifeln herauskommen. Der Monismus sei, so verkündete der Monistenvorsteher, ein Mittel, um an der Hand der Entwicklungslehre den alten Plunder der transszendentalen Welt ein für alle mal los zu werden. Denn für einen rechten Monisten existiere keine transszendentale Welt. Und warum nicht, warum nicht? — — — Da — der Redner hatte nicht Zeit fortzufahren, rief eine Stimme, und man sah einen Mann der mit dem Finger auf den Redner zeigte und scharf akzentuierend dem Monisten ins Gesicht schleuderte: „Weil Sie kein Gehirn haben!" — — — Sekunden einer drückenden Stille! Dann aber brach ein Tosen der Entrüstung los, und der lästige Rufer mußte den Saal verlassen.

Warum aber, ihr Monisten, ereifert ihr euch so über diesen Zuruf? Was der Mann mit Gehirn gemeint hat, das ist gerade dieses gespenstische etwas, das ihr in die transszendentale Welt verweist. Er meinte ja doch nicht, daß ihr Akranier seid. Behüte Gott! Ein Monist hat ein wohlgeordnetes Zentralorgan, ein Gehirn, das absolut und sicher in die Entwicklungskette hineinpaßt. Das Gehirn des Monisten ist so recht der Typus des entwicklungsmechanisch Bedingten. Denn der allein besitzt die Erkenntnis vom Zusammenhange der gesamten organischen und unorganischen Welt, und er kann sein Gehirn rangieren. Es ist also klar, was der Mann, der da rief, für ein Gehirn im Auge hatte. Leider müssen alle Nicht-Monisten sich eines solchen Undings von Gehirn schämen.

Und nun kam Herr Drews mit der Historie. Wiederholt es sich nicht, Freunde! War nicht in jener Zeit des satten Übermuts die Geschichte Trumpf! Daran erkennen wir euch, wenn ihr uns mit der exakten wissenschaftlichen Geschichtsforschung kommt. Wo der lebendige Blick, wo Intuition fehlen und die Phantasie verdorrt ist, da stellen historische Quellen zur rechten Zeit sich ein.

In unseren Gehirnen entsteht ja gar nicht die Frage. Wir wurden in unserer katholischen, protestantischen oder jüdischen Konfession erzogen, machten unsere Flegeljahre, unsere Mauserung durch. Wie es in uns gärte, und wir längst, jeder für sich mit dem oder jenem Dogma fertig wurden! Wir fraßen uns auch redlich durch die Büchnerei und Straußerei durch. Und auch dies ward überwunden. Dann auf einmal, standen wir da, ein wenig nackt und hilflos. Doch wir hatten uns da aus all dem Gären

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

heraus gewisse Dinge bewahrt, die uns den Mut gaben, ein Weltbild uns zu formen. Nicht zum wenigsten waren es der Enthusiasmus und die Ehrfurcht, der Enthusiasmus für die Kunst und die Ehrfurcht vor der Autonomie des Individuums. Und von dieser Ehrfurcht aus gelangten wir zur großen Persönlichkeit, nicht durch die Geschichte. Was fragten wir nach Dokumenten, polizeilichen Anmeldungen, authentischen Berichten, nach Quellen und Versionen. Hatte für uns wirklich die Frage, ob Jesus gelebt hat, ein tieferes Interesse! Nein! Denn aus den Zeiten heraus weht uns noch das Zeugnis für die Existenz dieser Persönlichkeit an, — und was wollen uns da lächerliche Nachweise von Widersprüchen. Wie kleinlich erscheint doch das!

Übrigens die Juden selbst, doch wohl die kompetentesten Richter in dieser Frage, — sie selbst leugnen gar nicht die Existenz eines Jesus. Und haben nicht die Juden gerade ein Talent zur Tradition und zur Historie, das ihnen sogar verhängnisvoll wurde! Wenn sie von Jesus sprechen, so lodert zwar ein alter Haß auf, doch wird nicht der geringste Zweifel an der Persönlichkeit Christi laut. Diese uralte Feindschaft des Juden gegen den Verderber Jehovahs, dies, Herr Drews, ist uns Dokument. Der Ahasverus, der letzte wandernde Jude wird noch in Jahrtausenden ein lebendiges Zeugnis von der Existenz dieses Gottessohnes sein. Den größten Geistern war es bewußt, daß hier im Ahasverus das tiefe Problem Jesu liegt. Hier das Mal für seine Existenz! Was bedeutet nun da Drews mit diesem öden Streit um Authentizität. Daß die Quellen Angriffspunkte für die sogenannte historische Forschung bieten, ist uns ja etwas Altes. Das ging uns nie etwas an. Zu bedauern sind da nur die Fachleute, die sich in diese elende Klauberei einlassen müssen. Weiser würden sie handeln, wenn sie Herrn Drews ruhig die Entscheidung über die Zuverlässigkeit der paulinischen Briefe überlassen würden.

Und noch andere Zeugnisse bieten sich uns für die Persönlichkeit Jesu, Zeugnisse, die uns nun vollends bei den Monisten in Mißkredit bringen werden. Was, fragen wir, war Jesus der Kunst? Etwa nur so irgend ein Mythus! Wie, hören wir recht! Von den ältesten Präraphaeliten bis zu unserem Klinger, in allen anderen Künsten, war die Persönlichkeit Jesu dem Künstler ein Ganzes, Gegebenes. Lassen wir etwa Maler wie Rubens bei Seite. Man könnte da einwenden, der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Christus sei nur ein malerischer Vorwurf gewesen. Denken wir auch nicht an die Jesudarstellung in den zahlreichen italienischen Schulen. Da könnten uns die Monisten haarscharf beweisen, daß die Christenbilder ja doch nur von Pfaffen für praktisch kirchliche Zwecke bestellte Arbeit sei. Nehmen wir aber einen Rembrandt. Hier, die ursprünglich intuitive Erfahrung vom Jesus! Die Kreuzabnahme, die Bergpredigt, Christus im Tempel und so weiter, was brauchen wir bessere Dokumente!

Aber den Herrn Monisten darf man nicht so kommen. Die müssen gestempelte und geaichte Dokumente haben. Die Künstler sind ihnen überhaupt verdächtige Individuen. Was die in visionären, verzückten und halluzinatorischen Zuständen schaffen, sind wohl schöne Wahngebilde, aber keine Tatsachen. Und Monisten können nur Tatsachen brauchen. Was nicht genau stimmt gehört ins Bereich der Mythe. Und nun trug Herr Drews mit Applomb vor — was man schon längst weiß. Also zunächst einmal sollen alle Quellen des Evangeliums unzulässig sein. Wie armselig muß doch das Wissen des Professor Drews um große Persönlichkeiten sein, wenn es sich einzig auf authentische Quellen stützt. Und ihm könnte auch diese Verflüßigung einer Gestalt in folkloristische Vorstellung und Mythen mit gar vielen anderen Persönlichkeiten gelingen. Er wäre ja nicht der erste, der solche Kunststückchen fertig gebracht hätte. Was haben nicht die Philologen zum Beispiel an Homer herumgeschnüffelt! Weh euch allen, die ihr nicht für absolut beweisende Dokumente eurer Existenz gesorgt habt, weh euch, wenn euch so ein Monist erwischt! Nun ja, wäre es nicht denkbar, bei dem leisesten dokumentarischen Widerspruch, oder bei irgend einer Lücke in der Kette der Beweisführung, einen Mose, Laotse, Buddha, Sokrates, Alexander und wen noch als Vermenschlichungen von Gott oder Teufel hinzustellen. Es wird uns nicht Wundern, wenn die monistisch-entwicklungsgeschichtliche Forschung auch da Hand anlegen wird. Aber Drews hat noch anderes Rüstzeug. Da kommt er mit einem ganzen Sammelsurium von vergleichend — mythologischem Material, und pathetisch heißt es! „seht, wir haben's gefunden, Christus nicht ein vergöttlichter Mensch, sondern ein vermenschlichter Gott. — Welche Borniertheit und Unwissenheit traut uns Drews doch zu! Wir wissen ja, Herr Professor, daß der christliche Kult und Mythos Elemente aus anderen Kulturen aufweist. Wir wußten das

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sogar schon, bevor uns „Babel und Bibel" aufgetischt wurde: Wir haben als Schulbuben schon darüber spekuliert, ob nicht buddhistische und alle möglichen anderen Vorstellungen in das Christentum übernommen wurden. Wie können sie Erwachsenen mit solchen alten Geschichten kommen — und uns einen kostbaren Abend rauben!

Denn das ist nun wirklich das ganze Geschütz von Drews. Nun ist alles verpulvert. Und was haben wir nun durch die Mythologie gelernt? Nun, die Monisten sind ganz leicht mit dem Jesusmythus fertig geworden. Vergleichend theologisch, kritisch entwicklungsgeschichtliche Untersuchungen, Parallelismen und Analogieen mit andren Kulten und Mythen — und schließlich ist der ganze Jesus in mystisch-mythische Vergöttlichung verdampft. Die Entwicklung ist bei der ganzen Prozedur das Mädchen für alles. Die Entwicklung geht, ich weiß nicht wie, vom Monon aus zur anorganischen Gestaltung. Wie sich's da entwickelt ist ja noch nicht ganz klar, aber einerlei, vom Anorganischen entwickelt's sich zu der ziemlich komplizierten organischen Gestaltung. Durch unendlich viele missing links gelangt man zwanglos zum Prototyp des modern monistisch Denkenden, zum Pithecantropus alalus, dann zum absolut unbestrittenen Pithecantropus erectus lalus, Neandertalvillenbesitzer. Und dann entwickelte sich das so lustig in die Rassen hinein. Und auf allerlei verzwickten Pfaden, durch Jahrtausende lange Irrtümer, durch all die irrenden Lehren und Dogmen rang es sich durch zum Gehirn des Monisten. Ob es ein Darüberhinaus gibt! Wer kann's wissen!

Ja, Freunde, behandeln wir diese Monistenleute mit Bonhommie —, so lang es geht. Aber, unsre Geduld, hört ihr, unsre Geduld hat auch Grenzen. Wir wollen uns doch nicht immer krank lachen. Zu diesem Geschlabber von „Entwicklung", einem bis heute unverständlichen Worte, kann man doch nicht ewig still halten. Fragt doch gefälligst einmal bei Mauthner nach diesem Worte an. Wenn sein prächtiges Wörterbuch der Philosophie bis zu diesem dummen Worte gediehen ist, dann steckt gefälligst eure Nase hinein. Herkle, heiliger Mauthner, dein Schmunzeln möcht' ich sehen. Entwicklung! — Es ist eine Unbescheidenheit, dies Wort in die Gassen zu rufen. Das gehört in die stillen Studierstuben, wo bescheidene Gelehrte erwägen mögen, was dieses ärmliche Hilfsmittel uns bisher genützt hat, ob wir auch nur um einen Schritt in der Erkenntnis der Welt weiter gekommen sind.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nicht zu entwirrende Verwirrung hat es verursacht. Das mit dem Turm zu Babel ist ja garnicht so, wie ihr's gelernt habt. Als der Turm zu hoch stieg und die Völker übermütig wurden, gab ihnen der liebe Gott nicht die vielen Sprachen, um die Verwirrung komplett zu machen. Ein einziges Wörtchen genügte. Ich glaube, es war das Wort „Entwicklung". Damit begann die Konfusion und wird dauern und dauern in den Gehirnen, die das Wort als das non plus ultra haben müssen. Denn, wie Moses Wasser aus dem Felsen schlug und die Dürstenden labte, so können die Monisten mit dem Zauberworte Entwicklung den Pelion auf den Ossa türmen und die Welträtsel lösen.

Das war keine Abschweifung, denn Entwicklung war die Losung des Monistenabends. Aber noch einmal fragen wir Drews, um des Himmels willen, was beweist die Mythe?! — Zugestanden, daß Reminiszenzen uralter Mythen, daß die Spuren alter Kulte, meinetwegen indische, ägyptische und so weiter in den Evangelien nachgewiesen werden. Wie kann das der historischen Existenz des Jesus den Boden entziehen. Was ist denn das für eine vertrackte Logik! Ist es nicht das nächstliegende, daß eben derartige Mythen und Sagen sich um die Person Christi herum kristallisierten! Ist dies nicht eine schnurgerade Logik, eben zu glauben und überzeugt zu sein davon, daß dieser Jesus gelebt habe! Ja, weil es da einen festen Punkt gab, um den sich das ganze Mythenwesen kristallisierte, weil sich mit einer so immensen Gestaltungskraft da alles, was in der Zeit schwebte, alles, wovon die Luft in Judäa übersättigt war, um einen Kern formte, darum vornehmlich steht es für uns fest, daß dieser Mann es war, wirklich und leibhaftig war, um den sich das alles wob. Was soll das geistreichelnde Spiel, wie: „nicht vermenschlichter Gott, sondern vergöttlichter Mensch!" Sagt uns doch, ihr Monisten, wo ist denn da ein Unterschied! In unsren Horizont geht es wohl hinein, daß das gar keine Antithese ist, daß es ein und dasselbe ist. Weil er ein vergöttlichter Mensch war, war er ein vermenschlichter Gott. Über euer Fassungsvermögen geht das hinaus! Aber ich sage euch, durch die Jahrhunderte, seit dem judäischen Jahre lebten Künstler, die kompetentesten Richter in dieser Sache, die aus euch unbekannten Tiefen schöpfen, seit Jahrhunderten lebten Künstler in der festen Überzeugung von diesem „vergöttlichten Menschen", von dieser Persönlichkeit.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aber Persönlichkeit! Das ist diesen Monisten überhaupt der Stein des Anstoßes. Die Individualität, das Genie gar, das sind wahre enfants terribles für das entwicklungsmäßige Denken. So ein Genie ist aus der Kette der Erscheinungen herausgesprungen. Offenbar muß die Individualität dem monistischen Denken unbequem sein. Wunder gibt es ja nicht. Nun scheint ein Genie etwas zu sein, das in die gewöhnlichen Naturgesetze nicht hineinpaßt. Seine Produktion zeigt kein rechtes Energiekonto. Wir begreifen sehr wohl, daß eine solche Persönlichkeit das schöne, harmonische monistische Geschehen in Unordnung bringt. Da ist es besser, man disputiert solche Wunderknaben überhaupt weg. Schließlich, und im einfachsten monistischem Sinne kommt Kunst von Können, und ihr seid eben, ihr Künstler, ganz genau wie wir den Entwicklungsgesetzen unterworfen.

Dies die notwendige Konsequenz monistischen Denkens. Und hier auch die tiefste Wurzel für solche Fragen: „Hat Jesus gelebt!" Der monistische Nerv kann nicht zur Ruhe kommen, als bis dieses permanente Irritament beseitigt ist. Und wo die Beweiskette eine Lücke zeigt, da schlägt man eine Bresche, und weg ist das Hindernis.

Doch ermannen wir uns, seien wir nicht ungerecht. Es gibt ein psychologisches Verstehen für diesen Monismus. Man ist versucht, den homo sapiens in zwei Kategorien einzuteilen. Für die eine Gruppe, das sind wir Ent—arteten, wir Absurden, gilt das: Der Mensch wird, was er ist. Es gibt da in uns einen stabilen Kern, von dem aus alle auf uns eindringenden Erscheinungen resorbiert, verdaut und — umgewertet werden, so ein selbstsüchtig für sich die Welt nachschaffender Kern. Da schlägt jeder Versuch, die Entwicklungssachen fein säuberlich in Ordnung zu halten, fehl. Nun, es geschieht uns schon ganz recht. Diese Hysterie unseres solipsistischen Kerns wird einfach mit Entartung, mit out-cast bestraft. Übrigens gibt es für uns da noch manche Heimlichkeiten und manches Lachen. — —

Und die andere Kategorie, das sind Menschen, in denen dieser Kern schlummert, oder sich nur höchst selten regt. Von jeher lebt in diesen Menschen, und das sind die monistisch veranlagten Individuen, ein Trieb zu einer säuberlichen Ordnung und Ökonomie im Kosmos. Sie müssen unter allen Umständen die Welt als einen wohlgeordneten Kosmos erblicken. Diese Ordnung wird nur aufrecht erhalten durch das Monon und die Kette der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Entwicklung. Fleißige Menschen, die Stein auf Stein zu diesem Kosmos zusammentragen, in dem sie selbstlos untergehen! Nur daß dies Gebäude uns wie ein Steinbaukasten anmutet. Denn uns ist der Entwicklungskleister kein Encheiresin naturae. Wir brauchen nur auf dies monistische Wunderwerk zu blasen, und nach wie vor sind's disiecta membra. Wäre das nicht so annähernd eine reinliche Scheidung zwischen den Monisten und uns!

Vincent van Gogh / Von Dr. phil. Karl Nötzel

I

Bilder Vincent van Goghs selbst in größerer Anzahl — Brackl in München vereinigte unlängst deren fünfzig — sind in den letzten Jahren mehrfach in deutschen Städten zu sehen gewesen. Es bedeutet dies jedesmal ein Ereignis weit über die Grenzen der malerischen, ja der künstlerischen Interessen überhaupt, ein Ereignis für das denkende und ringende Deutschland.

Der erste Eindruck der Bilder van Goghs ist verblüffend. Alles, was nebenbei hängt, sind auch treffliche Meister darunter, will uns, ich weiß nicht wie, unwichtig, fast subaltern erscheinen.

Und dabei sieht auch der Laie auf den ersten Blick, daß er hier keine vollendete Kunst vor sich hat, wie etwa bei unserm Leibl.

Aber merkwürdig! Alle Unbeholfenheit, alle offenbaren Verzeichnungen und zum mindesten ungewohnten Perspektiven rufen keinerlei Spott- oder Mäkellust hervor. Es liegt etwas Sakrales über dieser Kunst. Man empfindet das, noch bevor man das seltsam ergreifende Selbstporträt des Künstlers erblickt.

Vor allem: Dieser Kampf mit der innern Vision! Dieses Ringen mit der Gottheit: Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!

Man wundert sich garnicht, zu erfahren, daß der Künstler so ein Bild in wenigen Stunden zusammenpinselte, -spachtelte, -knetete in atemloser Hast,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

barhaupt unter der glühenden provençalischen Sonne stehend und getrieben von der wahnsinnigen Angst, der eben offenbarte innre Anblick der Dinge möchte entschwunden sein, noch bevor er ihn fesseln konnte in farbige Formen.

Diesen heiligen Ernst fühlt auch der Laie unmittelbar heraus: Hier hat man nun einmal einen Nurmaler vor sich! Der lebte arm wie Christi Apostel! Für den gab es weder Akademieen, noch Ausstellungen, noch Medaillen.

Das ist der erste Eindruck der Kunst van Goghs. Er ist rein moralischer Art. Er läßt uns nicht wieder los.

Soviel sieht man gleich: Wandbilder sind das nicht! Das sind Bruchstücke einer großen Konfession, Bausteine zu einer ungeheuren Metaphysik! Sein Zimmer schmückt man damit nicht. Man hängt ja auch keine Bibelkapitel an die Wände.

2

Fast scheint es uns Entweihung, solche Bilder vom technischen Standpunkt aus zu prüfen. Die Empfindung der Selbstüberhebung verläßt uns dabei nicht.

Allerlei lapidare Kunsttheorien fallen uns ein bei van Gogh. „Kunst ist Weglassen des überflüssigen!" sagt irgendwo Böcklin. „Kunst ist Übertreibung am rechten Ort!" sagt feiner Delacroix. Kunst ist aber noch etwas ganz, ganz andres. „Kunst ist eine Art Gottesdienst!" lehrt Millet.

An ihn denken wir zunächst. Ein Millet, der sich von der einseitigen Hypnose des monumentalen Umrisses befreit hat, ein Millet, dem der Geist des Lichtes aufging, so erscheint uns van Gogh.

Darüber kann ja keinen Augenblick Zweifel herrschen: hier gibt es nun einmal keinen Dualismus zwischen Farbe und Form. Van Gogh erblickt den Gegenstand so einheitlich, wie er aus dem Schoße des Schöpfers hervorging: Farbenfleck und Flächenbegrenzung ungetrennt und untrennbar. Bei aller fabelhaften Monumentalität ein Nurmaler! Skulptur bedeutet ja bereits Abstraktion, einseitiges Schauen, Unvollständigkeit! Wie Michelangelos Bilder uns anmuten wie geträumte Skulpturen, so wären van Goghs Skulpturen, wenn er welche geschaffen hätte, geträumte Bilder, etwa wie in gewissem Grade die Skulpturen Rodins.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gleich unserm teuren Marées, dem er auch so nahe verwandt bleibt an Ernst des Strebens und Höhe des Zieles, suchte van Gogh den plastischen Eindruck in seinem ursprünglichen Lichtgewand, in seiner Farbenharmonie zu erfassen. Also eine Art Synthese aus Skulptur und Malerei! Vielleicht eine an sich unlösbare Aufgabe! Weder Marées noch van Gogh sind zum vollendeten Kunstwerk durchgedrungen. Marées suchte indes diese plastisch-farbige Einheit im Grunde nur als Voraussetzung für eine ideale Verteilung von Maßen und Bewegungen, das heißt für eine klassische Komposition, deren Abbild er in der Seele trug und von der er vielleicht auch meinte, sie entspräche einer höheren Harmonie im Weltgeschehen. Letzteres können wir allerdings nur vermuten. Jedenfalls gruppierte Marées.

Van Gogh aber gruppiert nie: Farben-, das heißt Lichtharmonie und geschlossene Monumentalität, die ihn auch in der Wiedergabe benalster Gegenstände nie verlassen, sind ihm lediglich Anschauungsformen, Erkenntnismittel, die einzige Möglichkeit für ihn, in das Wesen der Dinge zu dringen, die Kontrolle darauf, ob er die Dinge auch richtig sieht, ob er sie auch verstanden hat.

3

Wohl ist van Gogh ganz Maler, so Maler, wie es der Mensch nur sein kann. Van Gogh malt aber, um gewissenhaft zu sehen, um durch die Dinge hindurch das Unvergängliche zu schauen, dessen Gleichnis die Dinge bedeuten.

Van Gogh war ursprünglich Geistlicher, Wanderprediger. Erst mit dreißig Jahren griff er zu Pinsel und Palette. Vom Prediger zum Maler ein Aufstieg?

Unstreitig! In dem Maler van Gogh haben wir einen Prediger vor uns von dem unerbittlichen Ernst und der furchtlosen Aufrichtigkeit eines Brand. Erkennen ist ihm sittliches Bedürfnis, das sittliche Bedürfnis. Er will erkennen, um zu wissen, ob er glauben darf, und das in aller furchtbaren Angst um die sittliche Möglichkeit, aber mit dem festen Entschluß, sie nur zu wollen, wenn sie wirklich ist. Da, wo Kopf und Herz versagen, tritt das Auge ein als kosmisches Erkenntnisorgan: Sehen, um handeln zu können! Voir pour prévoir!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hier wollte einmal ein Mensch den Menschen erschauen auf jede Gefahr hin. Hier ist einer, der erblickt die Mission des Künstlers darin, dem Menschen den Menschen zu zeigen, wie er ist, in seiner körperlich-geistigen Einheit und in seiner kosmischen Verlassenheit.

Nicht um dem Menschen angst zu machen vor sich selber, aber auch ohne Furcht, daß es ihm angst werde vor sich.

Es wäre falsch, zu behaupten, van Gogh habe die Synthese versucht — aus Kunst und Sittlichkeit. Er sah vielmehr alle Bedürfnisse der Menschenseele in ursprünglicher vollendeter Einheit und wollte sie mit Titanenfaust wiederum zusammenbiegen in seinem Gestalten. Er wollte den Menschen vereinfachen vor Gott! Daran aber ist er zerschellt.

4

Keine vollendete Kunst also wie beispielsweise die unsres großen Leibl!

Was trennt beide?

Leibl sah den Menschen so, wie ihn ein Mensch von heute erblickt, der sich dabei alles Klügeln verbietet, das heißt also: Leibl sah den Menschen durch die Brille aller der imaginären Beruhigungen, womit sich die Menschheit im Laufe der Jahrtausende ihre furchtbare kosmische Verlassenheit zu verbergen gelernt hat, ihr ewiges Nichtwissen woher und wohin. Und von diesem Standpunkt aus sah Leibl den modernen Menschen absolut einheitlich, das heißt vollendet.

Van Gogh aber quält sich, den Menschen zu sehen durch alle Illusionsschleier der Kulturjahrtausende hindurch bis dahin, wo die altgewohnte Erscheinung wie ein seltsames, absolut unverständliches Wunder sich eben erst dem Schoße der Ewigkeit entringt.

Daher das Gespenstige seiner Gestalten! Daher das Unheimliche, das uns aus ihnen heraus anblickt! Daher das Gefühl, allein zu stehen im Weltenall, das uns mit plötzlichem Grauen ans Herz greift, wenn wir seine Gestalten länger betrachten, zum Beispiel jene beiden schaufelnden Arbeiter, die im Eckzimmer bei Brackl ausgestellt waren.

So würde der heutige Mensch dem Menschen erscheinen, der eben neu geschaffen die Augen aufschlüge zum Leben — natürlich ausgedrückt in unsrer Technik, uns Heutigen verständlich gemacht in unsrer Tradition.

Generated on 2019-10-26 22:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Und wie der Mensch, so auch die Dinge. Keinen grundsätzlichen Unterschied erkennt der Künstler hier an. Alles lebt für ihn, alles hält sich an tausenden Fäden, verbunden mit Urbeginn und Ewigkeit. Der Künstler wählt immer nur einige dieser Fäden, diejenigen, welche die größte Zahl der übrigen ins Gedächtnis rufen, die am intensivsten den Gegenstand erscheinen lassen im Weltenzusammenhang.

Vor solchem kosmischen Blick ist dann auch nichts unbedeutend, alles Wirkliche erscheint da erhaben, fast heilig, auch jener Strohstuhl auf den roten Steinfließen, auch jene zerrissenen alten Schuhe. Sie alle muten uns an wie Urformen des Lebens, wie rätselhafte Symbole ewiger Geheimnisse.

Es will uns scheinen, van Gogh hat überhaupt so gedacht:

Schön und häßlich sind nicht Eigenschaften der Dinge, sondern bloß Selbstbekenntnisse dessen, der ein Ding schön oder häßlich nennt. Wir nennen ein Ding schön, wenn wir es im Weltenzusammenhang erfaßt haben, wo wir aber von Häßlichkeit in der Natur sprechen, da verraten wir persönliche Kurzsichtigkeit.

Van Gogh sah die Harmonie in die Gegenstände hinein oder aus ihnen heraus, er glaubte einen Gegenstand nicht eher erkannt zu haben, als bis er ihm aufging als monumentale Farbensymphonie.

5

Dieser arme Maler, der einen Teil seiner nur vierjährigen Künstlerlaufbahn im Irrenhause zubrachte, war durchaus kein Dekadent, vielmehr vom gesundesten Wollen beseelt. Er hatte sich nur zu weit hinausgewagt.

Als der brave Doktor, bei dem van Gogh die letzten Monate seines Lebens zubrachte, seinen Gast eines Morgens mit einer Kugel im Schädel vorfand, lud ihn der zu Tode Verletzte ein, sich zu ihm ans Bett zu setzen. Sie rauchten dann noch manche Pfeife miteinander in ernsten Künstlergesprächen. Gegen Abend starb van Gogh.

War er davongegangen, weil er seine Kraft nicht gewachsen fühlte seinem Ziele?

Hatte ihn die Angst erfaßt vor der furchtbaren Einsamkeit, in der er den Menschen erschaut hatte? Oder ist er einfach nur zu weit vorausgeeilt, und als er sich dann umschaute, da schauderte ihn seiner Verlassenheit?

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die verheiratete Beamtin

Von Anna Lindemann

Wenn die modernen Frauen einmal daran gehen wollten, Altäre zu errichten, so müßten sie einen der ersten der Statistik weihen. Diese strenge Gottheit, von der so mancher sich schaudernd abwendet, hat sich uns Frauen als eine treue und mächtige Helferin gezeigt. Ist es nicht ihr in erster Linie zu danken, daß seit kurzem unser Streben nach Gleichberechtigung ein so andres Echo findet als bisher? Daß sogar in Deutschland und sogar über das Frauenstimmrecht ernstlich verhandelt wird? Der in unserm Vaterlande schon vor mehr als einem Jahrhundert von vereinzelten Stimmen erhobene Ruf nach der Befreiung der Frau ist zwar im Lauf der Zeiten immer lauter geworden — aber im Grunde blieb er bis vor kurzem der Ruf eines Predigers in der Wüste. Wer Augen hatte zu sehen, der sah zwar, wie die wirtschaftliche Entwicklung die überkommenen Ansichten von der Abgrenzung der Arbeitsgebiete der Geschlechter über den Haufen warf, wie sie die Frauen mit Macht aus dem Hause und in die Erwerbsarbeit drängte, der fragte sich besorgt nach den Folgen dieser Entwicklung für die Frauen und das ganze Volk — aber wie viele haben denn überhaupt Augen, um zu sehen? Und müssen diese wenigen nicht immer mit dem Propheten fragen: „Aber wer glaubet unsrer Predigt?" Preis und Lob sei daher den Mächten, die die Berufszählungen schufen, und der Statistik, die ihre Ergebnisse aller Welt bekannt macht. Wenn er hört, daß an die neuneinhalb Millionen deutsche Frauen im Erwerbsleben stehen, daß jede zweite erwachsene deutsche Frau erwerbstätig ist, daß ein Drittel der ganzen Erwerbsarbeit des Deutschen Reiches Frauenarbeit ist, dann geht auch dem Philister ein leichter Graus über. Eine dunkle Ahnung beschleicht ihn, daß man sich um die Lage der Frauenzimmer wohl etwas mehr bekümmern müsse; vielleicht fangen sogar die überspannten Weibergeschichten, von denen er gelegentlich im Blatt liest, ein wenig an, auch einen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ernsten Mann wie ihn zu interessieren. Hellere Augen als seine haben schon viel länger gesehen, daß die Frauenfrage kein Phantasiegespinnst wirrer Hirne ist; sie sehen die vielfachen und bedeutenden Konsequenzen, die aus der veränderten Stellung der Frau im Wirtschaftsleben folgen. Ganz allmählich schickt man sich an, auch die Bestimmungen des bestehenden Rechtes diesen tatsächlichen Verhältnissen anzupassen. Einen bedeutsamen Schritt auf diesem Wege tat die Finanzkommission der Zweiten württembergischen Kammer, als sie am 28. November vorigen Jahres beschloß, bei der lebenslänglichen Anstellung weiblicher Beamten keinen Unterschied zwischen verheirateten und unverheirateten Frauen zu machen.

Warum war ein solcher Beschluß überhaupt notwendig? Weil der von der Regierung vorgelegte Entwurf die verheiratete Beamtin (die als solche nicht ausgeschlossen war) nicht lebenslänglich anstellen, und auch bei der schon lebenslänglich gewordenen Beamtin im Falle der Verheiratung die Anstellung wieder kündbar werden lassen wollte. Die württembergische Regierung hatte sich hier auf Anschauungen gestützt, die nicht ihr besonders eigentümlich sind, die vielmehr von weiten Kreisen unsres Volkes geteilt werden, die aber nichtsdestoweniger in keiner Weise mehr den Tatsachen unsres heutigen Lebens entsprechen. Das ist einmal die Auffassung, daß die Frau naturgemäß ihre Versorgung in der Ehe findet, und weiter die Auffassung, daß die Ehe einen vollen, ihr ganzes Leben ausfüllenden Beruf für die Frau bildet. Daraus schließt man, daß die Berufstätigkeit für die verheiratete Frau im allgemeinen nicht nötig sei, daß sie ferner für sie auch nicht gut sei, daß sowohl ihr sogenannter natürlicher Beruf, die Ehe, wie auch ihr bürgerlicher Beruf unter dieser Doppelbeanspruchung leiden.

Wie liegen nun tatsächlich die Dinge? Daß die Eheziffer sinkt — also *weniger* Frauen versorgt werden —, daß das Durchschnittsalter der Eheschließenden steigt — die Versorgung also später eintritt —, das sind bekannte Tatsachen. Wie häufig ferner Witwen, auch solche der sogenannten höheren Stände, wieder zum Erwerb greifen müssen, um sich und ihre Kinder durchzubringen, dafür findet jeder genügend Beispiele in seinem eignen Kreise — in diesen Fällen war die wirtschaftliche Versorgung durch die Ehe bestenfalls nur zeitweise vorhanden. Und schließlich, und das ist das wichtigste: der Anteil der Ehefrauen selbst an der Erwerbsarbeit ist in fortwährendem

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Steigen begriffen. In Württemberg zum Beispiel ergab die Berufszählung von 1895, daß 18,6 Prozent der erwerbstätigen Frauen verheiratet waren, 1907 war ihre Zahl auf 33,48 Prozent gestiegen. Für das ganze Deutsche Reich zeigte schon die Zählung von 1895 (die entsprechenden Zahlen für 1907 sind noch nicht veröffentlicht), daß von den etwa 5 Millionen zu jener Zeit in der Landwirtschaft, der Industrie und in Handel und Verkehr erwerbstätigen Frauen 20,50 Prozent verheiratet und 17,19 Prozent verwitwet waren, daß also bei 37,69 Prozent aller weiblichen Erwerbstätigen, das sind fast 2 Millionen Frauen, obwohl sie sich verheiratet hatten, doch die wirtschaftliche Versorgung durch die Ehe nicht eingetreten war oder sich als nicht ausreichend erwiesen hatte. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die Zählung von 1907 auch in diesem Punkte für das Reich einen starken Fortschritt in dieser Richtung zeigen wird, gerade wie es in Württemberg der Fall gewesen ist.

Wenn nun also Millionen deutscher Frauen die Erwerbsarbeit nicht entbehren können, obwohl sie zur Ehe gelangt sind, sollte man allmählich aufhören, die ungenügende Ausrüstung der Frau für den Lebenskampf damit zu entschuldigen, daß die Mehrzahl der Frauen den Beruf nur gewissermaßen als Lückenbüßer brauche bis zum Eintritt in die Ehe. Und ferner können wir uns die Mühe sparen, zu untersuchen, ob die Berufsarbeit für die verheiratete Frau gut sei oder nicht — im grellen Lichte der Tatsachen zeigt sich diese Frage ebenso als von rein akademischem Interesse wie die andre, ob die Ehe, das heißt Haushalt und Kindererziehung, einen das Leben der Frau vollständig ausfüllenden Beruf bilden. Wir widerstehen der Versuchung, auf die mancherlei lockenden Nebenfragen einzugehen, die sich hier eröffnen, zum Beispiel ob die Frauen der oberen Zehntausend, die keinerlei wirtschaftliche Not aus dem Hause zwingt, wohl tatsächlich ihr Leben mit Haushalt und Kinderpflege ausfüllen; oder anderseits, ob die zahlreichen Frauen des begüterten Mittelstandes, die ihr Leben allerdings damit ausfüllen, damit wirklich etwas gutes tun? Ob es ihre Männer ihnen aufrichtig dank wissen, daß das Haus und die Familie die Grenzen ihrer Interessensphäre bilden, ob sie wirklich geeignet sind, ihre Kinder den strengen Anforderungen des heutigen Lebens gerecht zu machen oder ob nicht vielmehr ein Teil der jungen Generation in diesen Kreisen unter zu *viel* Mutterliebe und Mutterſorge

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

leidet? Wäre nicht ferner die Frage erlaubt, ob die Unselbständigkeit und Unzuverlässigkeit der Dienstboten, über die gerade in diesen Schichten so viel geklagt wird, nicht die natürliche Folge davon sind, daß die Hausfrauen ihre Pflicht durch eigene Mitarbeit zu erfüllen glauben, anstatt durch zweckmäßige Organisation der Arbeit der für diese Dienste Angestellten? Dieses alles sind nur mehr oder weniger interessante Nebenfragen. Die Hauptsache ist die Konstatierung der Tatsache: die wirtschaftliche Entwicklung hat uns die Berufsarbeit der verheirateten Frau gebracht, und wir müssen uns mit ihr abfinden.

Da haben wir zuerst die Frage der Vorbildung für den Beruf. Dies ist einer der wundesten Punkte bei der ganzen Frauenarbeit überhaupt, und es hat sich bei der letzten Berufszählung gezeigt, daß das mächtige Anwachsen der Frauenarbeit fast vollständig auf dem Gebiete der ungelernten Arbeit vor sich gegangen ist. Wenn man die ungeheure Zahl der hier in betracht kommenden Personen bedenkt, wenn man sich überlegt, welchen Unterschied für unsern Nationalwohlstand es machen muß, ob eine beträchtliche Zahl dieser Personen ungenügend für den Lebenskampf ausgerüstet ist und sich entweder nur unvollkommen oder nicht dauernd durch eigene Arbeit erhalten kann, wenn man sich fragt, welche Bedeutung für die Konkurrenzfähigkeit Deutschlands auf dem Weltmarkte denn eine solche Riesensumme ungelernter Arbeit haben wird, muß man zu dem Schluß kommen, daß das Wohl unsres Volkes unbedingt eine gründliche Vorbildung auch der Frauen für ihren Erwerbsberuf verlangt. Die deutsche Frauenbewegung hat hier längst eine ihrer Hauptaufgaben erkannt. Aber sie hatte einen Verzweiflungskampf zu kämpfen gegen die Anschauung — die das Denken unsres Volkes unbegreiflicherweise immer noch beherrscht, so grausam sie auch täglich ad absurdum geführt wird — daß die Mädchen ja ihre Versorgung in der Ehe finden werden, und daß sich daher eine gründliche Berufsbildung nicht „rentiere". Auch hier muß uns die durch die Statistik vermittelte klarere Anschauung von dem Gange der wirtschaftlichen Entwicklung zu Hilfe kommen. Maßgebende Kreise können sich nicht länger der Erkenntnis verschließen, daß einmal die Frauenarbeit überhaupt zu einem äußerst wichtigen Bestandteile unsrer nationalen Arbeit geworden ist, daß große Industrieen ohne sie überhaupt nicht mehr existieren könnten, und daß ferner mit der Berufsarbeit der ver-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

heirateten Frau in einem so beträchtlichem Umfang zu rechnen ist, daß geeignete Vorsorge für die Gestaltung dieser Arbeit unabweisbare Pflicht der in betracht kommenden Instanzen geworden ist. Und gerade indem sie der letzteren Tatsache ihre Aufmerksamkeit zuwenden, indem sie mit Bewußtsein darauf hinarbeiten, die Berufsarbeit der verheirateten Frau so zu gestalten, daß sie für die Frau selbst und für die Gesellschaft keinen Schaden bringt, bereiten sie auf die einzig mögliche Weise den Weg für eine Berufsausbildung des weiblichen Geschlechts, die derjenigen der Männer gleichwertig an die Seite treten kann. Wenn aber eine Regierung bei der Regelung der Anstellungsverhältnisse ihrer weiblichen Beamten die verheiratete Beamtin schlechter stellt als die unverheiratete, so tut sie das gerade Gegenteil von dem, was mit Recht von ihr zu verlangen wäre: sie bestärkt alle jene in ihrer Auffassung, die den Mädchen deshalb keine so gute Ausbildung geben wollen wie den Knaben, weil die gemachten Auslagen im Falle der Verheiratung so gut wie umsonst seien. Anstatt die Lage der berufstätigen verheirateten Frau zu erschweren — die ja doch doppelte Leistungen für die menschliche Gesellschaft aufzubringen hat und daher um so mehr geschützt werden sollte — gibt zum Beispiel die französische Regierung der verheirateten Lehrerin bei einer Wochenzahl von vierzehn bis sechzehn Stunden fünfhundert Franken mehr Gehalt als der unverheirateten. Es sieht fast so aus, als sei der französischen Regierung zu spät die Erkenntnis gekommen, daß im Interesse der Selbsterhaltung ihres Volkes jeder nur mögliche Schutz der Ehe und vor allem der Mutterschaft ihre unabweisbare Pflicht sei. Sollten andre Länder nicht durch die Beobachtung ihrer sinkenden Geburtenziffern dazu veranlaßt werden, rechtzeitiger als Frankreich Einrichtungen zu treffen, die auch der Beamtin das Aufziehen von drei bis vier Kindern ermöglichen?

Wenn nun aber zum Beispiel die württembergische Regierung ihren ablehnenden Standpunkt damit begründet, daß sie sagt: Ehe und Mutterschaft beanspruchen die Frau in so hohem Maße, daß daneben für den Beruf nicht mehr genügend Raum bleibt, so begegnet sie sich hier mit vielen wirklichen Freunden der Frau, nur daß diese für das Wohl der Frau selbst fürchten, die so gewissermaßen doppelt ausgebeutet werde, während das Interesse der Regierung sich mehr auf den Dienst richtet, der durch die häusliche Beanspruchung der Frau Schaden leiden könnte. Wir wollen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hier nicht auf die Millionen Frauen der Arbeiterklasse hinweisen, bei denen niemand danach fragt, wie sie es fertigbringen, Gattin und Mutter und daneben noch Lohnarbeiterin zu sein. Bei den Bedingungen, unter denen diese Frauen arbeiten, ist es ja allerdings selbstverständlich, daß sie und ihre Kinder unter dieser doppelten Beanspruchung leiden müssen. Am wenigsten scheint aber wohl die Arbeit zu leiden, denn sonst hätten wir längst von einer energischen Weigerung der Unternehmer gehört, verheiratete Frauen einzustellen oder in der Arbeit zu behalten. Die Not dieser arbeitenden verheirateten Frauen zeigt uns aber den Weg, auf dem eine Lösung der Frage allein zu finden ist, und zwar für alle Klassen von erwerbenden Frauen — den gleichen Weg, auf dem überall die Entwicklung vorwärts drängt, Verkürzung der Arbeitszeit und Verbesserung der Arbeitsbedingungen. In Frankreich haben drei weibliche Postangestellte zusammen soviele Arbeitsstunden zu leisten wie zwei Männer, und erhalten auch zusammen den Gehalt von zwei Männern. In dieser Richtung liegt vielleicht — die allgemeine Verkürzung der Arbeitszeit und Erhöhung der Löhne daneben fortschreitend gedacht — auch bei uns eine Möglichkeit, das Problem der Verbindung von Mutterschaft und Beruf für die Frau zu lösen. Das Allerwichtigste ist, das Problem überhaupt einmal kar zu erkennen, die Notwendigkeit seiner Lösung wird dann auch die geeigneten Wege finden lassen.

Die weit fortgeschrittene Arbeitsteilung zum Beispiel ist eines der charakteristischen Merkmale, das unser heutiges Wirtschaftsleben von dem primitiverer Völker unterscheidet. Warum soll diese Arbeitsteilung Halt machen vor dem sogenannten natürlichen Arbeitsgebiet der Frau? Wenn die reiche Frau ihre Hausarbeit Dienstboten überträgt, um sich größere Freiheit für den Lebensgenuß zu sichern, warum soll nicht die arbeitende Frau der mittleren Stände sich auf dem gleichen Gebiete ihres Aufgabenkreises Erleichterung verschaffen, um auf einem andern Gebiete um so Tüchtigeres leisten zu können? Und warum soll unsre Zeit, die überall zur genossenschaftlichen Selbsthilfe drängt, nicht der Frau der weniger besitzenden Klassen auch auf dem Wege der genossenschaftlich organisierten Arbeitsteilung einen Teil der sie fast erdrückenden Last abnehmen können? Man muß sich doch das eine stets klar vor Augen halten: es liegt im Interesse der Gesellschaft und auch des heutigen Staates, daß möglichst viele Familien in der Lage sind,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gesunde und tüchtige, arbeitsfähige Nachkommen zu erziehen. Die Erkenntnis setzt sich immer mehr durch, daß die soziale Ausbeutung gewisser Schichten letzten Endes von der Gesellschaft im ganzen bezahlt werden muß, und in immer wachsendem Umfange sucht daher die Gesetzgebung solche ausgebeutete Schichten zu schützen. Am wichtigsten dabei ist immer der Schutz der Mutter und der kommenden Generation — je klarer diese Tatsache sich auch dem Verständnis des Widerstrebenden aufzwingt, desto sicherer werden die richtigen Wege gefunden werden. Wesentlich ist es, daß die an leitender Stelle Stehenden diese Gesichtspunkte nicht aus den Augen verlieren; sehr wesentlich ist es, daß bei einer Entscheidung, wie sie die Finanzkommission des württembergischen Landtages eben jetzt getroffen hat und wie das Plenum der Abgeordnetenkammer sie in nächster Zeit zu bestätigen haben wird, nicht vergessen wird, welche weit über den vorliegenden Fall hinausgehende volkswirtschaftliche und kulturelle Bedeutung eine solche Entscheidung hat.

Bei der Erörterung, die diese ganze Frage seit jenem Beschlusse der Finanzkommission von verschiedenen Seiten gefunden hat, sind so gut wie alle Argumente der Freunde wie der Gegner auf eine Kategorie weiblicher Beamter bezogen worden, für die fürs erste der erwähnte Beschluß überhaupt nicht gilt, die Lehrerinnen nämlich, die bisher in Württemberg nicht unter dem Beamtengesetz stehen. Nun ist es ja nur eine Frage der Zeit, daß die Bestimmungen dieses Gesetzes auch für die Lehrerinnen gültig werden, und bei der Bedeutung des Lehrerinnenberufes für unser Volk ist es natürlich, daß sich die allgemeine Aufmerksamkeit in einem solchen Falle am ersten auf diesen Beruf richtet. Eine Seite der Frage will ich hier nur kurz streifen, obwohl sie sicherlich von Bedeutung ist. Wir haben in Deutschland etwa siebzigtausend unverheiratete Lehrerinnen, und es ist in den nächsten Jahrzehnten mit einem bedeutenden Anwachsen dieser Zahl zu rechnen. Der Beruf der Lehrerin erfordert eine lange und sorgfältige Vorbereitung, die auch beträchtliche pekuniäre Aufwendungen mit sich bringt. Wie haben es nur die deutschen Frauen so lange ruhig mit ansehen können, daß man alle diese Frauen vor die Alternative stellt, entweder auf Ehe und Mutterschaft, und damit auf die volle menschliche Ausgestaltung ihres Lebens zu verzichten, oder aber ihren erwählten, liebgewordenen, unter bedeutenden Opfern errungenen Beruf aufzugeben. Die jetzige Übung ist unwirtschaftlich im höchsten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Maße, von welcher Seite man sie auch ansehen mag. Es liegt auf der Hand, daß viele der Eigenschaften, die eine gute Lehrerin machen, auch eine gute Mutter versprechen — welcher Verlust für unser Volk, wenn gerade diesen Frauen die Gelegenheit verwehrt wird, eigene Kinder zu erziehen! Und wenn anderseits alle Lehrerinnen, die sich verheiraten, aus dem Amte ausscheiden, erscheinen da nicht vom Standpunkte des Volkswirtes die für ihren Beruf gemachten Aufwendungen als zum großen Teil vergeudet? Müßte nicht die bei uns in Deutschland herrschende Sitte logisch dahin führen, daß man nur solche Mädchen dem Lehrerberuf zuführt, bei denen eine Heirat von vornherein ausgeschlossen erscheint? Die Absurdität dieser Konsequenz richtet das ganze System.

Die Gegner der verheirateten Lehrerin behaupten, daß unter der Verbindung von Ehe und Beruf sowohl die Lehrerin wie die Schule leiden würden. Warum? Wenn es wirklich wahr wäre, daß der Mann imstande ist, alle Pflichten des Lehrerberufes voll zu erfüllen, daneben guter Haus- und Familienvater zu sein, der sich eingehend mit der Erziehung seiner Kinder beschäftigt; daß er nebenbei seine Berufs- und Standesinteressen vertreten, politisch sich betätigen und in sehr vielen Fällen noch eine wissenschaftliche oder andere Liebhaberei pflegen kann, daß aber die Frau gerade nur eben Kraft genug hat, ihre Pflicht der Schule gegenüber zu erfüllen, daß sie um dieser willen gewissermaßen das Opfer ihrer Weiblichkeit bringen muß — dann scheint doch die einzig richtige Folgerung: hinaus mit den Frauen aus der Schule! Ein Beruf, der mit Notwendigkeit ungezählte Tausende von deutschen Frauen zu lebenslangem Zölibat verdammt, ist nicht in Wirklichkeit ein geeigneter Frauenberuf! Liegen aber wirklich die Verhältnisse so? Manche männliche Lehrer, die gern die Konkurrenz der Frauen ausschalten möchten, behaupten es. Auch der württembergische Kultusminister wies im vorigen Jahre auf die hohen Krankheitsziffern der — bisher ja unverheirateten — Lehrerinnen hin, die in ihm Zweifel erweckt hatten, ob das weibliche Geschlecht sich in dem Umfange, wie es allgemein angenommen wird, für den Lehrerberuf eigne. Ich meine, man kann aus diesen Ziffern auch den anderen Schluß ziehen, daß die Bedingungen, unter denen die Lehrerinnen arbeiten, ungeeigneter sind als die, unter denen der Durchschnitt der Lehrer zu arbeiten hat, und daß diese Bedingungen eben geändert werden müssen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Liegt es da nicht nahe zu fragen, ob nicht neben der schlechteren Bezahlung und so weiter auch gerade die Ehelosigkeit hier eine Rolle spielt? Oder sollte die Lehrerin vielleicht irgendwie immun sein gegen die Einflüsse, deren Wirkungen bei der Mehrzahl anderer unverheirateter weiblicher Wesen so deutlich und oft so traurig sich zeigen? Man kann es, denke ich, ruhig darauf ankommen lassen, ob nicht das stabilere seelische Gleichgewicht der verheirateten Frau, ihre weniger einseitige Beanspruchung und Entwickelung sich als Heilmittel erweisen würden gegenüber manchen spezifischen Schädigungen durch den Lehrerberuf.

Auch eine andere Seite ist von Bedeutung. Ist nicht — alles andre, auch die Befähigung zum Lehren, als gleich vorausgesetzt — von zwei Persönlichkeiten die als vorzugsweise zum bilden der Jugend geeignet zu betrachten, die der innerlich entwickeltere, reichere Mensch ist? Und bringt nicht gerade die Ehe der denkenden und strebenden Frau eine Bereicherung und Entwicklung ihres Innenlebens, so vielseitig und tiefgehend, wie kaum ein anderer Lebenskreis? Und die Mutterschaft — wäre zu erwarten, daß alle neuen Kräfte, die sie in der Frau weckt, bei der verheirateten Lehrerin nur ihren eigenen Kindern zu gute kommen? Wird der durch das intime Zusammenleben mit den eigenen Kindern geschärfte Blick für kindliche Eigenart, das mütterliche Verständnis für kleine, kindliche Schwächen und Unarten an der Schwelle der Schule halt machen?

Vor allem darf man bei der Diskussion über diese Fragen nicht den Fehler machen, der von den Gegnern nicht ganz unabsichtlich so gern gemacht wird: sie argumentieren, als ob nun alle weiblichen Beamten, oder alle Lehrerinnen, sich verheiraten und verheiratet im Amte bleiben würden. Dazu ist leider so gut wie gar keine Aussicht. Aber es werden sich allerdings mehr Frauen dieser Kreise verheiraten können, wenn der Unterhalt des Haushalts nicht nur auf den Erwerb des Mannes gestellt zu sein braucht. Und ferner wird es auch mancher Beamtin, mancher Lehrerin möglich werden, im Amte zu bleiben, trotz ihrer Verheiratung, eben weil sie ihren Beruf so liebt, daß sie die größere Belastung gern ertragen will. Kann nicht in beiden Fällen die Gesellschaft zufrieden sein mit dem Erfolg einer Maßregel, die der verheirateten Frau das Recht auf ihren Beruf sichert?

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Peſt, Hunger und die Briten in Indien

Von Karl Figdor

Von all den unzähligen Fürſten und Herren, welche die Maſſe indiſchen Volkstums an die Oberfläche geworfen hat, die glänzten, verdarben, kamen und ſchwanden, iſt nur einer geblieben, vom erſten bis zum letzten Tag. Einer, der nie weichen wollte und der, wie es ſcheint, auch nimmer weichen wird: Prinz Elend. Wie er jenes ganze, rieſenhafte Reſervoir von Menſchenkeimen, das man Aſien nennt, nicht los läßt, ſo hält er auch mit ſeinen beiden eiſernen Händen „Seuche“ und „Hunger“ das Land Indien.

Elend und Erſchöpfung waren hier ſeit je. All die Pracht vergangner Zeiten, die uns wie ein Märchen anmutet, hob ſich aus einem Meer des Entſetzens. Für jede Perlenſchnur an Prinzeſſinnenhalſe keuchten tauſend Menſchen bis zum Tod. Die Deſpotie der Könige hat dort faſt nie nach Volksbedarf gefragt. Ganz ſelten, daß ein Helfer aufleuchtet. Akbar, der Mogul, war einer, auch Schah Jahan. Das Volk liebte ſie unendlich, weil ſie Intereſſe an ſeinem Sterben zeigten, viel mehr war ihnen kaum je möglich. Nur Aſien hat ſolche Kriſen ertragen. Nur hier gilt der einzelne ſo gar nichts, und iſt der Überfluß an Leben ſo ungeheuerlich, daß ſelbſt der Tod ſeine Schrecknis verliert und er, ſelbſt wenn er Hunderttauſende mäht, nur als ein eben unvermeidlich gewordner Gaſt genommen wird.

Die indiſche Handelskompanie, eine Geſellſchaft von Kaufleuten, die nach fetten Dividenden in die See geſtochen waren, hat bis um die Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Geſchäfte eines großen Teils der Halbinſel in den Händen gehabt. Klar iſt, daß ſie ſo ziemlich unverhüllten Raubbau trieb. Sie ſchlug die Wälder nieder, ſie beſteuerte und handelte nach dem Gutdünken einer Generalverſammlung, die in London ſaß. Nach der Kataſtrophe des Jahres 1857 ward ſie vom offiziellen England abgelöſt. —

Es iſt ſo unendlich viel an Schlagworten über dieſes nunmehr fünfzigjährige Regime in die Welt geworfen, ſoviel an Leidenſchaft und ſoviel an

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Einseitigkeit, Gehässigkeit und Liebefärberei in Druckerschwärze umgesetzt worden, daß man fast die Hoffnung verlieren muß, je zu einem auch nur halbwegs objektiven Urteil zu kommen. Licht und Schatten sind hier wie überall, und wie überall sind nicht nur Licht und nicht nur Schatten.

Zwei Drittel der Bevölkerung, das sind zweihundert Millionen, leben vom Ackerbau. Ihre Ernte hängt auf natürliche Weise ganz vom Eintritt der jährlichen Regen ab. Setzen diese einmal aus, so sind Mißernte und Hungersnot die Folge. Die Anteile an Landbesitz sind zu gering, der Mangel an barem Gelde zu vollständig, als daß die Bauern mit Vorhandenem zum nächsten Jahre aushalten könnten. Millionen von ihnen fristen ihr Leben von einem halben Acker Grundbesitz. Sie sind ständig am Rande des Grabes. Auch ihr Vieh ist fast das ganze Jahr am Verhungern. Tatsache ist, daß viele niemals mehr als eine Mahlzeit täglich erschwingen können. Ihre körperliche Konstitution ist darum auch so elend schwach, daß sie ein kleines Plus über ihren täglichen Jammer umzuwerfen vermag. Wo Seuchen auftreten, fallen sie hilflos wie Fliegen. Kein Land sonst hat diesen schrecklichen Bodensatz äußerster Armut. Und das Bedürfnis nach dem Mindestmaß an täglichem Brot ist nirgends so oft und immer wieder so grausam unbefriedigt geblieben wie hier. Die Dimensionen jedes Schreckens wachsen ins Riesenhafte, weil sie auf Millionen von Zermürbten und von ganz Kraftlosen treffen. Europäischer Maßstab ist hier nicht anzulegen, heimische Schlagworte versagen und machen sich lächerlich. Die Geschehnisse sind anders, ebenso die Resultate, und darum müssen auch die Mittel andre sein. Man steht vor ganz neuen Toren.

Wenn man den Ursachen nachgehen will, so scheinen sich vor allem folgende loszuschälen: Seit tausenden von Jahren hat der Hindu Dung nicht gekannt, der Boden ihn nicht genossen. Die Exkremente der Rinder waren immer nur Brennmaterial. Und von anderm wußte man nichts. So ist die Erde nun immer mehr und mehr erschöpft worden, zumal sie Ruhejahre kaum gekannt hat. Sie ward störriger und karger im geben. Die niedergeschlagenen Wälder hielten nicht mehr das Wasser und die Trockenheit nahm überhand. Nie hat dazu das Volk verstanden, aus dem alten Trott heraus zu gehen. Die Bemühungen, ihnen die Grundlagen einer modernen Landwirtschaft beizubringen, sind fast alle fehlgeschlagen. Die Bauern gehen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hinter dem alten Pflug, verabscheuen Chemie und rauben dem Boden wahllos die letzte Kraft. Bares Geld haben sie nie gehabt. Was sie erwerben, legen sie in Schmuck an. Es ist buchstäblich wahr, daß ihre Frauen und Töchter das ganze Vermögen der Familie auf dem Halse, an den Gelenken, am Ohre oder in der Nase tragen. Gerät ihnen sonst einmal ein Goldstück in die Hände, so thesaurieren sie es höchstens, vergraben es bis auf weiteres. Gegen die neugegründeten Agrarbanken haben sie das größte Mißtrauen, lieben sie auch darum nicht, weil sie den Engländern die gerechten fünf Prozent auf die Minute des Verfalles erlegen müssen. Wiederum nach alter Art gehen sie lieber zu dem bewährten Wucherer ihres Ortes und leihen von ihm gegen Interessen bis zu dreißig Prozent. Aber der Gute wartet eben und hofft für seinen Fischzug auf eine endliche, doch bessere Ernte. — Es kommt immerhin vor, daß sie kleine Kapitalien besitzen. Aber, wie erwähnt, die verfallen dem Boden, sie gewinnen es nicht über sich, sie in einer der modischen Fabriken niederzulegen oder sie etwa in ihrem eigenen Grund zu investieren. Dies vor allem ist verderblich, aber ihnen bis heute nicht abzugewöhnen gewesen. Dabei lieben sie wie alle Bauern ihren Boden über alles. Sie denken nicht daran, ihn zu verkaufen und zur Arbeit in die Stadt zu gehen. Dazu wird ihr Anteil aus ihm unleugbar, immer kleiner und kleiner. Das Ausheiraten ihrer Töchter, die gesteigerten Steuern, die Schulden aus den Jahren der Mißernte bringen sie in immer größeres Elend und versperren ihnen den Weg.

Seit einer Reihe von Jahren zielen Bemühungen darauf hin, dem Hindu die Behandlung des Bodens beizubringen. Man hat eine Reihe von landwirtschaftlichen Schulen und Hochschulen errichtet, wo die Söhne der Bauern und Pächter gegen einen geringen Betrag wie in englischen Colleges beherbergt, verköstigt und unterrichtet werden. Ich selbst habe, in Lyallpure, eine solche Hochschule gesehen, die gerad ihrer Vollendung entgegenging. Und mir hat es geschienen, daß sie auf einer fast zu prunkvollen Grundlage aufgebaut worden sei. Kaum eine in Europa wird sich mit ihr messen können. Auf einem riesigen Komplex steht eine ganze Schar von monumentalen Gebäuden, mit Türmen, Säulenhallen und Lehrsälen, die durch zwei Stockwerke reichen und Hunderte von Hörern fassen können. Ganze Pavillons sind für die Aufnahme der Schüler bestimmt. Nach den modernsten Prin-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zipien ausgestattete Laboratorien sind da, Versuchsanstalten jeder Art in musterhaft geführten Räumen und Anlagen, Zuckermühlen, landwirtschaftliche Maschinen aller Gattungen, weitausgedehnte Felder, auf denen ungedüngte und gedüngte Ernten stehen, große, reine Ställe voller Vieh und Höfe voller Wagen ... Viele Stunden lang hat es im Sonnenbrand gekostet, nur flüchtig nach allem hinzusehen. Man verspricht sich hier viel von der Zukunft; ob mit Recht, wird sich zeigen müssen. Gegen die Beharrlichkeit haben schon viele vergebens gekämpft, und die Ergebnisse ähnlicher Anstalten sind nicht ermutigend. Zurückgekehrt, haben sich die Adepten bald wieder zur alten Art bekehrt.

In jenen Tagen, da die Engländer kamen, waren die alten Kanäle trocken und eingestürzt. Das alte Lied von der Wüste, die in ihren nimmersatten Armen erstickt, was nicht den Segen des Wassers für sich hat. Nun sind, auch in Jahren guten Durchschnitts große Teile des Landes, besonders Nordindiens auf künstliche Bewässerung angewiesen, wenn sie einigermaßen besseren Anbau pflegen wollen. Die Regierung hat hier schon in den letzten Jahren der Handelskompanie zu helfen getrachtet. 1854 wurde der Ganges-Kanal, mit Ausnahme der Anlagen im Indus-Delta vielleicht das größte Bewässerungswerk in der Welt, eröffnet, wenn auch nicht ganz vollendet. Seitdem ist nach und nach eine ganze Reihe solcher Kanäle dem Gebrauche übergeben worden und hat unermeßliches Gute gestiftet. Eine der Provinzen, deren Schicksal mit dem Wasser lebt und stirbt, ist jener „Punjab". Dort sind auch die zähesten Anstrengungen gemacht worden, den Boden wieder zum Blühen zu bringen. Eine Reihe von Flüssen kommt fächerförmig oder in paralellen Linien aus den Gebirgen und bietet das beste Feld für künstliche Nachhilfe jeder Art. Der Sirhind-Kanal, der die Wasser des Sutlej verteilt, gibt 8000 Kubikfuß Wasser in der Sekunde, und seine Hauptader ist mehr als 500 englische Meilen lang, sein Verteilungsnetz mehr als 5000. Ebenso wichtig vielleicht ist der Chenab-Kanal mit seinen riesigen Stauwerken, Regulierungen und tausenden von kleinen und kleinsten Verteilern. Tagelang bin ich an seinen Werken gewandelt und habe staunend wochenlang den Segen seiner zauberischen Tätigkeit mit angesehen. Ein noch größerer Kanal und eine ganze Anzahl weiterer sind geplant; jener erste soll, vom linken Ufer des Indus abzweigend gegen zwei Millionen Acker

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Land mit Wasser versehen. Schon im Jahre 1901 haben die in Tätigkeit befindlichen Hauptkanäle allein im Punjab die Länge von 1600 Meilen erreicht, heute nähert sie sich wohl 2000 Meilen. Das System der Bewässerung ist bei all diesen Anlagen das intermittierende. Eine Reihe von Wasseradern bleibt trocken, um für eine bestimmte Zeit den andern den nötigen Wasserstand zu geben. Ganze Städte sind auf diese Art dem vordem sterilen Boden abgerungen worden. Wo heute junge Dörfer, grüne Felder und oftmals Wohlstand unser Auge laben, war vordem nichts als Sand und Salpeter. Die aufopfernde Tätigkeit der Ingenieure, die selbst in der heißen Jahreszeit nicht ihr geliebtes Werk in der Ebene verlassen und ein unstätes Leben schwerster Arbeit und Verantwortung führen, ist wahrhaft bewundernswert. Sie sind die Konquistadoren der Kultur, die rechten Missionäre einer besseren Zeit, des Glaubens an das hohe Lied der Arbeit und der Kraft. — Auch im Süden, in der Präsidentschaft von Madras sind riesige Kanalsysteme gebaut worden. An den Deltas der Flüsse Godaveri und Kistna finden jetzt an die 2 000 000 Menschen vollkommene Sicherung gegen den Ausbleib der Regen. Im ganzen waren in Indien schon vor etwa fünf Jahren unter der Ägide der Regierung gegen die 43 000 englische Meilen an Kanälen und ähnlichen Werken, mit einer Bewässerungsfähigkeit für 20 000 000 Acker Land vorhanden.

— — Cholera, Pest, Blattern und Hunger, das sind die furchtbaren Feinde, die gegen den Ackersmann aufstehen. Die Cholera ist ein alter Gast, seit urdenklichen Zeiten hat sie Tausende verschlungen und gehört zum Lande wie die Cobra. Die Pest aber kam vor zwölf Jahren zum erstenmal. Man hat gegen sie zu kämpfen versucht und hat nicht allzuviel erreicht. In den ersten sechs Monaten von 1907 starben allein über eine Million Menschen an ihr, in der ersten Hälfte 1908 nur 110 000. So geht es Jahr für Jahr in grausamem Wechsel auf und ab, und die Seuche hat in dieser kurzen Spanne Zeit schon vielen Millionen das Leben gekostet. Ganze Städte sind ausgestorben oder dezimiert. Unübersehbares Unglück, unübersehbare Hungersnot sind im Gefolge. Schwer ist es, gegen Orientalen zu desinfizieren. Die Engländer haben die verseuchten Städte, in denen wahrscheinlich Rattenflöhe die Seuche verschleppt hatten, in einzelne Abschnitte unter militärischer Bewachung geteilt und Soldaten in die Häuser geschickt, um die Pestverdächtigen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu untersuchen und sie in Isolierspitäler zu schaffen. Trotz aller Vorsicht und aller Schonung der Bräuche, brach Aufstand nach Aufstand aus, wurden Beamte getötet und das Mißtrauen gegen die Regierung doppelt groß. Man entrüstet sich in Europa über diese ungeheuren Zahlen der Opfer, vergißt aber Umstände, Sonne und Spezies der Krankheit. Jahrtausendealten Orient ausräuchern, geht nicht über Nacht. — Die Blattern, früher nur in gewissen Distrikten Nordindiens heimisch, haben an Intensität und Häufigkeit des Auftretens in den letzten Jahren ebenfalls zugenommen. Zu meiner Zeit wüteten sie sogar in Calcutta. In anderen Distrikten hat man sie ganz zum Erlöschen gebracht. Im Jahre 1901 wurden von den Distriktsimpfern in den „Vereinigten Provinzen" allein über 1 500 000 Personen geimpft. Eine große und systematische Organisation sorgt heute ständig für die Überwachung der sanitären Zustände, ist aber, was man auch gegen sie vorbringen mag, billigerweise gegen Riesenseuchen so gefährlicher Art wie die Bubonenpest so gut wie machtlos.

Was die Hungersnot betrifft, erwies 1901 der Zensus, daß die Bevölkerung der Präsidentschaft von Bombay trotz vielfacher Einwanderung um drei Millionen gefallen war. Ein guter Teil davon war an seinem ungestillten Hunger zugrunde gegangen. Von manchem Dorf war ein Drittel Hungers gestorben oder noch mehr. Die Zahlen dieser Art sind ja nur allzu bekannt. Es scheint mir, daß die Ursachen hier nicht so sehr am Mangel an Getreide liegen, sondern an dem von Geld, es zu kaufen. Heute ist durch eine, wenn auch zum größten Teil aus imperialistischen Motiven heraus geborene Verkehrspolitik die Möglichkeit der Verfrachtung von Korn und anderer Nahrung in beliebiger Menge und an beliebige Orte binnen kurzem möglich. Eisenbahnen, Straßen und Telegraphendrähte sind über das ganze Land ausgespannt. Ein Feldzugsplan, für jede Provinz bis ins Genaueste umschrieben, ist schon in Friedenszeiten festgelegt und alle Maßregeln sind erwogen, einem Ausbruch der Not zu begegnen. Das stammt erst aus den letzten Jahren. Wenn in einem Distrikte Mißernte gewesen ist und die Not überhand nimmt, hat der Kommissionär, der höchste politische Beamte, zu erwägen, ob er die Hungsnot erklären und Notstandsarbeiten ausschreiben soll. Diese Arbeiten, die öffentlichen Bauten dienen, werden dann oft von Hunderttausenden gesucht. Die Löhne sind so geregelt, daß sie gerade Geld

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

genug geben zur Anschaffung des nötigen Tagesquantums Brot. Sie richten sich nach dessen Preisen. In einem Falle beispielsweise sind sie 10 Pfennig per Tag für Erdgräber, 7 ½ für Erdträger (meistens Frauen), 5 Pfennig für Kinder und 2 ½ für Babies. Sie sind darum möglichst niedrig, und nicht höher als andre, um den Zulauf von nichthungerndem Volk hintanzuhalten.

Die Bewässerungsarbeiten, so sehr sie gefördert werden, dienen noch nicht genügend dem Wasserbedarf. Heute sind insgesamt 20 Prozent der brauchbaren Bodenfläche des britischen Indiens und 10 Prozent der Eingeborenenstaaten jährlich bewässert. Um das ganze Land gegen Hunger sicherzustellen, wären mindestens 33 Prozent der kultivierbaren Fläche nötig. Nach den Plänen der Regierung für die nächsten zwanzig Jahre wird diese Zahl für das britische Indien am Ende dieser Zeit so gut wie erreicht sein. Die heute bestehenden Kanalsysteme, sind schon imstande, eine ansehnliche Bevölkerung zu halten. In Punjab hausen in ihren Grenzen meistens Ansiedler, die aus andern bedrohten Teilen des Landes dorthin verpflanzt sind, oder ausgediente Soldaten der Armee.

Die Vorwürfe, die gegen die „Engländer in Indien" vorgebracht werden, sind schwer, wenn auch nicht immer berechtigt. Wahr ist, daß sie die große heimische Baumwollindustrie arg bedrängen, dadurch, daß sie einen Zoll von dreieinhalb Prozent auf sie legen, ebenso wie auf die eingeführte englische Wolle. Diese natürlich vermag den Zoll oder wie man es nennen will, unvergleichlich leichter zu ertragen. Jene siecht an ihm dahin. Wahr ist weiter, daß die ganze indische Industriepolitik von England aus bestimmt und nach Englands Interessen gemodelt wird. Und daß wie bei der Baumwolle auch in anderen Fällen es an Vergewaltigung nicht fehlt.

An die 400 Millionen Mark gehen alljährlich aus dem Lande nach London, heißt es weiter. Wiederum ist das richtig, denn soviel erfordern der Schuldendienst für die verschiedenen Anleihen zu Eisenbahnzwecken und Bewässerungswerken, die Pensionen für ausgediente Beamte und Offiziere, die Ausgaben für das Heer, das alle seine Bedürfnisse von zu Hause deckt. Erst ganz neuerdings will man hier eine Änderung eintreten lassen. Das Heer, das ist überhaupt einer der übelsten Punkte des indischen Budgets. Hier bringt die imperialistische Politik, die im übrigen dem Lande den Frieden wahrt und die Ruhe gibt, viel Böses mit sich. Nach

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und nach sind die Bestände der weißen Garnisonen immer mehr verstärkt worden, und die Kosten dadurch unverantwortlich große geworden. Aber ich glaube nicht, daß irgendeine von den Kulturnationen in Englands Lage anders handeln könnte, auch wenn sie wollte.

Dieser große Bedarf bringt wiederum die immer stärker werdende Sehnsucht nach Deckung mit sich. Tatsächlich haben sich in den letzten Jahrzehnten und vor allem seit der unglückseligen Regierung Lord Curzons die Steuern ins Ungemessene vermehrt und sind so drückend geworden, daß in ihnen gewißlich der Grund zu der so oft geleugneten zunehmenden Verarmung des Volkes zu suchen ist. Sie sind in den verschiedenen Provinzen verschieden. In manchen ist die Bodensteuer einer Einkommensteuer von 55 Prozent zummindesten gleichwertig. Die erst neuerdings ermäßigte Salzsteuer und andere treten hinzu, den Bauer nicht aufkommen zu lassen. Vorallem aber die unselige Art der Steuerbemessung. Denn während durch all die Jahrhunderte die Steuer einen gewissen Teilbetrag der jeweiligen jährlichen Ernte betrug, ist sie jetzt durch sogenannte „Settlements" für zwanzig und dreißig Jahre festgelegt und kann nur erhöht werden, nicht aber erniedrigt. Ob die Ernte gut oder schlecht ist, die Schätzung des betreffenden Beamten bleibt in Gültigkeit, und es muß gezahlt werden. Unstreitig war die frühere Art besser und gerechter. Wenn auch in Jahren des Hungers Nachlässe und Aufschübe erteilt werden, so sind sie doch im nächsten Jahre größtenteils wieder zu begleichen, neben der laufenden Steuer, und ziehen so den Schuldner unfehlbar in den Abgrund. Es sollen in den zehn Jahren von 1879/80 bis 1889/90 an die 850 000 Bauern wegen nicht bezahlter Steuern von ihrem Grund und Boden getrieben worden sein, und all ihr Hab und Gut, selbst ihre Geräte sind versteigert worden. Da in den meisten Fällen infolge der allgemeinen Armut sich keine Bieter fanden, hatte die Regierung selber aufzukaufen.

Licht und Schatten sind hier nahe aneinander. Große Fehler, vielleicht Verbrechen gegen ein Volk von Schwachen und Hilflosen wurden begangen, und daneben ein mutvoller Feldzug selbstlos helfender Arbeit begonnen. Ganz verurteilen ist schwer, loben noch schwerer. Vielleicht ist es die Scheinheiligkeit bigotter Phrase bei rücksichtslosem Sichdurchsetzen zu eigenem Nutzen, was die Kritik zumeist herausfordert. Vielleicht auch ist es nur der Neid. —

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rundschau

Preußische Reformen

Sogar für einen Mann der im öffentlichen Leben steht, mag es zuweilen als Empfehlung dienen, wenn ihm nachgesagt wird: er glaubt was er spricht. Ob auch für einen Staatsmann? Es muß schon ein bedeutender Staatsmann sein, dem immerhin das zur Zierde gereichen mag, was er garnicht nötig hat. Schwerlich ist es ein Kompliment für einen Staatsmann, wenn man von ihm sagen muß, er sei mehr ein redlicher Mann als ein Staatsmann. Und gerade dadurch kann man wahrscheinlich mit Recht den gegenwärtigen preußischen Ministerpräsidenten, der im Nebenberuf die Tätigkeit eines Reichskanzlers ausübt, charakterisieren. Er glaubt was er sagt.

Er sagt, es sei eine organische Fortbildung des preußischen Wahlrechtes, auf die er es abgesehen habe. „Organisch" — wie anmutend, wie vernünftig das klingt, wie zeitgemäß und zugleich wie konservativ! So sollte nach Savigny die naturgemäße gesunde Entwicklung alles Rechtes sein — „durch stillwirkende Kräfte" — gleichsam von selbst, nicht durch ein bürgerliches Gesetzbuch, wie die seichten unhistorischen Aufklärer und ihr König Friedrich es wollten und unternahmen; wie der rohe Rationalist Napoleon im größeren Umfange verwirklicht hatte. Am wenigsten ist „unsre Zeit" mit ihrer revolutionären Manie für Egalité und Uniform dazu berufen — wenn denn einmal Gesetzgebung unvermeidlich ist, so muß sie das Gegebene, Geheiligte, Überlieferte leise modifizieren. hie und da die bessernde Hand anlegen, mit ehrfürchtiger Scheu vor den bewährten Institutionen ... Sie muß organisch verfahren. Das ist viel gemütlicher. Man kann es auch im Schlafe tun.

Ach, wären doch immer weise, besonnene Staatenlenker dagewesen, in diesem Sinne die Geschicke der Völker zu bestimmen! Niemals wäre dann die rauhe Faust plebejischer Revolution in die ruhigen, glückseligen Zustände hineingefahren, die vor ihr waren. Nicht abgeschafft hätte man die Erbuntertänigkeit der Bauern, man hätte sie organisch fortentwickelt; etwa indem man dem schollenpflichtigen jungen Mann nach abgeleisteter Militärzeit und zehnjähriger tadelloser Führung eine bedingte Freiheit zweiter Klasse gewährt, oder die Frohnden, wo sie ungemessene waren, auf eine angemessene Zahl von Tagen im Jahre hinabgedrückt hätte. Niemals hätte man den historisch tief begründeten Unterschied von Rittergut und Bauernstelle schlechthin beseitigt, sondern man hätte die Vorrechte, mit denen jenes ausgestattet war, etwas gemildert, und das schlechte Besitzrecht der Lassiten, wenn diese selbst darauf antrugen, und wenn sie spannfähig waren, allmählich verbessert: in diesem Sinne wurde ja in der Tat, als man nach 1815 „wieder zur Vernunft gekommen" war, jene Gesetzgebung, die in den Spuren von 1789 ging, berichtigt?! Man hätte immer noch einige Bedingungen daran knüpfen können, zum Beispiel, daß der Bauer ein Examen im Katechismus und in

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der biblischen Geschichte zu bestehen hätte, um sich der Freiheit würdig zu erweisen. Und der Gesindezwangdienst! Zugegeben, daß er etwas hart für die jungen Leute war, aber wie angenehm war er für die gnädigen Herrschaften, die doch gewiß in der Regel mit patriarchalischem Wohlwollen die Braven belohnten und nur den Böswilligen die verdienten Züchtigungen zukommen ließen. Wenn man leichtsinnigen jungen Männern und Weibern volle Freiheit gibt, werden sie natürlich in die Städte gehen, wo Tanzvergnügungen und Sünden ihrer harren. Hätte nicht eine halbe Freizügigkeit genügt, etwa indem der Gesetzgeber den jugendlichen Personen vor Vollendung des achtzehnten Lebensjahres den Abzug gegen Erlegung einer beträchtlichen Buße gestattet hätte? So würde man Zustände, die im Kerne gesund sind, organisch fortbilden! Auch den „klassischen" Strafprozeß hätte man füglich in seinen Grundzügen erhalten können. Die „peinliche Frage" hatte gewiß ihre Mängel; einige der Folterwerkzeuge waren barbarisch und grausam: aber die Daumschraube hätte man doch wohl erhalten können, wäre es nur zur Erinnerung an eine alte Überlieferung! War doch oft der bloße Anblick genügend, um schwache Frauen zu raschem Geständnis zu bringen. Und der Hexenprozeß? Allerdings war es Aberglaube, daß die Hexen auf dem Brocken in der Walpurgisnacht tanzten, auch daß sie mit dem Leibhaftigen fleischlichen Umgang gepflogen, kann schwerlich — ungeachtet der vielen Bekenntnisse — als schlechthin erwiesen gelten. Aber nicht leugnen läßt sich, daß gottlose Weiber mit bösem Blick und durch giftige Worte viel Unheil säen können, so gut wie fromme und vornehme Frauen uns *gesund zu beten* vermögen, wovon doch fast die ganze potsdamer Hofgesellschaft, die aus den Edelsten der Nation besteht, im heiligen Ernste *überzeugt* ist ...

So oder ähnlich haben die Urheber der preußischen Wahlrechts-Reformvorlage tiefsinnig „philosophiert". So oder ähnlich dachten und sannen vor ihnen schon manche, die zur Regierung großer Reiche berufen waren. Es war die Gedankenwelt, worin der Romantiker auf dem preußischen Thron lebte, der geistreiche König Friedrich Wilhelm der Vierte, der nicht wollte, daß sich zwischen ihn und „sein Volk" ein Stück Papieres drängte ... Hatte man doch die Provinziallandtage, auf denen ihre Wünsche und Beschwerden in geziemender Bescheidung vorzutragen, den Untertanen durch allerhöchste Gnade gestattet war: gemäß der echten und wahren preußischen Tradition! Und doch! ein philosophischer Herrscher konnte schließlich nicht umhin, dem eigensinnigen törichten Zeitgeist seine Konzession zu machen; die leidige Finanzlage seiner Staaten drängte, und so verstand er sich, in organischer Fortbildung des Bestehenden dazu, den „Vereinigten Landtag" zu berufen; und noch in der Thronrede, womit der Beredte diesen eröffnete, sprach er die ewig denkwürdigen Worte aus: keine Macht der Erde werde ihn bewegen, eine papierene Konstitution zu erlassen. Ein Jahr später kam der Frühling des tollen Jahres — den Völkerfrühling nannten ihn die Umstürzler von damals, die heute halb geduldeten, halb mit Orden geschmückten Liberalen! — Der arme König! Wo blieben seine Ideen, seine Entschlüsse, wo sein treues Festhalten an den Traditionen der preußischen Monarchie? „Dämonisch" nannte er selber die Gewalten die ihn beugten; auch von Ausgeburten der Hölle dürfte er unter Vertrauten gesprochen haben. Solche diabolische Neuerung war für den weltfremden Mann auch noch die abgeschwächte, die vermittelnde und verdorbene, die falsche oktroyierte Verfassung, auf die er mit Widerwillen seinen oft bereuten Eid leistete; einen Eid den

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu widerrufen er noch jahrelang seines königlichen Berufes allein für würdig hielt, lange bevor der Wahnsinn seine Seele gefangen nahm. Und heute? Der Geist jenes sinnreichen, witzigen, hochgebildeten Monarchen, ein leider so völlig unpolitischer Geist scheint im zwanzigsten Jahrhundert auferstanden zu sein. Die Gestalt, in der er wieder Fleisch geworden ist, heißt — Herr von Bethmann Hollweg. Für ihn ist die Öffentlichkeit der Wahl, ehemals viel umstritten, mehr gefürchtet als gewünscht von denselben Mächten, die heute wie dkmals die preußische Politik diktieren, schon ein teures Vermächtnis, eine Tradition der preußischen Staatsgesinnung! Alle wichtigen Vorgänge des staatlichen Lebens beherrsche dieser Grundsatz. Ganz wie der von mittelalterlichen Ideen erfüllte König meinte, der Grundsatz der unbeschränkten, nur dem lieben Gott verantwortlichen Monarchie (die das Mittelalter nur dem Namen nach kannte) beherrsche zu seiner Zeit alle (nicht nur die wichtigeren) Vorgänge in seinem Preußen, das dem erhabenen Beispiele des heiligen Rußlands bescheiden nachzueifern beflissen war.

Es ist wohl zufällig aber bedeutsam, daß die Köpenickkundgebung des Herrn von Oldenburg und der Entwurf zu einer Scheinreform des preußischen Wahlrechts zu gleicher Zeit in das Licht dieser Tage hineinstarren. Beide sind der gleichen Gesinnung entsprungen: dem Haß und Abscheu gegen die Reichsverfassung, gegen den Reichstag, der auf gleichem und geheimem Wahlrechte beruht. Nicht ohne Naivetät wird behauptet, ein Blick in die „Statistik" (solche Blicke haben schon zu gar vielen oberflächlichen und falschen Urteilen verführt) der Landtags- und der Reichstagswahlen genüge, zu zeigen, daß die geheime Wahl staatsfeindlichen Bestrebungen den Schein einer Stärke und Verbreitung gebe, den sie garnicht besitzen. Dieser Schein also ist euch furchtbar? wenn dieselben Wähler nicht wagen, sich offen zur Sozialdemokratie zu bekennen, dann seid ihr getröstet? Ihr meint also, alle, die offen hintreten und einen konservativen oder (was ja in der Regel gleichbedeutend ist) Regierungskandidaten wählen, die seien eure wahren, zuverlässigen Freunde und Anhänger? Die seien die echten Repräsentanten des Volkes? Und wenn eure geheimen Gegner ihre Gegnerschaft noch geheimer halten, als es durch geheime Wahlen geschieht, dann — wären sie nicht vorhanden? oder nicht zu fürchten? Oder ist es eben dies, was ihr fürchtet, daß die geheime Gegnerschaft offen zutage trete? ist euch lieber, daß sie im Dunkeln wühle? ist euch gerade der Gedanke der offenen Volksvertretung ein Greuel? —

Ein Greuel ist er euern Gesinnungsgenossen von jeher gewesen, wie man kaum irgendwoher besser lernen kann, als aus den Memoiren des tapfern Erzjunkers, des Generals Friedrich August Ludwig von der Marwitz, der den Gedanken der „Nationalrepräsentation" zu den schwarzen Plänen rechnet, mit denen der „Verräter", Reichsfreiherr von Stein sich getragen habe, nachdem er (1807) die „Revolutionierung des Vaterlands" — durch die Edikte über Bauernbefreiung — angefangen: „den Krieg der Besitzlosen gegen das Eigentum, der Industrie gegen den Ackerbau, des Beweglichen gegen das Stabile, des krassen Materialismus gegen die von Gott eingeführte Ordnung *), des — eingebildeten — Nutzens gegen das Recht, des Augenblicks gegen die Vergangenheit und Zukunft, des Individuums gegen die Familie, der Spekulanten und Kontors gegen die Felder und Gewerbe, der Bureaus gegen aus der Geschichte des Landes hervor-

*) Die gottgewollten Abhängigkeiten sind ja — Gott sei Dank — doch noch erhalten geblieben! —

Digitized by Google

Original from PENN STATE

Generated on 2019-10-26 22:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gegangene Verhältnisse, des Wissens und eingebildeten Talents gegen Tugend und ehrenwerten Charakter!"

Warum wiederholt Herr von Oldenburg, warum Herr von Bethman, Herr von Zedlitz, Herr von Moltke, warum zitieren sie diese so schön gebrüllten Worte ihres Standesgenossen von Anno Dazumal nicht, dessen Einsicht und Energie sich leicht mit der ihrigen messen konnte? Ihre Denkungsart ist im Grunde genau dieselbe, nur ihre Konsequenz ist sehr viel schwächer, darum ihre Kritik so zahm und fadenscheinig geworden: weil sie nicht mehr umhin können, zur Volksvertretung ja zu sagen, so soll es wenigstens keine wirkliche Volksvertretung sein. Die Verteilung des Stimmrechts nach dem Vermögen, nebenher nach einigen anderen Merkmalen, die korrekte Staatsgesinnung zu garantieren scheinen, die Verteilung der Wahlkreise zugunsten des Großgrundbesitzes — darin erblicken sie jetzt den Schutz gegen den „Umsturz", wie ihre Vorfahren ihn in der Erhaltung des königlichen Absolutismus erblickten. Beschränkter noch und dürftiger werden der Nachwelt die heutigen Staatsweisen erscheinen, die da meinen, ein absurdes Wahlsystem sei die Rettung, als uns heute von der Marwitz erscheint, der meinte, sein „gesunder Instinkt" habe Friedrich Wilhelm (den Dritten) davor bewahrt, eine Verfassung zu geben, „ungeachtet er sie 1815 noch einmal ausdrücklich versprach"; er habe gemerkt, daß ihn die Krone und Leben kosten müsse!! — Die Angst vor der Sozialdemokratie ist heute genau dieselbe Kinderangst wie vor hundert Jahren und hernach ein halbes Jahrhundert lang die schlotternde Angst vor der „Revolution," das heißt, vor den bescheidenen konstitutionellen Forderungen des Liberalismus gewesen ist. Der Geist Metternichs spukt in diesen Pseudo-Staatmännern, nur daß der Spiritus dahin, das Phlegma geblieben ist. Genau dieselben Redensarten über den bösen Zeitgeist ertönten damals, als Uhland den Vers schmiedete:

„Ich kenne was das Leben euch verbittert:
Die arge Pest, die weitvererbte Sünde,
Die Sehnsucht, daß ein Deutschland sich begründe,
Gesetzlich frei, volkskräftig, unzersplittert." *)

An dieser Sehnsucht hatten ihre Vorfahren ebensowenig Anteil, wie heute die Epigonen an dem Verlangen der Denkenden und Wissenden teilhaben, die große Menge der arbeitenden Klasse zum staatsbürgerlichen Bewußtsein, zum vernünftigen Gebrauche ihres Willens und ihrer Kräfte durch Freiheit zu erheben und zu erziehen.

Sie sehen und fühlen eben in jeder Zeitbewegung nur das, was ihnen, und ihren Damen, das sonst so fröhliche, oft recht üppige Leben „verbittert".

Ferdinand Tönnies

Neoslawismus

In Petersburg waren kürzlich Vertreter des Neoslawismus vereinigt. Bei dieser Gelegenheit sagte der bekannte Jungtscheche Doktor Kramarsch im Laufe einer langen Rede, die slavische Einigung müsse sich vollziehen, wie sich die deutsche Einigung vollzogen habe. „Was hätte wohl," bemerkte hierzu bitter die „Neue Freie Presse", „der Abgeordnete Doktor Kramarsch gesagt, wenn ein Deutscher aus Österreich in Berlin vor einer Versammlung von Todfeinden der österreichischen Monarchie sich zu dem Wunsche verstiegen haben würde, die große deutsche Einigung müsse sich vollziehen!" Scheinbar ist Doktor Kramarsch' Verhalten mit diesem Beispiel gerichtet, aber doch unr scheinbar. Der jungtschechische Führer wurde am Tage nach seiner Rede vom russischen Minister für

*) Im Sonett an die Bundschmecker 1816.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Auswärtiges, Herrn von Iswolski, empfangen und einer längeren Unterhaltung gewürdigt, und noch einen Tag später erschienen in österreichischen Blättern halbamtliche Mitteilungen, wonach die Verhandlungen wegen einer österreichisch-russischen Verständigung gut fortschreiten. Doktor Kramarsch hatte in seiner Rede hervorgehoben, eine solche Verständigung werde in Österreich, wo seit der Annexion Bosniens der Pangermanismus staatliches Prinzip bedeute, und die Regierung jedem von Berlin gegebenen Winke folge, die Lage der slavischen Völkerschaften wieder erträglich gestalten. Ein „Deutscher aus Österreich", der in Berlin vor einer Versammlung von „Todfeinden der österreichischen Monarchie", — die es aber bei uns garnicht gibt — entsprechende alldeutsche Gedanken zutage förderte, würde von keinem Minister empfangen, würde auch keine beifallspendende Zuhörer finden; er würde einfach ausgelacht und von niemand ernst genommen werden. So zeitgemäß ist der moderne Panslawismus, und so unzeitgemäß ist das, was man im Auslande „Pangermanismus" nennt.

Was von dem großdeutschen Gedanken politisch zu verwirklichen war, ist längst verwirklicht. Alldeutsche, die anders darüber denken, findet man gewöhnlich nur noch unter Ideologen, die die Fühlung mit dem praktischen Leben verloren haben und Ideale konservieren, die vor vielen Jahrzehnten einmal populär waren. Die meisten heutigen „Alldeutschen" haben alte großdeutsche Träume aufgegeben und begnügen sich, ein tatkräftiges Eintreten der deutschen Regierung für deutsche Bestrebungen im Auslande zu fördern.

Ganz anders verhält es sich mit dem Panslawismus. Der hat eigentlich jetzt erst angefangen. Was früher so hieß, war eine von russischen Reaktionären künstlich ins Leben gerufene Bewegung, die eine Ausdehnung der zaristischen Gewaltherrschaft vorbereiten sollte. Von diesem alten kriegerischen Panslawismus haben sich die Führer des „Neoslawismus" von vornherein entschieden losgesagt. Sie verfolgen auf demokratischen Wegen angeblich nur wirtschaftliche und kulturelle Ziele, eben weil ihr Programm die breitesten Schichten der verschiedenen slawischen Bevölkerungen anziehen soll. Für den im Juni stattfindenden Kongreß in Sofia sind zum Beispiel folgende Punkte für die Beratung vorgesehen: Die wirtschaftliche Lage der slawischen Länder; slawische Industrieausstellung; slawische Bank; kulturelle Annäherung der Slawen; Herausgabe einer allslawischen wissenschaftlichen Zeitschrift; Annäherung zwischen slawischen Universitäten und Akademien; slawische Kunstausstellung; Annäherung zwischen slawischen Vertretern der Schauspielkunst. Es läßt sich sehr wohl denken, daß mit solchen Zielen eine mächtige, alle Länder mit slawischer Bevölkerung umspannende volkstümliche politische Vereinigung geschaffen werden kann. Sie wird allerdings kaum auf die Dauer das harmlose, friedfertige Aussehen behalten, das sie sich jetzt aus wohlerwogenen Absichten gibt.

Otto Corbach

Türkisches

Das jungtürkische Nationalitätenprinzip, von dem sich die ottomanischen Neuerer viel — vielleicht zu viel — versprachen, indem sie alte Blutfeinde der islamitischen Welt plötzlich ans Herz drückten und damit die Fabel vom unversöhnlichen Türken öffentlich widerlegen wollten — hat die erste, empfindliche Schlappe erlitten. Die Makedobulgaren, wilde Insurgenten von vor-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gestern und Verbündete der Jungtürken von gestern, haben der türkischen Sache definitiv den Rücken gekehrt, sich den Traum vom neuen Reich ohne türkisch-nationale Vorherrschaft, aus den Augen gerieben und bereiten sich vor, das alte gegnerische Handwerk wieder aufzunehmen. Die griechische Bruderschaft galt in jungtürkischen Kreisen niemals viel und ist durch Kreta noch mehr entwertet worden. Bulgaren und Serben (denn letztere dürften kaum zögern, der bulgarischen Konkurrenz den Vorzug der Gegnerschaft streitig zu machen) erklären, daß die neue Türkei durchaus nicht halte, was sie in den Kehraustagen versprach — und so bliebe von dem ganzen Prozeß nur der türkische Niederschlag übrig, in der großen Reformretorte. Mit dem allein aber, ohne Beimengung der nichtislamitischen Nationalitäten, haben die Jungen bisher nichts anzufangen gewußt. Nun heißt es allerdings, tüchtig Wasser in den koranwidrigen Wein tun — oder alles aufgeben.

Auf türkischer Seite wird behauptet, der Abfall der Bulgaren in Makedonien, sei — insoweit er nicht von außen her angeblasen wird — ein Produkt anfänglich zu weit gegangener Begünstigung, die fast nach Bevorzugung schmeckte. Nach der doch etwas rückständigen Regel, die ärgsten Wildiebe zu Hegern zu machen, hatte das neutürkische Regiment bekanntlich Bandenführer, wie Sandonsky und andere über Nacht zu Hütern der ottomanischen Staatsordnung berufen. Beim ersten Anlaß dankten diese Kinder des freien Räuberhandwerks für den spärlichen, ehrlichen Erwerb und verschwanden in den Wäldern. Der Anlaß bot sich, als die Jungtürken mit dem Erbfehler der Alten, in den umstrittenen Gebieten geschlossene Nationalitätenbezirke zu dulden, endlich brechen und die mohammedanischen Auswanderer aus Bosnien, Bulgarien und so weiter zur Einsprengung benützen wollten. Von bulgarischer und wohl auch serbischer Seite wird dagegen geltend gemacht, daß die jungtürkische Reformkraft wesentlich nachgelassen habe und, durch die unerwarteten Reibungen in der Zentrale des Reiches gebunden, in den Provinzen nach und nach Verwaltung und Rechtsprechung wieder in den alten Stand zurückfallen lasse.

Die Schlappe der Neuerer kann jedoch eine Wendung zum Bessern bedeuten. Die Luft ist jetzt rein geworden. Und wenn die Behauptung der Jungen zutrifft, daß das Jungtürkentum selbst reformfähig und reformwillig ist, könnte am Ende doch eine nationaltürkische Türkei wiedererstehen?

Das wäre die richtige Lösung des Problems, an dem die Führer der Bewegung stets vorbeirieten.

v. S.

Farbenlehre

An dieser Stelle klagte jüngst Max Brod so beweglich darüber, daß ihm niemand sagen könne, wer recht habe, Newton oder Goethe, daß auch, wer das vielgesuchte Rätselwort der Farbenlehre nicht besitzt, sich berechtigt glauben darf, ihm und andern Wißbegierigen soweit als er vermag Aufschluß zu geben.

Wenn Newton aussprach, das Prisma zerlege das Sonnenlicht in sieben farbige Teile, so hatte er Unrecht, denn er vermengte Subjektives und Objektives. Es ist Goethes (und nach ihm Schopenhauers) Verdienst, die subjektive Natur der Farbe gezeigt zu haben. Diesen Teil von Goethes Lehre hat man stillschweigend und ohne ihn zu nennen, angenommen, und heute hält sich niemand mehr an Newtons Worte, sondern gibt ihren Sinn etwa so wieder:

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das Sonnenlicht ist nicht einheitlich, dies wird offenbar, wenn es in ein Medium von anderer optischer Dichte tritt; dann schlagen die verschiedenen Strahlenarten verschiedene Wege ein, wirken dadurch jede auf eine andere Stelle des Auges, und dabei kommt es zu Tage, daß sie die Fähigkeit haben, das Auge zu verschiedenen Farbenempfindungen anzuregen.

So unkorrekt und kindlich naiv Newtons Ausdrucksweise ist, so schimmert doch das wahre Verhältnis unter seinen Worten durch.

Goethe seinerseits begeht den Grundirrtum, das Licht als eine Einheit zu betrachten und die Farben dadurch entstehen zu lassen, daß von der Totalität des Lichts etwas fortgenommen wird. Das Verharren in dieser Lehre erklärt sich wohl hauptsächlich dadurch, daß er nie mit dem reinen Spektrum gearbeitet, ja es ausdrücklich abgelehnt hat. Er erkennt nur das mit primitiven Hilfsmitteln hervorgerufene unreine Spektrum an, das entstanden ist durch teilweise Deckung und Auslöschung der verschiedenen Strahlengattungen und nur ein blaues und ein gelbes Ende zeigt. Dieses unreine Spektrum ist der kompliziertere Fall, verglichen mit dem reinen Spektrum, und wer aus ersterem Schlüsse zieht, ohne das reine Spektrum zu kennen, der muß in die Irre gehn.

Ein zweiter, geistreicherer Fehler Goethes ist es, die Empfindung des Blau dadurch entstehn zu lassen, daß das Dunkle, die des Gelb dadurch, daß das Helle durch ein trübes Mittel betrachtet wird. Das zugrunde liegende Phänomen ist ein sehr prekäres, die meisten trüben Medien bringen es nicht zur Erscheinung, nur einige, und zwar, ohne daß man sagen könnte, an welchen Eigentümlichkeiten das liegt. Sonne und Mond im Auf- und Untergehn mußten immer herhalten, um diese Art der Entstehung des Roten zu zeigen — kein andres trübes Medium als die Atmosphäre zeigt sie in annähernder Deutlichkeit — aber die Ansicht ist nicht widerlegt, daß die Atmosphäre in dicker Schicht die blauen Strahlen (wie man sie abgekürzt unkorrekt nennt) vorzugsweise absorbiert, daß diese Roterscheinung also nicht dem trüben Medium an sich zukommt. Leichter gelingt es, die blauen Farbentöne zur Erscheinung zu bringen, wenn ein trübes Medium gegen einen dunkeln Hintergrund betrachtet wird, aber es ist zweifelhaft, ob die beiden an trüben Medien beobachteten Phänomene gleicher Natur sind, also nebeneinander zur Erklärung der Farbenentstehung verwandt werden dürfen. Ich glaube, daß die Erscheinungen an trüben Medien, die schwer verständlich sind und um die auch Helmholtz in seiner physiologischen Optik mit Hochachtung herumgeht, noch am ersten zu vergleichen sind mit den Erscheinungen der Fluoreszenz. Dunstige Luft, in dicker Schicht gegen herbstlich braune Berge gesehn, läßt sie blau erscheinen, also in einer Farbe, die in dem Braun gar nicht enthalten ist, also nicht durch Absorption aus dem Braun hervorgegangen sein kann; vielmehr wird die Luft selbstleuchtend wie eine fluoreszierende Flüssigkeit, indem sie das dazu nötige Licht aus dem diffusen Tageslicht zieht. Anders ist es, wenn durch die gleiche dunstige Luft ein heller Gegenstand, zum Beispiel eine Wolke, die bei klarer Luft weiß erscheinen würde, betrachtet wird: in dem von dieser zurückgeworfenen Lichte ist das dem Auge erscheinende Gelb vorhanden, hier kann also eine der gewöhnlichen Absorptionserscheinungen vorliegen.

Wie dem aber auch sein mag, die Erscheinungen an trüben Medien sind so prekärer und verwickelter Natur, daß sie schon deshalb nicht das Urphänomen der Farbenempfindung sein

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

können; ein Urphänomen ist klar und einfach.

Die Goethesche Lehre, daß die Farbe ein durch das dunkle, das σκιερόν modifiziertes Licht sei, hat dann Schopenhauer aufgenommen und modifiziert, aber sein σκιερόν ist anderer Natur, noch weniger greif- und demonstrierbar als das Goethesche und seine geistreiche Theorie von der qualitativen Teilung der Netzhauttätigkeit ein lusus ingenii, eine der Eingebungen, die Schopenhauer als himmlische Geschenke verehrte und an deren Beweisbarkeit er geringe Ansprüche stellte.

So große Dienste Goethe sowohl als Schopenhauer dem Verständnis der Farbenempfindung geleistet haben, so führt doch der Weg an ihnen vorbei, auf dem die Frauenhoferschen Linien, die Spektralanalyse, die Geschwindigkeitsmessung der Fixsternbewegung und der Koronaerscheinungen gefunden worden sind; rückwärts verfolgt führt er insofern auf Newton, als er die Richtigkeit seiner Behauptung, daß das Sonnenlicht kein Einfaches sei, beweist.

Hätte Goethe jene Entdeckungen noch als jüngerer Mann erlebt, sie hätten ihn vielleicht überzeugt; den älteren Goethe schwerlich, denn schon sein Schüler Schopenhauer sagt: Goethe war zu alt als jene Phänomene (natürlich andre als die oben erwähnten) entdeckt wurden, fing an zu radotieren.

Die Theorie der Farbenempfindung liegt noch im Argen, ein volles Verständnis gewährt weder die Young-Helmholtzsche noch die Heringsche Theorie, noch ihre amerikanische Modifikation, das gibt selbst ein Mann der Universitätswissenschaft und eine hohe Autorität in Lichtfragen, J. von Kries, zu. Aber es sieht nicht so aus, als werde der Weg zur Farbenlehre der Zukunft über Goethe führen. Immerhin ist sein Verdienst groß genug, und die Art, wie er den wissenschaftlichen Gegenstand behandelt hat, sein Bescheiden bei Grundphänomenen, in die ein weiteres Eindringen nicht möglich ist, und seine „geläuterte Empirie, die an sich schon Theorie ist," werden stets ein Vorbild bleiben.

Erhard

Glossen

Der heilige Maulkorb

Von verschiedenen Maulkörben wirst du schon gehört haben, lieber Leser, aber von dem hier in Rede stehenden vielleicht noch nicht. Du magst gehört haben von Maulkörben, die man ehemals deutschen Universitätsprofessoren angelegt hat. Ach, diese Herren — hie und da ein Rappelkopf ausgenommen — haben es längst nicht mehr nötig, Gott sei Dank! Und wenn du bibelfest bist, hast du von einem Maulkorb gelesen, den man dem Ochsen, der da drischet, nicht anbinden soll. Oder heißt es „anbinden soll"? Und was sonst noch für Maulkörbe mehr sind.

Ich aber stieg einmal, es ist schon einige Jahre her, in Stuttgart aus der Eisenbahn. An dem Bahnhof dieser Residenzstadt gibt es mehr Automaten, Verkaufsautomaten nämlich, als an irgend einem Bahnhof der Welt. Sind sie dir auch schon aufgefallen? Was aber mir auffiel, war das, daß diese Automaten alle samt und sonders Maulkörbe anhatten, Maulkörbe mit der Inschrift: „Geschlossen wegen Sonntagsruhe."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Du dünkst: Ist das möglich? Im lieben Schwabenländle eine solche blödsinnige Polizeibevormundung? Beruhige dich. Schieb nicht alles gleich der armen Polizei in die Schuhe. Diesmal ging die Sache von der christlichen Nächstenliebe andrer Leute aus. Man nennt sie Konkurrenten.

„Was, ich soll keine Zigarren verkaufen dürfen, ich ein Christenmensch und guter Württemberger, und der dreckige Automat soll's dürfen! Nix da, Maulkorb her!"

Du meinst, die Polizei hätte ja auf das Geschrei der erbärmlichen kleinen Konkurrenzneidchen nicht zu reagieren brauchen. Na, du bist mir schön, wozu hat man sie denn? Soll sie etwa nur reagieren, wenn irgendein Pfäfflein (mit oder ohne Bäfflein) den „Simplicissimus" konfisziert haben will?

Aber was mich auf diese alte (doch wird sie ewig neu) Maulkorbgeschichte bringt? Antwort: die siebzehnte Plenarsitzung des gegenwärtigen und wie man weiß allgewaltigen, deutschen Reichstags. Der Abgeordnete Doktor Piper spricht: „Die Ausdehnung der Sonntagsruhe und Verkürzung der Arbeitszeit, respektive Einführung eines Maximalarbeitstages sollte auch für die Heimarbeiter erreicht werden."

„Heimarbeiter" dachte ich, Donnerwetter, da gehörst du dazu. Da kann es ja kommen, daß du an Werktagen Schlag sechs oder sieben Uhr abends die Feder wegschmeißen mußt und am Sonntag überhaupt keine anrühren darfst. —

Nein, im Ernst, denkt Euch nur die Konsequenzen dieser Armeleut-Beglückungsmethode. Jeden Abend nach sechs Uhr gehen die Schutzmänner von Haus zu Haus, ob auch jedermann in seiner Stube oder Kammer fein die Hände im Schoß liegen hat. Ja, denkt's Euch aus!

Freilich, wo Herr Piper hinaus will, errät man. Er will, daß jeder, der nicht von selber kommt, vom Schutzmann aus seiner Behausung geholt und in die Kirche geschleppt werde. So etwas ähnliches liegt in der Richtung, in der wir uns bewegen. Aber glaube nicht, lieber Leser, daß ich das etwas plumpe Geschrei gegen die Pfaffen mit meiner schwachen Stimme verstärken will. Es braucht keine Messe zu sein, es kann ein „freireligiöser", es kann ein sozialdemokratischer Gottesdienst sein. Und ist der Zwang in unsere so famose Staatsschule wesentlich etwas anderes?

In einer demokratisch freisinnigen Zeitung lese ich:

„Der Verband fortschrittlicher Frauenvereine hat, wie wir seinerzeit berichteten, in einer Eingabe an das preußische Kultusministerium auf die schweren Schädigungen hingewiesen, die das Korsett für den weiblichen Organismus zur Folge haben kann, und daran die Bitte geknüpft, der Kultusminister möge ein Verbot des Korsetts für die preußischen Mädchenschulen erlassen. Im Königreich Sachsen sei diese Maßregel durch Erlaß des Kultusministers bereits vollzogen... Einer Kontrolle der Kinder stünden nennenswerte Schwierigkeiten nicht im Wege, da selbst in großen Klassen binnen weniger Minuten die Revision der Unterkleider möglich sei."

Ist das nicht herrlich? Also denn, du göttlicher, du omnipotenter, du moderner Staat, heraus aus den alten Rumpelkammern mit den vergessenen Kleiderverordnungen von ehemals, heraus damit und glaube mir, du wirst bei der staatsfrommen Heerde von heute auf geringeren Widerstand stoßen als einst im Mittelalter. Oh Freisinn! Oh Gemeinsinn! O Unsinn! Oh, heiliger Maulkorb, bitt für uns!

Dr. Fürchtegott

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Protest

Der Protest, den Robert Lewin in Nummer 3 des „März“ gegen Wilhelm Ostwalds Energielehre gerichtet hat, darf nicht vereinzelt bleiben.

Häckels „Lösung der Welträtsel“ hat neuerdings den Anstoß gegeben, der das Denken und Handeln vieler Leute in eine Richtung treibt, die uns alle in die ärgste Barbarei zurückführen müßte, wollten wir ihr folgen. Es ist das Kennzeichen des Monismus wie der Energetik, alles das, was bisher „außerhalb der reinen Wissenschaft“, wie Ostwald sich ausdrückt, erkannt wurde, für minderwertig zu halten oder ganz zu übersehen. Die unschätzbaren Werte, die in den Evangelien liegen, bleiben unbeachtet, der Buddhismus wird als eine andere Erzählung vom Judengotte angesehen, der jüngste der großen Ethiker, Nietzsche, der vielleicht doch nicht so ganz bedeutungslos für unsere Kultur ist, in einem Buche über die Kulturwissenschaft nicht einmal erwähnt. Aber was noch beschämender ist: Philosophen wie Kant und Schopenhauer werden zwar „scharfsinnige Denker“ genannt, man beruft sich sogar auf sie: indes man bedenkt gar nicht, daß wir, wenn Monismus und Energetik uns Wahrheiten wären, Kant und Schopenhauer als gänzlich unkultivierte Menschen, ja als Dummköpfe ansehen müßten.

Worauf beruht der Widerspruch? Ganz einfach darauf, daß zum Beipiel Ostwald von Schopenhauers Lehre nichts versteht. Das zeigt sich überall dort, wo er sie erwähnt. Ostwald spricht in seinem Buche „Energetische Grundlagen der Kulturwissenschaft“ an einer Stelle von Schopenhauers Willenslehre, im Anschluß an Erörterungen über Ernährung und Reproduktion, zwei grundlegende Funktionen der Organismen. Es heißt dann wörtlich: „Sie (nämlich diese beiden Funktionen) bilden den Inhalt dessen, was Schopenhauer als den Willen beschreibt, und die außerordentliche Konstanz und Regelmäßigkeit ihrer Bestätigung, die durch ihre energetisch-biologische Bedeutung bedingt ist, hat jenem Philosophen so imponiert, daß er ihre gedachte Ursache, eben den „Willen“ einigermaßen personifiziert hat.“ Dieser Satz enthält zunächst die Ungereimtheit, daß eine Funktion gleichzeitig Inhalt und Wirkung, nämlich des Willens, sein soll. Diese Ungereimtheit stammt von Ostwald, ist aber nebensächlich.

Daß man aber Ernährung und Reproduktion als den Inhalt des Willens in Schopenhauers Sinne bezeichnet, ist etwas, das sich nur als Schmähung Schopenhauers und Schmach für ihn ansehen ließe, wenn Ostwald sich über den Ausspruch klar wäre. Jeder, der Schopenhauers Lehre einigermaßen kennt, weiß, daß Ernährung und Reproduktion als Funktionen des Körpers als solche nichts, rein gar nichts mit dem Willen zu tun haben, (da eben jene, als der „Vorstellung“ angehörend, ganz und gar vom „Willen“ verschieden sind.

Wer diesen Grundunterschied, der den Grundgedanken der gesamten Lehre Schopenhauers darstellt, nicht kennt, darf Schopenhauer nicht als Zeugen anrufen.

Derjenige, dem die Stelle aus Ostwalds Buch noch nicht genügt, möge erfahren, daß Ostwald behauptet, Schopenhauer habe mit dem von Kant übernommenen Begriffe der Kausalität „eigentlich“ den der Energie (die Schopenhauer als „Kraft“ kannte) gemeint!

Ich habe also das Recht, zu behaupten: Ostwald versteht

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ebensowenig von Kants und Schopenhauers Philosophie, wie von der Kunst! Und nun richtet sich mein Protest gegen die Mißhandlung, die man den „Auserwählten der Menschheit," um mich Schopenhauers Worte zu bedienen, zu Teil werden läßt. — Oder soll das Martyrium des Genies nach seinem Tode noch größer sein, als während seines Lebens?

Clavadel, Graubünden.

Dr. E. Löwenstein.

Gespräche mit Goethe*)

Der Freiherr von Biedermann will in seinem Werk: Gespräche mit Goethe, alle Urteile von einiger Bedeutung zusammenstellen, die über Goethe von seinen Zeitgenossen gefällt worden sind. Er hat also auch die bekannten Sammlungen von Eckermann, Riemer, Soret, dem Kanzler von Müller ꝛc. aufgelöst und ineinander und in die Berichte sonst dem Datum nach eingereiht. Von dem Werke liegt der erste Band der zweiten Auflage vor, ein Buch in Großoktav, von 554 Seiten, eng gedruckt. Die erste Auflage umfaßte zehn Bände; das Material ist aber inzwischen bedeutend angewachsen. Die Berichte des ersten Bandes reichen von der Jugendzeit bis zum Jahre 1808.

Wir haben: Stunden mit Goethe, besondere, die ausnahmsweise und solche, die regelmäßig wiederkehren, Goethejahrbücher, Goethealmanache, Goethekalender, Goethebildnisse, solche authentischer Herkunft und solche, die aus der Tiefe des andächtigen Gemüts geschöpft sind, Goetheanthologien, Goethespruch- und Gedenksammlungen, Goethebünde, Goetheversammlungen, Goethegesellschaften, Goetheplätze, Goethestraßen, Goetherestaurants, Goetheerfrischungshallen, Goethehäuser und Aussichtstürme und noch vieles, vieles andre mehr. Die Bücher, die je über Goethe geschrieben worden sind, ließen sich gewiß nicht mehr in einzelnen Stuben, sondern nur noch in ganzen Häusern sammeln. Jedes Weihnachten bringt eine Unmenge von Goetheliteratur. Goethekäse und Goethezigarren gibt es wohl noch nicht; aber sie dürften nicht lange mehr auf sich warten lassen.

So scheint es allgemach zur vornehmsten Pflicht zu werden, über Goethe öffentlich zu schweigen. Kein Begriff kann es vertragen, unablässig in jedem reinen und schmutzigen Munde zerkleinert zu werden. Fast an erster Stelle steht das Gebot: du sollst den Namen deines Gottes nicht unnützlich führen.

Das Buch Biedermanns nun scheint wie zu dem Zwecke in die Welt gesetzt zu sein, dem schönen Spruche zu neuen Ehren zu verhelfen: Gott schütze mich vor meinen Freunden, vor meinen Feinden will ich mich schon selber schützen. Auch dem, der mit einer sehr gründlichen Kenntnis der Verhältnisse an das Buch herantritt, wird bunt vor Augen. Niemand kann in diesem ungeheuern, ungeordneten Material jemals zur Ruhe irgendeines Genusses kommen. Immerfort wird der Spiegel gedreht; kaum hat sich der Leser auf ein Bild eingestellt, meint, nun müßte ihm irgendeine Erkenntnis des Ganzen werden, — ein Ruck, ein ander Bild, die ganze Arbeit kann von neuem beginnen. Es hilft garnichts, daß immer nur von einer Persönlichkeit die Rede ist; dazu ist sie durch zu viele Augen gesehen. Als Materialiensammlung aber hat das Unternehmen auch keinen endgültigen Wert; dazu wiederum fehlen zu viele wichtige Urteile.

*) Freiherr von Biedermann, Gespräche mit Goethe, Verlag F. W. von Biedermann, Leipzig 1909.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Da wird Goethe immer als das Beispiel aller modernen Glückseligkeit gepriesen! Nun, wer es fertig bringt, sich durch dieses Buch hindurchzuarbeiten, dem muß bange werden. Das sollte ausgehalten werden, dieses Geschwätz, das um den Lebenden schwoll, wie es um den Entrückten braust. In diesem Buche steht, was dieser Mann gelitten hat. Noch bis zur italienischen Reise geht es; da wagt er noch, sein Innerliches aufzutun Aber nachher! Wie gewaltsam unterdrückt, wie mühsam zur Ruhe gebracht erscheinen da die Lebensäußerungen, von einem Willen unterjocht, der bewußt aus fast verzweiflungsvoller Enttäuschung, koste es jeden Preis, wenigstens Leben retten wollte. Es mußte auch so sein. Man stelle sich einen Zustand vor, zu wissen, daß jede noch so harmlose unamtliche Äußerung gebucht wird, sich wie in einem niemals abreißenden Interview zu befinden. Der Todessprung zu Christiane wird auch aus diesem Wesen heraus nur zu begreiflich; wie sie auch war, Buch hat sie jedenfalls nicht über ihren Hausherrn geführt.

Was aber hat die Welt von dieser peinlichen Buchführung von einst, diesem Bohren und Spionieren, Betasten und Beriechen des großen Menschen jetzt? Gewiß, da stehen sehr bedeutende Dinge. Aber die stehen schon in Goethes Werken, und dort in der allein rechten Form. Denn wie deutlich merkt man an diesen Gesprächen: wieviel ist auch nur richtig verstanden worden? Jeder feinfühlige Mensch stellt sich unwillkürlich in der Unterhaltung auf den andern ein; der Bericht über ein Gespräch ist oft am meisten bezeichnend für den Berichterstatter. Was nun geht es die Welt an, wie Goethe sich in den Köpfen von tausend an sich ganz gleichgültigen Menschen dargestellt hat? Goethe hat gewiß mehrerlei Grade von Klugheit gehabt, und seine wahre für dann aufgehoben, wenn er mit sich und seinen Göttern allein war. Wie viele schiefe und falsche Urteile werden in diesem Buche von ihm berichtet! Es ist schlimm, wenn z. B. da steht, Goethe habe sich, zu einer Zeit, da er den Zacharias Werner aufs freundlichste hätschelte, im Herzen mit dem Spießbürger eins gefühlt, der Kleists zerbrochnen Krug auszupfeifen wagte. Es ist im Grunde auch unmöglich. Goethe muß gewußt haben, daß es sich bei Kleist um Genie handelt; dazu war er zu sehr Fachmann. Aber den weichen kleinen Seelen warf er, wie so oft, diese Sache hin, die allerdings sonst nicht bequem zu erledigen war. Seine vielen Verallgemeinerungen in Angelegenheiten der bildenden Kunst, des politischen Lebens, seine Stellung zu den großen Bewegungen seiner Zeit, seines Volkes, immer ist zu unterscheiden, was er für die vielen sagt, die er der rechten Klugheit nicht gewachsen glaubt, und wie er sich innerlich mit sich selbst auseinandersetzt. Still, denn ihm blieb nur noch zu schweigen übrig. Von seinem Ewigen redet er, wenn nur ihm allein das Wort verstattet ist, in seinen Werken. Von Dante, Homer, Shakespeare sind niemals Notizbücher gedruckt worden. Sind sie darum weniger für die Welt? Goethe aber zum Probierstein zu machen, gleichsam als ein menschliches Entwicklungsbeispiel zu demonstrieren, ja, merkt denn die Welt nicht, daß Genies niemals der Allgemeinheit Beispiele liefern?

Dresden

Margarete Siebert

Auch eine Demonstration

Die Münchener Medizinische Wochenschrift berichtete neulich von einer Demonstration der Tübinger Medizin-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

studierenden gegen die Zulassung von Missionszöglingen zu medizinischen Vorlesungen. Solange diese an den Vorlesungen teilnähmen, weigerten sich die Kliniziſten, den Hörsaal des Professors von Bruns zu betreten.

Tübingen hat seit kurzem ein Institut für ärztliche Mission, das den Zweck verfolgt, den künftigen Missionaren, namentlich auf chirurgischem und geburtshilflichem Gebiet, ärztliche Kenntnisse und Praktiken zu vermitteln, für die sie später reichlich Verwendung haben.

Man kann über Wert und Nutzen der christlichen Missionen sehr verschieden denken; gewisse Verdienste werden ihnen als kolonialen Pionieren von den meisten Sachverständigen nicht bestritten. Und diese Anerkennung dürfte steigen, wenn der Missionar nicht bloß das, was er unter christlicher Kultur versteht, propagiert, sondern auch mit dem ärztlichen Handwerkszeug umzugehen weiß. Eine „Konkurrenz" wird man ärztlicherseits noch auf langhin nicht zu befürchten brauchen; denn von einer Überfüllung zum Beispiel Afrikas mit tüchtigen Ärzten hat man bis jetzt noch nichts gehört. Dagegen wird mancher „draußen" unter schwierigen Verhältnissen arbeitende Arzt froh sein, gelegentlich mit einer einigermaßen sachverständigen Assistenz rechnen zu dürfen.

Warum also haben die Kliniziſten demonstriert? „Weil die Missionszöglinge keine richtigen Mediziner seien."

Keine richtigen Mediziner? Ja, wer ist denn ein „richtiger Mediziner"? Wer die Matura hinter sich hat, bei der medizinischen Fakultät inskribiert ist und eine bestimmte Anzahl vorgeschriebener Vorlesungen und Praktika mitgemacht hat?

Diese Prämissen sind allerdings für das Staatsexamen unumgänglich. Aber haben die jungen Herren noch nie etwas davon läuten hören, daß „medizinisches Wissen" und „ärztliches Können" zwei Dinge sind, die sich nicht unbedingt zu decken brauchen? Ist ihnen noch nie der Gedanke gekommen, daß ihre künftigen Patienten sich den Teufel um alle Gelehrsamkeit scheren werden, wenn sie nicht den schlichten guten Willen des Arztes fühlen, zu helfen? Daß also neben der manuellen Geschicklichkeit der Charakter und das, was Schweninger Humanität nennt, das Ausschlaggebende in ihrem spätern Beruf sein wird?

Oder fürchten sie eine neue Abart des Bader- und Kurpfuschertums? Wenn die — notabene nicht in Deutschland, sondern in Afrika oder Grönland oder sonstwo — „pfuschenden" Missionare ihre Kenntnisse und Fertigkeiten nicht von irgend einem Naturheilmethodisten bezogen, sondern sie aus derselben Quelle geschöpft haben wie die staatlich approbierten Ärzte selber?

Oder sollten es soziale, Kleider- und Standesvorurteile gewesen sein? Ein junger Mann, der sich seelenruhig vom Papa jahraus jahrein seinen monatlichen Wechsel schicken läßt, wird freilich von dem Unwert seiner eigenen Weltferne und dem Wert eines — meinethalb bornierten und verbreht gerichteten — Idealismus schwer zu überzeugen sein, wie er doch wohl bei dem größern Teil der Missionszöglinge vorausgesetzt werden darf.

Dr. O.

Die Borowska

Der Freispruch der Krakauer Geschworenen im Prozeß gegen Janina Borowska, der typischen Verkörperung jener krankhaften, seelen- und sinneswunden Weiblichkeit, wie sie der slavische Norden unter dem Hochdruck der dortigen sozialen Zustände so vielfach hervorbringt, war

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vorauszusehn. Denn die auf realem Boden stehende Justiz konnte eine Frau, die eigentlich garnicht nach unseren Begriffen real zu leben schien, sondern weit eher eine somnambule Traumexistenz führte, nicht unter einen Paragraphen beugen und brechen, der für Übeltaten sonst normaler Menschen gilt. Abgesehn davon, daß die Indizien für die Schuld der Borowska an der Ermordung des Advokaten Lewicki vielleicht auch bei einer gesunden Angeklagten nicht ganz ausreichend die Möglichkeit eines Selbstmordes des Anwalts ausgeschlossen hätten, galt es hier für die Volksrichter, die Voreingenommenheit der öffentlichen Meinung, die sich gegen die angebliche Polizeispionin und gegen das äußerlich unsympathische Wesen der Frau kehrte, nicht auf das Verdikt rückwirken zu lassen. Diese Selbstbekämpfung, die übrigens den Krakauer Geschworenen durchaus zur Ehre gereicht, mag den Freispruch mindestens erleichtert haben. Auch die Prozeßführung seitens der Berufsrichter, des Vorsitzenden, die stark im Zeichen der vorgefaßten Überzeugung von der Schuld der Borowska stand, wies die Geschworenen auf eine höhere Warte. Sie fühlten sich förmlich dazu gedrängt — wenn sie auch den seelischen Irrwegen dieser Frau nicht zu folgen vermochten — hier gegen die Starrheit und Schroffheit des geschriebenen Rechtes einzutreten.

Es fällt nach den Enthüllungen der Verhandlung schwer, daran zu glauben, daß die Borowska bei dem verhängnisvollen, nächtlichen Besuch in der Wohnung des Anwalts, in dieser Stunde, in der das übersensitive Weib die ganzen Register einer wunden Liebe bis zur fürchterlichsten Enttäuschung, die ihr der dieser Frau überdrüssige Liebhaber bereitete, im raschesten Tempo durchlebte, nicht den tötlichen Schuß gegen Lewicki abgefeuert habe. Es bleibt mehr als wahrscheinlich.

Aber das Individuum Borowska war deshalb doch freizusprechen. Nicht die Sumpfblume, sondern der Sumpf ist Schuld daran, daß ersterer ein Leichengeruch anhaftet. Über die ganze Richtung, in der ein großer Teil der Frauenwelt des slavischen Nordens durch ungesunde Lebensbedingungen gedrängt wurde, müßte ein Schuldspruch gefällt werden, nicht über die blasse Träumerin Borowska.

Diese wird erst dann dem Gesetz verfallen, wenn ein erlösender, frischer Zug dieses krankhafte Frauentum weggefegt haben wird, was wir ja von einer nicht allzufernen Zukunft erhoffen und erwarten.

v. S.

Die Toilette der Theaterdamen

Seit das Feigenblatt nicht mehr Mode ist, haben die Frauen aller Zeiten die körperlichen Reize durch eine schöne Hülle zu heben versucht, um das Männchen anzulocken und durch den Zauber der Erscheinung zu herrschen. Und die Männer sind diesem Zauber, den sie aus ihrer Tasche bezahlen mußten, in allen Jahrhunderten gern oder ungern erlegen. Die Toilettenfrage ist ein wichtiges Kapitel der Kulturgeschichte, und manche Frauenrechtlerin von heute, die im Bewußtsein ihres Herrenstandpunktes so verächtlich auf die geknechteten Schwestern vergangener Jahrhunderte herabsieht, täte gut daran, dies Kapitel einmal gründlich zu studieren. Dann würde sie vielleicht einsehen, daß die vermeintlichen Sklavinnen von Anno dazumal das Herrschen weit besser verstanden als ihre kurzgeschorenen Enkelinnen, die mit Barchentunterhosen und einem lateinischen oder griechischen Lexikon das Männerregiment in der Welt stürzen wollen.

Die weibliche Toilette ist heute noch ein Stück sozialer Frage — im Guten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wie im Schlimmen. Man braucht dabei nicht an den ängstlichen Spießbürger zu denken, den die Putzsucht der heutigen Mädchen (wann waren sie nicht putzsüchtig?) vom Heiraten abschreckt. Er wird ja schon eine finden, die mit dem Kochlöffel in der Hand durch den Magen den Weg zu seinem Herzen findet. Nein, ich rede heute nicht von der versteckten Häuslichkeit, in der sich die Freuden und Leiden, die Sorgen und Bekümmernisse des Alltagsmenschen verbergen, sondern vom Theater, wo alles Menschliche öffentlich zur Schau gestellt wird. Die Salondame auf der Bühne, für den gewöhnlichen Theaterbesucher nur ein Gegenstand des Staunens und der Bewunderung, wird der ehrliche Schauspieler von heute mit sehr gemischten Gefühlen betrachten. Mit dem sorgenvollen Auge des rechnenden Familienvaters, wenn es zufällig seine Frau ist. Mit dem scheelen Blicke des Neides, wenn sie das seltene Glück hat, einen reichen Gatten zu besitzen, der ihr für jede Rolle ein paar neue glänzende Toiletten kaufen kann. Mit dem kühlen Achselzucken leiser Verachtung, wenn es eine femme entretenue ist, die sich zur Bestreitung des Toilettenaufwandes einen reichen Liebhaber ergattert hat, der sie in ihrem unlautern Wettbewerb auf der Bühne unterstützt.

Ja, unlauterer Wettbewerb ist noch das mildeste Wort, mit dem sich dieser Toilettenzauber auf der Bühne bezeichnen läßt. In Paris wurde die Schauspielerin zuerst zur wandelnden Reklame einer Schneiderfirma. In Deutschland machte man bald den Unfug im Toilettenluxus nach, und da es mehr Schauspielerinnen als Schneiderfirmen gibt, wird die Theatertoilette, in der eine Schauspielerin die andere an Echtheit der Stoffe und Eleganz des Schnittes zu überbieten sucht, nachgerade zu einer sozialen Gefahr für den ganzen Schauspielerstand. Man bedenke nur, daß die Schauspielerin für alle modernen Gesellschaftskleider, die sie auf der Bühne trägt, selbst aufkommen muß. Der Theaterdirektor zahlt ihr keinen Pfennig. Und doch kommt es nicht selten vor, daß eine Schauspielerin, die 500 — sage und schreibe: fünfhundert Mark Monatsgage bezieht, an einem Theaterabend zwei neue Toiletten im Werte von je tausend bis zweitausend Mark am Leibe trägt. Woher kommt das Geld dazu? Die Frage kann sich jeder selbst beantworten.

Und was ist die Folge des wahnsinnigen Toilettenluxus, der sich gegenwärtig auf dem Theater breit macht? Der Schauspielerstand, der sich in den letzten hundertfünfzig Jahren langsam zu der geachteten gesellschaftlichen Stellung von heute emporgerungen hat, ist in der größten Gefahr, sich wieder die gesellschaftliche Ächtung zuzuziehen. Je mehr die femme entretenue die Bühne beherrscht, je mehr die feinere Demimonde die Theaterkarrieère einschlägt, um unter dem Deckmantel der Kunst ihr Geschäft besser betreiben zu können, um so tiefer sinkt das Ansehen der Schauspielerin in Deutschland. Und die Kunst hat wahrlich keinen Nutzen davon. Denn das wirkliche Talent, das kein Talent zur Demimondlerin hat, nimmt sich neben diesen Pariser Modellen wie ein armes Aschenbrödel aus, fühlt sich mit Recht gekränkt und zurückgesetzt und gibt schließlich den aussichtslosen Kampf mit dem großen Portemonnaie des Liebhabers der Kollegin ganz auf. Dann aber ist die deutsche Bühne wirklich ein verschämtes Bordell geworden. Wollen es unsre Theaterdirektoren so weit kommen lassen?

Edgar Steiger

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sprüche und Widersprüche

Karl Kraus, den der Philister durch die „Fackel“ und den „Simplicissimus“ kennen und hassen gelernt hat, gab im Verlag Langen eine Sammlung seiner Aphorismen mit dem Titel „Sprüche und Widersprüche“ heraus. Wenn die bekannten eitlen Gebärden der Herren Intellektuellen echt wären, so müßte dies Buch so bekannt sein wie die lustige Witwe. Es wird jedoch diesen Vorzug nie genießen, dafür ist es viel zu anspruchsvoll. Es verlangt nämlich ernst genommen und verstanden zu werden, das hindernislose Rennen des Gewohnheitslesers dürfte auf diesen Seiten keinem glücken. Also wird es bei der „kleinen Gemeinde“ oder den „cent lecteurs“ bleiben, mit denen wohlwollende Kritiker unbequeme Genies zu trösten pflegen.

Das ist schade, denn das Buch ist unheimlich ernsthaft. Es hat die Ernsthaftigkeit des Narren, der Gold für Gold und Dreck für Dreck nimmt und den Journalisten durchaus nicht glauben mag, daß Dreck Gold sei. Diese Ernsthaftigkeit, so tragisch sie ist, hindert nicht, daß das Buch voll diabolischer Lustigkeit steckt — und wenn zehn Leser die Geduld oder gar das Verständnis für so etwas hätten, würde ich mit Vergnügen auch auf die sprachliche Kunst und formale Meisterschaft der Sprüche eingehen. Statt dessen deute ich an, daß witzige Leser hier reichlich Gelegenheit finden, sich über die tolle Eitelkeit eines nicht einmal sehr berühmten Künstlers aufzuregen, eines Mannes, dem tatsächlich außer seiner Kunst nichts heilig ist, eines Don Quichote, dessen Manie es ist, das Unmögliche zu unternehmen und sich Todfeinde in einer mächtigen Zunft zu schaffen, in welcher er leicht den Meister spielen könnte. Wenn ein Zehntel dieser Gedanken, etwas ausgekocht und mit mehr Sauce serviert, in einem Band voll langer Feuilletons stünde, so würde Kraus für den ersten deutschen Humoristen gelten.

Ich hatte mir ein halbes Dutzend der Sprüche notiert, um sie als Beispiele anzuführen. Doch ist es besser, statt dessen dringlich auf das Buch selber hinzuweisen, das eben nicht nur eine Sammlung von Einfällen und Schnurren ist, sondern in seiner Gesamtheit, in seinen hundert Spiegelungen und Farbenreizen, dem Aufmerksamen eines der kühnsten und merkwürdigsten Selbstporträts zeigt, das unsre neuere Literatur hat. Das „Indianerstaunen der Zivilisation über die Errungenschaften der Natur“ wiederholt sich eben, so oft wir ernstlich vor einer unbeschnittenen Persönlichkeit die Augen aufmachen.

Hermann Hesse

Die Religionsprüfung

Es ist doch merkwürdig, wie die Menschen gerade das, was sie für ungeheuer ernst und feierlich halten, lächerlich zu gestalten wissen.

Dies erfuhr ich schon beim „Eintritt in das Leben“, das heißt dem Abiturientenexamen, welches mit einer Prüfung in meinem Verhältnis zu Gott, genannt Religion, begann. Ich war in diesem Verhältnis Montags und Donnerstags von acht bis neun Uhr jahrelang unterrichtet worden. Da mir jedoch die Lehren darüber allzu umfangreich erschienen, hatte ich mich vor der Prüfung an meinen religiösen Professor gewandt und ihn gebeten, mich nur nach dem Teile des erwähnten Verhältnisses zu fragen, in dem er mich in den drei letzten Jahren seines Hirtenamtes unterrichtet hatte. Er sagte es zu. Als ich aber nun an jenem feierlichen Tage vor meinen Richtern er-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schien, fragte mich der Gemütsmensch mit liebenswürdigem Lächeln: „Sie, lieber Gustrich, nennen mir nun bitte etwas aus dem Gesangbuch der Juden.“ Aus meinem Schweigen schien man zu entnehmen, ich suchte aus meinem reichen Schatz an hebräischen Lieder das schönste aus. Denn es erregte allgemeines Erstaunen, als ich sagte: „Das Buch ist mir nicht bekannt.“ Langsam wendete ER, der geheime und doch so wirkliche Schulrat mir grollend sein edles Haupt zu: „Will der junge Herr uns verspotten?“ Die plötzliche Anteilnahme des Gewaltigen veranlaßte den jüdischen Sangesforscher doch, mir einzuhelfen: „Ich meine natürlich die Psalmen, mein lieber Gustrich,“ und sein Pharisäergesicht suchte vergeblich nach einem erhabenen, verzeihenden Lächeln. O weh, die Psalmen hatte ich nicht repetiert! Ich wandelte jedoch unverzagt drauf los und kam am Stecken und Stab des Herrn auch glücklich bis ins „finstre Tal.“ Da blieb ich stecken und fügte entschuldigend hinzu: „die Psalmen habe ich für heute nicht repetiert.“ Darauf allgemeine Empörung, und alle schauen mich an wie etwa einen Sozialdemokraten. Wieder wandte ER mir sein rundliches Haupt zu:

„Wissen Sie was zweimal zwei ist?“

„Vier, Herr Geheimrat.“

„Haben Sie das für heute repetiert?“

Also ging die Prüfung über mein Verhältnis zu Gott weiter. Auf dem Zeugnis stand dann eine Anerkennung für meine Kenntnisse in der heiligen Schrift, der Kirchengeschichte und den wichtigsten Lehren meiner Religion. —

Gustrich

Münchener Französisch

Kein Deutscher spricht das Französische so leicht und ungezwungen wie der Oberbayer. Kein Wunder. Die nasalen Vokale, die der Norddeutsche zu gutturalen Silben zerstampft (zum Beispiel enfant zu angfank), hat er schon mit auf die Welt gebracht. Der Diphthong oi, den der Berliner stets in die zwei Vokale o und a auseinanderreißt, ist ihm ebenfalls ein alter Bekannter, nur daß er ihm in seinem heimischen Idiom (Stoa–Stein, Gmoa–Gemeinde, zwoa–zwei) wohl zur Erinnerung an das verloren gegangene n einen leisen Nasal anhängt; und würde jemals in München eine sizilische Vesper gefeiert, so könnte das geheimnisvolle Wort loabltoag (Brotteig) als Fremdenfalle dienen, in der sich alle, die nicht echt bajuwarischen Standes, ganz von selber fangen würden. Das l mouillé endlich, das die andern Deutschen bald schwerfällig als lj, bald affektiert als ij aussprechen, — wo hört man es reiner als von der Münchner „Muichfrau“, die mit ihrem Milchwagen durchs „Thoi“ (Thal) fährt?

Man sollte meinen, bei so günstiger physiologischer Veranlagung müßte der gebildete (sprich „gebuidete“ mit l mouillé) Münchener ein ausgezeichnetes Französisch sprechen. Und das ist auch der Fall, wenn er wirklich gebildet ist. Aber dann findet er auch in den Augen der Hochmögenden, die die Münchener Ausstellungen leiten, keine Gnade. Diese Herren, die stets ganz unter sich sein wollen, um ihr Schäfchen ins Trockene zu bringen, ahmen das auswärtige Amt in Berlin nach; sie blamieren sich lieber, wie Herr von Schoen im deutsch-portugiesischen Vortrag, vor dem ganzen Auslande durch ihr stümperhaftes Französisch, als daß sie einen gebildeten Mann, der wirklich französisch kann, mit der Übersetzung ihrer Ausstellungsreklame betrauten. Wozu auch? Das würde vielleicht einhundert Mark mehr kosten, und die Ausstellungsleitung — das hat sie Anno 1908 bewiesen — weiß stets an andern Leuten zu sparen. So übertrug man denn ver-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

trauensvoll die Reklame für München 1910, wo man in Teppichen und Musik machen will, dem Konzertbureau Gutmann, und dieses beauftragte mit dem schwierigen Werk der französischen Übersetzung einen jener hoffnungsvollen Jünglinge, die nach dem Schema: „Im Besitze Ihres Geehrten vom 5. dieses Monats sende Ihnen inliegend und so weiter" alle Sprachen der Welt mißhandeln. Und die Pariser lachten sich halb tot über die „aimabilité" dieses Herrn, der ihnen den Besuch eines Symphoniekonzerts des berühmten „componiste" Mahler empfahl, in dem „un chœur puéril" mitwirken sollte und so weiter und so weiter. Das Münchener Ausstellungsfranzösisch wurde sogar im „Journal amusant" illustriert. Kann sich das Komité eine bessere Reklame wünschen?

Tarub

Von der geistigen Mittelstandsbewegung

Herr Doktor E. Horneffer in München, der zusammen mit seinem Bruder gewerbsmäßig unsre Kultur fördert, hat einen Zyklus „Zarathustravorträge" angezeigt und dabei kundgegeben, „daß sich an jeden Vortrag eine Aussprache anschließen wird, so daß allen Interessierten, denen der Zarathustra Schwierigkeiten bereitet, Gelegenheit geboten ist, sich Rat zu holen."

Nietzsches größte Sehnsucht war bekanntlich, möglichst ins Breite popularisiert zu werden. Durch eine delikate und pietätvolle Propaganda hat es denn auch seine Schwester Lama dahin gebracht, daß in Deutschland jedem Ladendiener, der nur halbwegs etwas auf sich hält, der Name Nietzsche innig vertraut geworden ist. Die übrigen Folgeerscheinungen — eine allgemeine Vertiefung und Klärung des Denkens, eine sich bis in das Gebiet der Heiratsannonce hineinerstreckende Farbigkeit und Brillanz des schriftlichen Ausdrucks, vor allem ein unerhörtes Wachstum des früher so traurig darniederliegenden Persönlichkeitsgefühls in den höheren Gymnasialklassen — sind zu bekannt, als daß hier weiter auf sie einzugehen wäre.

Was will es dem gegenüber besagen, wenn ein paar grämliche, eigensüchtige Käuze von Profanierung daherschwatzen und Selbstgefälligkeit, Konfusion und Verflachung da zu sehen vorgeben, wo die übrige Welt dem alldimensionalen Fortschritt freudig zujauchzt?

Dr. O.

Verantwortlich: für die Redaktion Otto Walters, für den Inseratenteil Otto Friedrich, beide in München. — Verlag von Albert Langen in München. — Redaktion und Expedition: München, Kaulbachstraße 92. — Verantwortlich für die Redaktion in Österreich-Ungarn: Adolf Schlesinger in Wien I — Expedition für Österreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachfolger, Wien I, Herrengasse 6
Druck von E. Mühlthaler's Buch- und Kunstdruckerei AG. in München, Dachauerstraße 25
Buchbinderarbeit von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, G. m. b. H., in München
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik Riefern bei Pforzheim

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Friedrich Naumann / Von Heinrich Hutter

Der Lebensabschnitt von fünfzig Jahren, der für Friedrich Naumann am 20. März erscheint, fällt mit einem politischen Abschnitt zusammen, der zu einer Umschau einladet. In der seit dem März 1910 geeinigten Volkspartei wird Naumann einer der führenden Männer sein, kraft der interessanten Mischung von Eigenschaften, die sich in ihm vereinigen.

Der bisherige politische Lebenslauf des Pfarrers Naumann wirkt wie eine politische Erfahrung, die Deutschland in dieser Zeit durchgemacht hat, und die Unbefangenheit, mit der Naumann sich öffentlich entwickelt hat, läßt den Spiegel nur um so reiner erscheinen.

Der liberale Theologe, der als Kanzelredner gefühlt haben mag, daß sein Wort starke Wirkungen auslöst, und daß das geistliche Amt für die geistige Unabhängigkeit zu eng ist, legte den Talar ab, und folgte dem „sozialen" Zug, der in ihm steckt und der in der christlichen Lehre starke Nahrung erhält. Nicht weit von Stöcker, dem das Christlich-soziale nicht innerer Drang, sondern Mittel zum Zweck gewesen war, und im bewußten Gegensatz gegen die freisinnige Volkspartei, begann Doktor Naumann die politische Tätigkeit, um bald zu erkennen, daß die Basis geistig noch immer zu eng war; um sie zu erweitern, und zu dem Leben der Nation in einen festeren und reicheren Zusammenhang zu bringen, wurde er einer der Mitbegründer der nationalsozialen Partei, und sein Idealismus kletterte, wie die Lerche an ihren eigenen Liedern, empor an der Idee des „demokratischen Kaisertums". Er hoffte, so wie die Liberalen schon oft auf den jeweiligen Kronprinzen gehofft hatten, auf Kaiser Wilhelm II. Die Menschen, voran der Monarch selbst, die Dinge und die Jahre belehrten Naumann und den Sturm und Drang seiner Jugend darüber, daß jene Idee kein reales Programm war und keine erzieherische Kraft besaß, und Naumann vollzog die Verschmelzung mit der freisinnigen Vereinigung, an der ihn nicht zuletzt die geistige Vielseitigkeit anzog; er macht mit Theodor Barth, dem reichbe-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gabten Politiker, der in höherem Maße Publizist, als Führer war, die „Grad-wanderung" auf der Wasserscheide zwischen freisinniger Demokratie und Sozialdemokratie mit, und er überzeugte sich durch praktische Erfahrung, daß diese Zone nicht dicht genug bevölkert ist, um eine Partei zu sammeln, die Macht auszuüben vermöchte. Die Macht aber als organisierter Wille der modernen Menschen erkannte er immer deutlicher als einen höchst realen Faktor, als wichtigstes Mittel zum Ziel des Fortschritts und als ein Bedürfnis des politisch zersplitterten und darum einflußlosen Bürgertums. So ward er einer der Rufer zur Sammlung und Einigung mit jener freisinnigen Volkspartei, zu der er ursprünglich im persönlichen und politischen Gegensatz stand. Gerade jetzt an seinem fünfzigsten Geburtstag hat sich diese Verschmelzung vollzogen, nachdem schon zuvor mit der süddeutschen Demokratie, welche Naumann vor drei Jahren in einem schwäbischen Wahlkreis aufgestellt und erstmals in den Reichstag geschickt hatte, eine weitgehende Übereinstimmung sich herausgebildet. So bestätigt diese politische Randwanderung, die Naumann und mit ihm eine große Zahl von Anhängern ausgeführt hat, und die ihn in einem großen Bogen mit dem Freisinn und der bürgerlichen Demokratie zusammengeführt, die wichtige Tatsache und Erkenntnis, daß die politische Entwicklung sich nicht *gegen* die historischen Parteien, sondern *mit* ihnen und *in* ihnen vollziehen muß.

Vielleicht liegt die Stärke Naumanns nicht in der parlamentarischen Führereigenschaft. Wer, wie er, die gewaltige und höchst persönliche Anstrengung macht, die Gesamtheit der Geistesinteressen gleichsam zu politisieren, dessen Verdienst wird mehr noch in der Vielseitigkeit als in der Konzentration, mehr noch in der Anregung als in der Organisation liegen. Dahin wirkt auch die Mannigfaltigkeit der Eigenschaften, die Naumann in das öffentliche Leben geführt haben. Deutschland hat wenig große Redner, Naumann ist ein großer Redner. Deutschland hat nicht sehr viele große Publizisten, Naumann ist ein großer Publizist. Die Macht des gesprochenen und des geschriebenen Wortes zu vereinigen, darin liegt die glückliche Besonderheit. Seine Wirkungen auf den Hörer und auf den Leser haben zur einheitlichen Quelle die innere Anschauung, die dem Wort die Anschaulichkeit verleiht und es plastisch werden läßt. Es steckt ein Stück künstlerischer Fähigkeit in Naumanns Reden und Aufsätzen, und das ist es,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

was seine Anhänger in Begeisterung versetzt. Ohne nach der Seite der Stimmittel hin ein besonders hervorragendes Organ zu besitzen, weiß Naumann Akzente und einen Klang von Energie in die Worte zu legen, die dem Hörer das ästhetisch und politisch wichtige Gefühl vermitteln, daß hinter dem Wort das Handeln stehe, daß er nicht blos rede, sondern wolle und könne. Hierin liegt auch das Geheimnis seines starken Einflusses auf die Jugend, die Naumann in höherem Maße als andere für das öffentliche Leben zurückgewonnen hat. Der äußere Eindruck ruht aber auf einem starken inneren Grund. Es strömt ein Element von Bildung und von Wohlwollen aus Naumanns Persönlichkeit. Diese Bildung ist nicht bloß eine wissenschaftliche, nicht bloß eine literarische und künstlerische, sondern auch eine wirtschaftliche, und darum steht sie mit dem sozialen Wohlwollen in einer intellektuellen Verbindung.

Diese Eigenschaften sind es, die Naumanns Arbeit sympathisch und wertvoll machen. Man hat neulich von der „Verflachung" des öffentlichen Lebens durch das allgemeine Stimmrecht gesprochen. Naumann ist kein Verflacher. Gerade deshalb hat ihm das preußische Wahlrecht die Türen des preußischen Landtags verschlossen; und nur das allgemeine Wahlrecht und die Schulung süddeutscher Wähler durch dasselbe haben ihm die Tore des Reichstags geöffnet.

Es ist für das öffentliche Leben, von dem nachhaltige Impulse auf den Geist der Bevölkerung ausgehen sollen, ein dauernder Gewinn, wenn sich Männer von Geist, Wissen und Willen den Strapazen der politischen Feldzüge unterziehen. Es hängt freilich nicht allzuviel von dem Einzelnen ab, und auch Naumann allein wäre eine vorübergehende Erscheinung; aber durch planmäßiges Zusammenwirken mit Anderen, durch sie ergänzt und sie ergänzend, wird Naumann zu dem Emporkommen neuer Kräfte und intellektueller Schichten in Deutschland erfolgreich mitwirken, und darum verdient der Meister des Worts auch im „März" eine ehrliche Geburtstagsgratulation.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die geeinigte Volkspartei

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Die Volksparteien von Norddeutschland und von Süddeutschland, die freisinnige Volkspartei, die freisinnige Vereinigung mit den unlängst zu ihr übergetretenen Nationalsozialen und die süddeutsche Volkspartei haben sich vereinigt, nicht blos verbündet, und verschmolzen zu einer Partei der bürgerlichen Linken. Das ist parteipolitisch ein Ereignis. Nur wer die Härte des deutschen Gesteins kennt, nur wer beachtet, wie gerade in dem energischen Liberalismus ein energischer Individualismus eingesprengt ist, nur wer die stille Annäherung und Abstoßung der deutschen Stammeseigenschaften seit zwanzig Jahren in der Nähe beobachtet hat — der weiß, was dieser äußere Akt innerlich bedeutet. Es ist ein Prozeß, der nicht ohne staatliche und geschichtliche Bedeutung ist.

Der Zeitpunkt, in dem sich gegen den schwarz-blauen Block und Bethmann Hollwegs preußische „Wahlrechtsreform" eine Summe von berechtigtem Groll zusammengeballt hat, ist der Geburtstag der Partei. Die Zeit ist gut gewählt. Die Bildung einer bürgerlichen Linken ist heute gleichsam gemeinverständlich und populär. Vielleicht erinnert sich mancher Leser des „März", daß ich in diesen Spalten vor zwei Jahren das Aprilwetter der Blockära nicht für die richtige Jahreszeit zur Bildung einer Linken erklärte, dagegen nach dem Sturz von Erbschaftssteuer, Block und Bülow, den Augenblick der Parteikonsolidierung für gekommen glaubte.

Die Bewegung und das Bedürfnis waren so groß, daß alle Bedenken überwunden wurden. Solid und prompt wurde ein Programm und ein Organisationsstatut ausgearbeitet, von allen drei Parteien durchgeprüft und gebilligt, und im März 1910 — ein hoffnungsvoller Name und Monat — fand Hochzeit oder Taufakt statt.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ein ganz hervorragendes Verdienst hat sich der Vierer- und Führerausschuß erworben. Die Abgeordneten Wiemer, Schrader, Müller-Meiningen und nicht zuletzt Payer haben alle Eigenschaften von der Energie bis zur Langmut und umgekehrt aufgeboten, und sie werden mit Recht als die eigentlichen Gründer der neuen Partei in deren Dankbarkeit fortleben. Gerade bei diesen stillen Arbeiten hat sich auch gezeigt, wie fruchtbar die Mischung der Elemente und Temperamente für die Führung politischer Parteien ist.

So konnte sich die konstituierende Versammlung zu Berlin am 6. März 1910 auch äußerlich in Formen vollziehen, die ihren Eindruck nicht verfehlt haben.

Alle Redner, Funk-Frankfurt, Müller-Meiningen, Momsen-Danzig, Gysling-Königsberg, Heimburger-Karlsruhe, Liszt-Berlin, Günther-München, die Vertreter aus Schleswig-Holstein, aus Oldenburg, aus Württemberg, aus Hessen, der Ostpreuße Wiemer und der Schwabe Payer haben in einem wirkungsvollen Einklang den freien, freisinnigen, demokratischen Grundgedanken als den inneren Impuls der Einigung anerkannt und durchfühlen lassen, und bei dem Bankett hat Naumann mit des Basses Grundgewalt diese Empfindung nocheinmal wuchtig unterstrichen.

Nun ist ein groß Stück politischer Arbeit geleistet oder richtiger der Boden und die Voraussetzung künftiger Arbeit gelegt. Denn die Gemeinschaft ist doch selbst nur eine Form, die sich erst durch den politischen Geist und die Betätigung eines planvollen Willens als fruchtbar ausweisen muß.

Das Programm läßt einen freien und weiten Raum für freiheitliche Betätigung. Alles Gerede von Rückwärtsrevision und von Marsch nach rechts ist falsch und tendenziös. Die leitenden Sätze sind wohlerwogen und mit gutem Grund so gefaßt, daß alles, was ehrlich vorwärtsgerichtet ist zwischen der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Schicht des Nationalliberalismus und der Sozialdemokratie, auf dem Boden dieses guten Programms mitarbeiten kann, je nach persönlicher Entwicklung und Temperament, der Liberale, dem der Nationalliberalismus zu blaß und zu verschwommen ist, ebensogut als der Demokrat, dem der sozialdemokratische Klassengeist zu feurig und zu eng ist. Alle großen Grundsätze des modernen Staats und der entwicklungsbedürftigen Gesellschaft sind von dem Programm offen ausgesprochen. Die Entfaltung der geistigen und wirtschaftlichen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kräfte ist als Ziel und als Mittel erkannt, die Gleichberechtigung der Bürger, die Ausbreitung der Humanität, die Stärkung der friedlichen Entwicklung ohne Verzicht auf die körperliche Wehrhaftmachung der Jugend, aus Gründen der internationalen Vorsicht und der Volksgesundheit, die steuerliche Gerechtigkeit, der Arbeiterschutz, die Verbesserung unserer Welthandelspolitik, die Erhöhung des Rechtsschutzes der Bürger, wie die Ausbreitung der Rechte und Ausbildungsmöglichkeiten der Frauen — sind als Forderungen aufgestellt und hochgehalten. Die konstitutionelle Regierungsweise aber, das heißt die ehrliche Befragung des Volkswillens und der Volksvertretung zur Bestimmung der Richtung von Gesetzgebung und Verwaltung ist als das Mittel erkannt, einen natürlichen und legitimen Ausgleich der politischen Strömungen herbeizuführen. Dabei sind alle blutleeren Theorien und Prizipien bei Seite gelassen und nur die von den politischen Erfahrungen unserer Zeit nahegelegten Grundsätze zusammengefaßt, die zum Verständnis des Volkes selbst sprechen.

Wo ist der Liberale, wo der Demokrat, der in dieser Grundrichtung nicht mitmarschieren kann? Welche nächste Einzelpostulate erhoben und welche Formulierungen gewählt sind, das ist nicht das Entscheidende. Denn jene Postulate sind ausdrücklich nicht als erschöpfend bezeichnet und keinem Anhänger ist es verwehrt, für die eine oder die andre Forderung, oder für neue Gedanken mit besonderem Nachdruck Propaganda zu machen.

Auch bei Parteiprogrammen macht der Geist lebendig und der Buchstabe tötet, und die Stärke der demokratischen Strömung in dieser bürgerlichen Linken wird genau der Quantität und Qualität der Bekenner dieser Staatsauffassung in bürgerlichen Kreisen entsprechen.

Dabei ist in meinen Augen von besonderer Wichtigkeit die freie Bahn, die der kommenden Generation eröffnet ist. Denn jede junge Kraft kann sich reicher und stärker auf dem Boden einer großen deutschen Partei, als in Parteifragmenten ähnlicher Richtung entwickeln.

Wenn dabei Süddeutsche mit Norddeutschen politisch intimer zusammenarbeiten lernen, so ist das ein ganz besonderer Vorteil. Denn da die Entwicklung sich aus inneren und äußeren Gesetzen für Deutschland einheitlich vollziehen muß, da ein kulturelles Prosperieren einzelner Reichsteile bei den hundertfältigen Berührungen und Verkettungen der intellektuellen und wirt-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schaftlichen Interessen weder erwünscht noch überhaupt denkbar ist, so müssen die Angehörigen des einen Teils diejenigen des andern und ihre innere Beschaffenheit genau kennen und respektieren lernen. Die geschichtlichen Eindrücke und auf Grund derselben der Glaube an einzelne staatliche Mittel sind nicht überall gleich. Sollen die Bürger gesammelt werden, so können die daraus sich ergebenden Auffassungsunterschiede von einer auf den Volkswillen ehrlich Wert legenden Partei weder unterdrückt noch ignoriert werden. Es kommt schließlich nicht blos auf die politische Grundströmung, sondern auf die politische Organisationsfähigkeit an. Was nützt mich der Mantel des demokratischen Gleichheitsbedürfnisses des Bayern, wenn er nicht politisch gerollt wird? Oder mit andern Worten: Das was demokratisch-bürgerlicher Geist im staatlichen und parlamentarischen Leben des Reiches bisher zum Beispiel in Bayern sichtbar geleistet hat, bleibt proportionell weit zurück hinter dem, was der Freisinn in Preußen zuwege gebracht hat. Der Grad der politischen Regsamkeit ist für den politischen Nutzeffekt nicht zu unterschätzen. Alle Süddeutsche könnten überhaupt die Wahrnehmung machen, daß wenn auch der Individualismus stärker im Süden ist und gewisse Vorzüge enthalten mag, die Fähigkeit, einem großen Zweck sich einzuordnen, jene Kraft ist, durch welche der Norddeutsche Bewundernswertes geleistet hat und noch leisten wird. Dies zu sagen, verlangt die Gerechtigkeit, davon zu lernen die Klugheit. Und noch eins: Der Norddeutsche ist frei von Antipathie gegen den Süddeutschen. Das ist meine dreißigjährige Beobachtung. Ich kann den Schwaben und Bayern nicht den gleichen Grad von Vorurteilslosigkeit nachrühmen.

Vielleicht tun wir Deutsche insgesamt gut, in Zukunft mit der sogenannten „berechtigten Eigenart" einzelner Stämme nicht zu sehr zu protzen. Nirgends habe ich dieselbe so ausgezeichnet gefunden, daß sie nicht gewinnen und sich verfeinern könnte, durch Berührung und Beimischung mit den andern deutschen Stämmen.

Dem wird die Herstellung einer Volkspartei durch ganz Deutschland dienen, und man muß, nachdem das Columbusei der Einigung endlich aufgestellt ist, wirklich sagen, es war parteipolitisch seit Jahrzehnten ein Fehler, zu verkennen, daß der bürgerliche Freiheitsgeist nur eine Heimat und nur eine Partei haben kann.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es ist ungewiß, welche Wirkung die Fehler einer kurzsichtigen Regierungspolitik, wie sie seit Jahren mit tastender Unsicherheit am Werk ist, ohne zu wagen, dem konservativen Adel die Stirne zu bieten — auf das durch patronisierte Interessen- und Klassenkämpfe verwirrte und erbitterte Volk ausüben wird. Aber über die Gegenwart und die nächste Zukunft hinaus ist die vertrauensvolle Sammlung aller freigesinnten Bürger unter einer Fahne und in einer Partei eine Stufe des Fortschritts. Raffen sich die politisch Gleichgültigen — ich meine nicht blos die politischen Phlegmatiker, Neurastheniker und Ästheten — auf und unterstützen breite Kreise planmäßig die Bestrebungen und die Partei der entschiedenen Bürger, so werden schon die nächsten Jahre Erfolge bringen. Gewiß ist, daß die Entwicklung ohne die Vereinigung der nahstehenden Parteien ungünstiger sein müßte. Demokratische Parteien können schließlich nicht mehr tun, als den Wählern kraftvoll und vorausblickend die Möglichkeit zu geben, ihren Willen zu manifestieren.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Beamtenpflichten und Staatsbürgerrechte

Von Dr. Heinz Potthoff, M. d. R.

Die alte liberale Anschauung, die den Einfluß des Staates auf Sicherung des Friedens und der Ordnung beschränken wollte und zu dem Spottnamen „Nachtwächterstaat" führte, ist vergessen. Immer neue Aufgaben werden der staatlichen Verwaltung gestellt. Der wichtigste Schritt auf diesem Gebiete ist die übernahme wirtschaftlicher Betriebe durch das Reich (Post und Telegraphie, Werften, Militärwerkstätten, Münze) und durch die Staaten (Eisenbahn, Schleppschiffahrt, Forsten, Bergwerke). Bei einzelnen deutschen Kleinstaaten kommen städtische Betriebe hinzu, wie Versorgung mit Wasser und Licht und so weiter.

Das alles hat die Beamtenschaft der größeren Staaten zu Heeren anwachsen lassen. Reich und Staat sind heute die größten Arbeitgeber in Deutschland. Die Zahl ihrer Beamten und Arbeiter geht in die Millionen.

Die soziale Frage der Beamten ist im Grunde genau die gleiche wie die der Arbeiter: Wie kann das Recht den veränderten tatsächlichen Zuständen angepaßt werden? Denn von der Gesetzgebung gilt leider immer noch, was Goethe vor einem Jahrhundert seinen Mephisto sagen ließ:

„Es erben sich Gesetz und Rechte
Wie eine ewge Krankheit fort ....
Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
Von dem ist leider nie die Frage."

Wie sehr dieses Wort auf die Beamten zutrifft, beweist am besten die Tatsache, daß ihre Rechtsverhältnisse zum großen Teile auf Edikten etwa von 1840 oder gar von 1810 beruhen. Einzelne tragen auch ein ehrwürdiges Datum aus dem achtzehnten Jahrhundert. Wie die große soziale Frage unserer Zeit ist, das Recht zu schaffen, das mit uns geboren ist, mit uns, einem Volk, das zur Hälfte aus Lohnempfängern besteht; so ist die soziale Frage der Beamten, ein Recht zu finden, das auf staatlichen Großbetrieb mit Beamtenmassen zugeschnitten ist.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ich gehöre nicht zu denen, die ohne weiteres das Beamtenverhältnis mit dem Lohnvertrag des industrieellen Arbeiters gleichstellen möchten. Die Zurückführung des Arbeitsverhältnisses im Großbetriebe auf das rein materielle Profitverhältnis: eine bestimmte Geldsumme gegen eine bestimmte Arbeitsleistung oder gegen eine bestimmte Zahl von Arbeitsstunden, ist eine vielleicht notwendige aber nicht erfreuliche Folge der Entwicklung, denn sie hat das wertvollste aus der Arbeit von Millionen genommen: das eigene Interesse, die Berufsfreude. Wir sollten den Gedanken pflegen, daß der Beamte seine Person möglichst vollständig in den Dienst des Staates stellt. Genau wie die wirtschaftlichen Betriebe des Staates keine auf Gewinn gestellten Erwerbsunternehmungen sein sollen, so sollte auch der Staatsangestellte nicht in erster Linie sein Gehalt „verdienen", sondern an der Förderung des Ganzen mitarbeiten wollen.

Aber gerade diese Betonung der Hingebung des Beamten an seinen Dienst nötigt zu der Gegenforderung, daß der Staat die Hingabe seiner Angestellten nicht ausnutzt, nicht mißbraucht. Diese Hervorhebung ist um so notwendiger, weil der Staat ein Arbeitgeber von besondrer Art ist. Seine Betriebe sind fast alle Monopolbetriebe. Sie sind nicht von Konjunktur und Konkurrenz abhängig. Sie können also frei ihre Arbeitsverhältnisse gestalten. Aber sie haben auch eine besonders starke Macht über ihre Angestellten. Mit Recht hat die Öffentlichkeit sich entrüstet über die schwarzen Listen im Ruhrrevier, durch welche die Zechenverwaltungen mißliebige Arbeiter auf drei Monate von Arbeit und Erwerb ausschließen. Der Arbeitgeber Staat braucht solche Listen nicht. Er steht allein, allmächtig. Wer aus dem Reichspostdienste oder aus dem preußischen Heere fliegt, der fliegt unrettbar aus seinem Berufe — und nicht nur für drei Monate.

Gerade dem Beamten gegenüber spüren wir mit doppelter Schwere die Gefahr der neuen Zeit; die Gefahr, daß die von Menschen geschaffenen Mächte, Maschinen und Kapital, den Menschen selbst unterdrücken; daß im Großbetriebe der Persönlichkeitswert derer, die darin arbeiten, zugrunde geht; daß wir ein Volk von seelenlosen, willenlosen, kulturlosen Arbeitstieren werden. Alles soziale Recht geht darauf hinaus, den Menschen im Großbetriebe vor der Übermacht des Kapitals zu retten, ihn im Gesamtinteresse zu schonen, ihn zu schützen vor der übertriebenen Ausnutzung durch den Egoismus des

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Arbeitgebers. Diese sozialen Rechtsgarantien sind für den Beamten doppelt nötig, weil ihm der Schutz des Staates beinahe fehlt. Über jedem andern Arbeitgeber steht mit Verwaltungsmacht und Gesetzesmacht der Staat, der ihn kontrolliert und ihm Schranken setzt. Der Arbeitgeber des Beamten ist selbst Gesetzgeber, selbst Verwaltungsmacht: ein allmächtiger Arbeitgeber.

Deswegen muß mit größter Entschiedenheit verlangt werden, daß der Staat ein anständiger Arbeitgeber, ein sozialer Arbeitgeber sei. Wir werden die Entwicklung nach Vermehrung der Staatsaufgaben, nach Vermehrung der Beamtenzahl nicht einhalten können. Jedes Jahr werden neue Stellen geschaffen, neue Aufgaben gestellt (man denke an die soziale Versicherung, an das Branntweinmonopol, an Bergwerksmonopol und Bodenreform). Wir werden immer mehr ein Beamtenstaat, ein Beamtenvolk. Deswegen muß der staatliche Betrieb in jeder Beziehung ein Musterbetrieb sein.

Das ist schon darum nötig, weil der Staatsbetrieb den privaten Betrieben als Vorbild dienen sollte. Wenn heute noch Reichsverwaltungen (Werften) und Staatsverwaltungen (preußische Eisenbahn) technische und kaufmännische Angestellte zu Bedingungen beschäftigen, die ganz beträchtlich hinter dem zurückbleiben, was Gewerbeordnung und Handelsgesetzbuch als Regel oder auch als zwingende Vorschrift von Privatbetrieben verlangen, so ist das ein geradezu skandalöser Zustand. Wir verurteilen es aufs Schärfste, wenn private Arbeitgeber ihren Arbeitern die Wahlfreiheit rauben, wenn Zechenverwaltungen etwa ihre Bergleute durch die Vorgesetzten wie eine Hammelherde ins Lokal führen und ihre Abstimmung kontrollieren lassen. Aber wenn wir solche Arbeitgeber zur Rechenschaft ziehen wollen, dann weisen sie hohnlächelnd darauf hin, daß sie ja reine Waisenknaben sind gegenüber der preußischen Bergwerksverwaltung im Saarrevier und so weiter und so weiter.

In materieller Beziehung kann der Staat immer nur in beschränktem Maße vorbildlich sein. Gewiß, in der Sicherung des Einkommens, in der festen Anstellung, der Fürsorge für die Familien muß der Staat mustergültig sein. Hier hat die Besoldungsreform des letzten Jahres viel verbessert, freilich bleibt gegenüber dem übermaß von Diätaren und nicht etatsmäßig Angestellten noch viel zu tun. Auch in der Regelung der Arbeitszeit, der Nacht- und Sonntagsruhe, des Erholungsurlaubs können wir tadelloses schaffen. Aber die Bezahlung der Dienste wird immer ziemlich bescheiden bleiben

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

müssen. Die Gehaltsätze können für den Durchschnittsbeamten ausreichend bemessen werden, aber die hervorragenden Kräfte wird der Staat niemals nach ihren Leistungen bezahlen können. Wir erleben es ja auch alle Tage, daß besonders tüchtige Beamte von der Privatindustrie mit fürstlichen Gehältern an sich gezogen werden. Trotzdem müssen wir wünschen, daß die besten Kräfte sich dem Staate widmen, daß jeder es als eine Ehre betrachte, der Gesamtheit zu dienen. Dazu ist notwendig, daß in allen nicht materiellen Dingen der Staat der sozialste Arbeitgeber ist.

Die Gefahr des Großbetriebes ist die Mechanisierung jeder einzelnen Tätigkeit. Die Arbeitsteilung, die Beamtenmasse unten und die Gliederung nach oben machen aus dem einzelnen ein Rädchen, das willenlos schnurrt, so wie es eingesetzt und aufgezogen wird. Nichts ist für den tätigen Menschen erdrückender als dieses Gefühl. Ihm muß vorgebeugt werden durch die Einführung konstitutioneller Formen in den Betrieb. Wie aus dem Untertan der Staatsbürger geworden ist, der durch Wahlen und Parlament an Gesetzgebung und Verwaltung mitwirkt, der in fortgeschrittenen Staaten selbst sein Schicksal bestimmt, so muß auch aus dem Arbeitsuntertan der Arbeitsbürger werden, der einen entscheidenden Einfluß auf die Gestaltung seiner Arbeitsbedingungen ausübt. Der staatliche ist leichter als jeder private Betrieb in der Lage, durch Errichtung von Beamtenausschüssen und durch Gewährung einer gewissen Selbstverwaltung diesen Wünschen nachzukommen. Er wird damit sich selbst dienen, denn nichts fördert die Berufsfreudigkeit mehr als die Selbstbestimmung. Der Staatsbetrieb soll kein Mechanismus sein, sondern ein lebendiger Organismus.

Eine zweite, noch wichtigere Forderung ist die Beseitigung möglichst jeder Willkür aus dem Dienstverhältnis. Das Wort Disziplinargewalt weckt in jedem Kundigen eine Fülle von bitteren, trüben Gedanken. Der Mißbrauch, der vielfach mit dieser Disziplinargewalt getrieben worden ist, hat einen Teil der Beamtenschaft dazu verführt, die Abschaffung jedes Disziplinargesetzes, überhaupt die Abschaffung jedes besonderen Beamtenrechts zu verlangen. Nichts ist verkehrter als das. Der Beamte ist zwar auch ein Staatsbürger, und als solcher soll er dem gleichen öffentlichen Rechte unterstehen wie alle andern Staatsbürger. Aber der Beamte steht noch in einem zweiten, besonderen Verhältnis zum Staate, indem er mit diesem

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einen Dienstvertrag abgeschlossen hat. Gäbe es kein besonderes Beamtengesetz, so müßte dieser Dienstvertrag auf der Grundlage des Bürgerlichen Gesetzbuches abgeschlossen werden, oder man müßte die wirtschaftlichen Betriebe des Staates ausdrücklich der Gewerbeordnung und dem Handelsgesetzbuche unterstellen, obgleich sie keine Erwerbsgeschäfte sind. Nach dem heutigen bürgerlichen Rechte würde der Arbeitsvertrag, den der Minister mit jedem Beamten zu schließen hätte, völlig frei sein. Es bestünde keine Grenze der Vertragsfreiheit als die eine Vorschrift, daß Verträge, die gegen die guten Sitten verstoßen, nichtig sind. Daß auch heute solche nichtigen Verträge geschlossen werden, ist leider unbestritten, aber die Lage der Beamten würde sich ganz wesentlich verschlechtern, wenn das Gesetz die Vertragsfreiheit ausspräche. Wir haben es für notwendig gehalten, für das Arbeitsverhältnis in Privatbetrieben gewisse Mindestbedingungen gesetzlich festzulegen, um den Menschen vor dem Kapital zu schützen; wir müssen selbstverständlich auch für den Beamten, gegenüber der Macht seines Arbeitgebers ein Schutzgesetz schaffen. Und dieses Schutzgesetz muß auch gewisse Disziplinarbefugnisse enthalten, wie sie die Arbeitsordnung jeder Fabrik enthält. Das Gesetz dient auch hier nur dazu, den Beamten vor übertriebenen, unsittlichen „Arbeitsordnungen" zu bewahren. Denn wer freiheitliche Gestaltung des Beamtenrechtes fordert, der will nicht die Anarchie, nicht die Disziplinlosigkeit und Unordnung, sondern gerade die Ordnung, aber die Rechtsordnung. Das ist der Unterschied des Rechtsstaates vom Absolutismus, daß nicht die Verfügung der Vorgesetzten, das heißt die Willkür, sondern unter Mitwirkung der Volksvertretung beschlossene Gesetze das Beamtenverhältnis ordnen. Diese rechtliche Ordnung muß natürlich nicht nur vieles festlegen, was jetzt der obrigkeitlichen Verfügung vorbehalten ist (in Preußen gibt es so gut wie gar kein Gesetz), sie muß auch vieles an den jetzt bestehenden Zuständen ändern, zum Beispiel die geheimen Personalakten und die Arreststrafe als Ordnungsstrafe abschaffen, die Voraussetzungen einer Versetzung oder Entlassung regeln, die Zulagen der Willkür entziehen. Auf diesem Gebiete hat das neue Reichsbesoldungsgesetz einen erfreulichen Fortschritt geschaffen. Vor allem müßte aber ein Ende mit dem Unfug gemacht werden, daß im Disziplinarverfahren meist der Kläger zugleich der Richter ist. Es muß ein unparteiisches Gerichtsverfahren ge-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schaffen werden. Nur dadurch erhalten wir die Sicherheit, daß die sozialen Gesetze auch sozial angewandt werden, daß nicht die trotz aller Gesetze unvermeidliche wirtschaftliche Macht des Staates als Arbeitgeber zu politischen Zwecken mißbraucht wird.

Wir müssen darauf dringen, daß die staatsbürgerliche Freiheit des Staatsbeamten nicht nur auf dem Papier anerkannt, sondern auch von der Verwaltung geachtet wird. Hier liegt der Kern der Beamtenfrage heute. Nachdem die Besoldungsfrage neu geregelt ist, wird der Kampf sich um die Frage drehen: Wollen wir im Beamten ein willenloses Werkzeug der Vorgesetzten sehen oder einen Menschen und vollberechtigten Staatsbürger, dessen Bürgerrechte nur soweit beschnitten werden dürfen, als das Gesetz es im Interesse des Dienstes vorschreibt? Ich leugne durchaus nicht, daß solche Beschränkungen notwendig sein können. Ob es zweckmäßig wäre, den aktiven Militärpersonen das ihnen jetzt vorenthaltene politische Wahlrecht zu gewähren, erscheint mir zweifelhaft; eine öffentliche Bekämpfung der Regierungspolitik durch einen unmittelbar an dieser Regierung beteiligten Beamten ist widersinnig. Aber solche Beschränkungen müssen ausdrücklich gesetzlich festgelegt und im übrigen der politischen wie der Standesbewegung der Beamten volle Betätigungsfreiheit gesichert werden. Leider haben unsre Minister ja noch nicht eingesehen, daß die Organisation für alle Massen unbedingt notwendig ist, daß sie erzieherisch, kulturfördernd wirkt. Gerade die jüngsten Vorgänge im Reiche haben bewiesen, wie ungern unsre Regierungen eine starke, selbständige Berufsorganisation der Beamten sehen. Der Schatzsekretär Sydow und der preußische Finanzminister von Rheinbaben haben sich in den Kämpfen um die Besoldungsreform im Reichstage leider deutlich genug ausgesprochen. Und der letzte Grund für den starren Widerstand des Bundesrates gegen die vom Reichstage beschlossene Gehaltsaufbesserung der Postbeamten war nicht die Sorge um den Mehrbedarf von siebzehn Millionen, sondern war der Wunsch, die Verbände der Mittel und Unterbeamten zu demütigen.*) Demgegenüber muß jetzt mit aller Entschiedenheit gefordert werden:

*) Vergleiche meinen Aufsatz: Nach der Besoldungsreform im Deutschen Reich. Heft 3 der Schriften des Beamtenausschusses, herausgegeben vom Wahlverein der Liberalen, Berlin SW.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

1. Das Koalitionsrecht. Um Mißverständnissen vorzubeugen, möchte ich ausdrücklich betonen, daß Koalitionsrecht nicht Streikrecht bedeutet. Kein Beamtenverband in Deutschland hat bisher Streikrecht verlangt. Es ist ja auch durch die Natur des Beamtenverhältnisses ausgeschlossen. Da der Beamte lebenslänglich angestellt ist, so kann er nicht die Arbeit niederlegen, ohne vertragsbrüchig zu werden oder alle erworbenen Gehalts- und Pensionsansprüche aufzugeben. Aber zu verlangen ist, daß der Paragraph 1 des Reichsvereinsgesetzes, der allen Staatsbürgern das Recht der Vereinsbildung zu gesetzlich erlaubten Zwecken sichert, auch für die Staatsbeamten gilt. Vor garnicht langer Zeit hat der preußische Landwirtschaftsminister einen Berufsverein der Förster boykottieren lassen, mit Wendungen, die einem Gewerkschaftsführer in einer Streikbewegung sicher eine längere Freiheitsstrafe eingetragen hätten. Die Postbeamten haben jahrelang betteln und fordern müssen, bis es ihnen mit Unterstützung des Reichstages gestattet wurde, ihre Bezirksverbände über das Reich hin zusammenzuschließen. Wegen der Zugehörigkeit zu allgemeinen Berufsverbänden erfolgen immer wieder Entlassungen und Maßregelungen (gegenwärtig zum Beispiel bei der preußischen Eisenbahn wegen Zugehörigkeit zum Transportarbeiterverband). Selbst der Anschluß an rein wirtschaftliche Verbände, wie Konsumvereine und so weiter, wird gelegentlich den Beamten untersagt. Und der preußische Finanzminister hat den Vogel abgeschossen, als er seinen Beamten jedes gemeinsame Vorgehen, jede gemeinsame Eingabe an ihre vorgesetzten Behörden verbot.

2. Versammlungsfreiheit, die notwendige Ergänzung der Vereinsfreiheit. Ebenfalls durch Reichsgesetz allen Staatsbürgern garantiert. Wenn bei der badischen Eisenbahn ein Verbot existiert, irgendwelche Angelegenheiten der Verwaltung zum Gegenstand einer öffentlichen Kundgebung zu machen, so widerspricht das dem Reichsgesetz und ist undurchführbar, weil es den Beamten jede Erörterung ihrer Lage, ihrer Gehaltsverhältnisse und so weiter unmöglich machen würde. Wenn die Verwaltungen doch nicht so ängstlich sein wollten! Wenn sie doch etwas Zutrauen in den Takt ihrer Angestellten hätten! Und wenn sie doch einsehen wollten, daß ein freies Wort, das über die Schnur haut, bei weitem nicht so schlimm wirkt als unterdrückter Groll, der unausgesprochen im Innern frißt und die Arbeitsfreudigkeit lähmt.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

3. Preßfreiheit wird auch von der Verfassung garantiert, aber von der Verwaltung leider garnicht respektiert. Zu den lebhaftesten Klagen hat die Postverwaltung Anlaß gegeben, die, wie schon in Heft 20 des „März" 1909 zu lesen stand, zum zweiten Male den Vorsitzenden des Verbandes mittlerer Postbeamten belangte, weil in der Verbandszeitschrift, für deren Inhalt auf Druck der Verwaltung der Vorsitzende mitverantwortlich gemacht werden mußte, einige scharfe Bemerkungen über die Postverwaltung standen.

4. Schließlich das Recht zu Petitionen, nicht nur an die Vorgesetzten, sondern auch an die Parlamente, und das Recht zu freiem Verkehr mit den Abgeordneten. Das ist eigentlich selbstverständlich, und man begreift nicht, wie der preußische Minister des Innern (und neben ihm leider auch andre) ihren Beamten diese Freiheit nehmen wollen. Der Verkehr ist auch für die Parlamente absolut notwendig, denn sie können sich sonst garnicht genügend unterrichten, während ihnen doch zwei wichtige Aufgaben erwachsen: Die Grundlegung des Beamtenverhältnisses durch die Gesetzgebung und die Überwachung ihrer Durchführung. Gerade weil der Beamte in besonders starkem Abhängigkeitsverhältnis von der Regierung steht, weil er fast wehrlos, auch in materiellen, in Lohnfragen ist, so ist es eine Pflicht der Parlamente, sich mit besonderm Eifer der Beamtenfragen anzunehmen. Der Arbeitgeber des Beamten ist doch nicht die Regierung, sondern das Volk, das die Steuern zahlt. Und die Vertreter dieses Volkes sind die Parlamente.

Die Volksvertretungen haben im allgemeinen ihre Aufgabe gegenüber dem Beamtentum wenig erfüllt. Das liegt wohl daran, daß die Arbeiterfrage jahrzehntelang fast ausschließlich als soziale Frage galt und daß von den Beamtenfragen die Gehaltsfrage sich als die brennendste vordrängte. Diese ist nunmehr erledigt und die Bahn frei für die Rechtsfragen. Die wichtigste Aufgabe heißt: Reform des Disziplinarwesens, Schaffung eines Beamtenrechts, das die Ausnutzung der wirtschaftlichen Macht zu politischen Zwecken hindert. Was auf diesem Gebiete gesündigt wird, ist allgemein bekannt. Die Strafversetzungen von Lehrern, die liberal gewählt hatten, noch nach den Blockwahlen von 1907; das rücksichtslose Vorgehen gegen alle Beamten, Arbeiter oder auch unabhängigen Vertragsgegner (Fall Schellenberg) die, wenn auch nur in der Stichwahl, einen sozialdemokratischen Zettel abgeben; die „Versetzungen ohne Strafcharakter" wegen einer

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Stadtverordnetenwahl in Kattowitz; die Verfolgung jeder freien Meinungsäußerung und so weiter sind zu deutlich in aller Erinnerung.

Alle solche Torheiten sind nur zu erklären aus der irrigen Auffassung, als ob der Beamte sich der Regierung verpflichtete, als ob er sich der herrschenden politischen Richtung verkaufte. Nein, dem Staate, das heißt dem Volke zu dienen verpflichtet er sich. Wenn der Treueid auf den Namen des Staatsoberhauptes geleistet wird, so ist dieses doch nur Repräsentant des Staatsganzen. Ein persönliches Treueverhältnis gegen den Monarchen und gegen die herrschende Regierungspartei muß unbedingt abgelehnt werden. Wir wollen die Beamtenpflicht nicht so aufgefaßt haben, daß der Angestellte nur sein vorgeschriebenes Pensum abarbeitet, sondern daß er nach besten Kräften an dem Gedeihen und Vorwärtskommen seines Volkes mitwirkt. Dazu gehört aber auch die Pflicht, daß er Fehler der Verwaltung verbessern hilft. Freie Kritik von unten ist nicht schädlich sondern nützlich.

Wir haben allen Grund, eine freie Entfaltung kräftiger Persönlichkeiten gerade im Beamtentume zu wünschen. Denn das Beamtenverhältnis umschließt eine ungeheuere Fülle von Vertretern der Intelligenz, von Kreisen, die zu geistigen Führern des Volkes berufen sind: man denke nur an die Lehrer von der Volksschule bis zur Akademie und Hochschule, an den Richterstand und so weiter. Wenn hier die geistige Freiheit stirbt, dann bedeutet das einen gewaltigen Verlust für die Nation. Darum geht die Beamtenfrage nicht nur die Beamten an, sondern die Gesamtheit des Volkes. Die Frage nach den Staatsbürgerrechten des Beamten dürfte im nächsten Jahrzehnte das Schlachtfeld bieten, auf dem um geistige und politische Freiheit überhaupt, um Fortschritt oder Reaktion gerungen wird.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die deutsche Regierung in Elsaß-Lothringen

Von Oskar Müller

Die Erforschung Elsaß-Lothringens wird zurzeit stark betrieben. Der Deutsche Reichstag rüstet Expeditionen aus, von deren Flaggschiffen der gleiche Wimpel weht: Autonomie und freies demokratisches Wahlrecht. Die Politisierung des Reichslands nach deutschen Parteitrennungen und die heftigen Äußerungen dieser Entwicklung in den Wahlen des vergangenen Jahres haben das Land der politischen Interessensphäre Deutschlands näher gerückt: von diesem Gesichtspunkt aus ist die plötzliche Sehnsucht der Parteien, die Retter dieses Landes zu werden, nüchtern zu erklären. Was den Glauben nicht zu zerstören braucht, daß in der initiativen Energie da und dort auch die Wirkung des in Deutschland stärker gewordenen Drangs nach demokratischer Auffrischung lebendig ist. Die Aussichten Elsaß-Lothringens wären also nicht gering, wenn nicht der Reichstag in Dingen prinzipieller Entwicklungsfragen zu jener belanglosen Schwatzhaftigkeit verurteilt wäre, die nach der Auffassung des Kanzlers der Eigenart unsres Staatswesens entspricht und die Bedingung seiner Wohlfahrt ist. Dies weiß man in Elsaß-Lothringen. Deshalb sehen auch diejenigen, welche den Wettlauf der Parteien nicht abtun mit einem ‚Wo der Fuchs den Enten predigt', in der äußerlich lebhaften Aktion nicht viel mehr, als ein Symptom. Keinesfalls aber eine sichere Gewähr naher Erfüllung. So kann man, ohne sich die Sicherheit eines skeptischen Blicks durch die Parade in Berlin verwirren zu lassen, dorthin schauen, wo nicht die mechanischen, sondern die sachlichen Hindernisse einer staatlichen Wiedergeburt Elsaß-Lothringens liegen: Sie sind von nirgends anders zu erkennen, als vom täglichen Erleben großer und kleiner, öffentlicher und diskreter Vorgänge im Lande selbst. Manches ist der Öffentlichkeit bekannt geworden: wer urteilt nicht heute in Deutschland mit vollendeter Sicherheit über den Charakter der weißenburger Totenfeier? Der Denkvorgang ist für schematische Köpfe

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

natürlich: ein französisches Kriegerdenkmal auf deutschem Boden gleich frecher Verwelschung, und für so etwas gibt es bei vielen nur die Rüpelgeste der Züchtigung. Verhängnisvoll wird dies alles erst, wenn diese leicht geprägten Oberflächlichkeiten bei Kreisen in Kurs kommen, die zur Entscheidung über die ernsten Fragen des Landes berufen sind.

Die elsaß-lothringische Regierung! Mein Gott; ich könnte mir vorstellen, daß dieselben Männer irgendwo anders, sagen wir, um nicht zu weit zu gehen, in Oldenburg, die Regierungsgeschäfte führten, ohne wesentlich andre Überlegungen ihren Handlungen zugrunde zu legen. Der Statthalter Graf Wedel, ein rüstiger Sechziger, alter General, gerader Soldat; dann Diplomat in Wien, wo er, wie man kürzlich bemerken konnte, den Dreibund nicht schädigte. Er kam mit einem Schock guter Vorsätze ins Land. Aber hier wartete eine Aufgabe, die mehr verlangt, als eine vom alten Wrangel an hinaufgepflanzte soldatische Bildung. Auch mit einem glatten Französisch kommt man hier nicht weit, wenn hinter den Lauten nicht das Verständnis für ihren Lebenssinn — Mentalität sagt man hier — steht. Der Hannoveraner sah bald, daß in diesen westlichen Frondeurs mehr steckt, als in dem Welfentrotz seiner Heimat. „Dann nicht," sagte er, und verlegte sich aufs Drohen. Als auch dies nichts half, sah er sich auf dem toten Punkt der Verärgerung angelangt. Wie soll's nun weitergehen? Er ist ehrlich zu bedauern; solange er Verständnis präsentierte, und von den Elsässern eine gute Note erhielt, stach es die alldeutschen Grenzwächter. Sogar die Gräfin kam vors nationale Gericht, weil sie einem emeritierten Kunstgärtner eine Schnupftabaksdose oder so etwas auf französisch überreichte: jetzt quält sie sich ab mit einem Idiom, das zwischen Wien und Stockholm gesprochen wird, um ihren Glauben an die alleinseligmachende deutsche Sprache darzutun. Der Graf aber, der zu Anfang mit den Bürokraten Fraktur reden wollte, die hier mit dem bewährten Mittel der vis inertiae herrschen, sieht sich in ihre ironisch lächelnde Gesellschaft abgedrängt. Sie moquierten sich über den Neuling, der es unternahm, sie in ihrer Ruhe und ihrem guten Auskommen zu stören, und als es ihnen unbequem wurde, trieben sie ihm sachte ein paar kleine Pfähle ins Fleisch. Jetzt ist er mürb und schon soweit gekommen, daß er versteht, die elsäßischen Granden zu schneiden, die weich und selbstsüchtig genug waren, sich an seinen Hof zu begeben. Damit sind

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die psychologischen Möglichkeiten seiner Laufbahn erschöpft, und der Geleitbrief der Geschichte könnte ihm heute schon geschrieben werden.

Aber die stark repräsentative Seite des Statthalteramts kommt auch negativ dadurch zum Ausdruck, daß nicht er, als verantwortlicher Minister, sondern der härteste und klügste unter den Ressortministern der Regierungspolitik den Charakter gibt. Dies kommt auch in andern Ländern vor und würde nichts schaden, wenn es der Ausdruck der Tatsache wäre, daß der Vorgesetzte der geistig Untergebene, der Untergebene aber einem Geburtbefähigten über sein kann. Aber wie ist es hier? Der Statthalter macht auf selbständige Entschließungen keinen Anspruch, sondern läßt sich beraten von dem, der seinen Rat mit den stärksten Argumenten des Geistes und der Erfahrung zu stützen vermag: — Unterstaatssekretär Mandel, Inhaber des Departements des Innern, des Ressorts, in dem die ganze Verwaltung nach ihrer politischen und politisch-diplomatischen Seite hin sozusagen erst bedeutend wird. Ein früherer Staatsanwalt; dort schon ein in Polizeigeist denaturierter Jurist. Bayer, aber Unitarier schärfster Richtung; ein Mann, der die offiziellen Rücksichtslosigkeiten des preußischen Beamten auf das ungeschniegelte, grobfaserige Holz des Südens pfropfte und diesem damit die wertvollen Säfte entzog; ein durch Bürgerlichkeit Gefesselter, den es grämt, daß Bürgerliche nur durch Dienen zum Herrschen kommen können; einer der vielen Kräftigen aus dem Volke, die in einem undemokratischen Staatswesen durch ihr Amt und seine Notwendigkeiten gutgläubige Apostaten vom Volke werden mußten. Der die gegenwärtige Aussichtslosigkeit der Volksherrschaft und des Stammestums für Wertlosigkeit verkaufte und nun im exaltierten Beamtenstaat eine Art wohliger Befriedigung findet. Als Oberpräsident einer preußischen Provinz wahrscheinlich ganz im Rahmen, ein vorbildlicher Bürgermeistermaßregler; aber in Elsaß-Lothringen unmöglich, verhängnisvoll, wenn man die hier gestellten Aufgaben durch Menschen nicht durch dressierte Gehirne gelöst sehen möchte. Man sagt ihm kulturelle, sogar schöngeistige Interessen nach. Ich selbst hörte ihn einmal klug und warm über Kunst reden. Bei Eröffnung einer Ausstellung, als es seine Aufgabe war, sonnig zu sein. Die elsaß-lothringische Frage aber hat er nie von jener Seite betrachten gelernt, von der sie allein verstanden werden kann: von der Tradition, der Familie, der großväterlichen Beziehungen, wenn man so will,

Generated on 2019-10-26 22:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

der kleinen und kleinsten Gewohnheiten der Stunde, kurz von der Kulturseite. So löste sich in diesem inquisitorischen Kopf das Bedürfnis eines Teils der Bevölkerung nach dem deklamatorischen Klang der französischen Bühnensprache auf in das Kunststück, dieses Bedürfnis durch das Verwaltungsrecht zu verneinen; so bildete sich in ihm die Idee, es sei vaterländische Pflicht, in einem französischen Armeehut aus der Revolutionszeit, oder in dem stilgemäßen Emblem an einem historischen Denkmal den Keim verräterischer Gesinnung und einen Anlaß zu entdecken, dem Bürger den Meister zu zeigen. Es ist vielleicht Deutschlands größtes Unglück, die Tragik seiner Größe, daß die Wertvollen, in seiner zu einseitig geistigen Erziehung geschult, nur auf dem alten Boden Deutschlands fruchtbar werden können, aber auf Neuland, seien es Kolonien oder annektierter, natürlich widerstrebender Besitz, eintrocknen. So hat es nur Exekutoren eines Machtwillens, aber — außer dem mit Familienfluch belasteten Puttkamer vielleicht — noch keinen Gestalter nach Elsaß-Lothringen schicken können. In dieser Stetigkeit, nicht im unverändertem Trotz des Landes findet das Unbegreifliche seine Erklärung, daß es nicht vorwärts gehen will. Wenn sich diese Wahrheit und ihre Anwendung auf die gegenwärtige Personifikation durchgesetzt haben wird, könnte ich mir denken, daß an diesem Tage alle Staatsfragen, alle Schlagworte und alles theoretisch Durchdachte verschwinden müßte hinter dem einem Lebenswunsch Elsaß-Lothringens: „Weg mit Mandel."

Freilich: Wo ist der Mann, der hier gefunden werden müßte? Woher soll er kommen? Es gab eine Zeit — es ist noch nicht lange her und doch wie weit liegt sie zurück — da glaubte man das Heil in der Erfüllung der äußerlichen Formel: „Elsaß-Lothringen den Elsaß-Lothringern" gewährleistet. Sie bleibt auf den Durchschnitt angewandt auch heute noch berechtigt. Aber sie gilt — wie nie eine Formel — nicht für Außerordentliches. Der elsäßische Baron Zorn von Bulach war eine Konzession an das Schlagwort; doch nur darum gemacht, weil sie mit der persönlichen Gunst des absoluten Willens zufällig harmonierte. Ein sehr unkomplizierter Mann als Bürgermeister von Osthausen, wo seine Vorfahren seit Jahrhunderten den Trunkfestesten zum Polizeidiener, den Wilderer zum Jagdhüter und den schreibkundigen Schulmeister zum Ratsschreiber machten. Unkompliziert auch als Abgeordneter im ratamontierenden Landesausschuß und als Landwirtschaftsminister sicherlich ebensogut an seinem Platze, wie im Reich der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

General als Leiter des größten staatlichen Gewerbebetriebes. Aber der elsäßische Notable, Député und Mitgehangene wurde eine höchst lebensunwahre Erscheinung als Geschäftsführer des deutschen Reiches. Sein Schritt ist zögernd, unsicher, untapfer geworden. Er kapituliert vor den Schreiern; und vor den deutschen am leichtesten, weil bei ihnen Macht und Einfluß ist. Er läßt sich an Deutschtümlichkeit von keinem Ost-West- oder Nordmarkler übertreffen, und ist der patentierte Erfinder des Worts vom Panfranzosentum. Er hat die Ideengänge seiner Umgebung, der deutschen Beamten preußischer Schulung, angenommen und wendet sie falsch an, wie Mancher Fremdwörter irrig anwendet. Er verehrt im Statthaltertum den kaiserlichen Genius des Landes und vergegenwärtigt sich nicht, daß er berufen sein könnte, diesem leblosen Institut erst den Geist des Landes einzuhauchen. Er liebt seine Heimat und züchtigt sie, weil er weiß, daß sie auch Fehler hat. Er glaubt nicht mehr an das Pathos, weil es von ihm genommen ist. In kaum zwei Jahren der fremdeste Mann geworden, vom Beamtenkörper als Schönheitsfehler empfunden, den Elsäßern aller Sorten aus allen Gründen verdächtig. In seine Amtszeit fallen die heftigsten Evolutionen der letzten zwei Jahrzehnte: alle Krankheitsstoffe traten an die Oberfläche: der Protest warf einen schwachen Schatten; die französische Sprache wandte sich gegen ihn, den Eleven im Deutschen; der Klerus steht auf gegen den Katholiken aus Überzeugung, den Bruder eines Bischofs, gegen ihn, dem nur die Primogenitur, sonst nichts, statt des Fischerrings das weltliche Schwert verlieh. Er wird es schwerer haben, als sein Vorgänger, Herr von Köller, obwohl ihn dieser an Junkerlichkeit um gut zwei Längen schlug. Denn niemand urteilt so relativ wie das Volk. Von diesem Mann erwartete die Sehnsucht alles und erhielt nichts. Nicht weil er nichts geben wollte, sondern weil die andern stärker sind als er, und weil die Wellen gerade über ihm zusammenschlagen mußten.

Das elsaß-lothringische Ministerium hat noch zwei Köpfe, denen der sensus politikus fehlt oder abhanden gekommen ist. Der eine, der Elsäßer Petri, hatte ihn einmal, als er noch als Notar und evangelischer Notabler der katholischen Überzahl Widerpart hielt. Jetzt ist er ein müder Mann, dem nur eine grobe Lebensäußerung der Brutalität rings um ihn ein erinnerndes „cochon“ abwürgt.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gestorbene und ungeborene Politiker spielen im Zusammenhang dieser Betrachtung keine Rolle. In ihr wurde darauf verzichtet, über Probleme der Neugestaltung Elsaß-Lothringens klug zu reden. Sie wollte zeigen, wie die Männer beschaffen sind, an denen das Klugreden abprallt. Persönlicheres konnte nicht gesagt werden. Manches ist nur dem verständlich, der sich bei Andeutungen des Ganzen erinnert. Dies ist nur dem möglich, der aufmerksam im Lande lebt. Aber auch denen draußen kann das Nichtverstehen nützlich sein, wenn sie lernen, daß man der sogenannten elsaß-lothringischen Frage nicht mit Formeln zu Leibe kann, die in eingefahrenen Geleisen hängen bleiben. Dann wird diese Verständnislosigkeit das Bedürfnis wecken, sich zu unterrichten, oder sie wird schweigen. In beiden Fällen ist Elsaß-Lothringen besser gedient, als gegenwärtig, wo sich das Anteilsrecht jedes Deutschen am Reichsland in Berufungen an den Aufsichtsrat in Berlin entladen kann. Wir haben drüben bei Licht besehen keine anderen Sorgen, als die hier beklagten; alles löst sich auf in die persönliche Alternative: Fähigkeit oder Unfähigkeit, und in die staatliche: Demokratie oder Autokratie und ihren harmloseren Bruder Bureaukratie. Elsaß-Lothringen ist nicht kränker als Deutschland. Daß es sein übel intensiver empfindet, macht es mir liebenswerter. Und diese Sympathie erfährt es, das weiß ich, auch von Deutschen gern!

Der Bote Gottes / Roman von Jakob Schaffner

(Fortsetzung)

Die Mädchen begannen ein Geheul. Der Bauer kam und sah, und rettete zunächst das Huhn unter dem Köter hervor. Man suchte die Küken und fand sie nicht, nahm an, der Schwanzlose habe sie gefressen, und gab ihm anzügliche Worte statt des erwarteten und verdienten Lobes. Man nahm ihm auch den Habicht weg und jagte ihn vom Hof, und die Mädchen warfen ihm noch Steine nach, weil sie doch einmal die Schuld am Unglück trugen.

Darauf wartete man auf die Kompanie wegen des zu kochenden Huhnes und Habichts und überhaupt Mittagessens, mußte sich mit trocknem Brot

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

begnügen, weil der Koch ausblieb, fing zögernd den Nachmittag an, und vergaß den Schreck über Spiel und Arbeit. Der Hahn wurde eingefangen und gegen Abend in den neuen Stall gesperrt, wo er sofort einen einsamen Lebenswandel anfing.

Inzwischen war der Daumenlutscher erkrankt mit Fieber und Brechruhr, und gab reichlich zu tun und zu sorgen. Der Bauer wich nachgerade keinen halben Schritt von ihm, und hatte jetzt wieder jemand, der ihn in Aktion brachte und seine verborgenen Kräfte reizte. Das wirkte wie eine zurückgeschenkte gute Zeit auf die Hungersnot in seinem Gemüt, und entzündete wieder einiges Licht in seinen Augen. Es war auch der Grund, weshalb die Kompanie, als sie am Abend mit einem aus zwanzig Scheuern und Schuppen zusammengestoppelten veritablen Wagen angefahren kam, so wenig Erstaunen machen konnte, und der Pandur vom Bauern weiter nichts hörte als die Worte:

„Der Franzel ist krank. Glaub', es ist die Ruhr. Weißt du etwas dafür?"

O, ob er etwas wußte! Gutes Herz hatte siebenmal gehabt der Ruhr. War gut dafür Branntwein, o ja. Er zog lächelnd eine Flasche erbeuteten Schnaps aus der Tasche. Und man mußte ihn so warm als möglich trinken. Der Bauer kochte den Schnaps und flößte ihn dem Franzel ein, bis er auch lächelte und ihm die Augen im Kopf zu wanken begannen. Darauf entschlief er, und weil nun sein Darm so betrunken war wie sein Kopf, so hörte die Ruhr auf, und er bekam eine Nacht wie die Engel im Himmel mit lauter blütenfarbenen Kinderträumen. Am Morgen tat er, was er auch sonst gemußt und nur unter größerer Not vollbracht hätte: er starb sanft und selig und lächelte noch weit in den Tod hinein, und wenn seine kleine Seele gekonnt hätte, so hätte sie sich aus Dankbarkeit als eine Art Gloriole um das sündige Haupt des Schweizers gelegt.

Der hatte unterweilen die Hühnergeschichte erfahren, seinen Vorrat an Flüchen und Gotteslästerungen glatt aufgebraucht, und ingrimmig die tote Henne samt dem Habicht in die Suppe verkocht. Doch die Klage über den einäugigen Freund glaubte er nicht; er wußte besser, mit welchem Appetit sich der in der Pfarrersküche auf die überreste der Kompaniemahlzeit gestürzt hatte — wer fünf Küken im Magen hat, ist doch über die erste Not hinaus —, und warum er ihm seither nachlief wie seine Schleppe. Er stäubte das ganze

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Katzengesindel samt den unnützen Kötern aus der Stube, ließ nur den Einäugigen da und legte ihm mit lauter guten Worten, dergleichen hier noch kein Mensch von ihm vernommen hatte, die beiden Vogelhälse vor und die vier Vogelbeine. Darauf kraute er ihm die Ohren, und sagte mit dem tiefen Baß der Erkenntnis zu ihm: „Bisch e brave Chaibehund!" Das war nun schon fast zu viel für den Köter. Er winselte leise vor Dankbarkeit, leckte ihm die Hand, wollte wedeln, erinnerte sich wieder an seine Schwanzlosigkeit, setzte sich betrübt darauf und sah den guten Panduren wehmütig an. Der wußte zwar so gut wie das Mädchen Christine, wer die Schafmilch wegsoff und den Brotkasten unsicher machte, und wenn ihn dies Spezielle nicht so wütend anfocht wie jene, so kam es nur davon her, daß er seinerseits dafür schon zu kräftig in der Restaurierung der Gemeinde Wullenhausen lebte, und übrigens zu den Müßiggängern und Topfräubern in einem ungefähr umgekehrten Nahrungsverhältnis stand, über dessen Form die Pfarrersküche sichere Auskunft geben konnte. Sie tat es freilich nicht, sondern blies an schönen Frühlingsabenden verschwiegen ihr Räuchlein in die durchsonnte Luft, schlief bei Tage und erwachte am Abend, und wurde nachgerade wieder nicht mehr leer von guten Dingen und heimlichen Gästen. Daß dabei die Zahl der Hunde und Katzen sich langsam verminderte, und in gleichem Maß eine gewisse Ernsthaftigkeit und Wehmut in der Lebensführung der überlebenden an den Tag trat, war nicht zu vermeiden und auch sonst nicht eben beunruhigend. Nebenher wurde, unter hellem Sonnenschein, auf dem Kirchhof ein Grab für den kleinen Franzel und seine kleinen Läuse geschaufelt, und der darin auf den weiteren Weg gebracht; jedoch einige von jenen waren vorher zum Hemdenmatz ausgewandert. Dem Bauern ging die Zeremonie nahe, und er sprach ein Vaterunser über dem Grab, das war naß von Tränen. Er wollte auch noch den Glauben sprechen, und wußte ihn nicht mehr. Der Pandur wußte ihn ebenfalls nicht, und die Kinder kannten ihn nicht einmal dem Namen nach. So mußte sich der Daumenlutscher ohne den Glauben behelfen; aber Christine hätte ihn sicher gewußt. Das Grab wurde zugeschaufelt, und der Bauer steckte ein Kreuz darauf, das er zu Hause zusammengenagelt hatte.

Auf den zweiten Pfingsttag war beschlossen, daß die Buben geschoren werden sollten, und der Pandur spielte den Friseur. Er setzte sich auf die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Feierabendbank, nahm die Schere zur Hand, und schnitt von den Köpfen herunter, was darauf war, vom größten an durch die ganze Kolonne hindurch, bis sich das Geschäft beim glückhaften Hemdenmatz, der zwar ein Mädchen war, aber sich unter lauter Erbschaft vom seligen Franzel nicht mehr zu helfen wußte, ins Leere hinausfraß.

Als das Kind die Erleichterung auf dem Kopf spürte, hob es die dummen Seligkeiten seiner blauen Augen dankbar und ernsthaft zum Panduren auf, und hatte zum erstenmal seinerseits auch ein Verhältnis zu der fremden Erscheinung. Es ergriff ihn mit Bedeutung bei der Hand, daß er aufstehen mußte, wenn er ihm nicht direkt gegen den Willen sein wollte, führte ihn daran mit einer Aufwallung inniger Zärtlichkeit quer über den Hof, und verschwand mit ihm durch die bekannte stehengebliebne Tür im Brandgemäuer, das den Hof von der einen Seite begrenzte. Es sagte: „Komm, Mann," betrat kundig einen nicht zu dunklen Gang, ging ihm voran durch einen halbzerfallnen Stall, und trat mit ihm durch eine offene Tür wieder an den freien Tag heraus. Angesichts einer Brennesselwildnis blieb es stehen, kauerte sich an der Hand des Schweizers so zur Erde, daß er sich mit bücken mußte und nun halb in den Nesseln verborgen den, ebenfalls bekannten, Beutel erblickte, aufhob und öffnete. Das Kind schaute zu ihm auf mit der dringenden Frage im Blick: „Ist das denn nun nichts?" und sah äußerst befriedigt aus, da es seine Überraschung bemerkte und daraus schließen durfte, daß sein Geheimnis nun doch einen Wert besaß. Als der ungarische Krieger völlig aus der Rolle fiel und wie ein Kind mit großen Augen das andre Kind fragte: „Ja, darf ich das denn haben?" da nickte es ihm gütig und gönnerhaft zu. Es berührte seine Hand und streichelte sie leise, weil er ihm so gut gefiel, und nun zuckte bei dem Restaurator der Gemeinde Wullenhausen über die Erregung der Besitzfreude noch eine ganz andre weniger bekannte, daß es ihn unerwartet herumriß, und er unter einer verrückt wohltuenden Wallung den geschornen Kindskopf zwischen seine Diebshände nahm und ein paar Küsse in das stille Gesicht setzte, die viel weniger von Übung zeugten, als vom Vorhandensein eines erheblich guten Fadens im fragwürdigen Kittel seiner Menschlichkeit, der damit freilich immer noch kein Staatskleid wurde. Er vergaß völlig, daß er so etwas wie ein Gutsbesitzer sei, und fing tiefverloren mit dem Kinde an zu spielen. Er ließ es auf seinem

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rücken reiten. Er führte eine Schlacht auf zwischen den Brennesseln. Er kitzelte es. Er zwickte sich in die Beine und schrie dazu. Schließlich fing er an zu singen, und das tönte garnicht mehr nach der Ausgießung des heiligen Geistes und auch nicht thüringsch oder hannoversch, sondern kam aus seinem dreieckigen Schweizermaul so lachend und kuhreigenmäßig und zugleich mutterselig an den Tag, daß der Hemdenmatz ganz steif aufgerichtet dasaß und mit den großen Augen blinzelte vor Verwunderung und unbewußter Sehnsucht.

Als er fertig war, legte er sich ins Gras, öffnete den Beutel nocheinmal, und schüttete das Gut auf dem Boden aus, um es zu zählen und zu überschätzen, und ein bißchen mit den Händen darin zu wühlen. Nachher versorgte er das ganze in einem guten Versteck. Am andern Tag war er vorläufig verschwunden samt seinem einäugigen Freund. Statt seiner schickte der große Vater droben dem betrübten drunten wieder ein Werk der Barmherzigkeit, vorgestellt durch eine blasse siebzehnjährige Landstreicherin mit drei kleinen Geschwistern, diesmal außerdem alles wirkliche ungarische Landsmannschaft. Das ergab nun nach der jüngsten Gottverlassenheit gleich einen vierfachen Händedruck.

Siebentes Kapitel

Der Schweizer traf die Gottesbotschaft an, und zwar unweit jener denkwürdigen Stelle, von der aus ihm, unter Christines Ellbogen hervor, die Welt so buntscheckig erschienen war. Als er sie kommen sah, dachte er, er wolle nichts gesagt haben, aber hier sei ohne Zweifel ein Abenteuer auf dem Weg. Er hatte ja auch noch eine Satisfaktion zugut vom weiblichen Geschlecht. Zudem waren ihm in dieser Kriegswüste die Bären- und Tigerinstinkte wieder aufgewacht. Und schließlich war sein Geschlechtsbewußtsein nicht viel besser kultiviert, als das seines köterhaften Begleiters; wo die beiden etwas Weibliches erkannten, rüsteten sie sich auf Unternehmung. Zuerst zog der Schweitzer den Säbel und kratzte damit einen Strich über die Straße, dicht vor den Füßen der jungen Landstreicherin, die ihren Geschwistern einigermaßen erschrocken vorausstand. Er befahl Halt, und rückte dann sehr sinnvoll panduriſch auf. Sie solle bleiben stehen und sehen ihn an. Ob sie einen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

heiligen Panduren kenne? Nein? Er sei vom Kaiser ausgeschickt gegen alles wilde Volk auf der Straße, das den Frieden störe. Gleich werde da hinten kommen seine Kompagnie den Berg herauf; sie habe nur eben geschwind im Tal zwei Strauchdiebe an ihren Ort gebracht. Ha, sie sei auch ein Strauchdieb; oder vielmehr eine Diebin. Er sehe deutlich, daß sie ihre Finger verlängert habe. Ganz richtig, sie könne es nicht leugnen. Er glaube, sie habe ein Huhn gemaust bei dem einzelnen Haus an der Straße. O, ein solches Tun kenne er wohl. Ob sie wisse, was es für Lohn setze von Reich und Kaiser aus für dergleichen Arbeit? Sie solle ihn nur um Gnade bitten, bevor seine Kompagnie antrete. Jetzt könne man noch mit ihm reden; nachher vor der Kompagnie müsse er streng sein wie der Teufel. Sie möge einmal ein Wort vorbringen.

Er wußte wohl, daß es keine Kunst war, einem Landstreicher mit Erfolg das Eigentumsgesetz um die Ohren zu schlagen; wer auf der Straße lebte, hatte immer ein paar Durchgriffe in seinem Gewissen auf Lager. Nur daß der Schweizer nicht die Gerechtigkeit des kaiserlichen Friedens meinte, sondern die poussierliche Anbandlung. Zu seinem überraschenden Mißbehagen hatte er jedoch mit seinem Kuchenmesser in Fleisch gestochen, und zwar in lebendiges. Es traf mit Gottes Hilfe zu, daß das Mädchen in dem besagten Haus mit ungefalteten Fingern gebetet hatte, weil die lümmelhaften Einwohner vor lauter Streit und Zank kein Ohr erübrigen wollten für ihre Ansprache, und der Einschlag war für den Schweizer eine so vollkommene Sache, daß er auf der entgegengesetzten Seite als Durchfall wieder zutage kam, und dazu mit einem verwandelten Gesicht. Das Mädchen gab ohne Freud und Leid zu, daß es sich so verhalte mit dem Delikt, und bekannte sich zu seiner Gnade mit einem halb trotzigen, halb verkommenen Lächeln des Einverständnisses, in den ebensoviel Gewöhnlichkeit des Zeitlaufes mitspielte, als richtiges Unglück, und von ihr aus das besondre Wissen um ihr Ausgeliefertsein in der Welt der Zugriffe und der verwilderten Hand. Nebenher lief ein bißchen armer Glückshunger, und über allem lag und gebot eine allgemeine stumpfe Willigkeit der Kreatur zur Anpassung, die nahe an die Grenze der Verworfenheit streifte. Ach Gott, und was sprach dem guten Schweizerherzen nicht sonst noch alles aus dieser entwurzelten Existenz, die doch weiter kein Verdienst aufbrachte, als daß sie ihm gerade unter einer brüchigen Welt-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stimmung begegnete, und zufällig das Wort wußte und das spöttisch glühende Licht von Lüsternheit und Verachtung in ihrem düstern Blick verbarg, das ihn aus der Weltlichkeit warf, und ihm seine unkultivierte Bockskraft verleidete. „Gebt mir nur Pardon, schöner Herr, wenn Ihr dazu Lust habt," sagte und vervollständigte sie mit dem anzüglichen und lustlosen Tonfall der schnöden Unterrichtetheit. „Vielleicht habt Ihr dann auch ein paar Kreuzer für mich übrig," fügte sie noch würdelos hinzu und sah nach seinem Beutel; „so wollen wir im nächsten Wirtshaus auf das Wohl des guten Herrn eins trinken. Trinken ist das Beste. Ist's noch weit bis dahin?"

Der gute Herr hatte angesichts dieser geoffenbarten Lebensöde an der Kinnlade eine Empfindung wie von ungeheuren Maulschellen. Er stand da, brachte die Zähne nicht mehr zusammen, entsetzte sich fortdauernd und in immer weiteren und schmerzlicheren Beziehungen in die gestrafte Welt hinein, und der Kopf brummte ihm von all den Kreiseln, die die Peitschen der Augenblicksbedeutung darin umtrieben. Er wußte auch: die Maulschellen kamen von Gott, dessen Bote er war, und er empfing sie sehr verdientermaßen. Teufel noch eins, es fehlte gewissen Leuten doch noch viel zu einem anständigen Kerl unter dieser trauervollen Bagage von Menschheit. Man hatte noch verflucht zu tun, daß man daraus heraus kam. Außerdem, dieses hübsche Generalmuster von einem Wüstenvogel: wie sollte man dem nun vorpfeifen, daß er an den guten Gott glaubte? Beim Hagel, man bekam eine Wut über sich selber, wenn man ihn ansah. Wer hatte ihn so gerupft?

„Du sollscht nicht so vermessen daherschprechen," tadelte er unmutig. „Gnade ischt etwas ernschthaftes, und ischt nichts zweideutiges dabei, denn sie kommt von Gott. Aber ich kann dir keine geben, sondern du muscht dich bessern in deinem Herzen und Kopf. Ich will dir auch kein Geld geben zum Vertrinken; man kann dieses jetzt viel besser anwenden. Ihr seid nur Saufbolde und Raufbolde in Deutschland. In Pandurien man hat viel mehr Vernunft; da schaut man nur zu, daß man anschtändig lebt. Du sollscht das auch tun."

Die Landstreicherin hob ihr ungläubiges Gesicht zu seinem gläubigen auf, und betrachtete ihn aus leicht gekniffenen Augen; diesen Ton kannte sie ebenfalls.

„Der Herr mag keinen Kreuzer dranwenden," entgegnete sie in tiefgefaßter Bosheit. „Man muß eine Gnade nehmen, wie sie kommt. Das Leben ist

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mehr als der Augenblick, und Gott zahlt selber mit schönen Worten." Sie lächelte ihn mit einer gewissermaßen ergebenen Rückhaltlosigkeit des Hohnes durch und durch, und er stand vor ihr wie ein Sieb oder Gitter des Schuldbewußtseins, nicht nur seines eignen, sondern der ganzen sündenbehafteten Menschheit, und es gab kein verletztes Gesetz der Sitte, das man nicht durch ihn hindurch in seiner blutenden Gestalt erblicken konnte. „Das sagt Ihr recht," fuhr sie kälter fort: „Die Leichtfertigkeit ist nicht panduriſch: aber Schäbigkeit und Heuchelei auch nicht, vorab im verliebten Vorhaben, und wenn der Kaiser davon erführe, so weiß ich nicht, wie es ihm gefiele." Sie regte sich ein wenig auf, soviel es ihre verächtliche Art zuließ, fing unerwartet an ungarisch zu reden, und erzählte ihm wunderbare Dinge in einer Vatersprache, von der er kein Wort verstand, aber sie alle. Er merkte nur, daß die Verschafluderung jetzt vollkommen sei, und stand geduldig unter dem Hagelwetter, das diese weibliche Jugend über ihn brachte. Das war aber noch nicht alles; mitten in ihrer Predigt sah sie ihn noch einmal besonders an mit ihren schwarzen Augen, und hielt dann inne, und er mutmaßte, daß er etwas gefragt sei. Da raffte er sich zu einem Schlußversuch auf, dachte: „Bote Gottes, hilf dir," und probierte es mit der Redlichkeit.

„Ich verschtehe kein Wort von dir," bekannte er treuherzig. „Weiß der Teufel, was du da für eine Türkenschprach redeschst. Kannscht du nicht langsam schprechen? Überhaupt, wenn du mir etwas zu sagen haschst, so rede deutsch, wie ich mit dir auch; das Ungarische ischt mir so verleidet, muscht du wissen, daß ich es garnicht mehr hören mag, oder es wird mir heiß und kalt dabei. Auch bin ich gar kein Ungar, und auch kein kaiserlicher Gesandter; hab nur keine Angscht nicht; und eine Kompanie ischt nirgends da hinter keinem Berg. Du muscht mir das Betreffende verzeihen; die Wüschte ischt schuld daran; es ischt mir schon einmal passiert. Aber sonscht meine ich es gut, und ich fange an und eifere um den Frieden; aber ich muß noch vieles lernen. Von dir will ich nichts Unrechtes; vielmehr dauerscht du mich in deiner Verkommenheit, und ich möchte dir helfen; es ischt etwas Heldenmütiges in dir."

Das war sein ehrliches Gefühl von ihrer Erscheinung; aber sie machte sich nichts daraus; das Bündel Elend hatte für die Stimme der Ergriffenheit keine Ohren.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Ach so," machte sie mit spöttischen Lippen. „Jawohl, jetzt weiß ich alles. Es kam mich schon vorhin so an. Du bist ein schweizer Kuhmaul. Du kannst deine Zunge an eine Stange binden und damit dreschen. Ihr seid gut dazu, daß man mit euch andre totschlägt. Aber du bist auch dafür zu dumm. Warum bist du nicht daheim geblieben und hilfst den andern ihren alten Mist warm halten?" Sie erregte sich nocheinmal. „Und was spielst du einen Schubiacken und machst die Straße unsicher, du Esel, wenn du um den Frieden eiferst? Eifere, für was du willst, aber gib die Bahn frei für vernünftige Leute, und so gut. Und bete zu Gott, daß Witz in deinen Kopf kommt; den hast du totnötig. Es ist ja schade für dich."

Nach diesen Worten kehrte sie sich ihren Geschwistern zu: „Kommt, wir können weiter gehen," und setzte sich mit ihnen in Gang, ohne den verprügelten Restaurator und Boten Gottes noch einmal anzusehen. Nun befand sich der aber in seiner Zurechtgewiesenheit nicht einmal so übel, dank dem guten Faden in seinem Rock, und fühlte eine lebhafte Regung des Bedürfnisses, dafür dem lumpigen Engel des Herrn jetzt auch mit einem guten Tag zu dienen. Immerhin war sie ihm heimatlich gekommen und hatte gesagt, daß es schade sei für ihn; das glaubte er ihr aufs Wort, vornehmlich weil ihm die Aussage Perspektiven in die Zukunft öffnete.

„Wo willscht du denn hin?" fragte er hinter ihr drein. „Da laufscht du in die Wüschtenei, muscht du wissen. Da ischt nichts als ein verbranntes Bauerndorf mit einem armen Bauern drin, der zwölf Kinder hat. Aber er nimmt dich noch auf. Er nimmt immer alle auf. Geh nur hin; die Hund zeigen dir den Weg. Daß dir die Wölf nichts zuleid tun in der Nacht. Und vielleicht bleibscht du bei ihm und lauschscht ihm seine Kinder. Behüt dich Gott."

Die Landstreicherin hatte sich während dieser Worte halb erstaunt umgedreht und ihre dunklen Augen noch einmal auf den schuftigen Edelmann gerichtet, der so väterlich reden konnte. Er stand da mit dem ausgestreckten Arm und Säbel wie ein Leuchtturm oder Wegweiser nach dem gelobten Ufer der Glückszustände, von dem sie so weit entfernt war wie er, und das sie wie er nur vom Hörensagen kannte. Aber sein Hund gab ihm doch den Anschein, als stehe er auf einem bestimmten Kurs irgendwohin, und könne schon mancherlei aussagen. Es schien ihr vollends ein Anzeichen von Land auf diesem Ozean

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Trübsal, daß einmal einer an ihr vorbeitrieb, der schließlich besser war, als er zuerst ausgesehen hatte. Darum erhellte sie ihre Miene ein wenig, fragte ihn, wie weit das noch sei bis zu jenem Dorf und Bauern, und machte sich nach einem kurzen Dank endgültig auf den Weiterweg.

Das tat auch der Pandur, indem er seinen Säbel wieder wegversorgte. Doch war ihm diesmal gründlicher aufgegeben als nach der Begegnung mit dem Mädchen Christine, und er blieb noch einigemale stehen und kehrte seinem Ziel den Rücken zu, um der jungen Jungfer nachzugucken. Als ihn das Erstaunen nachträglich erst recht überfiel, brach er tiefversunken in die Worte aus:

„Das ischt mein Seel eine zweideutige Jungfrau, kommt wie Maria Verkündigung, verkündigt die Wahrheit, und geht wie Maria Heimsuchung, sucht die Heimat. Finde die Heimat, gutes Mädchen. Gehe ein in deines Herrn Freude."

Im Weitergehen stellte er sich seine eigne Heimat vor, ärgerte sich nachträglich über das Kuhmaul und über die Zungendrescherei, die ihm die Landstreicherin zugemutet hatte, sagte sich, daß er ihr eigentlich einen Goldgulden hätte schenken können, dachte dies und das über seine Persönlichkeit und sein Dasein, und wandte sich etwas bewegt, doch im ganzen unbeirrt wieder seiner nächsten Vornahme zu. Er wollte in der Stadt irgend etwas gründliches für die Restaurierung der Gemeinde Wullenhausen tun, vornehmlich vermittelst des Beutels, den ihm das Schicksal in die Hände gespielt hatte.

Gegen abend kam er zu dem Haus an der Straße, das er in seiner Auseinandersetzung mit der Landstreicherin berufen hatte und in dem er nun zu übernachten gedachte. Er überlegte, ob man ihn von seinem letzten Besuch her noch kennen werde, sah ein, daß er sich in diesem Fall noch selber überpanduren müsse, um nicht neben den Respekt zu fallen, zog im letzten Moment in Betracht, ober er nicht doch etwa lieber durch Leutseligkeit bestechen wolle, und betrat einstweilen das Haus, weil es angefangen hatte zu regnen. Es kam darauf an, was er zuerst zu sehen und zu hören kriegte; danach wollte er den Ton nehmen.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der junge Dichter

Ein Brief an Viele von Hermann Hesse

Lieber Herr!

Haben Sie Dank für Ihren hübschen Brief und die Zusendung Ihrer Gedichte und Prosaversuche, in denen ich mit Teilnahme geblättert und manche fast vergessene Spur der eigenen dichterischen Anfänge angetroffen habe. Ihr lieber Brief und die Übersendung Ihrer Dichtungen zeigt mir ein Vertrauen, das mich beschämt, da ich es leider enttäuschen muß.

Sie legen mir vor, was Sie an Versen und andern Dichterversuchen bis jetzt geschrieben haben, und Sie bitten mich, Ihnen nach der Lektüre dieser Blätter zu sagen, was ich von Ihrem dichterischen Talent halte. Die Frage sieht einfach und harmlos aus, um so mehr da Sie ja keine Schmeichelei, sondern die strenge Wahrheit zu hören verlangen. Ich würde auch nichts lieber tun als die bündige Frage bündig beantworten, wenn ich nur könnte. Die „Wahrheit" ist nicht so leicht zu finden. Ich halte es sogar für vollkommen unmöglich, aus Proben eines Anfängers, den man nicht persönlich sehr genau kennt, irgendwelche Schlüsse auf sein Talent zu ziehen. Ich kann aus Ihren Versen sehen, ob Sie mehr Nietzsche oder mehr Baudelaire gelesen haben, ob Liliencron oder Hofmannsthal Ihr Liebling ist, vielleicht auch, ob Sie einen schon an Kunst und Natur bewußt gebildeten Geschmack haben, der jedoch mit der poetischen Begabung nicht das mindeste zu tun hat. Ich kann (und das wird für Ihre Verse sprechen) günstigenfalls etwa auch Spuren ihres Erlebens entdecken und versuchen, mir ein Bild Ihres Charakters zu machen. Mehr ist unmöglich, und wer Ihnen verspricht, aus Ihren Anfängermanuskripten Ihr literarisches Talent zu taxieren, wie ein Graphologe den Charakter des Abonnenten in der Briefstellerecke der Zeitung begutachtet, der ist ein recht oberflächlicher Mann, wenn nicht ein Schwindler.

Es ist nicht eben schwer, nach der Lektüre des Wilhelm Meister und des Faust Goethe für einen bedeutenden Dichter zu erklären. Man könnte aber sehr wohl aus seinen Anfängerjahren ein Heftchen Gedichte zusammenstellen,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aus dem niemand etwas andres zu schließen fände, als daß der junge Autor seinen Gellert und andre Vorbilder eifrig gelesen und Geschick im Reimen habe. Man hat, als Goethe schon den Werther und Götz geschrieben hatte, noch lange Zeit manche Schriften des Dichters Lenz ihm zugeschrieben und umgekehrt. Es ist also, selbst bei den größten Dichtern, die Handschrift früher Versuche keineswegs immer schon wirklich kennzeichnend und einleuchtend originell. In Schillers Jugendgedichten kann man geradezu erstaunliche Konventionalitäten und Geschmacklosigkeiten finden.

Es ist also nichts mit dem Beurteilen junger Talente, das Ihnen so einfach scheint. Wenn ich Sie selbst nicht genau kenne, so weiß ich ja nicht, auf welcher Stufe Ihrer persönlichen Entwicklung Sie stehen. Ihre Gedichte können Naivitäten enthalten, die Ihnen schon in einem halben Jahre nimmer passieren werden, ebensowohl können Sie aber auch in zehn Jahren noch dieselben Verstöße begehen. Es gibt junge Dichter, die mit zwanzig Jahren ganz erstaunlich schöne Verse dichten, mit dreißig aber keine mehr oder, was schlimmer ist, noch genau dieselben. Und es gibt Begabungen, die erst mit dreißig, mit vierzig Jahren zum Bewußtsein kommen.

Kurz, die Frage nach den Aussichten auf künftigen Dichterruhm, die Sie mir stellen, gleicht der Frage einer Mutter, ob wohl ihr Fünfjähriger einmal groß und schlank werden oder klein bleiben werde. Der Bub kann bis zum vierzehnten, fünfzehnten Jahr ein Knirps bleiben und dann plötzlich in die Höhe schießen.

Angenehm hat es mich berührt, daß Sie mir nicht, wie sehr viele Ihrer werten Kollegen, die Verantwortung für Ihre poetische Zukunft aufgeladen haben. Viele nämlich, die mit derselben Frage wie Sie zu einem schon erfahreneren Schriftsteller kommen, machen es nicht ohne Pathos von dessen Entscheid und Antwort abhängig; ob sie je wieder einen Vers schreiben werden oder nicht. Da könnte man also unter Umständen sein Leben lang mit dem Gefühl herumlaufen, man habe vielleicht durch einen kleinen Irrtum die deutsche Literaturgeschichte um Nibelungenlieder und Fauste gebracht!

Damit wäre Ihr Brief eigentlich beantwortet. Sie haben mich um einen Dienst gebeten, den ich Ihnen leider nicht erweisen kann, da er jenseits des Möglichen liegt. Doch mag ich nicht gerne mit einem Entscheid Sie verlassen, der Sie nicht befriedigt und den Sie am Ende doch nur als eine

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

spitzfindig verkleidete Absage auffassen. Erlauben Sie mir darum noch ein freundschaftliches Wort.

Ob Sie in fünf oder zehn Jahren ein bedeutender Dichter sein werden, kann ich nicht wissen. Daß Sie einer werden, hängt aber gewiß nicht von den Versen ab, die Sie heute machen!

Und schließlich: ist es denn notwendig, daß Sie gerade ein Dichter werden? Ein Dichter zu sein, ist vielen begabten jungen Männern ein Ideal, denn sie verstehen unter einem Dichter einen original gebliebenen, im Herzen reinen, empfänglichen Menschen mit feinen Sinnen und einem geläuterten Gefühlsleben. Nun, diese Tugenden kann man alle haben, ohne ein Dichter zu sein; und es ist besser sie zu haben, als an ihrer Stelle nur das zweifelhafte literarische Talent. Wem aber an der Dichterlaufbahn nur gelegen ist, weil man dabei möglicherweise berühmt werden kann, der soll lieber Schauspieler werden.

Daß Sie zurzeit das Bedürfnis haben Verse zu machen, das ist an sich weder auszeichnend, noch beschämend. Die Gewohnheit, Erlebtes im Bewußtsein zu klären und in knapper Form festzuhalten, kann Sie fördern und Ihnen helfen, ein wahrer Mann zu werden. Das Dichten kann Sie aber auch schädigen, und es schädigt sehr viele, indem es dazu verführt, Erlebtes rasch hinter sich zu bringen und abzutun, statt es rein auszukosten. Mancher junge Dichter gewöhnt sich, seine Erlebnisse nach ihrem poetischen Aspekt einzuschätzen und wird ein sentimentaler Dekorateur, der schließlich nur noch erlebt, um darüber zu schreiben.

Solange Sie das Gefühl haben, Ihre poetischen Versuche seien Ihnen förderlich und helfen Ihnen, über sich selbst und die Welt klarer zu werden, Ihre Erlebenskraft zu steigern, Ihr Gewissen zu schärfen, solange bleiben Sie dabei. Ob Sie dann ein Dichter sind oder nicht, es wird ein brauchbarer, wacher, hellsichtiger Mann aus Ihnen werden. Wenn das aber Ihr Ziel ist, wie ich hoffe, und wenn Sie im Genießen oder Hervorbringen poetischer Literatur das geringste Hemmnis und die kleinste Verführung zu unredlichen Nebenwegen, zu Eitelkeit und Abschwächung des naiven Lebensgefühls erblicken, so werfen Sie alle Dichtungen, Ihre und unsre, weg!

Es grüßt Sie mit guten Wünschen Ihr

H. H.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hamburger Märztagebuch

Von Norbert Jacques

ie Luft ist wie auseinander gespannt, seidenblau, und durch ihre schmerzlich gedehnte Zartheit gehen Wolkenballen, derb und dunkel vor weißem Glanz. Dunkel und trächtig arbeitet es in der Atmosphäre, die heute vor flüssiger Klarheit die Schatten ihres eigenen Lichtes frißt. Und gestern noch lag der Hafen mit Nebel zugedeckt. Die Dampfer waren in der grauen steifen Luft halb versunken. Sie ragten nur hier und dort zu Teilen heraus, wie farblos ins Ungewisse gestellte Bauten, Schatten von unwirklichen Stadtzinnen, teufelhaft gebrochene Riesengesimse, Klumpen von Wällen, ohne Fundament in die Atmosphäre gehext. Aber heute ist es März! Heut liegt der Hafen auf einem Tag, der blank und grell ist, wie eine gescheuerte Silberplatte mit schwarzen Reflexen.

Man sieht bis in alle Tiefen der Wasserbecken die kleinen, plumpen Fährdampfer hin und her zucken und mit ihrer brutalen Hast das Tempo für das Leben dieses Arbeitsfeldes angeben — ein Tempo der Maschine: besinnungslos treibendes Eisen, dem Dampf und Elektrizität auf Stunden ein hart vorgemessenes Leben einhauchen. Das Wasser wellt zitternd, wie von innerm, atemlosem Aufruhr, gluckst angstvoll an der Kaimauer hoch. Die Fährdampfer pflügen es immer wieder in weiten, schweren Stürzen auf, schlagen wasserverhüllt einander entgegen, ein Schrei! man sieht schon die Katastrophe ... und gleiten aneinander vorbei mit einem rowdyhaften Sich-an-die-Schulter-stoßen.

Zwischen ihrer flinken Brutalität schieben sich schwerfällig gemessen und in eisernem Ernst die Dampferhünen, und in unregelmäßigen Weilen brüllen ihre Pfeifen auf. Die Atmosphäre bebt mit in dem urhaften Ton aus diesen Dampfleibern, deren Flanken tausende von Pferdekräften furchtbar umspannen. Die Natur ist ein paar Augenblicke wie tief erschreckt. Fern jagt das dröhnende Brüllen davon. Schlohweiße Rauchkränze purzeln überall rasch in die Höhe, flattern leichtsinnig, wie Schleierfetzen, zwischen den Masten umher. Die Luft saugt sie ein. Die Fährdampfer zerwühlen das große,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schwere, feierliche Leben dieser Station am Rande der Heimat, auf die schon, wie aus den Fernen der Wünsche, ein Reif fremder Küsten und Städte gefallen ist, zu hundert verwirrten, aufgeregten Richtungen und fassen es doch muskulös zusammen in die einzige vergewaltigende Gebärde der Arbeit.

Und mitten drin und hin und her, wie zusammengeflüchtet, greifen die hohen Maste der Segelschiffe in ungestümen Scharen in die grelle, zarte Luft hinein. Sie greifen hinauf, wie von Wünschen schlank gemachte Arme. Sie sind nackt vor Sehnsucht, klar und dunkel wie von Lenzregen genäßte Ruten. Es ist ein Märztag. Eine Viermastbark kommt den üppig wogenden, schillernden Strom der Elbe herunter, gleitet mit dunkler Ruhe zwischen dem aufgeregten eiligen Werk der Fährdampfer hindurch. Sie trägt ihr schweres Bugspriet wild und plump wie eine Waffe übers Wasser. Die Mastspitzen wandern hoch in der mit Schmerzen arbeitenden Tiefe der Luft. Der Westwind schlägt die Wimpel steif und knallend zurück. Die Sehnsucht steigt qualvoll, blank und schwarz, wie die Märzluft. Es muß ein königlicher Fünfmaster sein, der uns hinausträgt an dem einen Tage, zu dem unsre Wünsche ausfließen wie Teiche. Die fernen Küsten wollen schon aufsteigen. Der Hafen bindet Heimat und Fremde.

Von den fremden Küsten kommt der schwere, schwarze Dampfer, der an dem hinauswallenden Viermaster vorbei in den Hafen hereingezogen wird. Wie eine kämpfende Wespe stemmt sich der winzige Schlepper, der ihn zieht, vor ihm im Wasser weiter. Der Schlepper spuckt und atmet schwarzen Rauch, der wild aufs Wasser niederschlägt, vom Wind aufgegriffen und in Fetzen in die hohen Decks und Maste des Dampfers und in die grausam aufsaugende Luft geschleudert wird. Der Dampfer wandelt starr und riesengroß, wie ungeschlacht vor Heimatsfreude, hinter der kleinen spuckenden Wespe weiter; einmal läßt er seine Stimme hören, seine Hünenstimme, bis er seine Dückdalbenreihe erreicht und sich in seliger Müdigkeit an sie ankuscht. Möwen streichen unter seinen Küchenfenstern niedrig und mit gierigen Akrobatenstößen übers Wasser. Manchmal werden zwei oder drei mit jäher Plötzlichkeit weit über die Maste hinauf hochgerissen und bleiben in funkelnd angespanntem Stillhalten auf der Luft liegen, als seien ihnen die Wünsche erfüllt worden.

* * *

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aber drüben, wo in den Werften die hohen Hellinge, unter denen die Schiffe Eisenplatte für Eisenplatte zusammengeschweißt werden, wie unglaubhafte eiserne Brücken plötzlich ein Stück durch die Luft ziehen, scheinbar von Wolke zu Wolke, hebt ein schwimmendes Trockendock mit unmeßbaren Kräften einen Dampfer haushoch übers Wasser. Der gewaltige Leib liegt bewegungslos nackt, traurig wie eine verlassne Stadt, mitten im wirbelnden Sturm des Hafenlebens. Hämmer schlagen an seinen Flanken herum Feuerflammen, blaß anzusehen in dem gleißenden Glanz der Märzluft, bohren sich in seine Nähte. Der Dampfer ragt hoch über das schaukelnde, verwühlte Wasser. Die Schlote der Werft gießen von gleicher Höhe mit dem Deckaufbau des Dampfers braune Rauchschwaden über ihn. Er liegt ruhelos verzagt auf seiner Höhe und glaubt nicht mehr an sich. Er sieht rundum seine Wünsche sich vollziehen. Schiffe gehen, mit der Arbeit der Nation beladen, in die Fernen und kommen heimatselig voll von Schätzen fremder Schollen aus den weiten Ländern, um sich an die Kais der Lagerschuppen zu schmiegen und die wartenden Räume zu füllen, die Völker zu nähren. Dem Dampfer auf dem Trockendock hängen die zwei Schrauben wie gelähmte Glieder am Leib, und die wie zum Ansturm schräg nach hinten gelegten zwei Schlote stehen hoch, schwarz und plump über dem brausenden Ziehen des Hafens in den Himmel, als hätten sie ihr mächtiges Zielbewußtsein verloren.

* * *

In der Tiefe des Hafens jedoch, man könnte sagen: hinter den Kulissen des Hafens, wacht die Sehnsucht in diesen Tagen frisch auf und reibt sich vor dem Erwachen die träumenden Augen. Am Veddelhöft schüttelt einen der Fährdampfer mit einem derben Anprall auf den schaukelnden Schwimmkai aus. Man geht über die öde, verrußte, unbebaute Sandbank zwischen der Elbe und einem neuen, noch wenig benutzten Wasserbecken auf die Tiefe des Hafens zu, in der plötzlich ein nüchternes Stadtviertel geschwärzter und lotterig gebauter Mietshäuser ohne Zusammenhang ersteht. In der Hauptstraße streifen fremde, langsame Gestalten von slawischen Männern in Stiefeln und bunten Mützen, von kleinen, eckig gerundeten Frauen in Röcken, die vor Farbenfreude lustig schreien, in Scharen herum. Sie kümmern sich aufgeregt um die Auslagen der kleinen Läden mit Hüten, Koffern, Kleidern,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Harmonikas, Mandolinen, Pfeifen, Schnapskrügen, Stiefeln, tombakenem Schmuck, deren Schätze sich zum erstenmal im Jahr auf den Holztischen vor den Fenstern ausbreiten. Die Kauflust glänzt auf den naiven Gesichtern, primitiv, wie die Sonne auf frischem Weißblech. Die Inschriften auf Läden und Kneipen sind in vielen östlichen Sprachen gehalten, mit fremden Zeichen gemalt. Aber diese Häuserreihen sind nur der Vorort. Der Strom der fremden Menschen entwickelt sich weiter, aus dem Reich der Läden hinweg tiefer über die sandige Straße. Man folgt ihm, und auf einmal ersteht jenseits eines eisenumgitterten Kanals ein kleines geschlossenes Städtchen. Es duckt sich flach unter den glitzernden Himmel, und nur ein einziger Kuppelturm über dem Eingang steigt höher hinauf. Der Zug der Fremden verliert sich unter diesem Kuppelturm in das Städtchen, in dem baumbebordete Straßen, eingeschossige Häuserreihen, Plätze, Hotels, Kirchen liegen. Man könnte dieses Städtchen eine Stadt der Sehnsucht nennen. Denn es sind die Auswandererhallen der Hamburg—Amerika-Linie.

Der Strom der fremden Menschen, vom Erwachen der Erde, das aus der gleißenden Luft des Tages auf sie herniederdringt, aufgescheucht, streicht im Innern des Städtchens ruhelos umher, von den Schlafräumen in die Straßen, in die Eßlokale, in die Gepäckzimmer, an die Fahrkarten- und Reiseschalter. Es streicht auf und ab, hinaus, herein; über den Mauern liegt der blanke Himmel niedrig und stark, als schlöße er sie zu. Die wilden gefangenen Tiere gehen so hinter den dicken Eisenstäben ihres Gefängnisses, in jedem Augenblick ohne Ruhe, in jedem Augenblick mit allen Muskeln bereit, in jedem Augenblick bis in die Augen voll erwartender Gespanntheit: Nun werden die dicken Eisenstäbe weichen; es ist dann, als seien nie Gitter dagewesen, als sei man nie von ihnen zurückgehalten worden!

Die Slawen gehn hin und her durcheinander, plump und dumpf, die kleinen runden Äuglein von einer sehnsüchtigen Neugier geschliffen, und wissen nicht recht, was sie mit sich selber getan haben. Sie haben ihre schönsten Pelze angezogen, ihre farbigsten Tücher umgebunden, ihre lustigsten Röcke angelegt. Sie beten und singen, auf dem Boden knieend, in der katholischen Kirche der Auswandererstadt mit zittrigen Stimmen durcheinander, schlagen sich mit entfesselten Gebärden an die Brust und bevorwitzen sich zu gleicher Zeit, und ziehen dann wieder in Scharen zwischen den

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

niedern Gebäuden auf und ab, erfüllt von einer verzagten Feierlichkeit. Die Familien der Juden gleiten, mitten in den andern, wie abseits und wie in einer leisdunkeln, sickernden Traurigkeit dahin. Auf den Gesichtern der Männer aber steht ein verächtliches und geschlagenes Lächeln, wie zum eigenen Spott über ihre Heimatsucherei. Die Gesichter ihrer Frauen unter den dicken, kalten Perrücken sind streitsüchtig und gleichgültig, und die Gesichter der jungen dunkeln Mädchen schauen ferne, schön und melancholisch.

Fünftausend Menschen an einem Tag und Hunderttausend durch das ganze Jahr streichen hier so hin und her, jeder eingeschlossen in den kleinen Kreis seiner zaghaften Wünsche, alle zusammen eine Masse von Völkerwanderung, Rastlosigkeit, Enttäuschung, Hoffnung. Sie sind geplagt vom Erharren, daß sich die dumpfen Wünsche bald vollziehen, von denen sie aus dem Schoß ihrer Heimaterde gepflügt wurden und von denen sie nun willenlos zu den Ländern geblasen werden, die vielleicht das Leben leichter machen. Ihr Flug wird in einer Märznacht beginnen. Der „Cleveland" liegt beim Kaiser Wilhelmhöft schon bereitet, die Masse dieses märzlich erwachten Dranges zu empfangen und hinauszuleiten.

Gegensatz schlägt auf Gegensatz. Die blockierte Sehnsucht des Dampfers auf dem Trockendock wird beiseite geschoben und von der entfesselnten Sehnsucht der Auswanderer, in der unbestimmte Menschenschicksale keimen: Stilles Glück, von dem man niemals etwas erfährt; grausame Tragödien, die gleichsam hinter geschlossenem Munde mit allen Nerven brüllen, ohne daß ein andres Menschliches sie hört, als das, das selber die Schreie der Pein und der Verzweiflung ausstößt. Und im selben Schritt gleichgültige kalte Alltagsenttäuschungen, bescheidene Alltagserfüllungen. Was liegt, vom Schicksal der Schar vorgemessen am Ziel des Wegs? Sie wehen hinaus, wie Blumenstaub vom Winde getragen wird. Hält sich wo ein Schoß auf, den er befruchten kann?

* * *

Ein Uhr. Auf dem roten Turm am Kaiserhöft fällt der Zeitball an seiner Stange nieder. Dann beginnen all die eisernen Dampfstimmen sich wie zu einem überweltlichen Zusammenbrüllen zu vereinigen. Gleich stoßen, auf einmal überall, von der Landseite her die kleinen Dampfer und Barkassen ab. Scharen von Arbeitern hängen in schwarzen Klumpen wie ausgeflogene Bienenschwärme auf ihnen. Die Schiffe rasen mit ihnen hinüber zu den

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 22:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Werften. Der Wind drückt gleichförmig von Nordwesten auf sie. Sie gleiten schiefgeneigt dahin und purzeln sich von Weile zu Weile in einer Welle kreiselnd aufrecht. Die Arbeiter brüllen und sind derb, schwerfällig und verrußt, wie die brutalen Dampfer auf denen sie fahren. Auch von Altona her ziehen Arbeiterschiffe in Scharen heran. Sie sind wie Kähne des Todes, so dunkel, so schwarz gefüllt, so stumm und todsicher in ihrem Weg, und verschwinden alle nacheinander, plötzlich, zwischen den Docks, auf denen die unglücklichen Dampfer übers Wasser gehalten werden.

In zehn Minuten ist es vorbei, sind die schwarzen, hängenden Massen davongeschlagen, verschwunden, wie ein großes gefährliches Molochopfer von den riesenhaften Werken drüben verschlungen. Der Rauch weht kräftiger aus den Schloten hernieder. Die Hämmer schallen. Eine Stimmung modernen Gottesdienstes durchbraust die junge Luft des beginnenden Erdwerdens. Die Schiffe rufen wieder. Der harte gläserne Wind wirft die dröhnenden und die schrillen Stimmen der Dampfpfeifen durch den ganzen Hafen in die Stadt hinein, aus deren berußten Türmen die plumpen Wülste des nahen Katharinenturmes glänzend hervorstechen, weil der Regen am Morgen seine Patina grell gewaschen hat. Die Stunden des vorschreitenden Tags ermüden nicht. Wie Schweißgeruch bei der Arbeit schlägt der Dunst des Kohlenrauches in die Hafenstraßen und Häuser, zieht in Strömen durch den herben Duft des qualvoll arbeitenden Vorfrühlingtages. Gesellschaft, Mensch und Natur mischen die Probleme ihrer Seelen: Das Herz ruft und wandert, der Dampf keucht und die Maschinen laufen, die Fernen sind herangerückt, und aus dem Horizont quillt mit der Unrast seiner nassen fruchtbaren Melancholie der Frühling.

Akkumulator und gespeiste Maschinen! Die alten Poeten sind trostlos. Aber zum Teufel, die Jungen sind jetzt dran. Wie märchenhaft ist ein Schwungrad, das mit weithin sausenden Kreisen die heimlich geborne Kraft der Maschine hinauswirft! Die eisernen Flügel, die im Wasser toben und mit den konzentrierten Städten der Dampfer die fremden Länder herbeiholen sind ungeheuerlich schön! Ein weltenumfassender Schoß gebärt im Hafen der deutschen Stadt, und die jungen starken Reichtümer sprießen wie Urwälder. Die Kraft der Nation treibt hier ihr ungemessenes Schwungrad. Arbeit riecht und rast; und zugleich rankt das Mysterium der Fernen,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 23:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des Wanderns seine zarten, süßen Visionen schöner, hoher Küsten darüber. Es ist Akkumulator, Maschine und Märchengarten. Es ist der letzte, heldenmütige Ausdruck der brodelnden Arbeit der Rasse, — das Epos des Verkehrs!

* * *

O, und dann in der Nacht einsam die Kais entlang gehen! Aus den Warenlagern strömen die feuchten Gerüche fremder Schollen, verwirrend und aufstachelnd, was an Wünschen und an Erinnerungen, an Urwald, entfernten Rassen, fremden Häfen in einem begraben ist. Die Nacht liegt mit gläserner Ruhe auf Wasser, Schuppen und Schiffe gesunken. Die märzliche wasserklare Finsternis deckt alle Bewegung zu, dämpft die wüste Wucht des Tages zu der milden dunkeln Stimmung eines Riesendampfers, der nächtens mit traumhaft starren, verzauberten Bewegungen einer schlafwandelnden Felsenstadt sich vom Ufer löst, wie ein Urwesen zum Abschied rufend davonzieht und dem Meere zugeht. In dem kalten West, der über die Kais schneidet, friert Negern und Malaien und Chinesen, die auf Fahrgelegenheit zu ihren Schiffen warten, die sonnendunstige Haut. Und wir wissen auch, daß hier eine Mühle mahlt, und daß Menschen hier in die Höhlen der Kohlenräume verschwinden, elende und ausgestoßne Flüchtlinge des Volkes, denen keine Schwelle hält. In der verlassnen Stille und Dunkelheit arbeiten die Gegensätze inniger. Aber auch das Mysterium der Fernen wird von einer leuchtend heißen Pracht. Die Weiten sind offen in dieser reinen Nacht.

Nur ein fernes Schiff, dessen Arbeit eilt, ist ganz in grelles Licht getaucht. Die Winden prasseln durch die Nacht herüber. Große Schatten jagen hinter den Flammen auf dem Schiffsleib hoch und nieder. Hammerschläge klingen, immer mit einem reinlichen und harten Knall.

Die Nacht ist wie aus Stahl. Noch alle Stunden einmal kreuzen sich hier und dort mit einem verwundert aufschreckenden Schrei die grünen, roten und weißen Lichter zweier Fährdampfer und huschen schnell wieder auseinander. Wie gespenstige Schatten ziehen hohe Schiffe geräuschlos herein. Und die Stadt liegt am Rande des ungeheuern schwarzen Teiches, den blinkigen Schmuck der Laternenketten auf ihrem nachtruhigen großen Leib, juwelenbeladen, wie eine dunkle, zum Jenseits geschmückte tote Königin aus Ägypten. Aber selbst in den entfernten Becken atmet das schwarze Wasser, im Schlafe noch bebend.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 23:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Dame / Eine Studie von H. von Beaulieu

Heute ist das Weib Trumpf, von Nüchternen wird auch wohl die Frau als Ideal aufgestellt. Die „Dame" dagegen zitiert man nur in Gänsefüßchen, der Name ist in den Kreisen der Aufgeklärten so mit verächtlichem Begriff geladen, daß er beinahe eine klagbare Injurie darstellt. Die gebildete moderne Frau verwahrt sich dagegen, eine Dame zu sein. Die Dame ist veraltet, stirbt aus.

Aber die Ästheten trauern in ihren altmodischen Herzen, denn in der Dame ist ein Stück alter Kultur verkörpert; sie umschwebt derselbe Duft, der auf vornehmen alten Bildern liegt, den Gainsborough und van Dyck; in ihrer höchsten Potenz ist sie selbst Kunstwerk.

Eigentlich sollten alle Männer ihr wohlgesinnt sein, denn die Dame ist niemals Frauenrechtlerin. Wie käme sie auch dazu, um Rechte zu kämpfen, sie, die sich im Besitze aller Vorrechte fühlt! Noch ferner liegt ein Wettstreit mit dem Manne. Denn es ist für sie eine jeder Diskussion enthebende Tatsache, daß sie, die aus feinerem Stoff geformte, dem plumpen Manne in allem überlegen ist, — mit Ausnahme von ein paar Dingen vielleicht, die aber nicht des Erwähnens wert sind. Die Dame dringt auch nicht in des Mannes Sphäre ein mit dem Anspruch auf Arbeit. Für sie ist es selbstverständlich, daß er alle Arbeit leistet: Gesetze macht, um ihre Sicherheit zu garantieren; ferne Erdteile erforscht, um ihr deren Produkte zu Füßen zu legen; daß er so etwas wie Kunst und Literatur geschaffen hat, um sie zu ergötzen; (das Meiste davon würde sie ihm gern erlassen!) Und daß er sich gegebenenfalls für sie totschießen läßt. Denn sein Dasein muß doch irgendeinen Zweck haben!

Bei Anerkennung seiner partiellen Nützlichkeit verachtet sie ihn doch in ihrem Herzen — den Arbeiter! Hat er auch keine Schwielen an den Händen, so doch wahrscheinlich am Gehirn. Mühe macht gemein! Sein schwerfälliger Ernst, sein sich Abquälen um unlösbare — und im Grunde ganz unnütze — Probleme erscheint ihr verrückt und die Leidenschaft seiner Empfindungen ist ihr unheimlich und abstoßend.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 23:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Verhältnis zwischen den Geschlechtern ist ewig nur ein einander Fremdsein und Mißverstehen, das jeweils durch kurze heftige Annäherungen und vorübergehende Illusionen unterbrochen wird. Bei der Dame aber fehlt jede Neigung zu pathetischen Versöhnungen mit dem Feinde, jeder gute Wille zu intellektuellem Begreifen. Die Dame erkennt die teilweise Nützlichkeit des Mannes an, aber sein Wesen bleibt ihr im Grunde immer unsympathisch, fremd. Auch in der farblosen, korrekten Sorte Männer, die sie bevorzugt, ahnt sie etwas Dunkles, Tiefes, Unheimliches, das die lichte, harmlose Welt, in der sie lebt, stören könnte. Sie denkt garnicht daran, ihn „verstehen" zu wollen. Erstens findet sie, daß nichts an ihm zu verstehen ist, und zweitens, daß es viel besser ist, nicht zu verstehen. Ebenso wenig stellt sie das Verlangen, von ihm „verstanden" zu werden. Sie fände es sogar sehr anmaßend von ihm, wenn er's wollte. Sie kommt deshalb mit ihrem Manne meist sehr gut aus, da ein Moment, das die meiste Tragik in das Zusammenleben von Mann und Frau bringt, hier wegfällt.

In ihrem Verhältnis zum Manne scheidet die Dame sich am markantesten vom Weibe und von der Frau. Für die Frau ist der Mann im praktischen Betracht zwar ein unzurechnungsfähiges Wickelkind, in geistigen Fragen jedoch höchste Autorität. „Mein Mann sagt" ist für eine brave Frau allezeit die stärkste Waffe, um eine Gegnerin im Meinungsstreit niederzuschmettern, zumal wenn dieser nur die matte Erwiderung zu Gebote steht: „Goethe sagt . . ."

Für das „Weib" ist der Mann ein Objekt der Liebe oder des Hasses, etwas, gegen das sich der ganze aufgespeicherte Explosivstoff ihres Weibtums entlädt, sei's im Guten, sei's im Schlimmen; etwas, vor dem sie auf den Knieen liegt oder dem sie ihre Verachtung ins Gesicht schreit, das sie küßt oder umbringt. Meist eins nach dem andern. Siehe Hebbel und Wagner.

Für die Dame ist der Mann weder Hätschelobjekt und Autorität noch ein tragischer Fall. Im entfernteren Verhältnis ist er etwas, was die Hand küßt und Buketts überreicht, im näheren etwas, was die Uhren aufzieht, das Kursbuch enträtselt, Rechnungen bezahlt, sich mit Kellnern und Hausdienern herumärgert, Wagen besorgt und sich auf den Rücksitz setzt; ein Schirm, den sie zwischen sich und die ordinäre Welt schiebt; ein privilegierter Kammerdiener; auf die kürzeste Formel gebracht: ein notwendiges Übel.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 23:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Gemahl der Dame wird weder gehätschelt noch bewundert, er wird geduldet. Er hat es nicht ganz bequem. Seine Stellung verpflichtet ihn allzeit beherrscht und rücksichtsvoll, körperlich und geistig in Toilette zu sein. Dafür bleiben ihm auch Götterdämmerungs- oder Noraszenen erspart, wie sie dem Gatten eines „Weibes" bevorstehen. Er braucht nicht besorgt dem Moment entgegenzusehen, wo er entlarvt wird, wo sie ihm ins schuldige Antlitz schleudert: „Du Betrüger! Du bist ja gar kein Ideal!" Denn nie würde die Dame auf etwas so komisches verfallen, im Manne und nun gar in ihrem eigenen! — ein Ideal sehen zu wollen. Sie verlangt nur, daß er wie sie es von Vater und Brüdern gewohnt ist, ein Gentleman sei — oder sich doch wenigstens in ihrer Gegenwart wie ein solcher betrage.

Ebenso fern, wie ein Konkurrieren mit dem Manne, liegt es der Dame, sich solidarisch zu fühlen mit ihrem ganzen Geschlecht. Sie erkennt nicht die mindeste Verwandtschaft zwischen sich und jenen ins Dunkel geglittenen Schwestern, um deren Rettung die sozial empfindende Frau sich müht, der das Weib ein schwesterliches Mitleiden weiht, das manchmal sogar in Verherrlichung entgleist. Wie das Dasein des Mannes unvermeidlich ist, um ihr, der Dame, die ihr zukommende Position im Zentrum des Weltinteresses zu schaffen, so sind gewisse häßliche Gegensätze und trübe Unterschichten die notwendige Folge für ihr eigenes bevorzugtes Leben in Schönheit und Reinheit. Die Dame würde ebensowenig einen Ausgleich der moralischen wie der sozialen Gegensätze wollen, — wenn sie sich mit diesen Fragen überhaupt innerlich beschäftigte — äußerlich werden sie ihr durch repräsentative Vereinspflichten manchmal aufgedrängt. Für die Dame höherer Potenz gibt es keine peinlichen Probleme, keine Herz und Hirn zerquälenden Fragen. In ihrem harmonisch beruhigten Gemüt sind die Rätsel des Daseins a priori gelöst oder vielmehr, es gibt keine.

Dieses ist die spezifische Eigenschaft der Dame, das Rückgrat ihrer Existenz, der schützende Zauber, vermöge dessen das zarte Wesen unversehrt und unbeschmutzt durch diese Welt der peinlichen Wirklichkeiten schreitet: die Fähigkeit, wenn es ihr so paßt — und es paßt ihr oft! — taub und blind zu sein, ganz und gar nach außen abzusterben in einer Mimikry, ähnlich der, jener Käfer, die sich beim Wittern einer Gefahr tot stellen. Die Dame nimmt ein in ihrer Gegenwart gesprochenes keckes Wort nicht übel, — sie hört es

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 23:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nicht. Ein häßliches Schauspiel beleidigt nicht ihren Blick, — sie sieht es nicht. Durch Zufall in unangenehme Nachbarschaft geraten, erhebt die gewöhnliche Frau wortreichen Widerspruch, die mittleren Grades wirft strenge oder unglückliche Blicke; die Dame aber bleibt unberührt. Sie stirbt einfach für die unsympathische Umgebung ab, bis sie die Möglichkeit hat, sie zu verlassen.

Ebenso hat sie die Gabe, einen ihr mißliebigen Menschen durch einen Blick ganz und gar zu entmaterialisieren, zu Luft, zu Äther zu verflüchtigen. Nur ein kleiner erlesener Teil der Menschheit hat für sie überhaupt wirkliches Dasein.

Fast alle Schutzeigenschaften, die die Schwachen im Lebenskampfe oft über die Starken triumphieren lassen, sind der Dame eigen — bis auf die Schutzfarbe, denn die Dame verabscheut — im Gegensatz zu der Nichtdame — alles Auffallende. Wie die Weibchen der bunten Ziervögel oft ganz unscheinbar sind, gehen die Damen der schönen bunten Kavallerieoffiziere meist in Grau und Braun.

Natürlich gibt es innerhalb des Kollektivbegriffs „Dame" Varianten; neben der kühlen, ruhigen, bis ins Innere vornehm gedämpften Dame, die den Typ am reinsten darstellt, gibt es temperamentvolle, geistig rege Damen, die sich burschikos benehmen und sich scheinbar von der damenhaften Unnahbarkeit emanzipiert haben.

Scheinbar. Das Temperament ist verschieden, die Grundstimmung der Lebensanschauung ist dieselbe. Eine gewisse Freiheit des äußeren Benehmens ist nur die Sorglosigkeit des seiner selbst ganz Sicherseins. Wer sie mißverstehen wollte, würde bald durch einen Blick entstofflicht werden. Intelligente und vorurteilslose Damen — was man so nennt! — lachen wohl über einen Simplicissimuswitz oder beäugen von einer reservierten Loge aus mit heitrer Neugier eine Welt, die nicht die ihre ist. Aber der böse Witz, den sie belachen, rührt nicht ihr Inneres, und ihr Interesse an hübschen Halbweltlerinnen ist kein andres als das, mit dem sie im Zoologischen Garten ein kleines exotisches Tier begucken.

Distanz zur Umwelt! das ist es, was der Dame den feinen Hauch alter Kunstwerke verleiht, was sie in ihrer vollkommensten Erscheinung selbst einem Kunstwerke gleichen läßt.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 23:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Werke der Kultur und Kunst sind Manneswerk. Wie steht es nun um das lebende Kunstwerk, die Dame?

Als Einzelwesen ist sie viel unabhängiger vom Manne, als das „Weib", das durch ihn die Vollendung ihres Lebens erwartet. Während die sekundären Geschlechtseigenschaften, — körperliche und geistige Anmut, Liebenswürdigkeit, Takt, Geschmack und so weiter bei der Dame durch Vererbung, Tradition und Erziehung entwickelt und vervollkommnet wurden, haben dieselben Faktoren das Geschlecht als primäre Eigenschaft in ihr so gedämpft, gebunden, herabgedrückt, daß das Triebleben in ihr nahezu abgestorben scheint. Lange währende Gewöhnung hat aus künstlicher Unterdrückung der Sinne allmählich wirklich unsinnliche Naturen gezüchtet. Diese Unsinnlichkeit gibt der Dame über den Mann, nicht nur im Gesellschaftsleben, sondern auch in näheren Verhältnissen eine ungeheure Überlegenheit. Sie ist unabhängig, da, wo er abhängig ist.

Und doch, welche Ironie! Sie, die da Königin bleibt, wo andre Frauen Sklavinnen sind, die Kühle, Feine, die das Wesen aus gröberem Ton verachtet, während sie die Früchte seines Fleißes mit lächelnder Grazie verzehrt; die Überlegene, Gnadenspendende — sie ist als Typus nichts andres, als der lebende Beweis von der Geschmacksverfeinerung des Mannes, das Symbol seiner kulturellen Errungenschaften. Männliche Kultur hat diese feinen Luxusgeschöpfe gezüchtet, männliche Großmut (die zwar auf Egoismus beruht) gewährt ihnen die Daseinsbedingungen. Die Dame existiert, seit es dem verfeinerten Egoismus des Mannes schmeichelte, in seinem Hause jene erlesenen Geschöpfe walten zu sehen, die den stilvollen Bau seines Lebens mit Vollendung krönen. Die bevorzugte Stellung der Dame beruht auf einem galanten Übereinkommen der Männer, das wiederum auf einem egoistischen Motive basiert: man verehrt die Frau, soweit sie die Vorrechte und Vorzüge der Kaste repräsentiert; es ist im Grunde also eine Kultur der eignen Lebensanschauungen. Denn der Mann, so aristokratisch er auch sein mag, hat wegen seiner universaleren Natur und seines stärkeren Trieblebens weder die Fähigkeit noch die Neigung, sich praktisch in die Schranken eines theoretisch hochgehaltenen Klassenideals zu pressen; der Frau wies er an, das Ideal, das er in sich selbst nicht vollenden kann oder mag, zu verkörpern. Sie tat es; die Klugheit, mit der sie Sollen in Wollen umgewandelt hat, die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 23:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Grazie, mit der sie einer von galanten Konventionen abhängigen Existenz den Schein von Freiheit zu geben weiß, der Künstlichkeit ihres Lebens den Schein von Natur, einem im Grunde unwürdigen Zustande Würde, — das ist ihr Verdienst, ihre Kulturtat, das, was sie sympathisch und sogar bewundernswert macht.

Die Dame ahnt nicht, wie illusorisch, von Mannes Gnaden abhängig im Grunde ihre Selbstherrlichkeit ist, darf es nicht ahnen, denn ihre Ahnungslosigkeit in dieser wie in den meisten Beziehungen, die ungeheure Naivetät ihrer Lebensanschauungen, ist nicht nur ihr größter Charme, sondern Existenzbedingung. Eine Dame, die einsähe, was sie ist, wäre keine Dame mehr. Glücklicherweise sieht eine Dame selten etwas ein. Sie bleibt in mancher Beziehung immer ein Kind. Sie bleibt vermöge ihrer Fähigkeit, sich gegen alles Unsympathische — und das Meiste ist ihr unsympathisch! — hermetisch abzuschließen, ihr Lebenlang weltfremd. Vornehme Damen haben noch im grauen Haar einen Naivetätscharme, den die weniger exklusive Frau kaum in der allerersten Jugend besitzt.

Die Dame findet sich nun nicht immer — sogar höchst selten — in Reinkultur. Das ist gut, denn, wenn die Nurdame sich auch am meisten der Vollendung zum Kunstwerk nähert, so ist sie doch vom Menschen so weit entfernt, daß normale Leute in ihrer Atmosphäre kaum noch atmen können. Die Begriffskreise „Weib" und „Frau" schneiden den der „Dame" immer irgendwo zwischen Zentrum und Peripherie; nur das Zentrum selber muß unberührt bleiben, diese wundervolle Naivetät der Weltanschauung, die der Dame Rückgrat und Lebensnerv ist. Sonst käme ein undamenhaftes Pathos in ihre Existenz. Die Dame, die in erster Linie Dame sein will, ist ein schönes, beruhigtes, harmonisches Wesen; die Dame, die „Weib" oder „Mensch" sein will, wird zur disharmonischen, tragischen Existenz.

Ein ganz tragischer Fall ist die Dame als Schriftstellerin oder Künstlerin. Denn dann sind zwei sich widerstrebende Seelen in eine Person gebannt, zu Kampf und Qual. Was die Künstlerseele erstrebt, ist der Damenseele höchst zuwider; die Künstlerin mochte liebend begreifen, was die Dame innerlich ablehnt. Künstlern sollte nichts Menschliches fremd sein, der Dame aber ist nahezu alles Menschliche — im tieferen Sinne — fremd, und muß es sein, wenn sie nicht Rüstung und Schild verlieren soll. So wird das arme Wesen von zwei starken Tendenzen hin und hergezogen; immer muß

Generated on 2019-10-26 23:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

sie auf der einen oder andern Seite Opfer bringen, während das künstlerische Resultat kaum je so groß ist, um für den Verlust des inneren Gleichgewichtes, des schönen gedankenlosen, unbeirrten Schreitens zu entschädigen. Sie verliert die schöne Selbstverständlichkeit des Daseins, sie ist kein Kunstwerk mehr, wenn sie Kunstwerke zu schaffen strebt.

So wenig sie trotz der künstlerischen Elemente in ihr — Geschmack, Sinn für Form und Takt, für „die Mâze" — zum Schaffen von Kunst befähigt ist, ist sie es zum Erfassen großer Kunst, die immer ein Dringen in die Tiefe des Menschlichen, ein Verstehen von Zusammenhängen voraussetzt. Große und starke Kunst ist der Dame antipathisch, während sie für die feine Kunst zweiten Ranges Sympathie und sogar Verständnis zeigt. Sie will eine Kunst, die ihr die eigenen Lebensideale verklärt, nicht sie ihr zerstört. (Nur umhüllt vom Pflaumenmus der Musik genießt die Dame — worüber Wedekinds „Kammersänger" mit Recht glossiert — Dinge, die ihr als reine Wortdichtung widerstehen würden, Ehebruch, Blutschande, orgiastische Sinnlichkeit. Aber sie denkt sich nichts dabei, sie hält das für belangloses „Libretto". So konnte die „Walküre" zur Lieblingsoper wohlerzogener junger Mädchen werden.)

Die Dame ist nicht nur unfähig, große Kunst zu verstehen, es ist auch — gerade wie in ihrem Verhältnis zum Manne — etwas Nichtwollen dabei, sogar ein versteckter Haß. Denn hier, in der Kunst, findet sie die ihr unsympathische Welt des Mannes wieder, und die Frau so dargestellt, wie der Mann sie sieht. Hier findet sie die dunklen, schweren, alles in Frage stellenden, „verrückten" Probleme, hier geht die Seele in alle Höhen und der Trieb in alle Tiefen — das Eine so peinlich wie das Andere für sie, die in allem für Innehalten eines mittleren Niveaus ist. Und sie, die, wenn auch nicht als Individuum so doch als Art, das Geschlecht in sich beruhigt, herabgestimmt, fast vernichtet hat, und stolz ist auf diese Tat, muß aufs peinlichste berührt sein, die Frau als Geschlechtswesen bewertet, gerade das betont zu finden, was sie selbst ignoriert. Ihre hochmütige Abwehr von der großen Kunst, der leidenschaftlichen und der gedanklichen, beruht zutiefst auf einem dunklen Selbsterhaltungstriebe. Denn hier sieht sie ihre eigenen — beziehungsweise die ihr vom Manne ihrer Kaste oktroyierten — Ideale entwertet, die Illusion ihrer Weltherrschaft zerstört, ihre Existenz gerichtet.

3 G

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 23:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Abneigung beruht auf Gegenseitigkeit. Mit wenigen Ausnahmen — wie etwa die Prinzessin in „Tasso", die jedoch, während ganz Dame doch auch ganz Frau, ganz Mensch ist — (das schöne, einsichtige: „Ich freue mich, wenn kluge Männer sprechen," hätte eine Nurdame nie gesagt!) — mit wenigen Ausnahmen hat die große Kunst in der Frau das Weib dargestellt, oder, wie der große Mann aus Skien tat — den Menschen in der Frau befreit. Das Damenhafte ist ihr nur eine Form, durch die sie ins Innere blickt. (Daher die Rankûne der Dame, die nicht durchschaut werden will.)

Auch die Kunst zweiten Ranges bevorzugt das „Weib". Das passive, gedämpfte Wesen der Dame widerstrebt dem Wesen des Dramas; auch der Roman findet das um Gefühlsemanzipation ringende „Weib" und die um Geistesfreiheit kämpfende Frau interessanter und dankbarer. Eine Dame darzustellen ist nicht leicht. Sie verlangt eine diskrete, vornehme, taktvolle Behandlungsweise. Dem Ironiker dürfte es immer noch eher gelingen, als dem Pathetiker. Eine leichtironisierende — aber um Himmelswillen nicht karrikierende — Darstellungsweise ist vielleicht sogar die angemessenste. Fontane konnte es. Und ein feiner Novellist, Graf Keyserling, hat die überfeinerten Blüten einer alten Kultur in ihrer naiven Anmaßung, hochmütigen Weltfremdheit, der morbiden Anmut und müden Eleganz ihres Wesens, und dem ganzen dazu gehörenden Ambiente als Kenner und Künstler gezeichnet.

Seit sie existiert, ist die Dame für die bildende Kunst immer ein liebevoll behandeltes Sujet gewesen. Die ganz große Kunst hat freilich auch hier zu tief geblickt, um das Damenhafte an sich darzustellen, sie hat in der damenhaften Erscheinung das Weib gemalt „Mona Lisa" und die „Judenbraut". Aber von den königlichen Frauen der Renaissance, von den Prinzessinnen van Dycks über die holden Aristokratinnen der englischen Porträtisten des achtzehnten Jahrhunders bis zu den modernen, Lenbach und Kaulbach, Sargent und Lavery, hat die Malerei mit feinem Geschmack, bewußtem Raffinement, nicht nur die farbige Erscheinung, sondern den Charakter, die Welt der Dame dargestellt, diese Welt die unsrer ästhetischen Sympathien immer gewiß bleiben wird, auch wenn wir als Kulturideal über sie hinwegschreiten sollten.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 23:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Moniſtiſche Raſſezüchtung / Von Robert Lewin

Der zweite Moniſtenabend vom 11. Februar war harmlos. Es fehlte da die große Attraktion. Bei der Jeſusfrage waren Neugierde und Senſationsluſt aufgeſtachelt. Das füllte die Räume. Die „Ethik im Dienſte der Raſſe" aber verfing nun garnicht mehr und die natürliche Folge war ein Saal, ſo dünngeſät mit Zuhörern, ſo dünn geſät, wie die Gedanken der Moniſten.

Draußen umflutete das wirre Leben das Haus, das Leben mit ſeinen Ausgleichungen und der ewigen Neuentſtehung von Gegenſätzen, unbekümmert um das, was chlorotiſche Gehirne ausheckten, um Raſſen zu züchten.

Es verlohnte ſich auch nicht, den Vortrag des Abends auch nur zu erwähnen. Denn, wer iſt Schallmayer, was iſt Schallmayer und was iſt uns ſein ſalzloſer, unſäglich inhaltsleerer Vortrag! Ein Sammelſurium von konfuſen, populärwiſſenſchaftlichen Expektorationen kam da zu Gehör. Es hatte nicht einmal den Reiz der Neuheit, denn unſere älteſten Zeitgenoſſen können ſich erinnern, ſchon als Schulbuben ſolche Weisheiten über Ethik und Raſſe von allerlei wandernden Volks- und Vereinsrednern gehört zu haben. An eine ernſthafte Widerlegung ſolcher Dinge iſt nicht zu denken. Auch wollen wir uns nicht zu unſren Herkulesarbeiten noch die des Siſyphus aufbürden.

Sintemalen aber auf einem Tiſche des Saales die moniſtiſchen Leitfäden ausgelegt waren, Werke der Moniſtenpropheten Haeckel, Oſtwald und ſo weiter, ſintemalen die geiſtigen Urheber dieſes Moniſtenweſens Männer ſind, deren Namen mit der „exakten Forſchung" in einem Atemzuge genannt werden, liegt doch die Nötigung vor, einmal nachzuſchauen, welche Früchte die Lehren der Moniſtenapoſtel gezeitigt haben.

Nun, was an dieſem Abend wieder Moniſten im holden Verein mit dem Bund für Mutterſchutz geleiſtet haben, das iſt nur ein Dokument mehr für die ſyſtematiſche Züchtung des deutſchen Banauſentums. Dieſer Herr Schallmayer iſt zu der Erkenntnis gekommen, daß es mit der Menſchheit

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 23:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bergab geht. Die Medizin tut nicht nur nichts, um dem Übel abzuhelfen, sondern sie vermehrt auch noch das Übel durch Zurechtflicken von untauglichen und rasseuntüchtigen Subjekten. So heißt es etwa in einem Buche des Herrn Schallmayer. Herr Schallmayer weiß Rat und Hilfe. Er hat entdeckt, daß es außer der Ethik, die da so in konfusen Köpfen wie Kant und so weiter spukte, die uns zu garnichts nutze ist, daß es außer dieser „theoretischen Ethik" noch eine praktische Ethik gibt. „Theoretische Ethik" ist allerdings ein ganz merkwürdiges Geschöpf. Diese „praktische Ethik" ist also dazu berufen, nun endlich einmal die „Rasse" nicht nur zu reinigen, sondern die fortgesetzte Züchtung einer tadellosen Rasse für alle Zukunft zu sichern.

Schallmayers „Ethik" hat nun sehr einfache, natürlich „biologische" Grundlagen, nämlich Lustgefühl und Unlustgefühl. Auf gut Deutsch: halt' dem Hund 'ne Wurst hin, und er wedelt mit dem Schwanz, nimm ihm die Wurst weg, und er beißt dich in die Waden. Das sind die Grundlagen, biologische natürlich, aller Ethik.

Wir brauchen uns darüber nicht zu ereifern. Solche plumpen, geistlosen Verkündigungen fließen tagaus, tagein von Bildung verbreitenden Meiereien in die Bildung heischende Menge. Worüber wir uns ereifern, soll später gesagt werden.

Mit den Lustgefühlen wird Schallmayer leicht fertig. Die sind schlechthin Selbstzweck (wunderbares Wort). Bei den Unlustgefühlen hapert's aber. Die will Schallmayer nicht als „Selbstzweck" betrachten. Wie es scheint, ist ihm Schopenhauer genierlich. Ach, hätte der alte Draufgänger noch Gelegenheit, reinen Tisch mit euch zu machen!

Aber Herr Schallmayer weiß doch Rat. Wozu haben wir denn unsre Biologen. Die Unlustempfindungen sind einfach Schutzvorrichtungen. Unbekümmert hören die Monisten andächtig zu und merken nicht, daß der Teufel wieder seinen Pferdefuß herausteckt. (Diese beliebten Schutzeinrichtungen sind die fetteste Suppe für den starkgläubigsten Pastor. Hi, hi. Aber das nur unter uns!)

Alle Unlustgefühle sind Schutzeinrichtungen. Herr Schallmayer meint das etwa so, daß wenn einen ein Floh beißt, man ein Unlustgefühl empfindet, eine Einrichtung, die es einem ermöglicht, sich gegen den lästigen Mit-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 23:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bewohner zu schützen. Aber es gibt doch noch andere Unlustgefühle, für die Herrn Schallmayers „biologische" Erklärung versagt. Schon das Unlustgefühl, das uns überkommt, wenn wir dem Treiben der Monisten zuschauen, wird kaum von Schallmayer als Schutzeinrichtung angesehen werden. Ja, was wollt ihr! Ihr werdet uns doch nicht unsre Unlustgefühle fortdisputieren wollen! Ich bitt' schön!

Es gibt auch Menschen, bei denen gewisse Unlustgefühle ganz unzweckmäßig sind; diese Gefühle fressen an ihnen, sie zerstören ihr leibliches Dasein. Darüber kann man bei Poe nachlesen. Manche Kunstwerke sind unter so starken Unlustgefühlen entstanden, daß diese ebenso mächtig auf uns übergehen, unsre Seele verzerren, uns Schreie abringen — doch verzeiht! Mit „uns" haben wir nicht euch gemeint, ihr Monisten. Ihr müßt wohl alle solche Spezialitäten ins Pathologische verweisen. Und die künftige monistisch herangezüchtete Rasse wird ja eine Kunst besitzen, die nur angenehme Gefühle auslöst, „die Kunst, durch künstliche Mittel angenehme Gefühle zu erregen".

Aber glaubt ihr denn wirklich im Ernst, daß wir eure Anschauungen einer sachlichen Auseinandersetzung würdigen! Wir spielen nur mit euch, wir können euch nicht ernst nehmen und hernach wird euch gesagt werden, in welche Instanz wir euch verweisen.

Abgesehen von den Belustigungen und den Schutzschmerzen, die das Fundament der Ethik ausmachen, wird, nach Schallmayer, alles menschliche Tun beeinflußt durch den Hunger und die Liebe. Nun kam Herr Schallmayer da in Verlegenheit bezüglich der Bildung und Erhaltung der Gesellschaft. Denn die soeben zitierten Raubtierinstinkte sind ja die Antagonisten jeder Gesellschaftsbildung. Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein! Wir haben ja die „angebornen sozialen Instinkte". Wieder wissen diese Leute dies alles ganz genau. Sie wissen was Vererbung ist, sie wissen was angeboren ist, sie wissen was Triebe sind, basta! (Liebe Leser, unsre bedeutendsten Biologen, die Hertwig, die Weismann, die Roux liegen in Fehde über diese Begriffe, die bis heutigentags kein Quentchen zu unsrer Erkenntnis beigetragen haben.)

Man hörte auch noch das schöne Wort „Abhängigkeitsinstinkt". Ja, ja, die guten Monisten haben doch eigentlich noch eine erkleckliche Dosis Aber-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 23:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

glauben. Wer in dieſem Worte eine Wahrheit erblickt, der iſt abergläubiſch.

Nun aber kam das Schönſte. Das neue raſſeethiſche Programm wurde uns da vorgeleſen, Schallmayers Lehre von der „Eugenik". Ein wohlklingendes Wort! Zunächſt wollen die Moniſten dafür ſorgen, daß die Unluſtgefühle vermindert werden. Wir machen da nicht mit, das ſei euch gleich geſagt!

Wißt ihr übrigens, wodurch ihr euch von den griechiſchen Eudaimoniſten unterſcheidet, von Epikur?! Ich ſag's lieber nicht. Aber ihr unterſcheidet euch!

Das zweite Mittel zur Erziehung der reingezüchteten moniſtiſchen Raſſe iſt die Ausleſe. Nun ſind ja heute nicht einmal die Landwirte ganz einig über die bei der Ausleſe maßgebenden Faktoren. Man findet ſich da noch gar ſehr im Stadium des Taſtens. So herrſchen noch Kontroverſen über Inzucht und ähnliches. Aber die Moniſten vernachläſſigen dieſe kleinen Größen. Genug, selection, struggle for life, survival of the fittest, das hat man von Darwin als unveräußerliches Erbteil überkommen und damit wird gezüchtet.

Natürlich iſt eine conditio sine qua non für das neue Ideal die möglichſte Unterordnung individualiſtiſcher Beſtrebungen unter die „Zwecke der raſſedienſtlichen Ethik." (Ich bitte um Entſchuldigung, dieſes Wort iſt ein Geſchöpf des Herrn Schallmayer.)

Für dieſe „raſſedienſtliche Ethik" beſitzt der Moniſtenbund das kräftigſte Rüſtzeug in den „exakten Ergebniſſen" der Entwicklungslehre und der „Energetik."

Man will nun zunächſt dafür ſorgen, daß die beſſer gearteten Individuen in ihren Fortpflanzungsmöglichkeiten gefördert werden, während man das ſchlechte Material allmählich ausmerzt. Zum ſchlechten Material gehören aber vorzugsweiſe Individuen, bei denen das Individuelle ſich zu laut meldet. Wehe uns!

Denn, ſo hieß es weiter, die exzeſſive Entwicklung der Intelligenz iſt ſchuld an der Verwahrloſung der „raſſedienſtlichen" Entwicklung. Herr Schallmayer hat etwas vergeſſen. Die exzeſſive Entwicklung des Gefühlslebens iſt vielleicht noch viel mehr ſchuld. Es gibt ſolche Schädlinge der menſchlichen Geſellſchaft, bei denen das Gefühlsleben wirklich ein Gift iſt. Dieſe Subjekte,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 23:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das sind auch meistens Künstler, sind zur Rassezüchtung ganz untauglich. Was haben denn auch Schumann, Chopin, Beethoven und so weiter für die Rassezüchtung getan! In dieser Beziehung ist ein Herr Gurlitt weit höher einzuschätzen, ein Herr, der gleichfalls im Dienste der Rassezüchtung arbeitet, und zwar nicht nur theoretisch, wie Herr Schallmayer, sondern scheinbar sehr praktisch. Er erzählte mit einer gewissen Befriedigung, daß er einem Geschlecht entstamme, das an Kinderreichtum seinesgleichen zu suchen habe. Seine Großmutter habe grundsätzlich nur Zwillinge geboren und seine Urgroßeltern hätten achtzehn Kinder gehabt. Und Herr Gurlitt trat auch in dieser Hinsicht mit großem Selbstbewußtsein auf. Was ist im Vergleich dazu ein Goethe, der es bei seinen zahlreichen Liebchen zu einem einzigen kümmerlichen Söhnchen gebracht hat, das nicht einmal die Talente des Papas erbte! Das wird mittels der „Eugenik" anders werden. Wir sollen fortab genau Buch führen über unsre Schwächen und Stärken, besonders in puncto puncti. Wenn möglich, soll diese Buchführung von Amtswegen geschehen. Dann soll eine systematische Auslese getroffen werden. Alle Geschlechtsfragen, insbesondere die Ehe, sollen ganz im Dienste der „Eugenik" stehen. Man will die Mittelware en gros züchten. Denn alles über das Mittelmaß hinausgehende ist vom übel. Ganz Deutschland ein unter monistischer Anleitung von amtswegen verwaltetes Trakehnen.

Wer die Auswahl der besten Zuchthengste und Wurfweibchen zu besorgen haben wird, das wurde noch nicht angegeben. — —

Nun meldete sich auch noch das holde Geschlecht zum Wort. Man war sich nämlich noch nicht darüber einig geworden, ob uns ein Geschlechtstrieb angeboren sei, oder ein Fortpflanzungstrieb, oder beides. Eine würdige Matrone aus dem Bunde für Mutterschutz brachte die Lösung. Der Frau sei der Fortpflanzungstrieb angeboren, den Männern, shocking, nur das Andere. Nur einen Mann habe die Rednerin entdeckt, der den „Schrei nach dem Kinde" ausgestoßen habe, den Wilhelm Meister. (hem!) Also Goethe! O, alter Schwerenöter! Die römischen Elegieen und deine Epigramme! Hernach ist es billig, den Schrei nach dem Kinde auszustoßen! — ! Aber die alte Dame endigte mit dem Jubel: „Der Schrei nach dem Kinde" und sofort echote es aus den Ecken des Saales: „Mir auch eins, mir auch eins" — und die Damen klatschten Beifall.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 23:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ich bin galant und kann nicht fortfahren, möchte lieber ein paar Gewährsmänner, ohne Kommentar, zu Wort kommen laſſen: Der gute Kant in „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen".

Seite 49: „Das Frauenzimmer hat ein angebornes ſtärkeres Gefühl vor alles was ſchön, zierlich und geſchmückt iſt." „Sie ziehen das Schöne dem Nützlichen vor."

Seite 50: „Kurz, ſie enthalten in der menſchlichen Natur den Hauptgrund der Abſtechung der ſchönen Eigenſchaften mit den edelen und verfeinern ſelbſt das männliche Geſchlecht."

Seite 50: „Das ſchöne Geſchlecht hat ebenſowohl Verſtand als das männliche, nur iſt es ein ſchöner Verſtand, der unſrige ſoll ein tiefer Verſtand ſeyn" . . . . .

Seite 51: Tiefes Nachſinnen und eine lange fortgeſetzte Betrachtung ſind edel, aber ſchwer, und ſchicken ſich nicht wohl für eine Perſon, bei der die ungezwungenen Reitze nichts anderes als eine ſchöne Natur zeigen ſollen. „Mühſames Lernen, wenn es gleich ein Frauenzimmer darin hoch bringen ſollte, vertilgen die Vorzüge, die ihrem Geſchlechte eigentümlich ſind" . . . .

„Ein Frauenzimmer, das über die Mechanik gründliche Streitigkeiten führt, mag nur immerhin noch einen Bart dazu haben; denn dieſer würde vielleicht die Miene des Tiefſinns noch kenntlicher ausdrücken, um welchen ſie ſich bewerben. Das Frauenzimmer wird demnach vom Satze des zureichenden Grundes, oder den Monaden nur ſo viel wiſſen, als da nötig iſt, um das Salz in denen Spottgedichten zu vernehmen, welche die ſeichte Grübler unſeres Geſchlechts durchgezogen haben."

Seite 53: Der Innhalt der großen Wiſſenſchaft des Frauenzimmers iſt vielmehr der Menſch und unter den Menſchen der Mann . . . . ."

Seite 76: . . . . . „die Zwecke der Natur gehen darauf, den Mann durch Geſchlechtsneigung noch mehr zu veredeln und das Frauenzimmer durch eben dieſelbe noch mehr zu verſchönern. Ein Frauenzimmer iſt darüber wenig verlegen, daß ſie gewiſſe hohe Einſichten nicht beſitzt, ſie iſt ſchön und nimmt ein und das iſt genug."

Der Schwerenöter Goethe: Eckermann, Geſpräche Seite 201 (Diedrichs Ausgabe II):

„Pah, als ob die Liebe etwas mit dem Verſtande zu thun hätte! Wir

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 23:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lieben an einem jungen Frauenzimmer ganz andere Dinge als den Verstand. Wir lieben an ihr das Schöne, das Jugendliche, das Neckische, das Zutrauliche, den Charakter, ihre Fehler, ihre Kaprizen, aber wir lieben nicht ihren Verstand .....

Der Verstand ist nicht das, was fähig wäre, uns zu entzünden und eine Leidenschaft zu erwecken."

Aus Galanterie schweige ich über diese Dinge. Ein übriges ist in Strindbergs „Schwarze Fahnen" nachzulesen.

Das aber sei euch gesagt, Monisten! Dieser veraltete Kant und dieser animalische Goethe, sie haben uns genug Anleitung zur sexuellen Auslese gegeben. Wir brauchen euch nicht mit eurer Eugenik! Verbindet euch mit dem Bund für Mutterschutz und treibt Geschlechtshygiene oder hygienische Geschlechtsliebe. Wir wünschen euch Glück zur Züchtung. Und damit verweisen wir euch in die Instanz, die wir angekündigt haben. Wir haben ein Paar unsrer prächtigen Züchtungsgenossen, Th. Th. Heine und Gulbranssson, gebeten, sich eurer besonders anzunehmen.

Und ja doch! wir antworten schon auf eure Frage, die ihr nun schon hundertmal an uns gestellt. Auch wir haben unsre Kultur. Wir finden, daß die Menschen, die innerlich hohl sind, in allen Küchen herumschnüffeln und in allen Vereinen meiern und die Welt beglücken wollen. Wir aber sind intensiv mit uns selbst beschäftigt. Das Leben ist so kurz und uns bleibt wenig Zeit, an unsrer Innenkultur zu arbeiten. Ehe wir in jene Welt eingehen, aus der es — ein Wiederkehren!? — gibt, wollen wir an einem Mikrokosmos in uns feilen und runden. In dem Maße wie jeder so an einer eignen Kultur arbeitet, in dem Maße mehrt er eo ipso die Kultur der andern, der gleiches Erstrebenden.

Wir sind auch nicht satt und wünschen nicht das Glück der Sattheit. Die Futtertrogethik ist uns ein Ekel. —

Und die Lust geht uns nicht über alles, sondern wir segnen auch die Stunden des Schmerzes. Denn der Schmerz mehrt uns und schafft Werte, von denen ein Monistenhirn nichts weiß.

Increscunt vires, virescit volnere virtus. —

Wir hassen auch den Nutzen. Der Nutzen, das ist der Fetisch des Banausen. Im Unnützen findet er kein Gut, und für den Banausen ist der Erfinder der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 23:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seife bedeutender als der Leidende, der in dunklem Ringen ein Großes ſchuf, das die Züge ſeines Martyriums trägt. Was ſoll der ſatte Banauſe damit. Es raubt ihm ſeine Ruh' und ſchädigt die „Eugenik". Wir aber, wißt ihr, lieben das Unnütze. — — —

Um die Raſſe tragt ihr ſolche Sorge! — Wir aber richten unſern Blick auf Fernen hinter uns und vor uns und wir ſehen euern Globus mit allen Raſſen berſten, wie einen Boviſt. Und das alles mutet uns an, ſo klein, ſo elend, ſo erbärmlich und nützlich, daß wir die Toga übers Geſicht ziehen und uns abwenden.

Um Schallmayer hätten wir nicht ſo viele Worte gemacht. Aber es gilt, die Führer an ihren Früchten erkennen. Dieſe Führer ſind wahre Verderber der Jugend. Sie verbreiten nicht verſtandene Begriffe als poſitive Wahrheiten und verleiten die leicht zu begeiſternde akademiſche Jugend zur Entgötterung der Welt. Es ſchnürt uns das Herz zuſammen. Hier hören wir auf, zu ſpielen und es leicht zu nehmen. Kommt uns nicht mit der Entſchuldigung, dieſe Männer ſeien von dem beſten Willen beſeelt. Wir taſten ſie nicht perſönlich an, die Haeckel und Oſtwald! Wir wünſchen nur dem ſtaunenden Auslande und der Minorität des Inlandes klar zu machen, daß dieſe Männer nicht die Leuchten der Wiſſenſchaft genannt werden dürfen. Ceterum censeo .....

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 23:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Ausnutzung des Stickstoffs der Luft und ihre Bedeutung für die Zwecke der Landwirtschaft

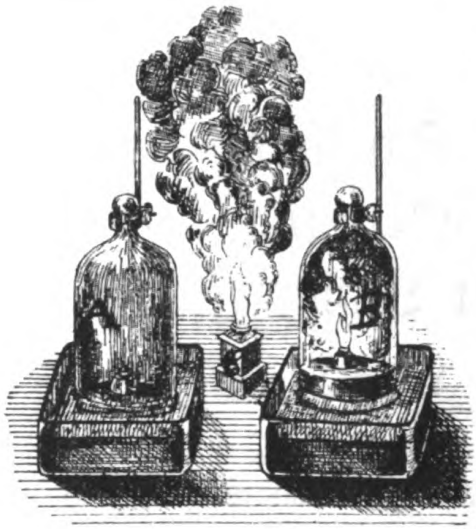
Von Professor Lassar-Cohn

(Mit zwei Abbilddungen)

Das Vorhandensein der Luft spüren wir für gewöhnlich nur, wenn sie als Wind an uns vorüberstreicht. Wir können die Luft weder sehen noch fühlen. So war es denn gerade keine leichte Aufgabe für die Chemie, nachdem festgestellt war, daß sie etwas körperliches ist, die Analyse der Luft auszuführen, also zu bestimmen, ob sie ein einheitliches oder zusammengesetztes Gas ist. Das Wort Gas ist nämlich Gattungsname für alle luftförmigen Körper.

In einer selbst für den Laien leichtverständlichen Weise läßt sich zum wenigsten feststellen, daß die Luft mindestens aus zwei Gasen besteht, nämlich einem Gas, daß die Verbrennung unterhält, und einem zweiten, das dieses nicht vermag. Dazu genügt ein Stück brennender Phosphor. Auf der Abbildung (Seite 468) sehen wir ihn auf C mit der ihm eigentümlichen kolossalen Rauchentwicklung brennen. Wollen wir seine große Brennbarkeit für die Luftanalyse benutzen, so brauchen wir ihn nur in einer von der übrigen Luft abgeschlossenen Luftmenge brennen zu lassen. C ist nun ein Kork, auf dem ein Schälchen mit dem Phosphor steht. Decken wir, wie A zeigt, C mit der Glasglocke so zu, daß sie ins Wasser taucht, so befindet sich C jetzt in dem für die Analyse nötigen, von der umgebenden Luft abgeschlossenen Luftraum. Stülpen wir die Glocke erst über, nachdem wir den auf dem Wasser schwimmenden Phosphor angezündet, so brennt er nunmehr in dem abgeschlossenen Luftraum B. Hier erlischt er aber schon, bevor aller Phosphor verbrannt ist, und der äußere Luftdruck treibt so viel Wasser an die Stelle der verschwundenen Luft nach B hinein, daß es ungefähr ein Fünftel des

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 23:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Verwendung von brennendem Phosphor zur Analyse der Luft

Glockenraumes erfüllt. Die verschwundene Luft, also den Teil, der das Brennen ermöglicht, nennt man Sauerstoff. Der Rest heißt Stickstoff, weil in ihm, ganz wie der Phosphor, auch alles Lebende erstickt. Die Untersuchung dieses Rückstandes hat weiter ergeben, daß er bereits fast reiner Stickstoff ist, dem nur ein wenig Kohlensäure und in ganz geringer Menge einige andre Gasarten beigemischt sind. 1000 Kilogramm Luft enthalten als Ergebnis genauester Analysen etwas über 755 Kilogramm Stickstoff.

Schon der Name Stickstoff deutet an, daß seine Entdecker vor reichlich hundert Jahren weniger seine aktiven Leistungen als seine passive Bequemlichkeit in der Namengebung auszudrücken versuchten. Während sein Begleiter in der Luft, der Sauerstoff, mit Hilfe der Atmung alles tierische Leben erhält, und auch im Laboratorium zum Eingehen ungezählter Verbindungen bereit ist, war es ihnen fast unmöglich, den Stickstoff mit andern Stoffen direkt zu verbinden. Das Interesse an diesem trägen Gesellen war deshalb kein großes, bis festgestellt wurde, daß die Bestandteile des Tierkörpers, in welchem sich speziell das Leben abspielt, viel Stickstoff enthalten. Man hat diese Stoffe, vom Hühnerei her, schließlich mit dem Gattungsnamen Eiweißstoffe bezeichnet. Weitere Untersuchungen zeigten, daß auch die Bestandteile der Pflanzen, in denen sich deren Leben abspielt, ebenfalls stark stickstoffhaltig sind. Man bezeichnet sie aus diesem Grunde als Pflanzeneiweiß. Aber weil diese Bezeichnung namentlich für landwirtschaftliche Kreise etwas seltsam klingt, nennt man sie mit Rücksicht auf die ausschlaggebende Wichtigkeit, die sie für das Pflanzenleben haben, auch Proteïnstoffe und zwar vom griechischen proteuo her, welches ich bin der erste also der wichtigste bedeutet.

Nun ist doch der Ackerbau, dem wir das Pflanzeneiweis für unsere Er-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 23:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nährung verdanken, die Grundlage aller seßhaften Kultur. Aber aller Ackerbau ist bis vor etwa fünfzig Jahren nichts anderes als Raubbau gewesen. Das ist nun nicht gerade wunderbar, denn die Natur als solche kennt ja keinen Ackerbau, brauchte also in den Boden gar nicht die Kraft zu legen, alljährlich ohne Schaden abgeerntet werden zu können. Daraus erklärt sich zum Beispiel die gegenwärtig so mangelhafte Leistung des sizilianischen Ackerbaus, der die Kornkammer des alten Roms bildete, man hat hier eben weite Strecken seit mehr als zweitausend Jahren rücksichtslos abgeerntet.

So hätte auch die übrige Kulturwelt, also auch unser Vaterland, in der Getreideproduktion allmählich aber andauernd zurückgehen müssen, wenn nicht das Genie Liebigs vor zwei Menschenaltern herausgefunden hätte, wie die Fruchtbarkeit des Bodens trotz der alljährlichen Ernte dauernd erhalten werden kann. Haben die Griechen einst Demeter als die göttliche Erfinderin des Ackerbaus besonders hoch verehrt, so müssen wir jetzt anerkennen, daß erst Liebig, der die Äcker dauernd fruchtbar zu erhalten gelehrt hat, die Krönung ihres Werkes vollzogen hat, und damit der größte Wohltäter der Menschheit für alle Zukunft geworden ist.

Liebigs unübertreffliche Leistungen und Erfolge fußen bekanntlich darauf, daß er den Zusammenhang aufklärte, in welchem die Bestandteile, welche die Pflanze aus dem Boden aufnimmt — die wir als Asche zu sehen bekommen, wenn wir sie verbrennen — mit der Fruchtbarkeit des Bodens stehen. Der Vorrat an ihnen wird um die in der Ernte enthaltenen Mengen an Asche beim Verkauf des Ertrages der Felder alljährlich vermindert. Jedes Abernten verringert somit diese für den Pflanzenwuchs unentbehrlichen Bodenbestandteile. Die Analysen der Pflanzenaschen zeigten ihm, daß es sich hier hauptsächlich um Phosphorsäure, Kali und Kalk handelt, die seitdem dem Boden alljährlich in Form von Superphosphat, Kalisalzen und so weiter ersetzt werden können, womit der beim Abernten erlittene Verlust der Felder wieder ausgeglichen wird.

Weiter zeigte Liebig, daß der Boden außer den genannten Aschenbestandteilen Stickstoffverbindungen enthalten muß, wenn die Pflanzen gut auf ihm gedeihen sollen. Denn der Stickstoff ist ja zur Bildung des Pflanzeneiweißes unbedingt nötig, und da von seiner Menge, als des Lebensprinzips der Pflanzen, ihr kräftiges Gedeihen abhängt, ist die Anwesenheit von reich-

Generated on 2019-10-26 23:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

lichem Stickstoff im Boden, in für die Pflanzen assimilierbarer Form, eine unbedingte Voraussetzung für reiche Ernteerträge.

Dabei versuchte Liebig vergeblich aufzuklären, in welcher Weise die Natur den so trägen Luftstickstoff im Ackerboden in Verbindungen überführt, die im Wasser löslich sind; denn nur in dieser wasserlöslichen Form kann ihn die Pflanze mit der Wurzel aufsaugen. Ein Vorwurf ist Liebig aber hieraus nicht zu machen, weil die Chemie diese Frage garnicht lösen kann. Erst Hellriegel hat im Jahre 1886 gezeigt, daß hier die Natur Bakterien zu Hülfe nimmt, denen sie die Eigenschaft erteilt hat, durch ihren Lebensprozeß den Stickstoff der Luft in Verbindungen, die in der Bodenfeuchtigkeit löslich sind, zu verwandeln.

Vorweggenommen sei, daß man diese Bazillen rein zu züchten versucht, und solche Kulturen unter dem Namen Nitragin der Landwirtschaft käuflich angeboten hat. Man begann damit im Jahre 1896, aber zahllose Versuche aller Art auf Ackerböden von verschiedenster Beschaffenheit haben so geringe Erfolge hinsichtlich der Leistung solcher Kulturen ergeben, daß dieses künstliche Düngemittelverfahren als für die Landwirtschaft gescheitert anzusehen ist.

Liebig konnte in der Mitte des vorigen Jahrhunderts als wasserlösliches künstliches Stickstoffdüngemittel fast allein den Chilisalpeter empfehlen. Er allein ist zu diesem Zweck damals billig genug und in genügender Menge zu haben gewesen. Seiner chemischen Zusammensetzung ist er salpetersaures Natron, und die Salpetersäure besteht, das sei hier gleich bemerkt, in ihrer absolut wasserlosen Form gedacht, nur aus Stickstoff und Sauerstoff. In Chile gibt es weite Sandwüsten, wo es nie regnet. Der Sand hier steckt voll Salpeter. Kocht man ihn mit Wasser aus, so geht der Salpeter ins heiße Wasser über, und scheidet sich nach dem Erkalten des Wassers aus ihm in jener festen Form aus, die jeder Landwirt als Düngemittel kennt. Hundert Kilo werden etwa mit zweiundzwanzig Mark bezahlt.

Außerdem liefert jetzt Europa der Landwirtschaft viel schwefelsaures Ammoniak als Stickstoffdünger. Als die Steinkohlen dereinst in Form von Wäldern ausgedehnte Teile der Welt bedeckten, enthielt ihr Holz natürlich auch Pflanzeneiweiß. Bei der allmählichen Verwandlung in Steinkohlen ist das Eiweiß zerstört worden. Aber stickstoffhaltige Zerfallprodukte

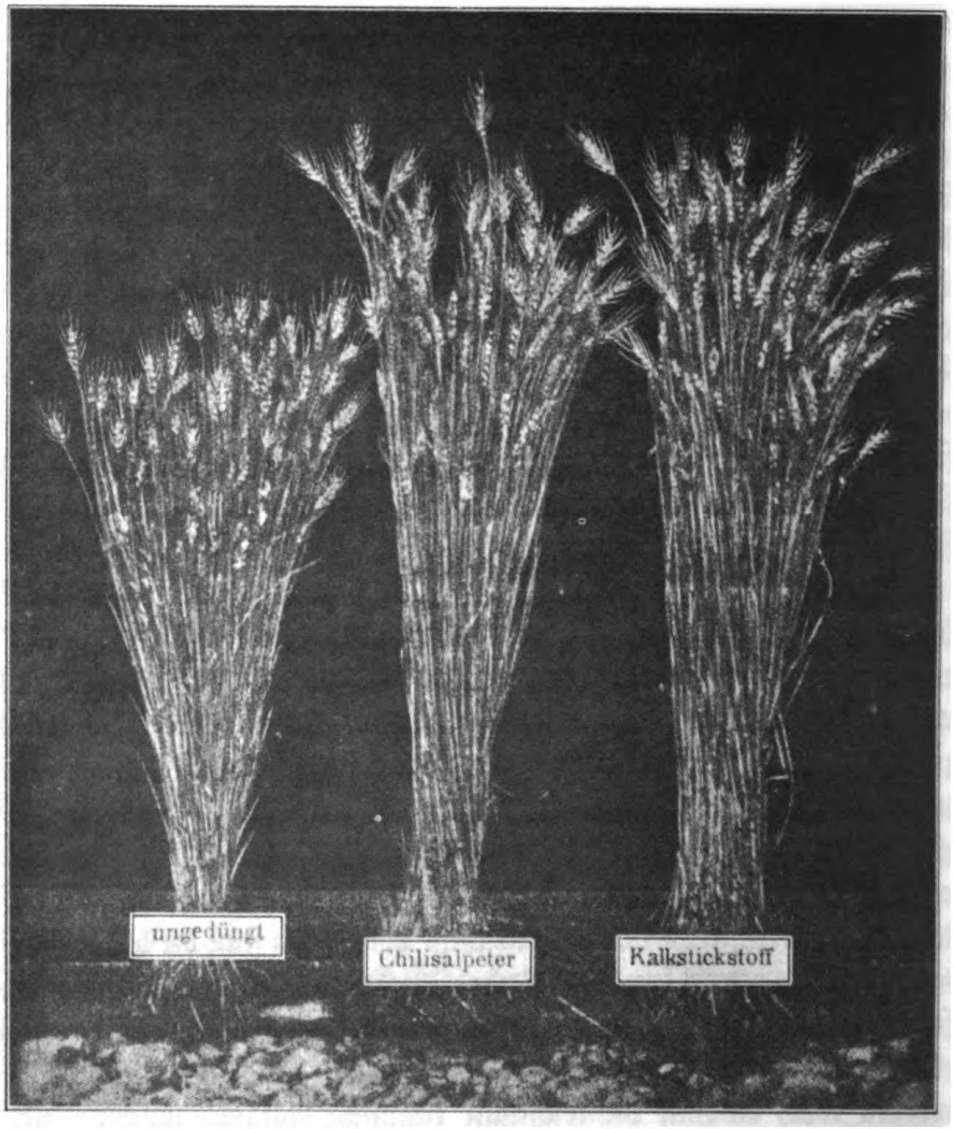
Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 23:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von ihm sind noch in der Steinkohle enthalten. Wird Steinkohle nun ausgeglüht, wie es die Gasanstalten zur Herstellung von Leuchtgas, und die Eisenwerke zur Gewinnung von Koks, dessen sie zum Ausschmelzen des Eisens bedürfen, tun, so gehen die Stickstoffverbindungen in der hohen Glut in Ammoniak über. Das Ammoniak wird also bei den genannten beiden Fabrikationen als Nebenprodukt gewonnen. Der Landwirtschaft wird es, wie die Erfahrung gelehrt hat, am besten in Form von schwefelsaurem Ammoniak, einer in Wasser leicht löslichen Verbindung, geliefert, und sie streut dieses Salz gern als künstlichen Stickstoffdünger auf die Felder. Im Jahre 1908 produzierten allein die deutschen Eisenwerke als ihren Abfall zweihundertfünfundachtzig Millionen Kilo davon, während die deutschen Gasanstalten sechsundvierzig Millionen Kilo erzeugten. Hundert Kilo werden etwa mit fünfundzwanzig Mark bezahlt.

Untersuchungen der Geologen über die Vorräte an Salpeter in Chile haben nun zu recht voneinander abweichenden Schätzungen geführt. Die einen meinen, daß seine Läger in hundert, die andern in vierhundert Jahren ausgebeutet sein werden, und sonstige Läger dieses Salpeters auf der Erde zu finden, scheint ausgeschlossen. Da weiter schwefelsaures Ammoniak nach unserem bisherigen Wissen nur als Abfall, somit nicht in beliebigen Mengen hergestellt werden kann, würde in längstens vierhundert Jahren ein rationeller Betrieb der Landwirtschaft aus Mangel an künstlichem Stickstoffdünger aufhören, keine Möglichkeit mehr vorhanden sein, die bis dahin sicher noch gewaltig gewachsene Bevölkerung der Erde weiter genügend zu ernähren, sodaß sie aus Mangel an Nahrungsmitteln sich allmählich wieder verringern müßte. Daher galt es, nachdem man sich über diese Verhältnisse klar geworden war, als mit die wichtigste technische Aufgabe unserer Zeit, den Stickstoff der Luft billig in eine für die Pflanzenernährung geeignete Form überzuführen. Diese Aufgabe ist in zweierlei Art gelöst worden, und damit die erwähnte Gefahr endgültig von der Menschheit abgewendet worden.

Seit 1895 etwa spielt der Kalkstickstoff in der Landwirtschaft seine Rolle, der eine Erfindung von Professor Frank ist. Erhitzt man Kalkstein mit Kohle im gewöhnlichen Ofenfeuer, so bekommt man den gebrannten Kalk. Erhitzt man den gebrannten Kalk wiederum mit Kohle, und zwar diesesmal im stärksten Feuer, das wir kennen, so bekommt man Kalzium-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 23:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Erfolge der Düngung mit Chilisalpeter und Kalkstickstoff nach Frank

karbid. Dazu läßt man im Gemisch aus Kalk und Kohle eine elektrische Bogenlampe brennen, welche Einrichtung man einen elekrischen Ofen nennt. Das in höchster Glut entstandene Kalziumkarbid ist eine recht empfindliche Substanz. Übergießt man es mit kaltem Wasser, so geht es in gelöschtem Kalk über, und liefert zugleich das so hellleuchtende Azetylengas. Bringt

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 23:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

man es im feingemahlenen Zustand in einen geschlossenen Kessel, und erhitzt es an einer Stelle recht stark, etwa durch eine elektrische Bogenlampe, während man gleichzeitig in den Kessel Stickstoff leitet, so verbindet sich die ganze Menge, von dieser einen Stelle ausgehend, mit dem Stickstoff zum Kalkstickstoff. Die Düngewirkung des Naturprodukts Chilisalpeter und des Kunstprodukts Kalkstickstoff zeigt die auf Seite 472 stehende Abbildung.

Jetzt fragt sich's nur, wo bekommt man denn den Stickstoff für diese Fabrikation her. Nun diesen erhält man mit Hilfe der wunderbaren Erfindung der Verflüssigung der Luft durch Professor Linde. Die flüssige Luft, die aus Sauerstoff und Stickstoff besteht, läßt sich durch Destillation in reinen Stickstoff und reinen Sauerstoff zerlegen.

Kalkstickstoff sagt jedoch nicht allen Pflanzen als Düngemittel zu. Leitet man aber Wasserdampf über denselben, so geht sein Stickstoff in Ammoniak über. Seit dem Juli vorigen Jahres tun das einige Fabriken, und verkaufen ihr so gewonnenes Ammoniak in Form von schwefelsaurem Ammoniak den Landwirten. So sehen wir, daß seit einem halben Jahre das schwefelsaure Ammoniak in beliebigen Mengen mit Hilfe des Stickstoffs der Luft hergestellt werden kann.

Wir erwähnten schon, daß Salpetersäure absolut wasserfrei gedacht nur aus Stickstoff und Sauerstoff besteht, und man weiß schon lange, daß, wenn man durch Luft elektrische Funken schlagen läßt, sich ein wenig Salpetersäure bildet. Die Aufgabe, diese Menge so zu vermehren, daß sich hierbei kaufmännisch lohnende Mengen von Salpetersäure bilden, ist im Jahre 1903 von Birkeland und Eyde gelöst worden. Sie haben dazu den elektrischen Flammbogen mit Hilfe von Magneten zu einer Scheibe auseinandergezogen. Läßt man an dieser künstlichen in eine Rohrleitung eingeschlossenen Sonne Luft vorbeistreichen, so enthält sie hernach ein Prozent Salpetersäure. Beim Verfahren von Schönherr wird seit 1905 der elektrische Lichtbogen auf 7 Meter Länge ausgezogen, und das doppelte, nämlich zwei Prozent, der Luft werden in seinem Apparat in Salpetersäure übergeführt. Die so gewonnene Salpetersäure wird an Kalk gebunden und der salpetersaure Kalk unter den Namen Kalksalpeter oder auch Luftsalpeter den Landwirten angeboten. Man hofft im Jahre 1911 allein mit Hilfe norwegischer Wasserfälle, deren stürzendes Wasser die nötigen Elektrizitätsmengen erzeugt, bereits 100 Millionen Kilo

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 23:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kalksalpeter herzustellen, und da der Bedarf der Welt an Salpeter um jährlich etwa 50 Millionen Kilo steigt, ist ein diese Fabrikation wieder unlohnend machender Preissturz nicht zu befürchten, sodaß sie neben den chilenischen Salpeterfeldern, die sie dereinst ersetzen muß, schon jetzt dauernde Lieferantin der Landwirtschaft werden wird.

Viel gewaltiges gibt es, doch nichts gewaltigeres als den Menschen, läßt schon Sophokles einen seiner berühmtesten Chöre singen!

Rundschau

Die Fremden in China

Die „öffentliche Meinung" bei den Europäern ist im Laufe der letzten Jahre merkwürdig harthörig für unangenehme Meldungen aus dem fernen Osten geworden. Es hat das gewiß einesteils sein Gutes; denn „man kann nur wünschen, daß die Leute bei uns zu Hause die Ohren verschließen, wenn in China befindliche Konzessionsjäger den interessierten Ruf nach Entfaltung von Gewalt und erneuten Zwangsmaßregeln erheben," wie ein Londoner Blatt neulich bemerkte. Anderseits ist es doch recht bedenklich, sorglos jedem Verhängnis in Ostasien freien Lauf zu lassen, bis man schließlich von Ereignissen überrascht wird, die wir aus Selbstachtung nicht bedingungslos geschehen lassen dürfen.

Wie sticht nicht unsre heutige Gleichgültigkeit ab gegen die Ueberempfindlichkeit, womit wir auf die Boxerunruhen reagierten! Das lag ja mit daran, daß man die „Boxer" ebenso sehr überschätzte, wie man Chinas moderne Truppen heute vielleicht unterschätzt. „Wenn Sie nur nicht massakriert werden!" sagte zu mir gar ein Jünger der heiligen Hermandad, der mir mit einem Ausdruck aufrichtiger Besorgnis in Stimme und Blick meinen Paß für die Ausreise nach China überreichte. Bekannte verabschiedeten sich von mir so feierlich, als sähen sie mich im Geist schon von Mitgliedern des Geheimbundes der „Großen Messer" zerstückelt. Dabei wollte ich garnicht auf den „Kriegsschauplatz". Man nahm aber an, kein Weißer sei irgendwo im chinesischen Reiche mehr vor schlitzäugigen Meuchelmördern sicher. In jenen Tagen war es, wo die gute alte Kölnische Zeitung, die doch gewiß sonst nicht übermäßig temperamentvoll ist, in flammender Entrüstung schrieb: „Heute muß sich die gesamte abendländische Zivilisation für die Rache stark machen, die Chinesen als Kannibalen behandeln und Peking von Grund aus zerstören. Falls die Mächte aus politischen Gründen es für erforderlich halten, sollten sie die Chinesen zwingen, auf den Trümmern ihrer alten, die neue Hauptstadt aufzubauen, als eine nach den Grundsätzen des Abendlandes gedachte freie Stadt. Heute handelt es sich um die letzte Probe auf die Lebenskraft und Zukunft zweier Kulturwelten. Aus dieser Probe muß, wenn die Opfer auch noch so schwer sind, das Abendland siegreich hervorgehn."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 23:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Jetzt wissen wir, daß sich das deutsche Volk wohler und wohlhabender fühlte, hätten seine verantwortlichen Lenker damals ihr eigenes Ruhmbedürfnis aus dem Spiel gelassen und das unbedingt notwendige Maß von Machtentfaltung nicht überschritten.

Die Chinesen sind über die Katzenjammerstimmung, die die Erfahrungen mit Ostasien bei den Europäern hinterließen, wohl unterrichtet. Der Krieg Japans gegen Rußland räumte vollends mit ihrer Furcht vor neuen Angriffen der Westmächte auf. Nur läßt es ihnen ihre einstweilen noch etwas hilflose Lage gegenüber dem begehrlichen Japan geraten erscheinen, höchst behutsam und langsam vorzugehn, indem sie die Fremden aus ihren einflußreichen Stellungen zu verdrängen suchen, damit diese die Hoffnung, sich in weniger vorteilhaften Positionen um so sicherer behaupten zu können, doch noch Freunde Chinas bleiben läßt, die man stets bereit findet, der Pekinger Regierung gegenüber japanischen Forderungen die Stange zu halten. Japanisch-chinesische Zwietracht ist die einzige Ursache, weshalb europäische und amerikanische Bestrebungen, von China Sondervorteile zu erlangen, noch nicht ganz aussichtslos geworden sind. Diese Ursache schwindet aber in dem Maße dahin, als die erstarkende Militärmacht Chinas für Japan das Risiko einer Gewaltpolitik steigert und als dieses darauf angewiesen ist, der Feindschaft westländischer Mächte gemeinsam mit China die Stirn zu bieten.

Unter solchen Umständen verdienen eine Reihe von Anzeichen ernste Beachtung, in denen sich ausspricht, daß sich China bereits ernsthaft darauf vorbereitet, von allen fremden Einflüssen loszukommen.

Inwiefern beispielsweise die Antiopiumbewegung aufseiten Chinas nur eine erfolgversprechende Anstrengung bedeutet, die Einfuhr von englischem Opium zu unterbinden, dafür hat in diesen Blättern seinerzeit (siehe erstes Juniheft 1908) Graf de Pourvourville schlagende Beweise erbracht. Für die Einfuhr indischen Opiums führte England einst Krieg mit China, und nur um dem Opiumschmuggel eine bequeme Heimstätte zu bereiten, wurde während jenes Feldzugs Hongkong gegründet. Die anglo-indische Regierung hat aus ihrem Opiummonopol zeitweise eine Jahreseinnahme von hundertsechzig Millionen Mark gezogen und noch in den letzten fünf Jahren betrug ihr durchschnittlicher Reingewinn sechzig Millionen Mark.

In zweiter Linie ist China bestrebt, den fremden, vorwiegend englischen Einfluß in der chinesischen Seezollverwaltung zu beseitigen. Das System, nach dem die chinesischen Zölle von Waren, die auf „Fahrzeugen fremder Bauart" ankommen und abgehen, erhoben werden, geht auf die Zeit der Taipingrebellion zurück. Damals wurden in Shanghai von den Konsuln Englands, Frankreichs und Amerikas drei fremde Beamte damit betraut, die chinesischen Zölle einzuziehn. Die Erfahrungen, die damit gemacht wurden, führten dazu, daß die chinesische Regierung durch den Vertrag von Tientsin im Jahre 1858 darein willigte, einen fremden Generaldirektor an die Spitze der Seezollverwaltung zu stellen und unter diesem die Seezollämter in den Vertragshäfen durch fremde Inspektoren und Unterbeamte verschiedener Nationalität verwalten zu lassen. Durch die Bestimmung, daß der erste Zolldirektor der Nation oder den Nationen entnommen werden muß, die zusammen mehr als fünfzig Prozent des chinesischen Außenhandels beherrscht oder beherrschen, wurde diese Stelle und damit der Haupteinfluß einem Engländer gesichert. Zur Ausbreitung englischen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 23:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Einflusses hat das viel beigetragen. Das mit der Seezollverwaltung verbundene statistische Amt ließ den englischen Anteil am chinesischen Handel immer viel größer erscheinen, als er in Wirklichkeit jeweils war, indem es bei den eingeführten Waren nie mit dem Lande der Herkunft, sondern immer nur mit dem Verschiffungshafen rechnete. Für einen großen Teil der Ausfuhr des europäischen Festlandes kommen als solche London und andere englische Plätze in Betracht. Eine noch größere Verschiebung der Ziffern zum Vorteile Englands entstand dadurch, daß die ungeheure Masse der in Hongkong zur Umladung kommenden Waren einfach dem englischen Handel gutgeschrieben wurde. Nicht nur sind sämtliche südchinesischen Häfen bis nach Futschau hin beinahe ausschließlich von Hongkong abhängig, sondern es verkehren auch Dutzende von Schiffen von hier unmittelbar mit den nördlichen Häfen (Shanghai, Hankau, Tschifu, Tientsin, Niutschwang und so weiter). Diese Umstände erklären die große Entrüstung, der die englische Presse verfiel, als die chinesische Regierung im Mai 1906 einen chinesischen Beamten zum Minister für das Zollwesen und einen andern zu dessen Gehilfen ernannte. Zwar legte sich der Sturm bald wieder, als sich herausstellte, daß man dem englischen Seezolldirektor Sir Robert Hart doch trotz der Ernennungen die tatsächliche Leitung der Seezollverwaltung überließ, aber es entspricht der ganzen Art der chinesischen Diplomatie, daß sie bei ihren Plänen jegliches Überskniebrechen zu meiden sucht. Die Ernennungen, die den fremden Leiter zunächst nur in der Theorie kaltstellten, wurden nicht zurückgezogen. Je älter sie werden, desto schwieriger wird es, gegen sie anzukämpfen, und desto leichter, ihnen praktische Geltung zu verschaffen. Sobald man sich in Peking stark genug fühlt, wird ohne Zweifel der Versuch gemacht, die fremden Beamten in der Seezollverwaltung wenn nicht gleich auszumerzen, so doch jeglicher Selbständigkeit zu berauben.

Viel ernstere Dinge noch bereiten sich in den Vertragshäfen vor. Seit Jahren werden dort heimlich die Rechtsgrundlagen unterwühlt, auf denen sich das europäische Leben entwickelt hat, und verschiedentlich ist es auch schon zu offenen Vorstößen gekommen. Immerhin konnte sich der Europäer bisher als eine zur Herrschaft über alle farbigen Völker vorbestimmte Rasse aufspielen. Seiner wirtschaftlichen Bedeutung entspricht diese Rolle nicht. Wirtschaftlich hat sich der Chinese auch in den Fremdenniederlassungen als Herr behauptet. Der europäische Kaufmann ist nirgends in China etwas anderes als etwa der Makler seines chinesischen Mittelsmannes, des Kompradors, der allein und selbständig den Verkehr mit chinesischen Produzenten und Konsumenten regelt und bei jedem Geschäft sich selbst den Hauptgewinn sichert. Nur politische Macht, auf der Furcht vor europäischer Kriegstechnik begründet, setzt den Europäer in den Stand, gesellschaftlich eine abgesonderte Kaste zu bilden, die sich im Verkehr mit den Einheimischen so aristokratisch wie möglich geberdet. Der Hochmut der Großen bestimmt natürlich die Erziehung der Kleinen. Nirgends findet man schlimmere Rangen als unter den Kindern weißer Eltern an chinesischen Küstenplätzen, weil das chinesische Dienstpersonal, das sie umgibt, keinerlei Autorität über sie auszuüben wagt. Junge Leute erst, die in Shanghai oder einem andern internationalen Settlement aufwuchsen, übertrumpfen an blasiertem Dünkel bei weitem den blaublütigsten preußischen Leutnant.

Während man nun in Peking in aller Ruhe den Zeitpunkt abwartet, wo

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 23:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

man ohne allzugroßes Wagnis zum Schlage gegen die Exterritorialität der Fremden in China, die Hauptursache ihrer gesellschaftlichen Machtstellung ausholen kann, ergeben sich in Shanghai schon seit Jahren fortwährend Reibungen zwischen der fremden Stadtverwaltung und den chinesischen Behörden über die Grenzen der beiderseitigen Rechte und Befugnisse. Besonders häufig gibt der gemischte Gerichtshof Anlaß zu Streitigkeiten, wo ein vom Taotai ernannter chinesischer Richter zusammen mit dem Vertreter eines der fremden Generalkonsulate als Beisitzer über solche Zivil- und Kriminalfälle Recht sprechen, bei denen in der Fremdenniederlassung ansässige Chinesen die Beklagten sind. Die über die Verurteilten verhängten Strafen werden entweder in dem chinesischen Gefängnis des gemischten Gerichtshofs oder in dem Gefängnis vollstreckt, das der europäischen Stadtverwaltung, dem sogenannten Munizipalrat, untersteht. Wegen einer ziemlich harmlosen Meinungsverschiedenheit über diese Gefängnisfrage kam es im Dezember 1905 zu einer heftigen Erregung der chinesischen Bevölkerung. Nach dem amerikanischen wie dem deutschen Konsul wurde mit Steinen geworfen, viele Fremde wurden angefallen, Wagen und Autos angehalten und zertrümmert. Stadthaus und Polizeistation waren Angriffen durch den Pöbel ausgesetzt, die Geschäfte mußten schließen, und die Lage erhielt ein so ernsthaftes Aussehen, daß fremde Kriegsschiffe Detachements landeten und die Munizipalität das aus Fremden bestehende Freiwilligenkorps mobilisierte. Zwar wurde der Aufruhr dank dem entschlossenen und entschiedenen Eingreifen der pekinger Regierung ebenso rasch wieder beigelegt, als er gekommen war, aber wie wenig die Europäer sich sicher davor fühlen können, daß einmal bei anderer Gelegenheit und ernsterem Anlaß ein gefährlicher Aufstand gegen sie ausbricht, lehrt das Verhalten der chinesischen Regierung nach jenem Putsch. Sie gab dem Drängen des britischen Gesandten, den Taotai Yuan Schusung, dem die Schuld an dem Zwischenfall zugeschrieben wurde, abzuberufen, nach, aber nur, um ihn gleichzeitig zum Gouverneur der Reichshauptstadt zu befördern. Und mit dem Nachfolger für Shanghai fuhren die Fremden nicht besser.

Vor kurzem kam wieder eine Meldung über einen neuen Streit zwischen der fremden Stadtverwaltung und dem jetzigen Taotai. Dieser hieß es gut, daß der chinesische Richter durch seine Häscher in der Fremdenniederlassung einen Chinesen gefangen nehmen ließ und ohne weiteres zu viertausend Bambusschlägen verurteilte, weil er ganz ordnungsmäßig einen geringfügigen Streit um Grundbesitz vor dem gemischten Gerichtshof anhängig machen wollte. Dabei wurde die Bambusprügelstrafe vor einigen Jahren durch ein kaiserliches Edikt als barbarisch verboten. Beim zweitausendneunhundertsten Schlage brach der Unglückliche zusammen. Das Konsularkorps nahm sich dieses Falles an und schickte den englischen, amerikanischen und deutschen Beisitzer für den gemischten Gerichtshof in den Yamen des chinesischen Richters, wo sie sieben Stunden ausharrten, bis sie es erreichten, daß der entsetzlich zugerichtete Gefangene gegen Sicherheit freigelassen wurde. Gewiß steht dieser Fall nicht vereinzelt da. Mancher Chinese mag heimlich das Vertrauen grausam gebüßt haben, das er einem von den Fremden beeinflußten Gerichtshofe schenkte, und offenbar verfolgen die chinesischen Behörden planmäßig den Zweck, durch solche abschreckende Mittel jede Autorität der Fremden unter der chinesischen Bevölkerung ihrer Niederlassung zu zerstören.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 23:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bezeichnend für die Stimmung in der chinesischen Bevölkerung selbst ist folgender Vorgang. Auf Anregung der europäischen Kaufmannschaft wurde in Schanghai vor einigen Jahren ein chinesisches Komitee gebildet, bestehend aus einigen Vertrauensmännern der wichtigsten chinesischen Gilden. Das Komitee sollte nur dazu dienen, dem Munizipalrat vertrauliche Auskünfte über die vorherrschenden Ansichten in der chinesischen Bevölkerung in Hinsicht auf getroffene oder geplante neue Maßnahmen zu erteilen. Was aber machten die Chinesen nicht alles daraus? Sie bildeten zunächst ein „beratendes Komitee", in dem sämtliche Gilden vertreten waren. Dann wählten sie aus dessen Mitte einen „Ausführungsausschuß des beratenden Komitees", bestehend aus drei namhaften Kaufleuten, zwei Bankiers und zwei Direktoren öffentlicher unter amtlicher Kontrolle stehender Institute. Beratendes Komitee und engerer Ausschuß mieteten große Bureauräume und stellten fremde Rechtsanwälte als juristische Berater an. Bei der chinesischen Bevölkerung hatte man auf diese Weise die Vorstellung erweckt, als habe sich im Einverständnis mit dem fremden Munizipalrat ein ebenbürtiger chinesischer Munizipalrat gebildet.

Wenn solche Dinge in der größten Fremdenniederlassung in China möglich sind, wie bedenklich muß es da nicht um die viel drückendere deutsche Herrschaft in Kiautschau bestellt sein? Solange das Deutsche Reich noch jährlich viele Millionen aufwendet, um durch deren Umsatz im ostasiatischen Schutzgebiete China zu einer vorteilhaften Handelsbilanz zu verhelfen, ohne daß die deutsche Warenausfuhr nach Ostasien mehr als in ganz verschwindend geringem Grade gehoben wurde, solange mag man an maßgebenden Stellen in China noch die Hände in den Schoß legen. Wie sehr aber schon die Erbitterung in der Bevölkerung gewachsen ist, lehrt die folgende Zeitungsmeldung aus Peking vom 2. November vorigen Jahres:

„Der Provinziallandtag in Schantung hat sich telegraphisch an die pekinger Beamten aus Schantung mit der Bitte gewendet, entschieden für die Bahn- und Bergbaurechte zu kämpfen, um die Bergwerke unbedingt zurückzuerlangen und selbst zu betreiben. Der Präsident des Zensorats Chang-Ying-lin und der Sekretär des Nei-ko, Wang-hsü, treten den Bestrebungen ihrer Landsleute entgegen und suchen ihren Einfluß zu beseitigen. Die pekinger Beamten aus Schantung beabsichtigen, Aufrufe zu erlassen und die beiden Beamten aus dem Heimatsverbande auszustoßen. Gouverneur Tsao-Hung-hsün, Präsident Lü-Huan-huan und der Unterkanzler des Großsekretariats, Ko-shao-uen, treten besonders für die Ausstoßung Changs und Wangs ein."

Natürlich trachtet man, neben den Bergwerken auch die deutsch-chinesische Bahn ganz in seinen Besitz zu bringen, und daneben besteht die Absicht, durch neue Bahnlinien den größten Teil des bisher über Tsingtau gehenden Handels nach nördlicheren und südlicheren Häfen abzulenken.

Wir haben uns China gegenüber auf den Standpunkt der Gewalt gestellt und müssen darauf gefaßt sein, uns früher oder später vor der Frage zu befinden, ob wir dieses Piedestal noch einmal besteigen sollen. Schrecken wir vor solcher Möglichkeit zurück, so tun wir gut, beizeiten preiszugeben, was sich nur durch Gewalt behaupten läßt. Für die europäischen Mächte im allgemeinen kann schon in naher Zukunft die Entwicklung der Verhältnisse in den Vertragshäfen unangenehme Überraschungen bringen. Würde Rußland auf seine Sonderrechte in der Mandschurei und Deutschland auf die seinigen in Schantung verzichten, so böte der amerikanische, gegen Japan gerichtete Vorschlag, die Bahnen in der Mandschurei zu neutralisiern, eine vorzügliche Grundlage für eine Verständigung der europäisch-amerikanischen Kulturwelt über eine gemeinsame Politik im fernen Osten,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 23:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die, weil sie China wichtige Dienste leistete, den gegenwärtigen Rechten der Fremden in China noch lange Dauer verbürgen würde. Ohne solche Einigkeit wird die Geduld des Chinesentums allzubald erschöpft sein.

Wittkopp

In memoriam!

Die Ereignisse von heute können wir nicht gerecht beurteilen, weil uns der Überblick fehlt, und die Ereignisse von gestern sind uns schon vor der Nase gefälscht worden, weil Pietät oder Patriotismus oder Zweckmäßigkeit aus vollen Schminktöpfen die Tafel Klios verkleckert haben.

Da Legenden sich stärker als Tatsachen erweisen, sobald sie einmal recht im Schwunge sind, sollen wir ihnen frühzeitig genug entgegentreten und es verhindern, daß die sogenannte Poesie zu viele Personen und Geschehnisse verklärt.

Wenn uns also Bethmann die Historie der konservativen Partei umfärben will, so müssen wir beizeiten die Wahrheit feststellen, auch wenn wir dabei in die unangenehme Lage kommen, die ganze Lächerlichkeit der Komplimente zu zeigen, die der fünfte Kanzler als erster jener Fraktion gemacht hat.

Im Zusammenhange mit den überheblichen Phrasen der Richthofen und anderen hinten und vorne mit bismarckschen Worten aufgeputzt, hört sichs ja heute schon so an, als hätte der schönhausener Junker mit seinen Standesgenossen das Reich gegründet und gehalten.

Dieses Märchen soll uns die Nummer fünf nicht in die Welt schmuggeln, und wir wollen die Tatsachen feststellen, wie wir sie vom ersten Kanzler überliefert erhalten haben.

Ganz gewiß waren die Konservativen die hinterlistigsten Feinde Bismarcks; um so gefährlicher, weil sie dem ihnen vertrauenden Staatsmanne in den Rücken fielen, und weil sie zu den gemeinsten Mitteln griffen. Das beliebteste war Verläumdung, die sie durch Weiber und Pfaffen dem alten Kaiser einflüstern ließen.

Bismarck hat im Laufe der Jahre mit allen Parteien zornige Auseinandersetzungen gehabt, aber tiefgründige Verachtung hat er nur gegen die Konservativen gezeigt und bewahrt.

„Die Fraktion der malcontenten Velleitäten", nennt er sie in einem Briefe an den Feldmarschall Manteuffel, „die, wenn sie einen Stein brauchen, um den Gegner zu treffen, die Clefs de voûte unseres Staatsgebäudes nicht schonen und ihrem Übermut auf Kosten der Zukunft des Landes und des Thrones unbedenklich die Zügel schießen lassen." Seinem Freunde Roon klagt er, daß die ruchlose Überhebung und politische Unbrauchbarkeit der Konservativen seine Freudigkeit im Kampfe gebrochen habe.

Den tiefsten Ekel flößt ihm die heimliche Wühlarbeit der adeligen Herren ein; er weiß, daß die Schufte, die ihm ein devotes Lächeln ins Gesicht grinsen, noch in der nämlichen Stunde mit irgendeiner hochstehenden Intrigantin Lügen gegen ihn ausbecken; er sagt sebst, daß alle diese katholischen und protestantischen Adeligen anonym und feig ihre Schmähartikel in die „Reichsglocke" lanzieren, und die Exemplare dem alten Kaiser auf den Frühstückstisch praktizieren. Er kennt die Kleist und Arnim und Bodelschwingh und confratres und brandmarkt ihr Treiben; und einmal heißt er im Reichstag die ganze Kreuzzeitungspartei ehrlose Verläumder.

In einem Prozesse gegen den Re-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 23:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dakteur der „Reichsglocke“ sagt der Staatsanwalt, daß er für die verbrecherische Tendenz der Zeitung alle Mitarbeiter, also den preußischen Adel, insbesondere den Herrn von Loë und den Grafen Harry von Arnim verantwortlich mache, und Bismarck hat diese wuchtige Anklage verewigt, indem er sie in seine Gedanken und Erinnerungen aufgenommen hat. Das ganze fünfundzwanzigste Kapitel seiner Memoiren widmet er dem Zerwürfnisse mit den ehemaligen Freunden und das sechsundwanzigste, welchem er die Überschrift Intrigen gegeben hat, handelt vorzugsweise vom preußischen Adel, der, wie Bismarck einmal an Diest-Daber schreibt, mit den Ultramontanen und Polen gegen die Krone Preußens kämpfte, und der ihm, wie die Erinnerungen sagen, „mit einer Bitterkeit und einem Fanatismus entgegentrat, worin er keiner staatsfeindlichen Partei etwas nachgab.“

Und das Motiv der Opposition sah Bismarck im Strebertum und im Neide der Landjunker, „die ihm den Fürstentitel nicht verziehen“.

Als sie seiner Anklage gegen die „Giftmischereien der Kreuzzeitung“ mit einem Pronunciamento für das verläumderische Blatt antworteten, war für ihn „die Möglichkeit eines Verkehrs mit den Leuten vollständig abgeschnitten“. So war die Regierungsfreundlichkeit der Konservativen, so war ihre Selbstlosigkeit und so war die Meinung Bismarcks von ihnen, die sich nicht geändert hat, denn die Gedanken und Erinnerungen hat er in den letzten Jahren seines Lebens geschrieben, und in ihnen hat er seinen Groll über den preußischen Adel der Nachwelt überliefert.

Der zarter besaitete Hohenlohe aber schreibt unterm 15. Dezember 1898 in sein Tagebuch über die Junker:

„. . Wie ich von 1866 bis 1870 für die Vereinigung von Süd und Nord gewirkt habe, so muß ich hier danach streben, Preußen beim Reich zu erhalten. Denn alle diese Herren pfeifen auf das Reich und würden es lieber heute als morgen aufgeben“. Mit dieser Überzeugung, die sich zwei Kanzler in langen Jahren erworben haben, vergleiche man die verwaschene Meinung des Herrn von Bethmann, der die Junker ermahnt, „sich nicht von der Regierung abhängig zu machen“!

Es ist überhöflich, den Mann als „weltfremd“ zu bezeichnen, und es ist unehrlich, weil ihm Jeder innerlich viel gröbere Prädikate zuerteilt. Wenn er aber wieder einmal historisch kommt, oder Bismarck zitiert, wollen wir darauf achten, daß nicht zu viel Wahrheit hinter der Philosophie verschwindet.

L

Die Reaktion in Hessen

Die Vorgänge in Preußen werfen so tiefe Schatten über das sonstige Reichsgelände hin, daß an allen Ecken und Enden die partikularen Reaktionsblümchen aufsprießen, ohne besonders beachtet zu werden. Hier und da verlohnt sich dennoch ein kleiner botanischer Ausflug. Im Hessenländchen, das als eine grüne liberale Wiese, noch von der Franzosenzeit her befruchtet, so beiseite blieb, als verstünden sich seine Freiheiten von selbst, hat sich die Vegetation erheblich verändert. Unter dem Schutzdache des Nationalliberalismus ist aus dem Bürgerlande ein Junkerland geworden, das aller Geographie spottet. Links des Rheins — rechts der Elbe — eins und dasselbe

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 23:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Man wende nicht ein, Hessen läge zu beiden Seiten des Rheins. Die Regierungshauptstadt zumal auf der rechten. Das gilt nur nach außen hin. Hessen wird von Worms aus regiert, und wenn auch in Darmstadt ein Großherzog seine Unterschriften leistet, so heißt das Oberhaupt doch Freiherr von Heyl.

Soviel wird auch den Fernerstehenden erinnerlich sein, daß der Freiherr wegen seiner echt nationalliberalen Haltung bei der Reichsfinanzreform von seiner eignen Fraktion ausgeschlossen wurde, weil seine Genossen wieder einmal Mandatsängste verspürten und patriotische Opferfreudigkeit mimen mußten. Er blieb damals bei der Stange, die sie für einige Zeit verließen, und fand als kluger und redegewandter Herr auch die Formel für die Ablehnung der Erbsteuer: die direkten Steuern gehören den Einzelstaaten, dem Reiche die Konsumsteuern. Den Satz hätte sich die Einerseits-Andrerseits-Partei ohne Furcht für ihr Prestige ruhig aneignen können. Denn ihre Angst, er könnte in den Einzelstaaten zu Verpflichtungen führen, hat der gewandte Freiherr mit der einzigen Konsequenz, die den Nationalliberalen wohlansteht, in seinem Ländchen widerlegt. Dort stand, um der drückendsten Ungerechtigkeit der Lastenverteilung und einer schweren Finanznot abzuhelfen, eine direkte Vermögenssteuer auf der Gesetzestafel, die sich der Finanzminister Gnauth auf den Leib band. Herr von Heyl als reichster Mann des Großherzogtums durfte sich mit vollem Rechte als Meistbelasteter dagegen wehren. Nun lautete die Formel: wir haben keine Konsumsteuer, also wäre eine Vermögenssteuer als einseitige Belastung des Besitzes ungerecht. Und der Finanzminister flog samt seiner Tafel aus der Regierung hinaus.

Wir könnten auch noch der kürzlich unter dem gleichen Einfluß vorgenommenen „Reformierung" des gleichen Wahlrechts in ein Pluralwahlrecht gedenken, doch genüge das eine von vielen Symptomen, um den Beweis für die allgemeine Erstarkung des Feudalstaates zu bringen, die nun ganz entschieden die Mainlinie überschritten hat.

Freiherr von Heyl ist Fabrikant und Großgrundbesitzer. Er fabriziert Leder und soziale Gesinnung, die darin besteht, das Wachstum des Großkapitals im Einklang mit der Interesselosigkeit der Arbeiter zu erhalten. Regulierung der Gesinnung seiner Angestellten, in durchaus nicht idealer Konkurrenz mit ihrer Brotfrage und Aufkauf von bäuerlichem Kleinbesitz zur Befestigung des erworbenen Vermögens, das sind die Realitäten, die hinter seiner sozialen und liberalen Dialektik stecken, und denen ein charakterloses Bürgertum zum Erfolge verhilft. Einerseits kann man ja die Verhältnisse nicht ändern und anderseits, wenn doch, so erscheint es tunlich, sie zugunsten des Besitzes zu gestalten. Im Interesse des Vaterlandes.

Es soll dem Freiherrn, der doch seine sämtlichen Trabanten aufwiegt, persönlich nichts angehängt werden, wenn ihn auch die zeitweilige Notwendigkeit, sein Machtgelüst zu verschleiern, zu sehr bedenklichen Widersprüchen führt, die im gewöhnlichen bürgerlichen Leben nicht durchgehen würden. In ihm vollzieht sich, wie in seiner ganzen Kaste, das Schicksal eines Volkes, das sich selber verliert. Ein Schicksal, das durch seine Internationalität nicht tröstlicher wird.

Durch die zunehmende Veräußerlichung des Lebens wächst die industrielle Abhängigkeit und schwindet die Selbstbestimmung der Arbeit und der ganzen Lebensgestaltung für eine täglich wachsende Mehrheit. So gut, wie der Besitz des Bodens zum Herrn über die macht, die seiner Produkte bedürfen, so macht die Verfügung über die in-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 23:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dustrielle Produktion zum Herrn über ihre Abnehmer. Diese Verfügungskraft kann nur immer wachsen, je mehr kleine Selbständigkeiten aufgegeben werden. Was an früherer Abhängigkeit durch den Boden aufgehoben wurde, wird durch die teilende Arbeits- und Verbrauchsverfügung reichlich eingeholt, und wenn auch Land- und Schlotjunker noch oft gegeneinanderprallen, so werden sie sich doch immer besser über den Raub verständigen lernen.

Gestalten wie der Freiher von Heyl zeigen die psychische Verwandschaft und Vereinbarkeit beider Herrschaftsformen, und man kann von ihnen nicht einmal verlangen, daß sie sich vor dem Zugreifen schämen sollen, wenn das Selbstbewußtsein des Volkes so tief gesunken ist, wie in Hessen und — anderswo.

Hermann Gottschalk

Mutterschaftsversicherung und Säuglingsschutz

Wenn man bedenkt, daß in Deutschland alljährlich zehntausend Frauen infolge von Schwangerschaft und Geburt sterben, daß weitere dreißigtausend Frauen durch schwere Folgeerscheinungen leistungsunfähig werden und allmählichem Siechtum anheimfallen, daß ferner die Sterblichkeit mit 18,5 vom Hundert der Säuglinge unter einem Jahr bei uns eine erschreckend hohe ist, so muß man annehmen, daß schwere wirtschaftliche und hygienische Schäden sich in diesen Zahlen ausdrücken. Übermäßige Erwerbsarbeit der Frauen vor und nach der Geburt, unzweckmäßige Ernährung und Kleidung, Not und Kummer, Unwissenheit, mangelhafte Pflege, Unsauberkeit und vieles andere mehr machen den an sich so einfachen physiologischen Vorgang zur Quelle unsäglichen Leides und enormer Kräfteverschwendung. Unter derartig großen Opfern bedeutet natürlich eine hohe Geburtenfrequenz einen zweifelhaften Gewinn für die Nation. Und so sind seit einigen Jahren Bestrebungen im Gang, die durch energische Maßnahmen dieser Verschwendung an Menschenleben und nationalem Gut entgegenwirken wollen. Die einschneidendste und zugleich fruchtbringendste dieser Maßnahmen dürfte die obligatorische Mutterschaftsversicherung sein, die aus Anlaß der Neugestaltung der Reichsversicherungsordnung eifrig propagiert wird. Der Entwurf hierfür, der demnächst dem Reichstag zugehen dürfte, sieht bereits wesentliche Verbesserungen vor. Er gewährt den Versicherten als Grundleistung eine Wöchnerinunterstützung in Höhe des Krankengeldes (Hälfte des Durchschnittslohnes) auf die Dauer von insgesamt acht Wochen vor und nach der Entbindung. Er sieht ferner freie ärztliche Behandlung und freie Hebammendienstleistung als fakultative Leistungen der Kassen vor, ebenso Wöchnerin- und Familienunterstützung an nichtversicherungspflichtige Ehefrauen von Kassenmitgliedern. Er dehnt weiter die Versicherungspflicht uneingeschränkt auf Dienstboten aus und bringt auch mit der Hinterbliebenenversicherung verschiedene wohltätige Neuerungen in die Kinderfürsorge.

Doch reichen alle diese Maßnahmen noch nicht aus um einen wirksamen Mutter- und Säuglingsschutz gewährzuleisten. Es wird daher von den verschiedensten Seiten eine größere Ausdehnung der Versicherung und eine wesentliche Erhöhung von ihren Leistungen gefordert. Im Mittelpunkt dieses kulturellen Kampfes stehen die Deutsche Zentrale für Jugendfürsorge und die Deutsche Vereinigung für Säuglingsschutz, die hervorgingen aus der richtigen Erkenntnis der Not der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 23:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gegenwart und während der kurzen Zeit ihres Bestehens schon viel Gutes gewirkt haben. Besonders die Deutsche Vereinigung für Säuglingsschutz läßt es sich angelegen sein den Entwurf zur neuen Reichsversicherungsordnung möglichst weit und wirkungsvoll auszubauen. Sie fordert, nach einem Referat von Professor Schloßmann in der Ausschußsitzung, als Zwangsleistung der Kassen:

Schwangerschafts- und Wöchnerinunterstützung an Versicherte in der Höhe des vollen Durchschnittslohnes auf die Dauer von insgesamt acht Wochen vor und nach der Entbindung, für die darauffolgenden vier Wochen den halben Durchschnittslohn und außerdem für stillende Mütter den weiteren halben Durchschnittslohn als Stillgeld, ferner freie ärztliche Behandlung, freie Hebammendienstleistung und Hauspflege, oder statt dessen Verpflegung in einer Entbindungsanstalt; sowie für die nicht versicherungspflichtigen Ehefrauen der Kassenmitglieder ebenfalls freie ärztliche Behandlung, freie Hebammendienstleistung und Hauspflege oder statt dessen Verpflegung in einer Entbindungsanstalt und eventuell die ganze oder eine teilweise Säuglingsunterstützung.

An fakultativen Leistungen wird vorgesehen: Lieferung oder leihweise Überlassung von Wäsche, Bettstücken, Unterlagen, Binden und so weiter, ferner eine Säuglingsunterstützung über die Grundleistung hinaus in Form ärztlicher Überwachung und Beratung; durch Abgabe von Milch und dergleichen.

Weiter soll die Versicherungspflicht außer auf die im Entwurf vorgesehenen Personen auch noch auf alle diejenigen ausgedehnt werden, die zu Dienstleistungen tage- oder stundenweise herangezogen werden. (Wäscherinnen, Aufwartefrauen und so weiter)

Die Mehrkosten für alle diese Maßnahmen würden nach den eingehenden Berechnungen, die Geheimrat Majet in den Verhandlungen der Deutschen Zentrale für Jugendfürsorge dargelegt hat, keine wesentlich hohen sein; sie könnten sich vielmehr bei mittleren und großen Kassen annähernd im Rahmen der jetzigen Versicherungsbeiträge halten. An Hand von Beispielen weist er nach, daß einige Ortskrankenkassen, die weit über ihre Zwangsleistungen hinaus bisher schon Familien- und Wöchnerinunterstützung gewähren, dies mit Beiträgen von 4 bis 4 1/2 Prozent vom Durchschnittslohn leisten können. Wenn aber trotzdem zur Durchführung der oben geforderten Maßnahmen eine Erhöhung der Beitragsleistung notwendig würde, so könnte diese Erhöhung immer noch wesentlich unter der gesetzlich zulässigen Obergrenze von 6 Prozent des Durchschnittslohnes als Versicherungsbeitrag bleiben.

Es sind unter den kleinen Kassen, deren Aufhebung der neue Entwurf vorsieht, heute eine ganze Anzahl, deren unrationelle Verwaltungsspesen das Aufbringen dieser 6 Prozent notwendig machen, ohne daß sie auch nur das leisten könnten, was die großen bei einem Versicherungsbeitrag von 4 Prozent des Durchschnitts gewähren. Wenn also die Mutterschaftsversicherung künftig den Beitrag um nur 1/2 Prozent, also auf etwa 4 1/2 Prozent erhöht (da kleine, unrationell arbeitende Kassen nicht mehr vorhanden sein werden), so leuchtet die große Verbesserung ein, die das neue Gesetz für die Volkswohlfahrt bedeutet.

Von dieser Seite dürften also kaum prinzipielle Schwierigkeiten erwachsen. So steht mit hoher Wahrscheinlichkeit zu erwarten, daß die neue Versicherungsordnung die Mutterschafts- und Familienversicherung auf ihre gegenwärtig bestmögliche Form bringen wird.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 23:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Denn nur auf dieser Basis läßt sich der allzugroßen Kindersterblichkeit und der Verschwendung realer und sittlicher Werte, endlich dem Rückgang der nationalen Kraft wirksam begegnen.

Zehlendorf

Anna Baader

Nietzsche und die Geschichte

Wer mit einem Satz klarzumachen hätte, worin sich die Geschichtsforschung Rankes und seiner Zeit von der unserer Tage unterscheide, dem bliebe wohl nur übrig, zu sagen: Seit Ranke ist die Geschichtswissenschaft bemüht, die Gesetze der Geschichte aufzufinden.

Früher war das anders! Bei Ranke ist die Erkenntnis des Gewesenen noch Selbstzweck der Geschichte. Mit der schlichten und klaren Einfalt des Genies spricht er dies selbst im Gegensatz zu jeder pragmatischen Auffassung aus, in dem er von seiner (1824 erschienenen) „Geschichte der romanischen und germanischen Völker von 1495 bis 1535" sagt: „man hat der Historie das Amt, die Vergangenheit zu richten, die Mitwelt zum Nutzen künftiger Jahre zu belehren, beigemessen; so hoher Ämter unterwindet sich gegenwärtiger Versuch nicht: er will blos sagen, wie es eigentlich gewesen."

So schrieb Ranke vor achtzig Jahren. Inzwischen ist ein Jahrhundert an uns vorübergerauscht, das einen unerhörten Aufschwung der Naturwissenschaften gebracht hat. Newton, der für die Erscheinungen am Himmelsgewölbe Gesetze aufgestellt hatte, waren Männer gefolgt, die Ähnliches auf allen Gebieten des Naturgeschehens versuchten. War es da Wunder zu nehmen, daß sich der Drang, der die Naturwissenschaften ergriffen hatte: Gesetze aufzustellen, auch der Vertreter der Geisteswissenschaften bemächtigte?

Als darum Oskar Hertwig im Jahr 1897 schrieb, es sei garnicht so unmöglich, daß auch einmal ein naturwissenschaftlich geschulter Historiker auftreten würde, um mechanische Prinzipien in die historische Forschung einzuführen, und der dann die Zeit voraussagen werde, wo auch die Geschichte und die Sozialwissenschaften ihren Newton aufzuweisen hätten, da irrte er sich nur in einem Punkte. Der Mann, den er prophezeite, sollte nicht erst erscheinen. Er war bereits aufgetreten — Karl Lamprecht!

Für ihn ist die Geschichte nicht mehr einfach die Schilderung dessen, „was geschehen ist". Im Gegenteil! Alles singulär Individuelle — zum Beispiel die Taten großer Männer, die zu Rankes Zeit der Hauptgegenstand der Geschichte gewesen waren, — gilt ihm als „irrational" und kann somit nicht Gegenstand wissenschaftlicher Erkenntnis sein. Wird somit zum einzigen Gegenstand der Geschichte das Sozialpsychologische, die Massenvorgänge, so ist doch mit dessen Darstellung die Aufgabe des Historikers keineswegs beendet. Es bleibt ihm noch als Krönung seines Werkes die Einordnung der Ereignisse in die gesetzmäßig zu erkennende Entwicklung der Kultur.

Es ist natürlich, daß sich auch dagegen bald Widerspruch bemerkbar machte. Die Stimme Rankes klang noch kräftig herüber, und auch im philosophischen Lager hatte man für die neuen Horizonte der Geschichtswissenschaft nicht viel übrig. Vor allem Windelband und Rickert betonten mit Entschiedenheit, daß sich das, was geschehen sei, nimmermehr in Gesetzen wiedergeben lasse. Die Hauptaufgabe der Geschichte sei es, zu zeigen, wie sich das, was war, in seiner einmaligen Besonderheit, in seiner in der Zeit begrenzten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 23:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wirklichkeit abgespielt habe. „Gesetze" dagegen könnten uns immer nur sagen, was für die Wirklichkeit in ihrer Allgemeinheit gelte.

Der Streit über diese Probleme tobt heute noch, und Heinrich*) hat sich darum eine dankbare Aufgabe gestellt, als er die Stellung Nietzsches zu diesen Fragen zum Gegenstand einer Untersuchung machte.

Friedrich Nietzsche gebraucht einmal den Ausdruck „Don Juan der Erkenntnis". Das Wort ist nicht nur von ihm, es ist auch — für ihn geprägt! „Neugierig bis zum Laster, Forscher bis zur Grausamkeit" hat er sich selbst genannt und verheißen, man werde ihm eine „ausschweifende Redlichkeit" nachrühmen! So kann es uns nicht Wunder nehmen, daß derselbe Denker, der sich in der zweiten der „Unzeitgemäßen Betrachtungen" als weitblickenden Methodologen erweist, der Begriff und Grenzen, Nutzen und Nachteil der Historie gefühlsmäßig durchdringt, dieselben Probleme später zu einem zwar auf seiner Weltanschauung basierenden, aber doch — oder besser gerade deshalb — metaphysischen Stimmungsbilde verdichtet. So muß denn, wenn man sich Nietzsches Stellung zur Geschichte klarmachen will, scharf zwischen dem Nietzsche, der „vom Nutzen und Nachteil der Historie" schrieb, und dem Dichterphilosophen des „Also sprach Zarathustra" unterschieden werden!

In den unzeitgemäßen Betrachtungen steht Nietzsche schon vollständig — allerdings mehr gefühlsmäßig — auf dem Boden Windelbands. (Man verzeihe mir diese zeitliche Verschrobenheit!) Er protestiert gegen die „Geschichte vom Standpunkte der Massen." Ja, er läßt sich zu dem Ausruf hinreißen: wenn die Statistik nichts anderes könne, als zu „beweisen", daß es Gesetze in der Geschichte gäbe — dann „hole die Massen und die Statistik der Teufel!"

Wenn Nietzsches machtvoller Geist in zornige Aufwallung gerät — hat die Geburtsstunde des Aphorismus schon geschlagen! So klingen denn seine Reflexionen in den markigen Satz aus: „Soweit es Gesetze in der Geschichte gibt, sind die Gesetze nichts wert und ist die Geschichte nichts wert!"

Heinrich schildert in seiner Studie auch, wie Nietzsche zur Zeit der „Morgenröte" und von „Menschliches, allzu Menschliches" über die Geschichte dachte. Allein wir übergehen diese naturalistische Periode des Denkers, in der er ganz im Banne der französischen Aufklärung stand, und eilen mit raschen Schritten zu dem Nietzsche des „Also sprach Zarathustra".

In „Also sprach Zarathustra" hat Nietzsche jene Lehre aufgestellt, die unter dem Namen der „Lehre von der ewigen Wiederkunft des Gleichen", berühmt geworden ist. „Alles geht, alles kommt zurück; ewig rollt das Rad des Seins. Alles stirbt, alles blüht wieder auf; ewig läuft das Rad des Seins."

„Alles bricht, alles wird neugefügt; ewig baut sich das gleiche Haus des Seins. Alles scheidet, alles grüßt sich wieder; ewig bleibt sich treu der Ring des Seins."

„In jedem Nu beginnt das Sein; um jedes Hier rollt sich die Kugel dort. Die Mitte ist überall. Krumm ist der Pfad der Ewigkeit."

Heinrich hat vollkommen recht, wenn er sagt, um Nietzsches Stellung zur Geschichte zu verstehen, sei es belanglos, ob diese Lehre beweisbar oder nicht beweisbar ist, auch die moralischen Konsequenzen, die für den erwachsen, der an diese Lehre glaube, kämen nicht in Betracht, es handle sich vielmehr einzig und allein darum, ob Nietzsche damit in das Lager derer übergegangen

*) Doktor Karl Borromäus Heinrich, Nietzsches Stellung zur Geschichte. (Verlagsbuchhandlung München G. m. b. H.)

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 23:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sei, die in der Geschichte eine „Gesetzeswissenschaft" sehen.

Es ist nun Heinrich vollständig beizustimmen, wenn er diese Möglichkeit verneint. Nicht ganz sind wir allerdings mit der etwas geschraubten, wenn auch geistreichen Art einverstanden, mit der er diese These verficht. Wenn ein individuelles einmaliges Geschehen den Gegenstand der Geschichte ausmacht, dann kann sich auch die Geschichtswissenschaft, wenn sich dieses dadurch nicht minder einzigartige Geschehen mehrmals vollzieht, nicht damit zufrieden geben, bloß das zu schildern, was von diesem Geschehen in Gattungsbegriffe („Gesetze") eingeht! Ebensowenig kann man behaupten, daß ein Napoleon zum Beispiel seine Einzigartigkeit einbüße, weil er in ein paar tausend Jahren wieder auftrete. Da die Identität dieses zweiten Napoleons mit dem ersten vollständig gewahrt ist, finden seine Taten auch in einer Geschichtsdarstellung im Sinne Nietzsches nur einen einzigen, wenn auch in der Zeit nicht einmaligen Ausdruck! Diese beiden Argumente, klar durchgeführt, hätten genügt, um Heinrichs Ansicht zu erhärten.

Auch so würde er berechtigt sein, seinen Schlußsatz dahin zu formulieren: Die Lehre Nietzsches von der ewigen Wiederkunft des Gleichen enthält keine Verneinung des Begriffs des historischen Geschehens, also keine Verneinung der Geschichtswissenschaft.

Karl Borromäus Heinrich hat mit der vorliegenden Studie ein für ihn neues Gebiet betreten. Der Verfasser des „Karl Asenkofer" hat damit gezeigt, daß er nicht nur auf dem Gebiet des psychologischen Romans seinen Mann stellt, sondern daß er auch über rein philosophische Dinge anregend zu plaudern versteht; denn eine Plauderei ist die vorliegende Studie, nicht erschöpfend und auch nicht mit dem sonst unumgänglich notwendigen gelehrten Apparat ausgestattet. Eins hat aber der Philosoph Karl Heinrich mit dem Dichter Karl Heinrich gemeinsam: Auch aus seinen Werken strahlt der sarkastische Geist, der dann und wann in seinen Romanen wetterleuchtet — und das macht das Büchlein zu einer genußreichen Lektüre!

Rudolf Wassermann

Glossen

Die moderne Tarnkappe

So paradox es klingt, so richtig ist es: die Verteidiger öffentlicher Wahl sind die schonungslosesten Bloßsteller der politischen Verhältnisse, in denen wir leben. In früheren Zeiten, sagen sie, hätte man es unerhört feige und schimpflich gefunden, wenn ein freier Mann sich weigerte, seine Stimme in öffentlichen Dingen auch öffentlich abzugeben. O, wie recht sie haben! Man denke nur an die Glanzzeit des mittelalterlichen Genossenschaftswesens! Und wie viel erhebender ist nicht auch in der Gegenwart das Bild der Schweizer in ihren Urkantonen, die in offner Volksversammlung unter freiem Himmel im Angesichte des versammelten Volkes ihrer Stimmpflicht ohne Scheu obliegen, als der Anblick deutscher Reichstagswähler, die verstohlen und hinterrücks in ein klosettähnliches Appartement schlüpfen, um dort ihr Stimmrecht

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 23:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

heimlich zu verrichten! Heimlichkeit riecht schlecht. Warum sollte die Heimlichkeit einer Wahlhandlung eine Ausnahme machen! Sie fördert die schleichende Verbreitung von Unzufriedenheit und stumpft bei vielen das politische Verantwortungsgefühl ab, jammert der kantisch-philosophische Ästhet und Kanzler von Bethmann Hollweg. Gröber und besser sagte das schon Treitschke: „Ist das Wahlrecht zum Parlament in Wahrheit aufzufassen als die höchste Bürgerpflicht, so sollte es auch ausgeübt werden in Formen, die dem ehrenhaften und freien Mann nicht verächtlich erscheinen, also öffentlich und mit voller Verantwortlichkeit. Politisches Ehrgefühl hat der nicht, der keinen Ekel empfindet, wenn er zur Wahlurne geht und seinen Zettel verstohlen hineinstecken muß ... Der Staat ist nicht dazu bestimmt, seine Bürger moralisch zu verweichlichen ..."

Wie haben heute ein öffentliches und, soweit die Politik sich nicht gewaltsam hineindrängt und hineinmischt, im allgemeinen freies und ehrliches Gerichtsverfahren. Das war nicht immer so. Es gab Zeiten, wo die Rechtsunsicherheit im bürgerlichen Leben der normale Zustand in deutschen Landen war. Da kam die heilige Feme auf. Deutsche Männer schlichen sich wie Diebe zur Nachtzeit an verborgene Waldesstätte und entschieden heimlich und geheimnisvoll über Leben oder Tod eines Übeltäters. Schaudernd denken wir an solche Zeiten zurück. Aber was man auch den Männern, die die Feme schufen und erhielten, nachsagen mag, Feiglinge waren sie nicht. Sicher gab es darunter Prachtkerle wie Immermanns Hofschulzen, den der Dichter nicht umsonst mit dem Geheimnis der Feme moralisch zusammenbrechen läßt.

Vielleicht kommt selbst in Deutschland einmal eine Kultur auf, unter der man mit Grauen an die Jetztzeit zurückdenkt, wo im Zeichen des deutschen Klosett-Wahlgesetzes gewählt wird. Aber die geheime Wahl im Reiche ist ebenso eine natürliche Ausgeburt der allgemeinen politischen Unsicherheit, in der wir leben, wie einst die Feme ein natürliches Erzeugnis der allgemeinen Rechtsunsicherheit war. Es ist eine Schande, daß auch in Preußen ein geheimes Wahlrecht vom Volk gefordert werden muß, aber nicht das Volk ist für diese Schande verantwortlich. Man sorge dafür, daß erst einmal frei, ehrlich und öffentlich bei uns regiert wird, dann wird man im Volke keine Scheu mehr empfinden, öffentlich seine politische Überzeugung zu bekennen.

Aber in Preußen wird gewissermaßen „aus der Dunkelkammer regiert". Alles Polizeiliche, und was ist heutzutage nicht alles polizeilich, ist mehr oder weniger geheim. Mag sein, daß das so sein muß. Aber auch das ganze geltende Verwaltungsrecht in Preußen ist beinahe eine Geheimwissenschaft der Verwaltungsbeamten. Die ängstliche Fernhaltung alles staatsrechtlichen und verfassungsrechtlichen Bildungsmaterials von der Volksschule, gehört in dasselbe Kapitel. Kein Schüler wird über die Befugnisse eines Landrats, eines Regierungspräsidenten aufgeklärt. Dagegen ist vom Herrscher in der Schule immer die Rede, als ob wir noch in der Autokratie lebten. Wo aber die Heimlichkeit in der Regierung aufhört, da beginnt die offene Brutalität. Man kann sich viel herausnehmen; denn Monarchie und Bureaukratie sind bei uns nicht abhängig von der Volksvertretung, sondern nur in gewisser Beziehung in ihren Machtbefugnissen eingeschränkt. Die Regierenden scheuen sich nicht, verstohlen und heimlich Verfügungen gegen das Volk zu treffen, aber das Volk soll bei der Wahl seiner Vertreter für das Parlament seine Stimme öffentlich zu Protokoll geben. Warum wohl?

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 23:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wähler, die öffentlich einem der Regierung nicht genehmen Politiker ihre Stimme geben, kann man mit tausend Mitteln moderner, unsichtbarer Folterkunst unschädlich machen. In solchen Fällen handelt es sich um einen sichtbaren Feind. Ein geheimer Wähler aber ist ein unsichtbarer Feind. Dagegen hilft kein Schutzmannssäbel, kein Disziplinarverfahren, keine amtliche Schikane irgendwelcher Art.

In alten deutschen Sagen ist viel von Tarnkappen die Rede, Mänteln, die den, der einen trug, im Kampfe unsichtbar machten. Eine solche Tarnkappe bedeutet in modernen Wahlkämpfen das geheime Wahlrecht. Sie ist in Deutschland unentbehrlich um einem öffentlich wehrlosen Volk den Kampf gegen eine übermächtige Reaktion zu ermöglichen. Nachdem das deutsche Volk auf diese Weise im Reiche Wunderdinge verrichtet hat, fordert es seine Tarnkappe auch für die Wahlen in Preußen, um die Reaktion in seinen stärksten Verschanzungen angreifen zu können. Kein Wunder, wenn eine durch die im Reiche gemachten Erfahrungen klug gewordene Bureaukratie dem verzweifelten Widerstand entgegensetzt.

Otto Corbach

Die offenen Fenster am Schlosse zu Berlin

Hinter jedem ernsten geschichtlichen Ereignisse steht immer der liebe Humor; das ist ein Glück; es läßt uns das Ding, das sich da Geschichte nennt, leichter ertragen, weil im letzten Moment, wenn man am liebsten heulen möchte, immer die befreiende Lachsalve eintritt. Menschliche Tragikomödie nennt deshalb der alte Johannes Scherr die Geschichte aller Zeiten. Und er hat recht; auch heute noch. Exempla trahunt.

Ein tragisches Ereignis ersten Ranges ist gewiß die Geburt des neuen preußischen Wahlrechtes. Das steht für jedermann fest, der nicht durch die Brillen eines ostelbischen Kraut- und Landjunkers blickt oder als Mitglied einer königlichen preußischen Regierungsgesellschaft m. b. H. jeden Sinn für die Bedürfnisse des Volkes im Mastdarm seiner hohen Vorgesetzten verloren hat. Der beschränkte Untertanen verstand aber, zum Beispiel der eines Geheimrats Liszt und anderer untergeordneter Geister, will es absolut nicht begreifen, warum man diese königlich preußische Mißgeburt mit Freuden begrüßen soll. Solche Schwarzseher — ja, ja, Er hat's immer gesagt! — halten Versammlungen ab, schimpfen und spötteln und ziehen dann hinaus auf die Gasse und — oh! oh! oh! — vor das königliche Schloß und — schreien! Na, für gewöhnlich sind ja dann Polizei, Gendarmerie und Militär da, welche durch eine der bewährten preußischen Erziehungsmethoden als da sind: Niederreiten, Dreinhauen, Verhaften, Einsperren und so weiter das betörte Volk zur Vernunft bringen. Wenn aber wie vor kurzem, die Gewalt nicht da ist, dann springt rasch in diese Lücke der Humor. Es heißt dann in den Zeitungsberichten: Lakaien beeilten sich, einzelne offenstehende Fenster des königlichen Schlosses zu schließen.

O, welch' inniges Vergnügen bereitet doch dieser kurze Satz dem satyrisch veranlagten Jüngling! Ja, ja, wenn das Volk draußen schreit, dann schließen die Lakaien die Fenster! Das ist und war immer so in Berlin, das ist so Hausordnung, geheiligter Brauch. Man kann ja nie wissen, was im königlichen Schlosse gerade vor sich geht. Am Ende erscheint einem gerade der Geist des „nunmehr in Gott ruhenden, hochseligen" Herrn Sardanapal und tanzt ihm was vor, oder der alte Ägir beginnt zu singen,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 23:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mein Gott, man weiß doch nie, welcher Geist sich gerade dort herumtreibt, es passiert ja so viel Merkwürdiges im königlichen Schlosse zu Berlin. Das könnte gestört werden durch den Schrei des Volkes nach Gerechtigkeit. Also Fenster zu, Fenster zu! Laßt sie schreien, die misera plebs, die Bande da unten, aber bei hermetisch verschlossnen Fenstern, sonst könnt's einer hören. Und sie könnten entweichen, die romantischen Schwarmgeister; sie lieben nicht den Schrei der neuen Zeit. Stille und Finsternis! Dann geht's ihnen gut, dann verweilen sie.

Aber das ist nur gewöhnliche Lakaienarbeit. Feinere Bedientenseelen betreiben die Sache auf ganz andre Art. Sie schließen die geistigen Fenster der Herrscher. Und das ist nicht so leicht in Berlin. Die Hohenzollern haben helle Köpfe; sie blicken durch verschiedene Fenster in die Welt. Zumachen, zumachen! Oh, das ist schon eine viel schwierigere Arbeit, dazu braucht man bessere Lakaien, zum Beispiel Eulenburg und Konsorten, oder einen frommen protestantischen Hofprediger. Sie besorgen die feinere, geistige Arbeit, sie schließen die Fenster, durch die so ein heller Kopf in die Welt sieht, auf daß es finster werde, ganz finster; dann kann man besser im Trüben fischen. Und es gelingt ihnen immer.

Ja, ja, Lakaien so und so, sie schließen die Fenster im königlichen Schlosse zu Berlin. Aber wenn sie einmal der Sturm aufreißt, wenn es hell und laut wird, was dann? Ach, lieber nicht daran denken, noch ist's ja finster und still und — après nous le déluge! Das ist nun mal schon so Lakaienphilosophie.

Peter Bozl

Im Namen der Vernunft

Unsre Zeit neigt ganz entschieden zur Romantik. Scheinbar ist sie zwar der nüchternen Gewißheit der äußern Erkenntnis verfallen und läßt nichts mehr gelten, als was im hellen Tageslichte bestehen kann. Zum Beispiel die Entwicklung des Menschen vom Nebelfleck bis zum Welträtsellöser. Oder die Verwandlung des Kapitalismus in den lämmerfrommen Kollektivismus. Das sind kalte, nüchterne Dinge, deren notwendige Beweisführung ganze Wälder auffrißt. Nur scheint es auch, als ob die ermordeten Bäume von ihren Schatten nicht lassen wollten, die sie rachsüchtigen Gespenstern gleich auch in Papiergestalt hinter sich herschleppen. Dämmerige Schatten, in denen nach wie vor der Duft der Romantik muffelt. Denn man kann sagen, daß niemals so wenig Wirklichkeitssinn bestanden hat, wie im papiernen Zeitalter. Oft möchte man bei der Richtung seiner Aufklärungsarbeit an eine Rückbildung des Menschengehirns zum Nebelfleck glauben.

Wie dunkel ist's nicht auf dem Gebiete der Wohltäterei. Alles ist einig, sich diesen Begriff zu verfälschen. Leute wie Carnegie und Leopold werden allen Ernstes zu den Wohltätern der Menschheit gerechnet. Man frägt nicht nach den Übeltaten, denen die ihr Vermögen verdanken, denn sie sind Fatum. Man spiegelt sich in dem großen Menschenwunder, in dem sich die Macht und Würde der befreiten Vernunft und der Sieg der Menschenpflicht über den Egoismus offenbart. Erkenntnis und Ethik! Die Hörigen umringen den Wagen des Herrn, der schäbige Kupfermünzen ausstreut, in die er das Gold ihres Lebens umgeprägt hat.

Leopold, der von Merkur Gesalbte, ist von der Wohltäterzunft noch der sympathischste — abgesehen davon, daß er tot ist — weil er sich jeder heuchlerischen Geberde enthält und über sein Leben hinaus dem Gotte treu bleibt. Er wirft nicht einmal Kupfermünzen. Dieser königliche Kaufmann bezog eine

Digitized by Google

Original from PENN STATE

Generated on 2019-10-26 23:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Jahresrente für die Abtretung von dreiundzwanzig Millionen Kongowerten, die er außerdem für sich behielt, um sie nach seinem Tode noch einmal abtreten zu können, an edle Stiftungen. Die Welt hätte wieder einmal ein Gelächter, wenn nicht die allgemeine Ehrfurcht vor allen Beweisen des freien Willens zum Ernste verpflichtete.

Diese vernunftgemäße Wirkung der unbedingten Freiheit des Nehmens und Gebens gleicht den Bedingungen, unter denen einst so manche Heiligenlegende entstand. Das Verdienst um die Menschheit wächst mit dem Abstand zwischen Herkunft und Verwendung des Kapitals, wie sich auch das himmlische Verdienst der Weltentsagung oder der Bekehrung in der Sterbestunde mit der Größe des Kontrastes gegen das vorangegangene Leben steigerte. Statt jede Bankerotterklärung des Lebens mit mitleidigem Stillschweigen zu übergehen, schmiedete man Waffen gegen das Leben daraus und ernannte den Bankerotteur zum himmlischen Heiligen. Das Zeitalter der Vernunft teilt seinen Heiligenschein im Namen der Menschheit aus und gibt ihn dem, der seiner Gefräßigkeit überdrüßig geworden ist, und dem Kapital, das er nicht mehr halten kann, einen gemeinnützigen Namen gibt. Wenn auch die Gefräßigkeit erst auf dem Sterbebette erlischt.

Den Rekord der Heiligkeit strebt schon bei lebendigem Leibe der große Räuber Rockefeller an. Zwölfhundert Millionen Mark glaubt er dem Wohle seiner Opfer widmen zu können. Die Gesellschaft für ethische Kultur muß rein aus dem Häuschen geraten über diesen Erfolg. Vielleicht zwar versteht Herr Rockefeller unter dem Wohle der Menschheit nur die geschickte Abwehr eines Riesenprozesses gegen seine Beute, die er durch Umbenennung in ein durch ihn verwaltetes Gemeingut der Beschlagnahme entzieht?

Vermutlich wird er als Zeitgenosse des edlen Carnegie die Flut der Bildung und Aufklärung noch weiter steigen machen. Brot wird in Bildung verwandelt, Fleisch in Geist. Das ist natürlich im Namen der Menschheit ganz etwas andres, als im Namen des Jenseits! Die Bewohltätigten werden nun unter dem Gewichte des Kontrastes die Heiligsprechung nicht mehr umgehen können.

Denn es gibt keinen Weg, dem Wohltäter zu sagen: höre auf zu wuchern, lasse uns aus den Schinderklauen deiner Trusts und beteilige dich nicht länger an dem Lebensraub deiner Mitmenschen! Verkaufe dein Petroleum um zehn Pfennig billiger,' so bringst du uns mehr Licht als mit Monstre-Bibliotheken, Museen, Heldenpreisen, Universitäten, Sternwarten und Sanatorien; ja, wir brauchten uns dann nicht mit Beweisen für unsre Entwicklung über unsern Lebenstiefstand hinwegzuschwindeln! Behalte dein Kupfer und laß uns unser Gold!

Aber das wäre unzeitgemäß. Das Ideal der vernünftigen Menschheit verbietet, den Dieb einen Dieb zu nennen und beraubt uns der Möglichkeit, ihm sein Almosen ins Gesicht zu werfen. Fest steht er und treu im rosigen Schein der echten, alten Räuberromantik.

Hermann Gottschalk

Der Dreißigjährige

„Der Dreißigjährige" heißt ein Buch von Hans W. Fischer, das bei Georg Müller in München erschienen ist. Ein ausgezeichnetes Buch, quellend und lebendig, voll Ahnung und Geist. Es handelt vom Manne, von der Männlichkeit, es ist ein Selbstbesinnen an der Grenze des Dreißigjährigen, zur Zeit der „zweiten Pubertät". Es baut das Bild des Mannes, des Schöpfers, und gibt auch

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 23:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Zeichnung seines Affen und Widerspieles, des Philisters. Es erkennt als ewige Typen des wahren Mannes den Helden, den Künstler und den Denker. Und es tut all dies nicht reflektierend und aus zweiter Hand, sondern lebendig aus innerstem Bedürfnis, es ist die Abrechnung eines Mannes mit der eignen Jugend. Außer diesen Aufsätzen oder Selbstgesprächen des zum Bewußtsein kommenden Mannes, die alle wundervoll sind, enthält das Buch einige kleine Dichtungen, in welchen der Autor sich probend als Künstler vor sich selber auszuweisen versucht. Diese paar Dichtungen sind unbedeutend, sie allegorisieren einige schöne Gedanken, während jene Aufsätze von Klarheit und Darstellungskraft leuchten und stellenweise sogar jenen selten wachsenden, ganz zwingenden, in sich befriedigten und notwendigen Ausdruck haben, der den Denker zum Künstler macht. Es ist nach diesem Buche deutlich, wohin der Weg dieses Autors geht; möge er den letzten Schritt der Erkenntnis tun und seinen Weg festhalten. Denn er ist ein Denker, kein Dichter — und es wäre sehr falsch, aus der schönen Form seiner Aufsätze den Schluß zu ziehen, den man allgemein bei Nietzsche zu ziehen liebt. Man kann ein Denker sein und doch schön schreiben. Aber es ist bei uns noch immer Sitte, einen schön schreibenden Denker entschuldigend unter die Dichter zu stellen — vermutlich darum, weil unsre meisten Dichter zwar keine Denker sind, aber ein Deutsch schreiben, das man sonst nur Denkern verzeiht.

H.

Umfragen

Schauspieler, Dichter, Parlamentarier, auch schon Großindustrielle sind allmählich daran gewöhnt, im Interesse der Wissenschaft und namentlich im Interesse der Zeitungen und Journale, die gern unbezahlte Feuilletons bringen, allwöchentlich mit irgendeiner aktuellen „Umfrage“ beehrt zu werden. Warum dieser angenehme Sport nicht in weiterem Umfange betrieben wird, hat mich oft gewundert. Man könnte ihn auch recht wohl industriell nutzbar machen, etwa durch Fragen wie: „Benützen Sie Odol und wie wirkt sein Gebrauch oder Nichtgebrauch auf Ihre geistige Arbeit“ oder „Fahren Sie Rad, und welche Marke benützen Sie?“ Das Tragen von Schlafröcken, von steifen oder weichen Kragen, die Neigung zu süßen Speisen, zu Gewürzen, der Gebrauch von Schlafmitteln, Mineralwassern, der Nachmittagsschlaf, das Frühaufstehen — welches Feld für neue, wichtige Umfragen! Und schließlich erhalten wir dann endlich auch die Umfrage: „Sehr geehrter Herr! Im Interesse der psychologischen Forschung erlaubt sich unser Blatt folgende gewiß interessante und folgenreiche Rundfrage: Wie denken Sie über die Umfrage überhaupt? Wirkt sie auf Ihre Tätigkeit anregend oder hemmend? Halten Sie sie für volkserzieherisch wertvoll? Wirkt das Eintreffen einer neuen Umfrage jeweils belustigend oder betrübend auf Ihre sehr geehrte Psyche?“

H

Der Rezensent

Der Rezensent ist etwas durchaus Schlechtes, das totgeschlagen verdient. Hiervon können wir ausgehen; denn dies ist sicher, wird auch täglich irgendwo neu gedruckt. Wenn man junge Künstler, als die es am besten wissen müssen, über dies Subjekt, den Rezensenten, reden hört, so bemerkt man, daß es eine Art Schmeißfliege ist, die sich ansetzt, wo ein edles Roß schäumend schwitzet, ein Parasit, der von anderleut

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 23:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Arbeit lebt. Wenn anderleut frische schöne Arbeit oder Schöpfung eine Weile am Lichten steht, so bildet sich eine grüngraue Kruste, eine Ansiedlung von Schimmelpilzen: das ist der Rezensent. Da lebt er.

Es gibt nichts Verwerflicheres als ihn. Und da der Mensch ein Zoon ethikon ist, so ist nur das Eine unbegreiflich, daß gegenüber einer so allgemeinen Verachtung der Rezensent immer noch am Leben ist

Dies ist daher auch die einzige Frage, welche in dieser Sache von Interesse ist. Welche Tatsachen sind es, die es dem Rezensenten noch immer moralisch ermöglichen, am Leben zu bleiben? Wie kommt es, daß jenes große Testament noch immer nicht vollzogen ist: „Schlagt ihn tot, den Hund, er ist ein Rezensent!" Es läßt sich nur so erklären, daß irgendein verborgenes Bedürfnis nach Rezensenten vorhanden sein muß.

Um dieses Bedürfnis festzustellen, besonders auch um festzustellen, wo es am stärksten ist, beim Publikum oder — bei den Künstlern, sollte man wirklich einmal — nur zur Probe — alle Rezensenten totschlagen.

Die Folgen wären sehr wunderlich. Es würden in den nächsten Jahren keine Bücher oder Kunstwerke gekauft werden, außer von berühmten Autoren, das heißt solchen, die aus früheren Rezensionen bekannt sind. Neue Talente würden nicht mehr aufkommen können. Denn wodurch kommen sie auf? Dadurch, daß einer sie bemerkt und es weitersagt, das heißt, sie rezensiert.

Indessen über diese Frage würde man vermutlich gar nicht zu verhandeln brauchen. Aller Wahrscheinlichkeit nach würden nämlich überhaupt keine neuen Kunstwerke mehr entstehen — einfach, weil keine Künstler mehr da wären: sie wären alle als Rezensenten erschlagen worden. Es ist nämlich sehr merkwürdig, daß gerade die Künstler selbst die eifrigsten Rezensenten sind, — vor allem auch die grimmigsten und gröbsten.

Bonus

Das Zölibat der Lehrerin

„Demnach, welcher verheiratet, der tut wohl; welcher aber nicht verheiratet, der tut besser." Also spricht Paulus 1. Kor., 7, 78. Und der Herr Bauchinger im nieder-österreichischen Landtag gelegentlich der Debatte über die Abschaffung des Zölibates der Lehrerinnen. Nämlich der Herr Bauchinger — der Mann heißt wirklich so — verzapft einzig und allein das wahre Christentum; er hat diesen reinen und echten Glauben in Nieder-Österreich gerettet. Gelobt sei Jesus Christus und der Herr Bauchinger!

Es war nicht leicht; denn im Lager der Gläubigen herrschete Zwiespalt. Der größte Teil der wiener Christlich-Sozialen war vom Teufel verführet und stimmete mit den Belialskindern, als da sind, Fortschrittliche, Sozialdemokraten und anderes ungläubiges Geschmeiß gegen den uralten heiligen Paragraphen betreffend die Keuschheit der Lehrerinnen. Und sprachen weise mit der Zunge der Schlange, also, daß die Keuschheit beinahe pfutsch gegangen wäre. Aber da erschienen Bauchinger und Genossen und sie sprachen: „Nix da! Erstens zahl'n mir's; und mir kinna's nöt brauchen, daß so a Lehrerin auf ihren Mann und ihre Kinder dö Zeit verwendet, dö was unsern Kindern g'hört. Und zweitens wirkt so a schwangeres Weibsbült entsidlichend auf unsere Buam und reitzt diesölben zum Spott. Ergo wird nix draus." Und es ward nix draus! Gelobt sei Jesus Christus!

Diese Motive sind so unendlich bezeichnend für die Gesinnung der Wähler des Herrn Bauchinger und Genossen, daß ich etwas länger dabei verweilen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 23:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

möchte. Für den niederösterreichischen Landpfarrer und den von ihm geführten Bauer und Spießbürger ist eine Lehrerin nichts anders als ein Stück Vieh. Er bezahlt sie; folglich gehört sie mit ihrer ganzen Zeit und ihrem ganzen Wesen ihm, ihm ganz allein. Nicht eine Stunde, nicht eine Faser ihres Herzens darf sie jemand anderm widmen als seinen Kindern. Ihr persönliches Wohl und Wehe kommt für ihn nur insoferne in Betracht, als sie gesund sein soll, um ihren Dienst verrichten zu können. Wie eine Melkkuh, zu der er den Viehdoktor kommen läßt, wenn sie keine Milch geben will. Ansonsten ist sie Leibeigene, Sache, Mittel, lediglich Mittel zum Zweck, in keinem seiner Gedanken Selbstzweck. Er nimmt ihr die heiligsten Rechte der Natur, er kastriert sie, nur damit sie ihren Zweck besser erfüllt. Und das ist das wahre Christentum secundum dominum Bauchingerem! Ja, meine Herren Landpfarrer, Bauerntippel und Spießbürger, alle Achtung vor eurem Alkoholgehalt, aber das ist kein Christentum, nein, das ist konzentrierte Selbstsucht, eine Schweinerei. Was würdet ihr wohl sagen, wenn man euch kastrierte, ihr demutsvollen Alimentenzahler? He? Besser wär's vielleicht, ihr Weinrauschlüstlinge! Besser für euch und zum Zwecke der Verminderung des Kretinismus am Lande.

Ja, und dann die Kinder, die lieben kleinen Bauernjungen, könnten Anstoß nehmen an einer schwangeren Lehrerin, allen Respekt verlieren, sie verhöhnen und so weiter. Da gibt's natürlich nur ein Mittel: Die Lehrerin darf nicht „vom Herrn gesegnet werden", wie die Bibel sagt, damit ist der Stein des Anstoßes und des Ärgernisses für die christlichen Gemüter der süßen Knaben aus der Welt geräumt. Ja, ja, gut, gut, recht schön und christlich gedacht; aber es gibt am Lande und auch sonst wo noch andre Angehörige des weiblichen Geschlechtes, die guter Hoffnung sind, zum Beispiel die p. t. Mütter der sittsamen Jugend. Was ist's denn da? Verhöhnen die Herrn Bauernjungen auch ihre eigenen Mütter, wenn ihnen das Schürzenband zu eng wird? Ah nein, das tun sie nicht, weil sonst der Herr Bauer kommt und seinen hoffnungsvollen Sprößling windelweich durchprügelt. Na also da geht's ja, warum soll's denn nach demselben probaten Rezept bei der Lehrerin nicht gehen? Ja, weil die Lehrerin ein Stück Vieh ist, um dessentwillen es sich nicht verlohnt, den Haslinger in Schwungbewegung nach dem Revers des Herrn Sohnes zu versetzen. So ist die Sache. Das mit der Sittsamkeit ist nur ein fadenscheiniger Vorwand. So dumm ist ja kein Mensch, nicht einmal ein im heiligen Weinrausch erzeugter christlicher Gehirnweichling, daß er das keimende Leben abschaffen wollte, weil ein paar schlecht erzogene Bauernfratzen ihre ungewaschenen Mäuler daransetzen könnten; dafür wachsen die Medikamente kostenlos in den Wäldern, dazu brauchen wir nicht erst den echt christlichen Helden Bauchinger.

Der niederösterreichische Landtag ist ein Kasperltheater; das ist eine alte Geschichte; man kann ihn ja schließlich spielen lassen. Wenn aber sein echtes Christentum lebensfeindliche Tendenzen annimmt, dann sollte man ihn denn doch zusperren und seine Mitglieder in's Narrenhaus schicken.

x

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 23:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der verfolgte Khan

Die österreichische Hauptstadt ist von jeher der richtige Boden für Hanswurstiaden gewesen. Kein Wiener versagt den Kotau vor einem fremden Titel oder einer exotischen Würde. Neunmal hereingefallen, lächerlich gemacht oder geschädigt, wird er sich das zehntemal doch wieder hochgeehrt fühlen, in persönlichen Verkehr mit einem persischen „Khan" zu treten. Auf diese nationale Schwäche hinauf hat ein sonst harmloser, unternehmungslustiger kaufmännischer Agent, den sein Schicksal einmal zufällig nach Persien führte und der von dort gleich den Khan-, Generals- und Sektionscheftitel heimbrachte, eine Zeit hindurch die Wiener Welt bis in ihre höchsten Spitzen geblufft. Hätte sich Klemens Kolischer Khan damit begnügt, in gewissen Kreisen mit General oder Exzellenz angesprochen zu werden, den Khan nur dort hervorzukehren, wo man über persisches Insektenpulver hinaus nichts von Persien weiß, — wäre er wohl kaum in die peinliche Lage versetzt worden, in öffentlicher Gerichtssitzung alle Machenschaften, die er zur angeblichen Erlangung dieser Würden anwenden mußte, enthüllt zu sehen. Überdies hätten die Wiener auch niemals erfahren, daß der Khantitel vom früheren Schah absichtlich minderwertigen Personen, so zum Beispiel häufig der Dienerschaft oder mißliebigen Ausländern verliehen wurde, um das Ansehn der störrigen, wirklichen Khane herabzusetzen, ferner daß ein Zivilgeneralstitel in Persien zu keiner Uniform berechtigt und überdies billig wie Brombeeren ist, und daß es einen persischen Sektionschef, im Sinne des gleichnamigen höchsten Beamtenranges in Österreich, garnicht gibt. Aber Klemens Kolischer Khan wollte nicht nur in Kontors und an Geschäftsstellen imponieren, sondern auch alten, verdienten, österreichischen Generalen kameradschaftlich auf die Schulter klopfen können und sich einen Verkehr inter pares mit Ministern, Diplomaten und Sektionschefs sichern. In Paris laufen exotische Generale und Admirale aller erdenklichen amerikanischen und afrikanischen Staaten zu hunderten umher. Aber alle tragen bescheidenes Zivil und weichen grundsätzlich den französischen Berufsgenossen in weitem Bogen aus. Nicht so — Kolischer Khan, der öffentlich eine der österreichischen täuschend ähnliche Generalsuniform trägt. Da war es denn begreiflich, daß die Zweifel an der militärischen Echtheit des persischen Generals, der seinen eigenen Worten nach, bald ein Armeekorps, bald die gesamte Kavallerie befehligt haben wollte, sich zu diplomatischen Informationen auswuchsen, die trotz der blumenreichen Sprache der persischen Regierung, den Khan-, Generals- und Sektionschefstitel — seiner positiven Bedeutung nach — in das Reich der Operette verwiesen. Dazu kam noch eine private Frauengeschichte, welche den Khan in einen Ehrenkonflikt mit einem Stabsoffizier des österreichischen Kriegsministeriums verwickelte, im Verlauf welcher Affäre der persische General nicht etwa seine Gegner niedersäbelte, sondern ein dunkles Wochenblättchen gründete und darin die Ministerien des Äußern und des Krieges, ebenso wie eine Anzahl hoher Offiziere und Beamten des Amtsmißbrauchs, der Unterschlagung von Dokumenten, der Ehrlosigkeit und sonstiger Verbrechen an seiner Sache beschuldigte. Das Ergebnis dieser Preßangriffe ist der seit Wochen vor den wiener Geschworenen laufende Prozeß gegen Kolischer Khan. In dieser Hanswurstiade sind so ziemlich die höchsten Militär- und Zivilwürdenträger des Reiches als Zeugen geladen. Alle, um über die Lächerlichkeit auszusagen, daß einer durchaus und ohne volle Be-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 23:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

rechtigung — als persischer Khan und General umherlaufen will. Und das in einer Zeit, in der persische Titel und Würden so tiefen Kurs haben, daß Menschen, die das Schämen nicht verlernt haben, ihre Sonnen- und Löwenorden doch höchstens noch am Nachthemde tragen können. Der Angeklagte will aber durchaus ein Khan sein. Vielleicht haben seine Erfahrungen ihn gelehrt, wie Wien anders als die übrige Welt über solchen Titel denkt. Tatsächlich kämpft er wie ein Wilder um seinen Khan. Gericht, Behörden, Öffentlichkeit, im Dienst und Ehren ergraute Offiziere und Beamte müssen dafür herhalten und die große Farce mitmachen.

Es gibt eben nur ein Wien . . .

v. S.

Das Unmögliche auf der Bühne

Die Theaterpraxis liefert täglich Beweise dafür, daß Unwahrscheinlichkeiten, ja Unmöglichkeiten auf der Bühne vorgeführt werden können, ohne Proteste beim Gros des Publikums auszulösen, wenn Talent oder geschickte Mache dafür sorgen, die szenischen Vorgänge nicht auf das Gebiet zu verlegen, auf dem die Masse ein zuständiges Urteil zu haben glaubt. Denn die Mehrheit folgt weit lieber den gewundensten Wegen der Allegorie, als daß es ruhig hinnimmt, wenn Menschen aus ihrem Alltagsleben, aus der lebendigen Gegenwart, auf den Brettern so sprechen und handeln, wie Keiner der im Hause Anwesenden in analoger Situation je sprechen und handeln würde. Da setzt sofort ihr Protest ein.

Die Bühnenkunst wendet sich aber an die Masse und hängt auch von ihr ab. Nicht von den dünngesäten literarischen Höhenwandlern. Daher sind die Forderungen der Masse ausschlaggebend für die Theaterpraxis.

Ich habe unlängst in Frankreich einer Aufführung des vielberedeten Chantecler von Rostand angewohnt. An der lyrischen Schönheit der Verse, die das verschiedene Tag- und Nachtgevögel spricht, an den malerischen und zuweilen auch dramatischen Stimmungseffekten des Stückes ist ebensowenig zu mäkeln, als an dem Geist und Witz, der bei diesem Superlativ einer Allegorie verbraucht wird. Aber das Hahnenstück ist deshalb nicht minder das typische Beispiel einer Bühnenunmöglichkeit, welche das Publikum ruhig hinnahm. Denn den französischen Beifall kontiere ich wohl kaum irrtümlich, auf die Popularität des Dichters von Cyrano, auf einige Schlager des gallischen Hahns und zum Teil auch auf das Urteil meiner kleinen Nachbarin, einer pikanten Midinette mit billet de faveur, die da meinte: „ich habe zwar von alledem nichts verstanden — aber es war wunderschön . . .“

Ich will nicht boshaft sein und auch keine Kritik des zur Genüge in der Öffentlichkeit besprochenen Dramas im Geflügelkleid schreiben. Ein Berufsrezensent machte mich unter Andern auf die Größe des Gedankens aufmerksam, der darin liege, daß sich Chantecler jedesmal wenn er sich anschickt, den Tag zu rufen (er lebt ja bis zur großen Enttäuschung in dem Glauben, daß sein Schrei Licht bringe), sich vorerst durch Scharren und Kratzen mit der wahren, braunen, fruchtbaren Erde in Kontakt setze, festen Fuß auf ihr fasse, um sein vermeintliches, großes Werk zu tun. Ich gab mir alle Mühe, mich auf diese Ideenhöhe zu schwingen, — wurde aber den Gedanken nicht los, daß Rostands scharfe Beobachtung der Hahnnatur sich hier einen Witz gestattete. Denn das Scharren des Hahnes, der auf diese Weise fast unausgesetzt Futter für sich und die Seinen sucht, ist eine Hahnengewohnheit, die er auch vor dem Krähen, pardon Singen nicht läßt.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 23:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nein und nochmals nein — Chantecler ist und bleibt eine Bühnenunmöglichkeit. So lag mein Urteil.

Die Masse gab mir Unrecht. Sie nahm Chantecler fast einspruchslos hin — denn es protestierten nur die dichterischen und dramatischen Kollegen Rostands — nicht aber das souveräne Publikum.

Und so bleibt als wirklich Unmögliches auf der Bühne, doch wieder nur bestehen, was ich eingangs erwähnte. Schemen, die sich als Alltags- oder Gegenwartsmenschen auf den Brettern geben, die wahr sein wollen und es nicht sind und mit denen die Masse, die entscheidende Masse, ein Stück Weges mitgeht, um dann enttäuscht stehen zu bleiben.

Mit Chantecler ging niemand mit. Im Publikum saßen keine Hähne. Also ist er möglich . . .

v. S.

Schultyrannen in Österreich

Wie die Zeitungen berichten, besteht für die österreichischen Schulen ein besondrer Index verbotener Bücher, der den römischen freundlich ergänzt. So sind zum Beispiel für alle österreichischen Schulbibliotheken Andersens Märchen verboten, weil nach einem Erlaß des Salzburger Landesschulrates „ihr Inhalt von geringem Werte ist". Wir wollen zur Ehre des Kollegiums annehmen, es habe jene Märchen aus Faulheit nicht gelesen. Andernfalls sollte man doch die Strenge ihrer Grundsätze auf diese Herren selber anwenden und ihre Köpfe für unbrauchbar erklären, da wirklich „ihr Inhalt von geringem Werte" ist. H.

Trauerkunde

†

Unser Freund, der hochwürdige Herr Pfarrer Münsterer von Pondorf hat seinen geliebten Pfarrkindern

200000 Mark

gestohlen und ist plötzlich abgereist, ohne selbst dem „Bayrischen Vaterlande", dessen Mitherausgeber er war, seine nähere Adresse zu hinterlassen. Wir empfehlen das Andenken an den geweihten Lumpazi allen seinen ultramontanen Streitgenossen, wie auch einer verehrungswürdigen christkatholischen Presse, wie auch dem Männerverein für Sittlichkeit, dem er angehörte, und bitten, den teuern Verflüchtigten ins Gebet einzuschließen.

Gleichzeitig danken wir seinen Mitpfaffen von der evangelischen Fakultät für die zahlreichen Beweise ihrer Liebe, mit der sie seine so recht aus derber Ehrlichkeit entflossenen Artikel gegen den „Simplicissimus" oft und gerne zitierten; auch danken wir im Geiste dem hochwohlgeborenen Herrn August Scherl und seinen Redakteuren, die dem so unerwartet Durchgebrannten, auch im „Tag" einen ehrenvollen Platz gewährt haben.

Dem so schmerzlich betroffenen „Bayerischen Vaterlande" drücken wir unser innigstes Beileid zu dem herben Verluste aus; möge es dem Hinterbliebenen zum Troste gereichen, daß der teure Abgeschobene im Geiste bei ihm weilt.

So ist es also wahr, daß der Starke in Israel, der ultramontanste Ehrenmann und das ungewaschenste Maul südlich der Donau dahingegangen ist!

Requiescat der Pazl!

Verantwortlich: für die Redaktion Otto Wolters, für den Inseratenteil Otto Friedrich, beide in München. — Verlag von Albert Langen in München. — Redaktion und Expedition: München, Kaulbachstraße 92. — Verantwortlich für die Redaktion in Österreich-Ungarn: Adolf Schlesinger in Wien I. — Expedition für Österreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachfolger, Wien I, Herrengasse 6
Druck von E. Mühlthaler's Buch- und Kunstdruckerei AG. in München, Dachauerstraße 25
Buchbinderarbeit von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, G. m. b. H., in München
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik Niefern bei Pforzheim

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 23:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-10-26 23:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

JUL - 1 1969

AP30
.M15
Jahrg. 4
1910
Bd. 1

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

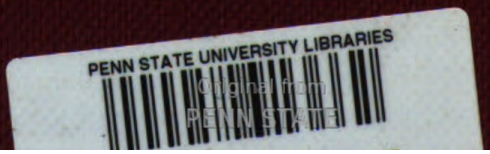
Generated on 2019-10-26 23:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-10-26 23:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Digitized by Google



Generated on 2019-10-26 23:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913662
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google